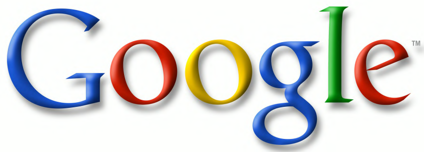



DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution.





Paul Otto fec. Rudolf Strauch sculps

WILHELM von HUMBOLDT.

INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT

FÜR

ALLGEMEINE

SPRACHWISSENSCHAFT

UNTER MITWIRKUNG DER HERREN

L. ADAM IN RENNES, **G. I. ASCOLI** IN MAILAND, **F. A. COELHO** IN LISSABON, **O. DONNER** IN HELSINGFORS, **H. L. FLEISCHER** UND **G. VON DER GABELENTZ** IN LEIPZIG, **A. S. GATSCHET** IN WASHINGTON, **R. LEPSIUS** IN BERLIN, **A. LESKIEN** IN LEIPZIG, **G. MALLERY** IN WASHINGTON, **F. A. MARCH** IN EASTON, **F. VON MIKLOSICH** UND **FRIEDRICH MÜLLER** IN WIEN, **MAX MÜLLER** IN OXFORD, **G. OPPERT** IN MADRAS, **H. PAUL** IN FREIBURG, **A. F. POTT** IN HALLE, **W. RADLOFF** IN KASAN, **L. DE ROSNY** IN PARIS, **A. H. SAYCE** IN OXFORD, **W. SCHERER** UND **H. STEINTHAL** IN BERLIN, **J. STORM** IN CHRISTIANIA, **J. VINSON** IN PARIS, **W. D. WHITNEY** IN NEW HAVEN, **W. WUNDT** IN LEIPZIG

UND ANDERER GELEHRTEN DES IN- UND AUSLANDES

BEGRÜNDET UND HERAUSGEGEBEN

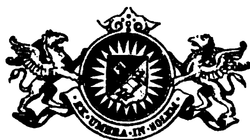
VON

F. TECHMER,

DOZENTEN DER ALLGEMEINEN SPRACHWISS. AN DER UNIVERSITÄT LEIPZIG.

I. BAND.

MIT 80 HOLZSCHNITTFIGUREN, 7 LITHOGR. TAFELN UND EINEM FACSIMILE



LEIPZIG, 1884.

JOHANN AMBROSIUS BARTH.

PARIS: E. LEROUX. **TURIN:** H. LOESCHER. **LONDON:** TRÜBNER & CO.
NEW YORK: B. WESTERMANN & CO.



Druck von METZGER & WITTIG in LEIPZIG.

INHALT DES I. BANDES.

INHALT.

INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT

FÜR

ALLGEMEINE

SPRACHWISSENSCHAFT

UNTER MITWIRKUNG DER HERREN

L. Adam in Rennes, **G. I. Ascoli** in Mailand, **F. A. Coelho** in Lissabon, **O. Donner** in Helsingfors, **H. L. Fleischer** und **G. von der Gabelentz** in Leipzig, **A. S. Gatschet** in Washington, **R. Lepsius** in Berlin, **A. Leskien** in Leipzig, **G. Mallery** in Washington, **F. A. March** in Easton, **F. von Miklosich** und **Friedrich Müller** in Wien, **Max Müller** in Oxford, **G. Oppert** in Madras, **H. Paul** in Freiburg, **A. F. Pott** in Halle, **W. Radloff** in Kasan, **L. de Rosny** in Paris, **A. H. Sayce** in Oxford, **W. Scherer** und **H. Steinthal** in Berlin, **J. Storm** in Christiania, **J. Vinson** in Paris, **W. D. Whitney** in New-Haven, **W. Wundt** in Leipzig

UND ANDEREN GELEHRTEN DES IN- UND AUSLANDES

HERAUSGEGEBEN

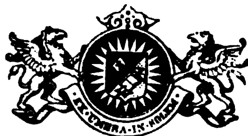
VON

F. TECHMER,

DOCENTEN DER ALLGEMEINEN SPRACHWISSENSCHAFT AN DER UNIVERSITÄT LEIPZIG.

I. BAND. 1. HEFT.

MIT ÜBER 80 HOLZSCHNITTFIGUREN UND 7 LITHOGRAPHIERTEN TAFELN.



LEIPZIG, 1884.

VERLAG VON JOH. AMBR. BARTH.

Paris: E. Leroux. **Turin:** H. Loescher. **London:** Trübner & Co.
New-York: B. Westermann & Co.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Das erste Wort an dieser Stätte, wo sich Arbeitsgenossen verschiedener Zungen, ja aus verschiedenen Erdteilen, von den Altmeistern bis zum jüngern Geschlecht zusammenthun, um an dem vor Jahrtausenden begonnenen Bau der Sprachwissenschaft weiter zu arbeiten, dieses erste Wort sei der Vergangenheit geweiht. Es diene als Wahrzeichen dafür, daß wir auf der alten Grundlage, soweit sie für sicher befunden worden, mit dem vorhandenen, als zuverlässig bewährten Material fort zu bauen gewillt sind, dankbar der Vorarbeiter gedenkend, welche die Bausteine mühsam herbeigeschafft und das Werkzeug sinnreich vervollkommnet, besonders aber derer, die an den Grundpfeilern und am Plan des ganzen Werkes gearbeitet haben. Unter den letzteren steht

WILHELM VON HUMBOLDT

in vorderster Reihe; seinem Andenken sei das erste Blatt dieser Zeitschrift gewidmet.

Es wäre überflüssiges Thun, wollte ich hier das Leben und die Werke des grossen Mannes zu schildern oder seine Verdienste um die Sprachwissenschaft zu würdigen versuchen, nachdem das bereits wiederholt und noch in diesen Tagen von den berufensten Mitarbeitern geschehen, deren Namen den Titel dieser Zeitschrift zieren, in Schriften, welche allen unseren Lesern zur Genüge bekannt sind.

In wie weiten Kreisen W. v. HUMBOLDTS Verdienste anerkannt werden, bekundet ganz besonders der heutige Tag, an welchem die Enthüllung seines Denkmals vor dem Palaste der FRIEDRICH-WILHELMS UNIVERSITÄT in BERLIN stattfindet, welche er begründen half. Die Festrede wird dabei Herr VON GOSSLER halten.

Es ziemt sich, daß auch die INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT FÜR ALLGEMEINE SPRACHWISSENSCHAFT das Andenken dieses Tages bewahre; mag die Abbildung des Denkmals, welche wir dem ersten Bande

beigeben, ein äußeres Erinnerungszeichen sein. Ein viel wertvolleres, weil geistiges Monument, aere perennius, hat sich W. v Humboldt selbst in seinen Werken errichtet.

Aus diesen wird der Sprachgelehrte jederzeit als Forscher reichste Anregung, als Mensch wahre Erbauung schöpfen. Wie rein ideal ist seine Auffassung von den Aufgaben des Einzelnen, des Volks, der Menschheit; wie großartig die Darstellung der Beziehungen der Sprache zur Entwickelung unseres Geschlechts, der Sprachwissenschaft zur Geschichte: 'Die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues aufzusuchen, sie in ihrer wesentlichen Beschaffenheit zu schildern, die scheinbar unendliche Mannigfaltigkeit, von richtig gewählten Standpunkten aus, auf eine einfachere Weise zu ordnen, den Quellen jener Verschiedenheit und vor Allem ihrem Einflufs auf die Denkkraft, Empfindung und Sinnesart der Sprechenden nachzugehen, und durch alle Umwandlungen der Geschichte hindurch dem Gange der geistigen Entwicklung der Menschheit an der Hand der tief in dieselbe verschlungenen und sie von Stufe zu Stufe begleitenden Sprache zu folgen, ist das wichtige und viel umfassende Geschäft der allgemeinen Sprachkunde. Es bedurfte der Zeit und mannigfaltiger Zurüstungen, ehe nur der Begriff dieser Wissenschaft vollständig aufgefafst werden konnte, von welcher die Alten noch keine Ahndung besafsen . . . Bis es möglich war, auf diesem [Gebiet des geschichtlichen Studiums der Sprachen] heimisch zu werden, mufsten erst geschichtliche Umwälzungen den Menschen mehr auf den Zustand seines ganzen Geschlechts richten, und hierdurch neue Ansichten auch über die Natur der Sprache eröffnen . . . Es fehlten . . . [bei den alten Völkern] nicht blofs eine Menge von Antrieben zu der Verbindung von Nationen, sondern es waren offenbar auch hemmende Ursachen vorhanden. Ich setze diese vorzüglich in die Abgeschiedenheit, in welche sich im Alterthum, und noch tief bis in das Mittelalter hinein, die Nationen ummauerten, und in eine unrichtige Ansicht von der Natur der Sprache. Die erstere hinderte, sich so angelegentlich mit fremden Nationen zu beschäftigen, als es nothwendig aller Sprachkunde vorausgehen mufs, die letztere machte, dafs auch die hinlänglich bekannten Sprachen so lange, und bis in ganz späte Zeiten hin, für die Wissenschaft unbenutzt blieben.

Wenn es eine Idee giebt, die durch die ganze Geschichte hindurch in immer mehr erweiterter Geltung sichtbar ist, wenn irgend eine die vielfach bestrittene, aber noch vielfacher misverstandene Vervollkommnung des ganzen Geschlechtes beweist, so ist es die der Menschlichkeit, das Bestreben, die Gränzen, welche Vorurtheile und einseitige Ansichten aller Art feindselig zwischen die Menschen stellen, aufzuheben, und die gesammte Menschheit, ohne Rücksicht auf Religion, Nation und Farbe, als Einen grofsen, nahe verbrüderten Stamm zu behandeln. Es ist dies das letzte, äufserste Ziel der Geselligkeit, und die Richtung des Menschen auf unbestimmte Erweiterung seines Daseins, beides durch seine Natur selbst in ihn gelegt."[1]

Der in W. v. HUMBOLDTS Schriften niedergelegte Schatz harrt zu einem kleineren Teil noch der Hebung, um gangbare Münze zu werden. Wir glauben unsererseits nicht besser den Zoll unserer dankbaren Verehrung entrichten zu können als dadurch, daß wir im zweiten Hefte dieses Bandes ein wichtiges Manuskript, das sich erst nachträglich gefunden, teilweise zum Abdruck bringen. Ein paar unveröffentlichte Briefe mögen schon an dieser Stelle folgen.

LEIPZIG, am 28. Mai 1883.

DER HERAUSGEBER.

---

[1] Vgl. STEINTHAL, DIE SPRACHPHILOSOPHISCHEN WERKE WILHELMS VON HUMBOLDT, 1883, S. 150, 151. Zur Erklärung der vielen schwer verständlichen Stellen werden daselbst Stücke aus W. v. H.s ungedruckten Mss. herangezogen.

ZWEI BRIEFE W. V. HUMBOLDTS AN HERRN AL. V. RENNENKAMPFF.[1]

ERSTER BRIEF.

WIEN, den 30. Mai, 1812.

Wenn ich Ihnen, theuerster Herr Baron, auch später antworte, als ich gewünscht hätte, so hat mir Ihr gütiger Brief doch darum nicht weniger Freude gemacht. Die neuen Beweise Ihrer freundschaftlichen Anhänglichkeit, die er enthält, haben einen um so größeren Werth für mich, als ich dieselben Gesinnungen gewiß in gleichem Maße erwiedere. Außerdem ist es mir äußerst angenehm, durch Sie manchmal einige literarische Nachrichten aus Ihren Gegenden zu erhalten, aus denen sie sonst selten zu uns herkommen. Herzlich lieb wird es mir daher seyn, wenn Sie, statt Sich über die Länge Ihrer Briefe zu entschuldigen, mir oft und ausführlich schreiben wollen. Ihr Anerbieten, Aufträge, die ich in Ihrer Stadt haben könnte, gütigst zu übernehmen, ist mir ungemein erwünscht, und wenn Sie es mir erlauben, so mache ich gleich jetzt Gebrauch davon. Sie wissen, daß ich mich viel und anhaltend mit Sprachstudien beschäftige, ich besitze auch eine ziemlich ansehnliche Sammlung gedruckter und handschriftlicher Hülfsmittel dazu, zu deren Vermehrung Sie mir sehr behülflich sein könnten, da Sie gerade in dem Reiche leben, das die meisten Sprachen in sich vereinigt. Eben diese aber, die sich nur bei Ihnen finden, haben jetzt ein doppeltes Interesse für mich, da ich vorzüglich die Amerikanischen Sprachen mir zum Gegenstande meiner Untersuchungen gewählt habe, und diese unter allen übrigen am meisten mit den Nord Östlich Asiatischen Sprachen und Mundarten Verwandtschaft haben. Ich bin daher so frei, Sie zu bitten, hiervon einige Nachricht einzuziehen, und für mich zu kaufen, was sich von Grammatiken und Wörterbüchern Asiatischer Sprachen bei Ihnen nur irgend finden kann. Wenn ich von Asiatischen Sprachen rede, nehme ich aber Arabisch, Türkisch, Persisch und alle sogenannten Semitischen Sprachen, ferner

[1] Wir verdanken dieselben der Freundlichkeit des Herrn Archivrat Dr. TH. DISTEL in DRESDEN, welcher sie mit andern Briefen und einer Einleitung in gleichem Verlage erscheinen läßt unter dem Titel: AUS W. V. HUMBOLDTS LETZTEN LEBENSJAHREN.

Der erste Brief ist von W. v. HUMBOLDT eigenhändig geschrieben und wird hier in dessen Orthographie wiedergegeben. Den zweiten hat H. seinem Jäger in die Feder diktiert und nur unterschrieben; dieser Brief wird in der Orthographie der ZEITSCHRIFT gedruckt. VON RENNENKAMPFF weilte zur Zeit des ersten Briefes in PETERSBURG, später in OLDENBURG, wo er 1854 als großherzogl. Hofmarschall starb.

Indisch und Chinesisch aus. Alles Uebrige aber, besonders Alles, was zu den Tartarischen Sprachen gehört, hat, ohne Ausnahme, das größeste Interesse für mich. Es wäre auch möglich, daß sich bei der Akademie, oder sonst handschriftliche Materialien dieser Art vorfänden, und in diesem Fall würde ich Sie um Abschriften bitten, die aber freilich, vorzüglich für die fremden Wörter, sehr genau seyn müßten. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr Sie mich durch solche Mittheilungen verbinden würden. Die Kosten würde ich Ihnen auf Ihre Anzeige unmittelbar in PETERSBURG selbst ersetzen, und sollte auch jetzt der vielleicht ausbrechende Krieg die Communikationen schwieriger machen, so kann dies doch nur immer momentan seyn, und wenn Sie indeß Einiges gütigst sammelten, würde es mich nachher um so angenehmer und unerwarteter überraschen. Bemerken muß ich, daß ich das große Wörterbuch der Akademie, die Claprothschen Schriften u. s. w. natürlich habe. Ich habe auch Herrn VON OUVAROFF in der Inlage gebeten, Sie hierbei zu unterstützen, und Sie werden mir eine ungemeine Gefälligkeit erzeigen, wenn Sie diesen Gegenstand, da Dinge dieser Art bei Ihnen gelegentlich fast immerfort von Zeit zu Zeit vorkommen müssen, gütigst im Auge behalten wollen. Die beiden Schriften von MÜNTER habe ich mit vielem Vergnügen und mannigfaltiger Belehrung gelesen, ob ihnen gleich das eigentlich Geniale und Tiefgelehrte fehlt, das man in ZOËGA's und VISCONTIS Abhandlungen über dergleichen Gegenstände antrift. Ganz eigen ist es zu sehen, daß ein Bischof, indem er seine Pfarrer zu einer Synode zusammenberuft, nur darum einen singulären Text aus der Apokalypse wählt, um dann auf heidnische Schriftsteller und Alterthümer abschweifen zu können, von dem er kaum einen Augenblick am Ende mit wenigen Worten zurückkommt. Ich danke Ihnen aber recht sehr für beide kleine piecen, und bedaure, Sie gerade der interessanteren beraubt zu haben. Auch die Art der Zuckerpräparation, wenn es Ihnen keine große Mühe macht, erfahre ich sehr gern. Die Anekdote, die Sie mir dabei erzählen, ist sehr drollig. Sie werden aus den Briefen meiner Frau gesehen haben, daß es uns wenigstens so gut geht, als es nun einmal uns außer Italien gefallen kann. Daß wir dahin, und um gänzlich zu bleiben, zurückkehren, ist gewiß, und wir bereiten im Stillen Alles dazu vor. Die Zeit ist freilich jetzt noch unbestimmbar, allein auch Sie, denke ich, gehen über kurz oder lang in diesen Hafen ein, und sehr dann sollte es mich freuen, wenn wir wieder zusammen dort wären. Leben Sie indeß recht wohl, und erhalten Sie mir Ihr gütiges Andenken! Mit herzlicher Hochachtung und Freundschaft

der Ihrige,

HUMBOLDT.

ZWEITER BRIEF.

Ich bin äußerst beschämt, verehrungswürdigster Freund, Ihnen heute zum erstenmal seit meiner Rückkunft aus Norderney zu schreiben und Ihnen noch nicht einmal für Ihre so gütige liebevolle Aufnahme gedankt zu haben. Ich wünschte aber, indem ich Ihren Brief, der mir so große Freude verursacht hatte, beantwortete, Ihnen zugleich die beiden Steindrücke, welche Sie mit diesem Schreiben empfangen werden, zu überschicken. Eine Zeitlang machte die Cholera alle Sendungen unmöglich und mehrere Zeit nachher war der Steindruck des Grabmals noch nicht erschienen. Desto mehr eile ich, Ihnen beide jetzt zu übermachen und bitte Sie, dieselben gütig und liebevoll aufzunehmen. Das Monument haben Ew. Hochwohlgeboren bis auf die Statue selbst gesehen. Von dieser kann die Zeichnung kaum mehr als die Umrisse und die Stellung geben, indes vollendet sie immer die Idee des Ganzen, da die Säule ohne dieselbe halb und unfertig aussah. Mein Bildnis wird hier allgemein ähnlich gefunden und vielleicht teilen auch Sie diese Meinung. Es ist von Krüger, den ich bei weitem nicht den besten unserer Maler oder Zeichner nennen möchte, der aber in der Ähnlichkeit von Männerbildnissen, da ihm Frauen weniger gelingen, hier einen entschiedenen Ruf hat.

Ich habe mich seit meiner Rückkunft in die hiesige Gegend äußerst wohl befunden, und würde undankbar sein, wenn ich es nicht der Wirkung der Seebäder zuschriebe. Ich denke sie auch in diesem Jahre wieder zu brauchen und meine Tochter, die sich Ihnen auf das freundschaftlichste empfiehlt, und ich freuen uns unendlich, dann Sie und Ihre Frau Gemahlin wieder zu sehen und die frohen Stunden zu erneuern, die wir mit Ihnen zugebracht haben. Ich finde in den Briefen meiner verstorbenen Frau immer mit lebhafter Freude Ihren Namen erwähnt und immer kehrt mir dabei der Gedanke zurück, wie glücklich es sie gemacht haben würde, Sie, teuerster Freund, mit mir in Oldenburg in Ihrer Häuslichkeit zu sehen. Große Freude hat es uns gemacht, daß Sie alle dort auch von der geringsten Besorgnis der Cholera frei geblieben und höchstens durch die trüben Vorbereitungsanstalten dazu belästigt worden sind. Wir haben auch nur leichtes Ungemach dadurch erfahren und im ganzen sind für die Bevölkerung Berlins die Opfer nur in mäßiger Zahl gefallen. Ich habe den Winter, denn wir sind ja morgen schon am Anfang des Frühlings, still und ruhig zugebracht und diese Entfernung von allem, was in der Welt vorgeht, thut mir sehr wohl. Ich will damit nicht eben einen großen Tadel gegen die Ereignisse des Tages

aussprechen. Sie sind allerdings weder erfreulich, noch lobenswürdig. Andere Zeiten sind aber nicht besser gewesen und es wird sich auch aus diesen Gutes und Kräftiges entwickeln. Was ich meine, geht nur mich an. Ich habe zwar schon in meiner Jugend die Zurückgezogenheit geliebt und gesucht, aber die letzten Jahre des Lebens haben darin ein besonderes Vorrecht und wer einmal vorherrschende Neigung zu einsamer Selbstbeschäftigung hat, der überläßt sich in ihnen doppelt gern diesem Hange. Der Mensch hat, wenn er an dieser Stufe steht, eigentlich nichts anderes zu thun, als sich in demjenigen zu sammeln, was er sich in den langen Jahren seiner irdischen Laufbahn angeeignet hat. Er muß im Augenblicke, wo er sie verlassen wird, wenigstens in der inneren Gestaltung dastehen, in der das beste ausgeprägt ist, das er zu erreichen vermocht hat. Denn die Bahn, die er ferner zu betreten hat, ist dunkel und ungewiß und das sicherste Vertrauen auf derselben muß immer auf der geistigen Kraft beruhen, die er mit sich fortnimmt. Es ist auch eine wichtige und erfreuliche Arbeit alles, was man dem Leben verdankt, so zu sichten, daß nur das wirklich und echt wesentliche davon übrig bleibt. Alles wissenschaftliche Treiben hier, um gar nicht einmal von dem Handeln zu sprechen, hat immer noch soviele bloß den Augenblick, die Person oder besondere Verhältnisse betreffende Beziehungen, von denen man es befreien muß, wenn man es in seiner wahren unentstellten Gestalt sehen will. Eine sich nie erschöpfende und unendlich süße Beschäftigung ist es endlich, sich das Bild der vorzüglichen Menschen, denen man im Leben begegnet ist, anschaulich zu machen, sie mit einander in Gedanken zu vergleichen, und dadurch dem undurchdringlichen Geheimnis der Individualität wenigstens näher zu treten. Sie sehen hieraus, teuerster Freund, wie ich meine Muße ausfülle. Ich habe seit NORDERNEY sehr angestrengt gearbeitet. Ich hatte noch einiges zu vollenden, was vieles kleinliches Nachsuchen erforderte und wovon ich mich gern losmachen mochte. Denn auch das Wissen gehört zu den Schlacken der Erkenntnis. Ich bin zwar noch nicht über den Weg gewiß, den ich nach NORDERNEY und zurück nehmen werde. OLDENBURG hat aber für mich eine so erfreuliche Lage, daß jeder mich immer zu Ihnen führt und so bitte ich Sie denn recht herzlich, Ihre Frau Gemahlin und Ihre Frau Mutter meiner aufrichtigen Ehrerbietung zu versichern und mir zu erlauben, Ihnen zwischen dem 7. und 10. Julius persönlich den Ausdruck meiner ausgezeichnetsten Hochachtung und meiner freundschaftlichsten Anhänglichkeit zu erneuern.

TEGEL, den 20. März 1832.

HUMBOLDT.

REDE DES HERRN KULTUSMINISTERS V. GOSSLER
ZUR FEIER DER ENTHÜLLUNG DES DENKMALS VON W. V. HUMBOLDT.[1]

— —

... Wilhelm v. Humboldts Namen erweckt in uns die Erinnerungen an weit zurückliegende Perioden unseres Kulturlebens und der politischen Entwickelung unseres Volkes. Auf märkischem Boden erwachsen, mit den belebenden Kräften der Hauptstadt nahe verbunden, trat er in einem Alter, in welchem nur selten die Jugend die Ziele sich zu stecken weiß, als ein fertiger Mann in das Leben und, als er nach 68jähriger Wanderung zur ewigen Ruhe einging und am Fuße der Hoffnung, die Thorwaldsens Meisterhand geschaffen, an der Seite seiner hochbegabten hochherzigen Gattin gebettet wurde, da war das Herz eines Jünglings zum Stillstand gelangt. Nicht das Glück aufsuchend, sondern den inneren Frieden bewahrend, in harmonischem Ebenmaß seine Kräfte ausgestaltend, vollendete Wilhelm v. Humboldt sein Leben wie ein Kunstwerk.

Frühzeitig ein Mitarbeiter Kants und Fichtes, als Kenner der klassischen Sprachen von Wolf als ebenbürtig anerkannt, trat er im blühendsten Mannesalter mit Schiller und Goethe in innigste Berührung und führte beide durch eigene bedeutende Arbeiten in das dankbare Verständnis des deutschen Volkes ein. Die volle Beherrschung der hellenischen Litteratur und Kunst leitete ihn in folgerichtigem Vorwärtsschreiten zu dem sein ganzes Leben ausfüllenden Studium der menschlichen Sprache. Auf der Grundlage physiologischer und geschichtlicher Forschung erhob er sich zu den höchsten philosophischen Problemen und, die Sprache als eine der wichtigsten Bethätigungen des menschlichen Geistes erfassend, unternahm er es, die Verschiedenheit des Sprachbaues aufzusuchen, die scheinbar unendliche Mannigfaltigkeit nach einfachen Prinzipien zu ordnen, den Quellen der Verschiedenheit, sowie ihrem Einfluß auf die Denkkraft, Empfindung und Sinnesart der Menschen durch alle Phasen ihrer Entwickelung nachzugehen.

Aber so sehr ihn das Bedürfnis seines Wesens zu stiller Arbeit und dem weihevollen Genusse einsamer Studien hinzog, zögerte er doch niemals, dieselbe mit aufreibender Geschäftsarbeit zu vertauschen, so oft sein König ihn zum Dienst am Vaterlande berief....

---

[1] Wir erlauben uns die auf S. III erwähnte Festrede aus der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung (Abend-Ausg. vom 28. Mai 1883) hier teilweise zum Abdruck zu bringen.

Nicht ein Zufall ist es, — nein, eine innere Notwendigkeit, daß das Denkmal WILHELM v. HUMBOLDTS vor der ersten Universität sich erhebt, welche ein preußischer König ins Leben gerufen — benachbart der Königlichen Akademie der Wissenschaften, welche Jahrzehnte lang sich der fruchtbaren Mitarbeit des Verewigten erfreute und unter BOECKHS treuer Fürsorge das hinterlassene Werk der Öffentlichkeit übergab, das seinen Weltruhm begründete, — benachbart den Königlichen Museen, welche ihre grundlegende und in den wichtigsten Beziehungen noch heute maßgebende Einrichtung WILHELM v. HUMBOLDT verdanken....

Groß in seiner Hingebung an die Wissenschaft, groß in seiner Treue gegen König und Staat, — so soll er als Genius loci in der Nachwelt fortleben. In dieser Zuversicht übergebe ich auf Allerhöchsten Befehl Seiner Majestät des Kaisers und Königs, dessen dankbare Anerkennung dieses Denkmal gestiftet, der Königlichen FRIEDRICH-WILHELMS-UNIVERSITÄT das Marmorbild ihres Begründers zu pietätvoller Obhut, ihren Lehrern und Lernenden in alle Zukunft als ein Symbol der Energie im Dienste des Vaterlandes.

VORBEMERKUNGEN.

Bevor der Herausgeber im Rahmen der ZEITSCHRIFT gemäß der im Programm vorgesehenen Ordnung der zu behandelnden Gegenstände zum erstenmal das Wort nimmt, glaubt er im Interesse sowohl der Mitarbeiter als auch der Leser und damit der ZEITSCHRIFT zu handeln, wenn er an dieser Stelle einige Worte über die Entwickelung dieses Unternehmens vorausschickt. Freilich kann er da ein paar seine eigene Person betreffende Andeutungen leider nicht umgehen; ist ja doch die erste Idee desselben aus seinem besonderen Studiengange hervorgewachsen. Derselbe führte mich zuerst zur Philosophie, Mathematik und Naturwissenschaft, später mehr und mehr zu den Sprachen, den lebenden wie den toten. Da reifte nun in mir allmählich der Entschluß, die Pflege der Sprachwissenschaft zur Lebensaufgabe zu machen. Ein fünfjähriger Aufenthalt im Auslande, namentlich in Frankreich, England und Italien, diente mir dazu, meine Kenntnis lebender Sprachen zu vertiefen. Nach Rückkehr in die Heimat widmete ich dann meine Arbeit vorwiegend der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft, woneben sich meine Aufmerksamkeit mit besonderer Vorliebe der naturwissenschaftlichen und psychischen Seite der Sprache zuwandte.

So entwickelte sich im Laufe der Jahre das in der Folge dargestellte Programm für meine eigene sprachwissenschaftliche Thätigkeit. Frisch ging es an die Ausführung. Zuerst kam die Naturseite an die Reihe, für welche ich ja auch verhältnismäßig am besten vorbereitet war. Nach fünf Jahren gewissenhaften Studiums der betreffenden Litteratur und eigenen sorgfältigen Beobachtens und Experimentierens veröffentlichte ich meine PHONETIK. Nach dem, was man darüber gesagt, hat sie andere im allgemeinen mehr befriedigt als mich selber: immer wieder habe ich daran zu prüfen, zu verändern, nachzutragen gefunden, und das wird sicher so bald kein Ende nehmen.

Mit mehr Vorsicht machte ich mich dann an den nächsten Teil meines Programms, die GRAPHIK. Auf diesem Gebiete fand ich nur einzelne Anfänge vor für die physische und psychische Seite, die treffliche Sammlung von Col. G. MALLERY für die ethnographische Bearbeitung der sichtbaren Ausdrucksbewegungen; überreichliches Material für die historische Entwickelung der Schrift zu den verschiedensten Arten. Hier fühlte ich nun, daß ich mit einem Versuch, die GRAPHIK in all ihren Teilen einheitlich zu behandeln, mir noch weit weniger Genüge leisten würde als bei der PHONETIK, auch wenn ich viel längere Zeit darauf verwendete. Überhaupt wurde mir bei reiferer Erwägung klar, daß zur Ausführung des Programms, welches ich in jugendlicher Überschätzung der eigenen Kraft und Unterschätzung der Ausdehnung der

Wissenschaft für eigene Bearbeitung der letzteren entworfen, auch das längste Leben des einzelnen nicht ausreichend sein dürfte, daß es des Zusammenthuns vieler Forscher womöglich aller Nationen bedürfe, daß Teilung der Arbeit und doch wieder Einheit des Planes notwendig seien, und daß diese Einheit um so vollkommener sein müsse, je weiter die Gliederung gehe. Ich schaute mich um: Zerklüftung fand ich wohl, aber kein harmonisches Zusammenwirken, kein Organ, welches das letztere auf seine Fahne geschrieben.

So entstand in mir der erste Gedanke der **INTERNATIONALEN ZEITSCHRIFT FÜR ALLGEMEINE SPRACHWISSENSCHAFT.** Nachdem ich ihn Jahr und Tag nach allen Seiten erwogen, Freunde und Gönner um Rat gefragt und von ihnen ermutigt worden, wandte ich mich endlich an den Altmeister unserer Wissenschaft, Herrn Geheimrat **POTT.** Mit seiner Hilfe wollte ich es wagen, mit der Idee in die Öffentlichkeit zu treten. Er sagte sie in freundlicher Weise sofort zu, riet dann aber nach weiterem Überlegen, in Rücksicht auf seine Jahre, zunächst die Mitwirkung eines kleineren Kreises von Sprachforschern auf vertraulichem Wege zu sichern. Durch Kooptation ist dieser Kreis größer und größer geworden. Die Herren, welche auf dem Titel genannt sind, haben zuerst zugesagt. Andere, namentlich jüngere Kräfte, haben sich in der Folge angeschlossen und werden auch weiterhin willkommen sein. Das vollständige Mitarbeiterverzeichnis soll in der ZEITSCHRIFT von Zeit zu Zeit veröffentlicht werden.

Das **Programm**, durch welches die erstgenannten eingeladen worden und zu dem sie im allgemeinen ausdrücklich ihre Zustimmung gegeben[1], wurde Anfang dieses Jahres reichlich zur Versendung gebracht, mag aber hier noch einmal mit einigen geringen Änderungen und Zusätzen zum Abdruck kommen:

Die INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT FÜR ALLGEMEINE SPRACHWISSENSCHAFT erscheint in Heften von je ca. 15 Bogen Roy.-8⁰ zum Abonnementspreise von 12 Mark für den Band von zwei Heften, welche letztere, soweit als thunlich, je halbjährlich ausgegeben werden sollen. Außer Originalarbeiten in deutscher, englischer, französischer, italienischer, lateinischer (ganz ausnahmsweise auch in anderer) Sprache werden Abdrücke oder Übersetzungen wichtiger, aber schwer zugänglicher Abhandlungen, Auszüge, Besprechungen, Bibliographie[2], Mitteilungen und buchhändlerische Anzeigen, außerdem in jedem Bande das Bild eines der Hauptvertreter der Sprachwissenschaft, zunächst das von W. v. HUMBOLDT, geboten werden.

Die Zeitschrift soll rein der Wissenschaft dienen ohne Rücksicht auf Nationalität, Partei oder Schule. Gegensätze in den Ansichten werden nie ganz zu vermeiden sein; sind sie ja doch ein Zeichen des Lebens in der

[1] Nur zwei Herren wünschten eine eingreifende Änderung, doch derart, daß ihre Wünsche sich geradezu aufhoben. Ich habe es deshalb im wesentlichen beim alten belassen müssen; im einzelnen ist freundlich gegebener Rat dankbar benutzt worden und wird es auch ferner werden.

[2] Je in der in folgender Übersicht gegebenen Anordnung, soweit die Herren Mitarbeiter durch rechtzeitige Einsendung der für das betreffende Heft bestimmten Artikel dasselbe ermöglichen.

Wissenschaft und eine Bedingung ihres Fortschritts. Doch sollte in jeder wissenschaftlichen Kritik Urbanität herrschen und im internationalen Verkehr mehr als das; hier ist Humanität notwendig. Der Herausgeber bittet die Herren Mitarbeiter, ihn darin zu unterstützen, letztere Grundsätze in dieser Zeitschrift zu pflegen.

Indem wir möglichste **Centralisierung** für die Sprachwissenschaft im weiteren Sinne des Wortes erstreben, glauben wir eine Lücke auszufüllen und sind dem Gedanken vollständig fern, mit irgend einer der bestehenden Zeitschriften, welche ja alle speziellere Zwecke verfolgen, in Konkurrenz treten zu wollen. Im Gegenteil werden wir Arbeiten, die außerhalb unseres Rahmens liegen, namentlich solche, die von zu engen Gesichtspunkten bekanntere Sprachen behandeln, den betreffenden besonderen Zeitschriften zuweisen und vertrauen behufs Austausches von einzelnen Abhandlungen allgemein sprachwissenschaftlichen Inhalts wie von Exemplaren auf die Kollegialität der Herausgeber verwandter Zeitschriften.

Für alle das redaktionelle Gebiet betreffenden Zusendungen: Manuskripte von Beiträgen, sowie Bücher, Zeitschriften, Dissertationen und Programmschriften, deren Besprechung oder Aufnahme in unsere Bibliographie[1] gewünscht wird, erbitten wir, soweit thunlich, gefällige Benutzung des direkten Postweges unter der Adresse des Herausgebers (Leipzig, Löhrs Platz 5); auf buchhändlerischem Wege bewirkte Zusendungen befördert die Verlagsbuchhandlung (Leipzig, Johannisgasse 34), welche zugleich die Erledigung aller auf die Expedition bezüglichen Anfragen übernimmt.

Separatabdrücke von einzelnen Abhandlungen werden den betr. Verfassern in 20 Exemplaren gratis verabfolgt.

Zur Orientierung über Inhalt und Umfang des Gebiets, welchem sich die Zeitschrift widmen wird, mag folgende **Übersicht** dienen:

Begriff (weiterer der Ausdrucksbewegungen, engerer der artikulierten Sprache), Geschichte, Methode (induktive) der Sprachwissenschaft. Einteilung:

I. **Naturwissenschaftliche Seite** (Beziehungen zur Anthropologie).

1. Akustische Ausdrucksbewegungen (Phonetik). Physikalisches. Anatomie, Physiologie, Pathologie des gesamten Sprachorgans und Ohres. Artikulationsstörungen. Taubstummheit. Physiologische Erklärung des Laut-, oder vielmehr Artikulationswandels und der Lautgesetze in ihrem steten Wirken.
2. Optische Ausdrucksbewegungen (Graphik). Physikalisches. Anatomisches. Physiologie der Mimik, der Gesten (besonders der der Taubstummen), der Schrift. Pathologie der Schrift. Tastbare Ausdrucksbewegungen. Blindenschrift. Laura Bridgmans Fall u. ä.
3. Gegenseitiges Verhalten der akustischen und optischen Ausdrucksbewegungen. Methodik des Taubstummenunterrichts. Die Schrift unabhängig vom Laut und im Dienste desselben. Orthoepie und Orthographie. Prinzipien der Transskription. Psychophysisches.

---

[1] Die Vollständigkeit der Bibliographie wird ganz von der Einsendung von Exemplaren seitens der Herren Verfasser und Verleger abhängen. Nur wenn letztere erfolgt ist, kann für Aufnahme von Werken in die Bibliographie Gewähr geleistet werden.

II. **Psychologische Seite** (Psychik). Beziehungen zur Psychologie. Wechselwirkungen zwischen Sprache und Seele. Die psychologischen Vorbedingungen und Gesetze der Entwickelung (Erzeugung und Veränderung) von:

1. Artikulation (Artikulationssymbolik und -verschiebung),
2. Laut (Lautpsychologie und -verschiebung),
3. Wurzel (Definition derselben),
4. Wort (Semasiologie und Bedeutungswandel),
5. Satz (vergleichende Syntax incl. der der Taubstummensprache).

Dem entsprechend die Psychologie der optischen Ausdrucksbewegungen.

Analogie. Wichtigkeit der Psychik für die etymologische Forschung. Ideologische Beiträge um so mehr wünschenswert, als diese Seite gegenüber der naturwissenschaftlichen und historischen bisher zu sehr vernachlässigt oder vorwiegend a priori behandelt worden und die Resultate letzterer Methode sich bei den außenstehenden Kreisen einzubürgern anfangen.

III. **Historische Seite** (Historik).

1. Phylogenetische Entwickelung der Sprache.

Ursprung und vorhistorische Entwickelung. Sprachwissenschaft und Darwinismus. Beziehungen zur Mythologie. Historische Entwickelung. Historisch-vergleichende Methode. Beziehungen zur Ethnographie. Begriff der Tochter- und Mischsprache, der Mundart und Schriftsprache, der Sprachfamilie und (Volks-)Sprache. Charakteristik der Sprachen in ihren verschiedenen Entwickelungsphasen. Grammatik und Wörterbuch.

Merkmale der relativen Vollkommenheit: Einheit und Gliederung (funktioneller Wert der Glieder in Rede, Satz, Wort, — Laut). Sprachenkunde.

Einteilung der Sprachen; naturwissenschaftliches (phonetisches), psychologisches, historisches Prinzip. Ungebildete und gebildete, lebende und tote Sprachen. Sprachwissenschaft und Philologie; Paläontologie. Die ungebildeten und lebenden Sprachen hier besonders zu berücksichtigen. Die Missionare und Sprachlehrer zu überzeugen, daß sie in vieler Beziehung gemeinsame Interessen mit den Sprachforschern haben. Nach jeder Seite Erweiterung der induktiven Grundlage zu erstreben.

2. Ontologische Entwickelung der Sprache.

Kindersprachen. Erlernung der Muttersprache (Vergleichung mit den verwandten Mundarten) und fremder Sprachen. Methodik des Sprachunterrichts. Streben des Individuums zum Ganzen (Genus). Sprache und Menschheit. Ideen einer Universalsprache und -schrift.

Vielleicht mag in dieser Übersicht der eine oder andere Teil nebensächlich und unwichtig erscheinen. Er könnte es sein, wenn man ihn einseitig und unverbunden hegte und pflegte. Sobald es aber zu einem großen organischen Ganzen in Beziehung tritt, sich ihm anpaßt, von ihm die nötigen Anregungen und das leitende Prinzip erhält, kann auch das geringste bedeutsam werden.

Der Druck des ersten Heftes hat Anfang des Sommersemesters begonnen; das zweite Heft wird im Wintersemester fertig gestellt werden. Die demselben noch zugedachten Artikel bitte ich rechtzeitig einzusenden.

Besprechungen, Bibliographie und Mitteilungen werden im allgemeinen am Schluß jedes Bandes herausgegeben.

So weit unser Retro- und Prospektus.

Hinzufügen möchte ich noch, daß wir es ja bei unserm neuen Unternehmen nicht mit einer festgefügten Krystallisation zu thun haben, welche sich nicht verändern könnte, sondern mit einem, ich hoffe, recht lebenskräftigen Keim von bestimmten organischen Anlagen freilich, ohne welche er nicht entwickelungsfähig sein würde, doch auch von der Fähigkeit, sich den Existenzbedingungen anzupassen. Jede solche Anpassung an neue schwierigere Verhältnisse mag zunächst unbequem werden; erfordert sie ja doch im allgemeinen einen größeren Kraftaufwand, um vielseitigeren Anforderungen zu entsprechen. Versagt der Organismus diese notwendige Energie, so wird er im Kampfe ums Dasein nicht widerstandsfähig sein und untergehen. Im anderen Fall wird die ausdauernde Anpassung einen steten Fortschritt zu immer weiteren und höheren Zielen bedingen. Möge letzteres sich bei unserer Zeitschrift bewähren: möge sie sich gedeihlich entwickeln und zur Reife kommen, um die erwarteten idealen Früchte zu bringen. Der Herausgeber seinerseits wird es an gutem Willen und Ausdauer nicht fehlen lassen, wenn nur seine Kraft und Zeit ausreichen werden. Es war von Hause aus eigentlich sein persönlicher Wunsch, mit einem erfahrenen Mitarbeiter Arbeit und Verantwortlichkeit zu teilen, schon weil er auf diese Weise mehr Zeit für eigene Veröffentlichungen erübrigt haben würde; diesem Wunsch trat man aus dem für das Gedeihen der Zeitschrift sich besonders interessierenden Kreise mit dem Bemerken entgegen, daß was an Kraft für die Redaktion gewonnen würde, an Einheitlichkeit, welche gerade bei diesem Unternehmen das wichtigste sei, verloren gehen müßte. Es bleibt demnach nur noch übrig, namentlich für den Anfang, um Nachsicht und Rat zu bitten; doch auch strengere Beurteilung wird willkommen sein, sofern sie sachlich ist und sich daraus Nutzen für die ZEITSCHRIFT und die Wissenschaft, der sie dienen soll, schöpfen läßt.

Dem Herrn Verleger gebührt auch an dieser Stelle aufrichtige Anerkennung für die würdige Ausstattung der ZEITSCHRIFT; seine Opferfreudigkeit ist im ersten Heft gemäß der Natur der darin enthaltenen phonetischen und graphischen Artikel für Illustrationen ganz besonders in Anspruch genommen worden, mehr als es wohl im allgemeinen der Fall sein dürfte.

LEIPZIG, Weihnachten 1883. **F. TECHMER.**

EINLEITUNG

IN DIE ALLGEMEINE SPRACHWISSENSCHAFT.

Gegenwärtiger Gesamtüberblick über das weite Gebiet wissenschaftlicher Sprachforschung wird abseiten des gütigen Lesers außerordentlicher Nachsicht bedürfen. In seiner ursprünglichen Fassung war dieser Versuch, der nichts als unvollkommene Skizze ist und sein kann, und zwar auf äußeren Anlaß, dem ersten Bande der längst vergessenen JAHRBÜCHER DER FREIEN DEUTSCHEN AKADEMIE VON NAUWERCK UND NOACK, FRANKFURT A. M. 1849, S. 185—190 einverleibt. Dann ließ ich ihn durch Zusätze, meistens bibliographischer Nachweise erweitert, wieder in meinem WURZEL-WÖRTERBUCH Bd. II abdrucken. Nun hat Herr DR. TECHMER gemeint, es werde zweckdienlich sein, wenn er denselben auch jetzt seiner ZEITSCHRIFT gewissermaßen als Einleitung vorausschicke.[1] Da ihm Vervollständigung der sprachwissenschaftlichen Litteratur zu abermaligem Wiederabdruck ausreichend erschien, willigte ich, unvorsichtig genug, ein, glaubend, die Nachträge würden leicht in kurzer Zeit zu beschaffen sein. Der Angriff der Arbeit selber belehrte den Schreiber alsbald anders. Einmal ist die, unserer Disziplin in ihrer an sich schon gewaltigen Ausdehnung gewidmete Schriftenmenge, und wäre es den bloßen Titeln nach, schwer übersehbar; und sodann, namentlich oft im Widerstreit der Meinungen, die Schwierigkeit, welche aus jener zur Erwähnung auswählen? Dazu müßte der Auskürer eine, so zu sagen, persönliche Bekanntschaft mit, was unmöglich, allen samt und sonders gemacht haben, um sich über die beziehentliche Wichtigkeit einzelner ein, wenn auch nicht immer objektiv gültiges Urteil zu bilden. Sicherlich ist deshalb manches erwähnt, was kaum vermißt wäre,

[1] Der Herausgeber wünschte die ZTSCHR. mit einer kürzern Übersicht über die bisherigen Ergebnisse der Sprachforschung einleiten zu können, mit dem Vorsatz nach Kräften dafür Sorge zu tragen, daß in den Originalarbeiten, Auszügen, Besprechungen, Bibliographien der ZTSCHR. sich die zukünftige Entwicklung der Sprachwissenschaft mit genügender Vollständigkeit darstelle, damit die ZTSCHR. auf diese Weise ein bis zu einem gewissen Grade ausreichendes Repertorium für unsere Wissenschaft werden möchte. Die Leser werden es mit dem Herausgeber gewiß dem Nestor unter den Sprachforschern Dank wissen, daß er jenen einleitenden Rückblick auf die Ergebnisse der Wissenschaft freundlich übernommen hat, deren Fortschritt er selbst seit mehr als 50 Jahren so wirksam gefördert hat und deren Litteratur wohl kein lebender Forscher in solchem Umfang kennt.

D. RED.

und anderes, nicht aus Mißwollen, sondern aus Unkenntnis, mitunter bloß aus augenblicklicher Unachtsamkeit fortgelassen, was nicht hätte vergessen werden sollen. Außerdem schien eine etwas mehr als oberflächliche Umarbeitung des Ganzen geboten, um nicht an der jetzigen Stelle und gegenüber gelehrten Mitarbeitern, von denen dieses oder jenes Sprachgebiet beherrscht wird, sich in zu ärmlicher Gestalt zu zeigen. Und mußte doch auch ein gewisser innerer Zusammenhang des ungeheuren Stoffes in kurzer und übersichtlicher Anordnung erstrebt werden. Dabei die dem Verfasser auferlegte Verpflichtung, nach wenigen Wochen unter seine Arbeit den Schlußstrich zu ziehen.

Die Sprachwissenschaft als solche hat sich in ihrer Besonderheit mit der, ihr übrigens verschwisterten Philologie auseinanderzusetzen, und ferner, je nachdem von der Sprache als Eigentum der gesamten Menschheit aus in sich immer mehr verengenden Kreisen Sprachstämme, Volkssprachen, Mundarten bis zur Rede (dem Stile) des Individuums herab in Betracht kommen, gar mannigfaltige Aufgaben zu lösen. Demgemäß also liegt ihr ob, z. B. das Wesen der Sprache überhaupt, als Charakteristikum des Menschen, nach ihrer physischen sowohl als auch psychischen Seite, eingeschlossen ihren Ursprung, zu erforschen; dann aber, wie die Menschheit in bald weiteren, bald engeren, je nach Rasse, Volk und Sprache verwandtschaftlichen Gliederungen sich zusammenfaßt oder gegenteils auseinandergeht, zu solcherlei Feststellung auch ihrem Anteile nach, und dies nicht in letzter Reihe, mitzuwirken. Dergestalt, daß mit der Zeit eine, sich mehr und mehr vervollkommnende anthropologische und ethnologische Erkenntnis des Menschen von sich selbst und seiner, aller in ihr vorkommenden Verschiedenheit ungeachtet, doch nie den Menschen verleugnenden einen Gattung erwachse und anzuerkennenden Boden gewinne. Es wird somit je nach zwei Hauptseiten hin eine wissenschaftliche, d. h. nicht bloß praktischen Zwecken dienende, sondern sich selber als Zweck setzende Betrachtungsweise erforderlich:

I. Die philosophische und
II. die naturwissenschaftlich-historische,

welche letztere ihrerseits noch anderen Haupteinteilungen und Anordnungen der Sprachen nachzugehen hat, als, wie ehemals vorwiegend üblich, nach dem geographischen Gesichtspunkte in der Fünfzahl der Weltteile, indem jene mehrfach öfters gerade mittelst der Sprache unabweisbar ineinander hinübergreifen. In Teil II wird also die Einteilung und Gruppierung der Sprachen erörtert,

A. nach physiologischen Unterschieden und
B. nach genealogischen Verwandtschaften, und zwar in den fünf Weltteilen. Den Beschluß macht

III. eigentliche Philologie mit Bezug auf Litteratur. In Müldeners bibl. philologica, die schon viele Jahrgänge hinter sich hat, findet sich auch aus der Sprachwissenschaft das jedesmal erschienene verzeichnet.

DIE WISSENSCHAFTLICHE GLIEDERUNG DER SPRACH-WISSENSCHAFT.

I. PHILOSOPHISCHE SEITE: PHILOSOPHIE DER SPRACHE.

1. URSPRUNG DER SPRACHE.

Ein fast über die Maßen beliebtes Thema. Durch **Naturnotwendigkeit oder Satzung?** die kratylische Frage beim Plato. Benfey, über die aufgabe des platonischen dialogs Kratylos, 1866. Deutschle, die platonische sprachphilosophie, Marburg. Lersch, sprachphilosophie der alten, welche sich vielfach in dem Streite zwischen Analogisten und Anomalisten bewegte. Vgl. auch de analogia et anomalia in Ecksteins Ausgabe von Vossii ars gramm. in den morphologischen untersuchungen auf dem gebiete der indogermanischen sprachen von Osthoff und Brugman 1878 (s. auch darüber Misteli in Steinthals zeitschrift Bd. XI) wird der alte Satz: »Keine Regel ohne Ausnahme« dahin umgesetzt: »Keine Ausnahme mehr in den Sprachen«, indem sie jede Abweichung von der regelrechten Bahn für sog. »Analogiebildung« erklären. Mithin gewissermaßen Wiederaufleben des Eintretens für ἀναλογία, was auch corrationalitas, d. h. also Übereinstimmung in der ratio, im λόγος, weil folgerichtiger Anschluß an eine gleichartige Reihe, nicht übel von Augustinus übersetzt worden. Sieht man aber von unsinnigem Regelkram ab, etwa bloß zum Auswendigernen, wie die meisten Geschlechtsregeln, nach dem thematisch am meisten verdunkelten Nominativ, darunter als tollste die der lateinischen Substantiva auf i-s, ersonnen: möchte ich mir doch die bescheidene Frage erlauben, bleibt nicht grammatische Abweichung von der rechtmäßigen Kategorie (solcherlei lassen sich aber nicht hinwegleugnen) und Anschluß an eine, wenn immer Analogie, doch im Grunde fremde Analogie, bei alledem eine, den Anakoluthen, will sagen: Folgelosigkeiten, Inkonsequenzen, in der Syntax nicht unähnliche Ungleichmäßigkeit, d. h., was Anomalie ja in der That besagt, imparilitas und insofern Verirrung des Sprachgenius? Wie doch, bleiben nicht z. B. die Nominative supellex und iter in ihrer, bei letzterem erst nachmaligen Vereinsamung (veraltet iteris, itere) »Anomalien«? trotz Einbiegung von supellectilis, itineris in andere an sich untadelige Bahnen, wie nach dem Muster etwa von textilis, jecinoris, wovon nun seinerseits wieder als unberechtigtes Gemisch der Nominativ itiner absticht? Es ist äußerst verdienstlich, wenn man den psychischen Gründen von derlei Ungesetzmäßigkeiten emsig nachforscht und dieselben dadurch dem unver-

dienten Vorwurfe reiner Willkür und blinder Laune des Zufalles entzieht. Nur werde Übertreibung vermieden. Ich meinerseits sehe keine Notwendigkeit, daß z. B. dic, duc, fac, inger dem fer als Leithammel nachgesprungen sein müßten. Hat dies doch in φέρε noch sein Schluß-e bewahrt, und, wenn gleich r im Lateinischen gern durch Apokope, z. B. puer statt puere, ans Ende gelangt, ist das gleiche auch mit c: ac, nec, hic, nunc der Fall, und liegt in der Natur von Imperativen und Vokativen, als interjektionellem Verbum und Nomen, ein gewisses Bedürfnis nach kurzem befehlshaberischem Ausstoßen, wenn dagegen zuweilen auch Erhöhung der Energie für sie umgekehrt in Verlängerung gesucht wird. Daß aber unter den an sich schon, weil der Personalendung ermangelnd, kurzen Imperativformen gerade die genannten (früher noch dice, duce, face im Volksgebrauch) einer Kürzung unterlagen, erklärt sich wohl unschwer aus der Häufigkeit eben dieser Anreden.

Bei einer zweiten Frage: **Göttlich oder menschlich?** entschied sich Herder in der bekannten Preisschrift gegen Süssmilch, welcher in seinem Versuche 1766 die erste Ansicht (im Grunde ein Verzicht auf jede Erklärung) verteidigte; neigte sich aber später Hamann zu. Insbesondere Steinthal, der Ursprung der Sprache im Zusammenhange mit den letzten Fragen alles Wissens 1851, 3. abermals erweiterte Ausgabe 1877, worin auch mehrere Vorgänger Herder, Hamann, W. v. Humboldt, J. Grimm zur Beurteilung kommen. Das Entweder — oder wäre in einen beiderseitigen Ursprung umzuwandeln. Die Sprachwerkzeuge samt der Vernunft, als geistiger Vorbedingung der Sprache, sind dem Menschen angeboren, die Sprache selber jedoch, für ihn vermöge »Vernunftinstinktes«, wie W. v. Humboldt sich ausdrückt, sein, infolge von Naturnotwendigkeit, allein mit vernünftiger Freiheit selbstgeschaffenes Werk, wie schon die große Zahl von Sprachen, als ebensoviele »Weltansichten« beweist. Übrigens keine mit kühler Reflexion und Überlegung, was sich etwa von der Schrift wie von der Buchdruckerkunst sagen ließe, zu stande gekommene »Erfindung«, was man sich ja zuweilen einbildete. Vielmehr nicht ohne schöpferische Phantasie, wie Schwarzkopf, der Ursprung der Sprache aus dem poëtischen Triebe, Berlin 1875, nicht grundlos behauptet. Die Simultaneität der Genesis von Sprache und Denken lautet die Überschrift einer Abhandlung von Prof. Joh. Heinr. Loewe. Der Satz ist insofern nicht überflüssig, als gegenteils L. Geiger Priorität der Sprache vor der Vernunft uns einreden will, indem sich nicht etwa beide mit und an einander wechselseitig emporranken sollen, nein, seiner Meinung nach letztere wirklich erst Folge aus jener wäre. So, ohne Berücksichtigung Steinthals, in: der Ursprung der Sprache, 1869 und schon früher: Ursprung und Entwickelung der menschlichen Sprache und Vernunft. Bd. I, 1868. Anzeige davon durch Wedewer in Deutsche Vierteljahrsschrift, S. 24—71. Obigen Satz hat nun auch Ludw. Noiré zu dem seinigen gemacht, worüber M. Carrière in Deutsche Revue, 1878, S. 101—107: Wesen, Ursprung und Entwickelung der Sprache I. sich näher ausläßt. Das Noiré'sche, aus Geiger entnommene Motto: »Die Sprache hat die Vernunft erschaffen; vor der Sprache war der Mensch vernunftlos« wird mit diesen Worten verworfen: »Das ist dann eine der Verkehrungen, in denen unsere Zeit sich gefällt. Die Einheit des Selbstbewußtseins, das erste für

uns, ohne die niemals von Dingen für uns die Rede wäre, will man lieber als ein Geschenk von Milliarden selbstloser Atome empfangen und durch eine Veränderung der Lage derselben erklären; das Vernunftlose soll Vernunft hervorbringen. — Wir haben keine fertigen Gedanken und suchen dann nach einem Mittel sie zu äußern, sondern unser Denken entwickelt sich mit dem Sprechen, die Vorstellung formt sich mit dem Wort, unsere Vernunftanlage ist das ursprüngliche, sie kommt zu bewußter Vernünftigkeit, indem sie in der Sprachbildung sich bethätigt, sich nicht bloß ein Organ zu Mitteilung an andere, sondern auch zum eigenen Denken erzeugt. Nicht diejenigen Tiere sind vernünftig geworden, die zufällig zur Sprache kamen, sondern diejenigen Wesen haben die Sprache hervorgebracht, welche dazu fähig, weil vernunftbegabt waren. Sprache ohne Vernunft ist ein Unding [!], denn das Wort ist eben seinem Begriffe nach der Laut als Träger des Gedankens. Wir denken in Worten, ohne den Gedanken ist das Wort ein leerer Schall. In der Sprache und durch sie entwickelt sich die Vernunft, die ursprüngliche Anlage unseres Wesens, der Seelenkeim zu selbstbewußter und weltbewußter Geistigkeit.« Steinthal ruft auch die sog. **Reflexbewegungen** zu Hilfe. — Noiré, ursprung der sprache, 1877, und die lehre kants und der ursprung der vernunft, 1882. In letzterem das Kap. »Vernunft und Sprache« S. 282—308. Max Müller und die sprachphilosophie, 1879. das werkzeug und seine bedeutung für die entwickelungsgeschichte der menschheit, 1880. — Von Bleek, über den ursprung der sprache mit vorwort von Häckel, 1868, wird Dialektbildung darwinistisch, indes nichts weniger als zutreffend, mit angeblicher Bildung neuer Spezies parallelisiert. — Farrar, an essay on the origin of lang. based on modern researches and esp. on the works of m. Renan [z. B. de l'origine du lang.], 1860, verteidigt die **Onomatopoiie.** Ableitung der Sprache aus Interjektionen und Nachahmung von Naturlauten jedoch wird von Max Müller unter Beifall von Noiré verworfen, ja durch die höhnende Bezeichnung als »Pah- und Pfuitheorie« und als »Bauwautheorie« ins Lächerliche gezogen. Man lasse sich indes hierdurch nicht ohne näheres Zusehen irre machen. Noch jetzt läßt sich unverkennbar in allen Sprachen ein gut Teil auf obige beide Quellen zurückführen. Zwar wäre es ein vergebliches Bemühen, den Wortschatz irgend einer Sprache, welche es sei, oder nun gar aller in ihrer bunten und oft geradezu widerspruchsvollen Mannigfaltigkeit des nicht bloß begrifflichen, sondern auch lautlichen Ausdruckes für das eine gleiche Objekt ausnahmslos auf Schallnachahmung zurückzuführen; selbst nur bei Beschränkung auf Gegenstände, welche sich in hervorragender Weise durch den Laut bemerklich machen. Man pflegt doch zu sagen: »Wie es in den Wald hineinschallt, so auch wieder heraus«, und so müßte es eigen zugehen, wenn die durch äußere, zumal hörbare Eindrücke in der Menschenseele hervorgerufene Empfindung nicht zum öfteren mindestens in analoger Weise, als Widerhall aus jener hervortönte. Es muß hierbei jedoch vor allen Dingen beachtet werden: getreu kann keinerlei unartikulierter Laut, vollends wirres Geräusch, durch einen Komplex artikulierter, höchstens annäherungsweise wiedergegeben werden, so gut wie jede Übertragung aus einer Sprache in eine zweite sich nicht mit der Urform zu decken vermag.

Sodann bleibt sich, wenn auch dem Haupteindrucke nach und für gewöhnlich, eine besondere Art Schall keineswegs zu jedweder Zeit und unter allen Umständen gegenständlich schlechthin gleich, und ebensowenig die jedesmalige subjektive Auffassung des Gehörten von Seiten oft gar sehr verschiedener Beobachter, ja selbst nur eines einzigen bei wechselnder Stimmung. Um aber das Maß voll zu machen, kommt weiter hinzu: wo dürften wir, bei lange nicht genug zurückreichender Überlieferung uns stets des ungetrübt reinen Urlautes versichert halten? Man nehme etwa für Donner (J. Grimm, Namen des D.) alb. redupl. bouμbouλίμε, aber durch den Hundsbuchstaben verstärkt, bρouμbouλίμε. Oder kopt. hrouh, allein daneben hroubai und (dies jedoch: vox coeli) hrou-m̄pe. Βροντή, κεραυνός, vgl. lit. Perkúns gráuja, wie Jupiter tonat, von gráuti, ein Haus abbrechen. — Ir. torand, aber gael. torunn, tàirneanach, welche, ohne das in torunn assimilierte Schluß-d, sich den Schein geben könnten, als seien sie umgestelltes thunor des Ags., während sie doch dem Lateinischen näher stehen. Vgl. übrigens altital. trono, pg. trom, Diez, E. W.[4] S. 330. Thunor seinerseits klingt durchweg dumpfer als unser gemildertes Donner. Allein wie malerisch bei Ernst Schulze: »Auf Donnern thront der Tod« sowohl nach An- als Inreim. Ob diese übrigens nebst lat. tonitru (r statt n?), mit dessen zweitem t das bloß eingeschobene d in engl. thunder nichts gemein hat, frz. tonnerre, wie τόνος, auf der Vorstellung des Spannens beruhen, bleibe dahin gestellt. Sskr. stanayitnu, welches vom Caus. zu stan (donnern, dröhnen; brüllen, brausen) ausgeht, und, um der Tonmalerei willen, so scheint es am Hinterende die Wz., indes ohne Zischer, wie in tanayitnu, tanyatu, wiederholt, steht unleugbar mit dem στόνος und unserem Gestöhn in verwandtschaftlicher Verbindung. Hierbei mischen sich aber andere Vorstellungen mit ein, welche an sich mit Schall nichts zu thun haben. Nämlich στείνομαι, eng, und weil Ausfüllung den Raum einengt auch andererseits: wovon voll werden und daher dann auch wohl sskr. stana die weibliche Brust. Bei Bedrängtsein und Beklommenheit entstehen freilich desgleichen Ausbrüche wie sskr. stanana, der hohe Ton des trockenen Hustens oder Stöhnen und Seufzen. So dann auch wieder lat. gemere, wozu sich nicht übel alb. γjεμίμ-ι Donner (sl. grom), Stimme, Brausen, Wiederhall von γjεμόιγ ich werde laut, fügte, womit gr. γέμειν eins ist. Nicht unmöglich aber, daß bei τείνω, sskr. tan um des Gestus des Fingerausstreckens willen beim Zeigen auch ein innerer Bezug besteht zu dem Demonstr. ta, τό. Sollte es zu kühn sein, gegenteils in στένω des Zusammenpressens wegen das σ für gekürztes sskr. sa-, ἁ- zu erklären? — Weiter leugne man, wenn man kann, als onomatopoetische Bildung das οὐδὲ γρῦ samt grunnire und unserem grunzen, sowie die tief bedeutsame Labialverbindung mu, was hier nur flüchtig angedeutet werden kann, in muttum, Mucks, mutus, μύειν u. s. f. Und dazu das phut-kāra im Sanskrit. —

Erwähnt aber muß hier noch werden, daß ich keinen genügenden Grund einsehe, mit Geiger den Ausgang der Sprache statt in die Gehör- in die **Gesichts**eindrücke zu verlegen. Es ist ja eine der gewöhnlichsten Erscheinungen, daß zwischen den verschiedenen Sinnen häufig Tauschverkehr oder, besser gesagt, Gütergemeinschaft herrscht in betreff der auf sie bezüglichen

Ausdrücke, wie etwa ein heller Hall, eine clara vox oder lux, schreiende Farben u. dgl. mehr. —

Anderwärts, um auch dessen hier flüchtig zu gedenken, wird außerdem die Beleuchtung einer zumal in lautlichen Gegensätzen sich bewegenden **Symbolik** von mir zur Erörterung kommen, wie z. B. in den, gleichsam interjektionellen Elternnamen, welche derart beschaffen sind, daß je in einem solchen Paare mit überaus spärlichen Ausnahmen die stärkeren Laute auf die Seite des Vaters, die schwächeren auf die der Mutter, sicher doch mit instinktiver Naturwahrheit fallen. Oder auch im Ablaut, selbst also der clangor in klinge, klang (hier das a als das ursprüngliche), geklungen.

Worte in STEINTHALS URSPR., 3. A. lauten: »Onomatopöie ist ein Reflex zunächst des Gefühls, dann mittelbar der Wahrnehmung (mit welcher das Gefühl hervorgebracht ist) und endlich, durch diese vermittelt, auch des Objektes (das eben wahrgenommen ist).« Und S. 310: »Der Anfang der Sprache ist Onomatopöie [buchstäblich ja: Namenschöpfung!]; aber durch die Lehre von der Reflexbewegung begründet.» Vgl. KUSSMAUL, STÖRUNGEN DER SPRACHE: »III. Die Sprache als Ausdrucksbewegung und erlernter Reflex« z. B. im Gegensatz zu angeborenen, wie Lachen und Weinen.

Weiter noch eine ganze Hand voll sich um das Problem des Ursprunges menschlicher Rede redlich abmühender Schriften: RINNE, DIE NATÜRLICHE ENTST. DER SPR. AUS DEM GESICHTSPUNKTE DER HIST. U. VERGL. SPRACHW. ERFURT 1834. Auch mit reicher Litteratur. TYLOR, ON THE ORIG. OF LANG. in THE FORTNIGHT REVIEW, ED. BY LEWIS, 1866. No. XXIII. p. 544. GÖTTLING, ENTST. DER SPR., GES. SCHRIFTEN. Bd. II. DIE ENTST. DER MENSCHL. SPR. U. IHRE FORTBILDUNG. EINLEITUNG: DES MENSCHEN STELLUNG IN NATUR U. GESCH. VON WERBER. HEIDELB. 1871. Gut gemeint, aber schwach. ÜBER DEN URSPR. U. DIE ENTWICKELUNG DER SPR. von WILH. WACKERNAGEL. BASEL 1872. 2. Aufl. 1876. URSPR. DER SPR. VON MARTY. WÜRZBURG 1876. Darin vorn: Übersichtl. Darst. der auf die Entst. der Spr. bez. Meinungen, bis zum Aufblühen der vgl. Sprachf. W. v. HUMBOLDT, K. HEYSE, RENAN. Dann Darst. u. Krit. der nativistischen Theorien M. MÜLLER, STEINTHAL, LAZARUS, WUNDT) und der empirischen (BLEEK, WHITNEY, TYLOR, L. GEIGER). — NOIRÉ, URSPR. DER SPR. 1877. I. Die Ansichten der Alten. Naturanlage oder Erfindung? II. PLATONS KRATYLUS. III. Das Verh. der modernen Philosophie zu unserer Frage. IV. HERDER und HAMANN. V. W. v. HUMBOLDT u. s. w. X. LAZARUS GEIGER. — GEDANKE, LAUT U. ACCENT ALS DIE DREI FAKTOREN DER SPRACHBILDUNG COMPARATIV U. PHYSIOLOG. AM HEBR. DARGESTELLT VON KÖNIG. WEIMAR 1874. Vgl. TECHMERS psychophysische Behandlung der Frage in dem Kap. seiner PHONETIK I. 116: Ursprung und phylogenetische Entwickelung der Spr.

Nicht zu vergessen JAKOB GRIMM, der in seiner akademischen Vorlesung URSPR. D. SPR., 1851 zufolge eigenen Geständnisses von seinen Vorgängern dadurch sich unterscheidet, daß er, entsprechend etwa den drei Lebensaltern »drei, nicht bloß zwei Staffeln der Entwickelung menschlicher Rede ansetzt, des Schaffens gleichsam Wachsens und sich Aufstellens der Wurzeln und Wörter, die andere des Emporblühens einer vollendeten Flexion [aber wie doch, wo es, was in den isolierenden Sprachen der Fall, nie zu einer

Flexion gekommen ist?], die dritte des Triebes zum Gedanken, wobei die Flexion als noch nicht befriedigend wieder [wie in analytischen Sprachen doch eher aus einer Art Altersschwäche?] fahren gelassen und was im ersten Zeitraum naiv geschah, im zweiten prachtvoll vorgebildet war, die Verknüpfung der Worte und Gedanken abermals mit hellerem Bewußtsein bewerkstelligt wird.« Und in letzterer Hinsicht rühmt er mit besonderer Vorliebe das Englische, welches infolge Vermählung der beiden edelsten Sprachen Europas, des Germanischen und Romanischen, durch Aufgeben und Zerrütten alter Lautgesetze, sowie durch den Wegfall beinahe sämtlicher Flexionen eine kaum von einer anderen Sprache übertroffene Kraft und Stärke gewonnen habe. Schelling hatte die schon früher von der Berliner Akademie gestellte und durch Herder siegreich beantwortete Preisfrage erneuern wollen, und im VIII. Bande der ges. schriften von Fichte findet sich eine Abhandlung über Entstehung der Sprache. Beweises genug, daß auch Philosophen ersten Ranges an Aufklärung des geheimnisvollen Wunders der Sprachschöpfung lebhaftesten Anteil nahmen.

G. Curtius, zur chronologie der indogermanischen sprachen, 1867 (Steinthal, gesammelte schriften, 1880, S. 296), hat seinerseits für diese sich sieben Schichten ausgedacht: 1. Wurzel-Periode. 2. Periode verbaler Determinativa. 3. Primäre Verbalperiode. 4. Periode der Themabildung; nun also erst Nomen. 5. Periode der zusammengesetzten Verbalformen. 6. Periode der Kasusbildung. 7. Adverbialperiode. Doch M. Müller, stratification reduziert sie auf drei: Stufe der Einfachheit, Agglutination, Flexion. Sonst stellt derselbe sie in dreifacher Abstufung auf: Familien- (Chinesisch), Nomaden- (»Turanier«) und Staaten- (z. B. Indogermanisch) »stage«. Eine Einteilung, welche so wenig die Entstehungszeit und das ursprüngliche Grundwesen der Sprachen trifft, als wollte man dieselben nach den verschiedenen Religionen der Völker einteilen, so gewiß auch die religiösen Anschauungen im Verfolge der Zeit mancherlei Einfluß auf sie üben. Renan in der zweiten verbesserten Ausgabe von: de l'origine du lang. 1858 bespricht und kritisiert u. a. einschlägige Ansichten von J. Grimm; Steinthal und Heyse; M. Müller und Bunsen. Er streitet mit Bezug auf erstgenannten gegen un état monosyllabique antegrammatical. Er stellt aber den Satz auf: La loi de chaque famille de langues fut fixée tout d'abord, und macht Einwendungen contre l'hypothèse d'une famille touranienne. Les langues, heißt es weiter, ne passent pas d'un système à l'autre: preuve tirée de l'unité des familles. Le lang. de chaque famille était complet au moment où la famille s'est scindée. Le lang. fut créé dans des groupes d'hommes peu nombreux. La famille arienne n'est pas un démembrement d'un ensemble plus étendu. Ich finde übrigens, wie Carrière, wohlbegründet Renans Bemerkung: Die Verbindung von Sinn und Laut [man kann das von jederlei Zeichen etwa 9 und IX sagen] ist niemals naturnotwendig — sonst wäre sie überall gleich; — noch willkürlich und absichtlich, aber sie ist stets motiviert, nie grundlos.

---

2. PHILOSOPHIE DER SPRACHE UND SOG. ALLGEMEINE GRAMMATIK.

Steinthal und Lazarus haben die Sprachphilosophie, welche von den Griechen unter ihren drei philosophischen Disziplinen in der λογική eingestellt, hergebrachter Weise bis auf sie herab, wenn schon nicht darin verblieb, doch in ihr vornehmlich alles Heil suchte, derselben entzogen, und dafür der **Psychologie** überwiesen, um aus letzterer, zumal aus der Herbarts, neue Aufklärung und Begründung zu empfangen. Seitdem ist es Mode geworden, auf jene Art **Grammatik**, welche sich freilich mit dem anmaßlichen und, es ist nicht zu leugnen, viel zu wenig gerechtfertigten Anspruch auf Allgemeinheit spreizt, und auf die Bemühungen um eben diese, besonders am Schlusse des vorigen und zu Anfange unseres Jahrhunderts eifrigst gepflegte Disziplin mit (oft ohne Kenntnis derselben) großer Mißachtung herabzusehen, trotz unleugbar vielfacher Verdienste. S. meinen Aufsatz: zur gesch. u. kritik der sog. allgem. gramm. in Fichte und Ulrici, ztschr. f. philos. XLIII. Bd., S. 102 ff., 185 ff. Ebenda Bd. XLVI. S. 148—157: zur gesch. der logik u. gramm. unter anknüpfung an Thurot, über gramm. kunstausdrücke. (Prantl, gesch. der logik, Bd. III, S. 16 hält seine Ansicht über Petrus Hisp. gegen Thurot aufrecht.) — vorschläge zu einer [man denke, sogar!] notwendigen sprachlehre, 1811, von mir am ersten Orte S. 117 besprochen, hat, wie Trendelenburg, über leibnizens entw. e. allg. charakteristik S. 57, zeigt, einen 1819 zu Eutin verstorbenen Justizrat Trede zum Verfasser. — Auch im MA. fehlte es nicht ganz an Sprachphilosophie. S. österr. ak. d. w. 1877. Bd. LXXXV S. 545—597: die sprachlogik des Johannes Duns Scotus von Prof. Werner. Die nachhaltigen Auszüge Thurots aus der handschriftlichen grammatischen Litteratur des 12. und 13. Jahrhunderts hätten es möglich gemacht, die Wurzeln und Anfänge der in der gramm. speculativa des Scotus entwickelten sprachlichen Doktrin aufzuzeigen. Diese Grammatik bilde die Hauptleistung des scholastischen MA.s auf dem Gebiete der Sprachlogik, d. i. des Versuches einer Ineinsbildung von Grammatik und Logik. Jedoch habe diese Art Sprachlogik keinen Anspruch auf den Namen einer Sprachphilosophie im heutigen Sinne des Wortes. Für Thomas Aquinas habe die Sprache nur eine rein werkzeugliche Bedeutung, während bei Scotus der Gedanke einer manifestativen Bedeutung des Wortes und der Sprache aufdämmere. — Man glaubte, statt etwa von unten herauf nach induktiver Methode die Einzelsprachen für sich, und sodann mehrere vergleichend, zu erforschen und auf solchem, versteht sich äußerst mühevollen Wege allmählich zur Erkenntnis der für alle Sprachen, den gewaltigen und oft tief gehenden Unterschieden zum Trotz

allgemein gültigen Bedingungen zu gelangen, es sei nicht nur möglich, sondern sogar, unter Absehen von jeder Sprache, obwohl man doch die Muttersprache nicht ausziehen konnte und auch unter den erlernten beständig das Latein als aufdringliches Musterbild vor Augen behielt, gefordert, ein so schlechthin notwendiges System zu konstruieren, wie die formale Logik mit ihren Kategorien selber. Deshalb, wurde nicht gezweifelt, müsse sich jede Sprache (auch die ungeheure Zahl derer, von denen man keine Kenntnis hatte und vermeintlich auch nicht brauchte) unbesehens in das doch bloß erdachte und fast gar nicht durch Beobachtung gefundene Schema wohl oder übel fügen. Demnach wären nun überall in menschlicher Rede z. B. Deklination, und zwar wollte G. Hermann wissen, mit 6 Kasus, nicht mehr, wenn auch vielleicht weniger; grammatisches Geschlecht und Numerus; ferner Formen für Vergleichungsstufen; natürlich (obschon auch nicht immer vorhanden) Konjugation mit unvermeidlichem Passivum u. a. m. dgl. unumgänglich, obschon dem in Wirklichkeit nicht so ist. Wohl erhalten wir aber durch die allgemeine Grammatik in mancher Hinsicht willkommene Belehrung über den gedanklichen Inhalt, welchen die Sprache, will sie nicht aufhören, wahrhaft Sprache zu sein, bewältigen muß, und über dessen z. B. in den Redeteilen sich kundgebende Form, ob sie schon über das Wie uns nur unvollkommen zu unterrichten vermag. So irrte G. Hermann gewaltig, wenn er emend. rat. p. 127 die Behauptung hinstellt, die grammatischen Formen müßten den animi cogitationes stets adäquat sein. Wie hätte er sich aber z. B. mit dem Chinesischen abfinden wollen, worin die Wörter ohne Gestalt in ihnen selbst bleiben, und die Bezeichnung grammatischer Verhältnisse jenen draußen, lediglich in die Art der syntaktischen Verbindung, höchstens unter Zuhilfenahme von Partikeln, verlegt ist?

In meinem Humb. 1, S. 174, 179, 190, 199—203, 210—216 ist verschiedener Werke mit sprachphilosophischem Inhalte Erwähnung geschehen. Nicht wenige gibt es solcher mit dem Titel: allg. grammatik, welcherlei Männer verschiedener Nation zu Verfassern haben, und selbst zum Teil behufs Unterrichts geschrieben sind. Ich will jetzt noch mehr nennen. Gasparis Scioppii gramm. philosophica pro lat. lingua magistris et tironibus; ut scilicet tirones magistri, magistri autem tirones fiant. Mediol. 1628. Ausgabe von Herzog. 1712. Es wird dafür gekämpft, daß an Stelle der mittelalterlichen Grammatik eine neue bessere in die Schule eingeführt werde. Selten geworden, aber auch gediegen und noch heute lesenswert: Beauzée, gramm. générale ou exposition raisonnée des éléments nécessaires du lang., pour servir de fondement à l'étude de toutes les langues. 2 Tt. Paris 1767. Damit ist der Zweck dieser Art Bücher zur Genüge gekennzeichnet. méthode raisonnée heißt »eine Lehrart, so die Ursache von den Regeln angibt«, lese ich, und soll demnach eine sich als raisonnée bezeichnende Grammatik (trotz oft mit unterlaufendem déraisonner) ungefähr das bedeuten, was eine sog. theoretische Grammatik bei uns gegenüber einer praktischen. So z. B. Drouin, E., gramm. théorique et raisonnée de la langue allemande, rédigée d'après la méthode comparative et les travaux philologiques les plus récents. Paris 1876. Man muß es Beauzée, Prof. de Gramm. à l'École militaire, hoch anrechnen,

daß er nach eigener Angabe Préf. p. XV sich schon damals mit Grammatiken bekannt gemacht hat, nicht nur semitischer Idiome, sondern auch indogermanischer: griechischer, lateinischer samt romanischen; (Englisch, Deutsch, Schwedisch; auch Irisch; — außerdem selbst Baskisch, Lappisch, Chinesisch; Peruanisch). Bei der GRAMM. GÉNÉRALE aber kommt es ihm, im Gegensatz zu den particulières, vor allen Dingen an auf die ÉLÉMENTS NÉCESSAIRES DU LANGAGE, parce qu'ils sont en effet, dans toutes les langues, d'une nécessité indispensable pour rendre sensible l'exposition analytique et métaphysique de la pensée. Er verlangt aber, pour s'élever par degrés jusqu'à la généralisation des [an sich bestimmter und unveränderlicher] principes, — la voie de l'observation et d'expérience, als einzigen [?] Weg, welcher zur Wahrheit führe, wie denn das von DESCARTES erklügelte SYSTÈME INGÉNIEUX DES TOURBILLONS vor NEWTONS erfahrungsmäßig beigebrachten Thatsachen in nichts zerronnen sei. Ihm ist auch nicht unbekannt p. XVIII, daß die Laute nicht in allen Sprachen die nämlichen sind; einige den Dienst der Präpositionen durch ebensoviele Kasus [richtiger Postpositionen, wie in Sprachen finnischen Stammes, so Baskisch und Peruanisch] ersetzt hätten; andere den der Kasus umgekehrt durch Präpositionen, wie die romanischen. Es gibt, schließt er, plusieurs moyens [freilich, freilich!] de marquer les mêmes points de vue, er sucht aber die Wahl jener in mehr zufälligen Ursachen, während dieselbe doch meist tiefer in dem Grundtypus gewisser Sprachklassen begründet ist. Bei Übertragung der in Physik und Geometrie üblichen Methode auf die Grammatik meint er gefunden zu haben, les mêmes principes généraux, la même universalité dans les lois communes du langage. Les différences des langues sind ihm nichts weiter als des aspects différents des principes généraux, ou des applications différentes des lois communes et fondamentales; que ces différences sont limitées, fondées en raison [oben hieß es: in Zufälligkeiten], réductibles à des points fixes; qu'en conséquence tous les peuples, malgré la diversité des idiomes [also, obgleich nach HUMB. verschiedene und mithin stark subjektiv gefärbte Weltansichten?], parlent absolument le même langage [etwas viel behauptet!] sans anomalie et sans exception; et qu'enfin l'on peut réduire [freilich nach Abzug aller Verschiedenheiten] à un assez petit nombre les éléments nécessaires du langage et à une méthode simple, courte, uniforme, et facile l'enseignement de toutes les langues. Das Buch zerfällt in drei Abteilungen. 1. Éléments de la parole (Lautlehre), 2. É. de l'oraison (Redeteile), 3. É. de la syntaxe, Tropen u. s. w. Als Vorgänger aber werden p. XXXII genannt: SANCTIUS (dessen vielgepriesene MINERVA), ARNAUD, DUCLOS, DU MARSAIS, GIRARD, VAUGELAS, BOUHOURS, L'ACADÉMIE FRANÇOISE. — GRAMM. GÉNÉR. ET RAIS. (c'est celle des Mm. du PORT-ROYAL; d'ARNAULD et de CLAUDE LANCELOT) 3. éd. 1769. Es wird aber in einem Aufsatz über PORT-ROYAL im GRENZBOTEN 1868, Nr. 31, S. 186 einer solchen allgemeinen Grammatik LANCELOTS schon von 1660 gedacht. — Ein besonderes Interesse gewinnen SICARDS, des Direktors der Taubstummenanstalt, ÉLÉMENTS DE GRAMM. GÉNÉR. APPLIQUÉS À LA LANGUE FRANÇAISE. 2. A. 2 Bände, 1801, durch Angaben (s. p. II und den Nachweis p. 547: Sourds-muets), wie diesen verschiedene grammatische Begriffe beigebracht werden. Insbesondere in II, Chap. 3: Théorie des chiffres, ou analyse

numérale de la proposition. PRINC. GÉNÉRAUX DE GRAMM. PAR CONDILLAC. NOUV. ÉD. AN VI. DE LA RÉP. — DE BROSSES, TRAITÉ DE LA FORMATION MÉCHANIQUE DES LANGUES ET DES PRINCIPES PHYSIQUES DE L'ÉTYMOLOGIE, 2 Tt., 1765. Vgl. BRÉAL, LA SCIENCE DU LANG. in REVUE SCIENT. DE LA FRANCE ET DE L'ÉTRANGER. AVRIL 1879. p. 1005—11. — Des Lord MONBODDO Werk VON DEM URSPR. U. FORTGANGE DER SPR. ÜBERSETZT VON E. A. SCHMIDT. MIT VORR. VON HERDER. 2 TEILE, RIGA. 1784—1785. Der HERMES VON JAMES HARRIS, ÜBERSETZT VON EWERBECK, 1788, hat das nicht gering zu achtende Verdienst, daß er zuerst wieder mit Nachdruck auf die grammatischen Lehren der Griechen zurückgriff, während man sonst nur aus der getrübten Quelle der Römer zu schöpfen pflegte. Der Verfasser hatte aber, wie daheim an HORNE TOOKE in 'Επεα πτεροεντα, so bei uns an ROTH einen Gegner im ANTIHERMES ODER PHILOS. UNTERSUCH. ÜBER DEN REINEN BEGRIFF DER MENSCHL. SPR. U. DIE ALLG. SPRACHL., 1795, der auch 1815 für den Gebrauch bei Akademien und Gymnasien GRUNDRISS DER REINEN [!] ALLG. SPRACHLEHRE veröffentlichte. Derselbe rühmt sich in dem ersten »von VATER (ÜBERS. DES NEUESTEN, WAS FÜR PHILOS. DER SPR. IN TEUTSCHL. GETHAN, 1799) sehr richtig gewürdigten Buche den Begriff der Darstellung als Grundlage zu jeder Erklärung des Begriffes Sprache« gefunden zu haben, von welchem seitdem BERNHARDI, VATER, PÖLITZ, REINBECK u. aa. ausgegangen seien. Zufolge § 18 wäre die Sprache willkürliches Zeichen und Symbol zugleich. — MEINER, VERS. EINER AN DER MENSCHL. SPR. ABGEBILDETEN VERNUNFTLEHRE OD. PHILOS. UND ALLG. SPRACHL., 1781. Sogleich an der Schwelle wird dieser Lehre nachgerühmt, die Stelle einer Geschichte des menschlichen Verstandes zu vertreten, sowie die beste sinnliche Logik und ein Erleichterungsmittel für Spracherlernung überhaupt zu sein. Dann mache sie ferner klar den Unterschied zwischen harmonischer und philosophischer Sprachlehre. Erstere »überzeuge uns nur, daß etliche Sprachen unterschiedene Eigenschaften und also auch einerlei Regeln miteinander gemein haben, die philosophische aber unterrichte uns von dem Grunde, warum diese Eigenschaften und Regeln gemeinschaftlich sein müssen«. Dieser Satz findet darin seine Erklärung, daß man lange von einer allgemeinen Harmonia linguarum träumte, aus welchem Traume uns erst HUMBOLDTS VERSCHIEDENHEIT DES SPRACHBAUES gründlich aufgeschüttelt hat. — JOH. SEV. VATER, VERS. EINER ALLG. SPRACHL. HALLE 1801. Des berühmten Arabisten SYLV. DE SACY zu Unterrichtszwecken verfaßte PRINCIPES DE GRAMM. GÉNÉR. wurden noch in siebenter Auflage, Paris 1840, gedruckt. Eine Übersetzung nach der zweiten lieferte VATER 1804. — Bei weitem aber überflügelte alle seine Vorgänger der Romantiker A. F. BERNHARDI in seinem Werke mit einfach stolzem Titel SPRACHLEHRE, 1801. Auch G. HERMANN nicht ausgeschlossen, dessen gleichfalls am Eingange unseres Jahrhunderts erschienenes Buch DE EMENDANDA RATIONE GRAECAE GRAMM., übrigens wegen allzu vertrauensvoller Hingabe an KANTische Kategorien bei zu enger Bekanntschaft mit Sprachen, vielfach ungenügend ausfiel, wie verdienstlich es auch in hohem Maße war mit Rücksicht auf seinen nächsten Zweck. Es kamen aber von BERNHARDI 1805 nach neuem Gesichtspunkte hinzu: ANFANGSGRÜNDE DER SPRACHWISSENSCHAFT. Die SPRACHLEHRE zerfällt nach einer Einleitung (Entstehung der Sprache) in zwei Hauptabteilungen: A. Reine Sprach-

lehre. Sprache als Mittel der Verständigung. Dieselbe als Korrelat der Begriffe (Redeteile); des Urteils (wirkliche Synthesis der Redeteile, der Satz oder absolute Syntax). B. Angewandte Sprachlehre. Sprache als Organ der Poesie, der Wissenschaft. Sechstes Buch: Sprache als reiner Ton und Näherung zur Musik betrachtet. Daß auch BERNH. unter Einfluß KANTS arbeitete, sieht man. — Noch 1840 erschien unter dem seit hundert Jahren, ist gezeigt, bekannten gleichen Namen: LEHRBUCH DER ALLGEMEINEN GRAMM. VON DR. S. STERN. Deshalb ist mindestens das nicht richtig, wenn er sagt: »Vor 50 Jahren war eine allgemeine Grammatik noch nicht einmal in der Idee möglich«, unter dem Hinzufügen: »denn wenn auch die Erlernung der verschiedenen Sprachen nach einer gemeinsamen, seit Jahrhunderten herkömmlichen Form geschah, so war doch der Gedanke noch nicht lebendig geworden, die scheinbar von einander verschiedenen Erscheinungen der einzelnen Sprachen nur als Individualisierungen einer gemeinschaftlichen Grundform anzusehen.« Und weiter: »Eine allgemeine Grammatik soll eine Grammatik für alle Sprachen sein [dies doch ganz das alte Lied!]; das kann aber nicht heißen: sie soll eine jede Spracherscheinung durch alle vorhandenen Sprachen verfolgen [doch, eben dies frommt gar sehr, um aus der großen Sprachenmenge den unendlich mannigfaltigen Reichtum menschlichen Geistes zu erkennen!], sondern alle diejenigen Elemente derselben aufsuchen, erklären und zu einem Ganzen zusammenstellen, welche [das könnte jedoch nur ein vergleichsweise kleines Häuflein sein den Verschiedenheiten gegenüber] allen Sprachen gemeinschaftlich sind, das heißt die Sprache in ihrer allgemein menschlichen [mithin nicht bloß volklichen] Bedeutung erfassen und darstellen.« Eine Tabelle bringt die Entwickelungsformen der menschlichen Bewußtseinsformen zur Anschauung und damit die verschiedenen sprachlichen Kategorien. — WILH. MOHR, DIALEKTIK DER SPRACHE ODER DAS SYSTEM IHRER REIN GEISTIGEN BESTIMMUNGEN, 1840. — URSPRACHLEHRE. ENTWURF ZU EINEM SYSTEM DER GRAMM. MIT BES. RÜCKSICHT AUF DIE SPR. DES INDISCH-TEUTSCHEN STAMMES, VON FRIEDR. SCHMITTHENNER, 1826. Er gibt an, keiner philosophischen Schule zu folgen, indem er nur »Sprachianer« sein wolle. — STAEDLER, WISS. DER GRAMM., 1833. HOFFMEISTER, ERÖRTERUNG DER GRUNDSÄTZE DER SPRACHLEHRE MIT BERÜCKS. DER THEORIEN BECKERS, HERLINGS, THIERSCHS U. S. W. ALS PROLEGOMENA ZU JEDER KÜNFTIGEN ALLG. GRAMM. 1830. 2 Bde. — DAS PROBLEM DER SPR. UND SEINE ENTWICKELUNG IN DER GESCH. VON KONR. HERMANN, 1865.

Eine neue Aera für philosophische Sprachforschung beginnt mit **W. von Humboldt**, der zugleich großer Sprachkenner war. Außer mehreren akademischen Abhandlungen, z. B. ÜBER DIE ENTSTEHUNG DER GRAMMATISCHEN FORMEN, ÜBER DEN DUAL und sonstigem in den GES. WERKEN, fällt allem voraus hierher die seinem Werke ÜBER DAS KAWI als EINLEITUNG vorgesetzte, allein auch getrennt erschienene Arbeit: ÜBER DIE VERSCHIEDENHEIT DES MENSCHLICHEN SPRACHBAUES UND IHREN EINFLUSS AUF DIE GEISTIGE ENTWICKELUNG DES MENSCHENGESCHLECHTS, welches von mir mit erläuternden Exkursen sowie als erster Band WILH. VON HUMBOLDT UND DIE SPRACHWISS. BERLIN 1876, in zwei Bänden, und in zweiter Ausgabe mit Nachträgen, 1880, herausgegeben ist. Voll

Bewunderung und feuriger Begeisterung für seinen Helden bricht Steinthal in seinem Büchelchen: die sprachwiss. W. v. Humboldts und die Hegelsche philosophie, 1848, eine Lanze gegen Schaslers elemente der philos. sprachw. Humboldts, 1847. gedächtnisrede auf W. v. Humb. 1869. Daß er sich aber längst zu Humboldt anders stellt und sich von ihm unabhängig gemacht hat, ist niemandem ein Geheimnis. Allein auch bei Steinthal wird sich das Sprichwort vom Nichtrosten alter Liebe glänzend bewähren, wenn sein lange gepflegtes Werk, wovon jüngst der erste Teil erschienen, dem Publikum ganz vor Augen liegen wird, nämlich: die sprachphilosophischen werke W.s v. Humboldt, herausgegeben und erklärt von Steinthal, Berlin 1883. Inzwischen war durch Steinthal herausgegeben Heyses system der sprachwissenschaft, 1856, worin mit löblichster Einsicht auch Nutzen gezogen ist aus den Ergebnissen vergleichender Sprachforschung. (Ins Italienische übersetzt von Emilio Torino, 1864.) — Steinthal: abriss der sprachwiss. Erster Teil: die sprache im allg. einleitung in die psychologie u. sprachwissenschaft. Zweite mit Zus. vers. Aufl. 1881. gesch. der sprachwissenschaft bei den griechen und römern mit bes. rücksicht auf die logik, 1863, dem man für das MA. Thurot anreihen kann. Ferner: philologie, geschichte u. psychologie in ihrer gegens. bez. 1863. — Unter Steinthals anderweitigen Verdiensten ist keins der letzten die Grenzen zwischen Grammatik und Logik, welche man früher zu sehr übersah und vermischte, strenger auseinander gehalten zu haben in: grammatik, logik und psychologie (vgl. a. l. z. 1849. Nr. 195). Ist ganz besonders u. a. gerichtet gegen Becker (organismus u. s. w.), der auch auf Behandlung der griechischen Sprache z. B. bei Kühner, nicht immer zu deren Frommen Einfluß geübt hat. Desgl. Hoffmeister 1, 51 im Gegensatz zu Schmitthenner: »Dagegen muß ich den wichtigen Satz geltend machen, daß die Logik nie die Grundlage der Grammatik sein könne noch solle.« Eine ähnliche Emanzipation dürfte schon ausgesprochen sein in: de linguarum indole non ad logices, sed ad psychologiae rationem revocanda diss. scr. Ch. Cochius, Marburgi 1809. 4. Die Schrift: über sprache und ihr verh. zur psychologie, Freiburg im Breisgau 1860, erwähnt zwar Steinthals urspr. und Humboldts einl., läuft im Grunde aber auf theologische Rechtfertigung der genesis hinaus im Betreff der Erzählung von Adams Benennung der Tiere und von der Sprachverwirrung. — Daß vollkommen sprachrichtig gesagtes, z. B. zweimal zwei ist fünf, darum noch nicht zugleich wahr zu sein braucht, ja Verstöße enthalten kann gegen die von der Logik ermittelten Gesetze des Denkens, ist selbstverständlich. Allein es bleibt andererseits unleugbar, die Sprache vermag nicht Anschauungen von Raum und Zeit mit deren mannigfachen Verhältnissen, wie z. B. Kasus und Präposition oder Tempora, noch auch den verschiedenen Denkformen, wie den Kategorien von aristoteles und kant zu entfliehen. Und besteht ja, wie schon in meinen etym. forsch. II[1], 653 von mir gezeigt worden, die Konjugation eines indogermanischen Verbums in einem wahren Bündel von Kategorien: Prädikat (in verschiedener Zeit; Wurzel); Kopula (Modalität); Subjekt (Personalendung; Quantität; Kausalität: thätig, leidend); jedes wiederum trichotomisch geteilt. Allein ebenso leuchtet ein: die Mittel, deren sich verschiedene Sprachen, ja oft

die eine nämliche, zu Erreichen des objektiv gleichen Zweckes sprachlicher Bezeichnung im allgemeinen und im einzelnen bedienen, hängen meist von subjektiv gefärbter und zwar zumeist unbewußter und insofern unfreiwilliger Wahl ab. Das bewiese schon die von lauter Quidproquos abhängige Übersetzungsnot. Man vgl. JOH. MINCKWITZ, GRUNDPROBLEME DER NEUHOCHD. ÜBERSETZUNGSKUNST IN BEISPIELEN in BRASSEY UND V. MELZL, ACTA COMP. LIT. Mai 1880. S. 128 ff. Sog. Idiotismen (Spracheigenheiten) sind schlechthin unübersetzbar, und höchstens — ersetzbar durch ein von Grund aus verschiedenes. Man nehme etwa unser: Wie befinden Sie sich? als Erkundigung nach dem Befunde unseres derzeitigen, namentlich gesundheitlichen Zustandes. Dafür der Engländer: How do you do? (wie thut Ihr thun?). Und der Franzose: Comment vous portez-vous? als sagte ich lateinisch: Quomodo (buchst. qua mente) vos portatis vos? Und nun wohl gar unser: Wie geht es Ihnen? lateinisch: Quomodo res procedit tibi? träfe auch nicht das rechte, aber ein buchstäbliches Wiedergeben durch: Qui it id iis? verfiele geradezu in Unsinn. —

Die Sprache erweist sich ohne Zweifel nach einer Seite hin von **Naturnotwendigkeit** φύσει bedingt, jedoch bleibt nicht minder wahr, sie hänge nicht unwesentlich von gesellschaftlicher **Übereinkunft** (θέσει) ab, wenn schon um vieles seltener von ausdrücklicher (z. B. in der Naturbeschreibung, in der Astronomie; technische Ausdrücke) als von stillschweigender. DUNS SCOTUS (s. früher) wollte in der GRAMM. SPECUL. zeigen, »wie in dem Gebilde der entwickelten Sprache sich die Denkauffassung der für den Menschen gegebenen Wirklichkeit reflektiert; das Sprechen ist ein Bezeichnen der im Denken aufgefaßten Dinge [nur dieser?] und ihres wechselseitigen Zusammenhanges. Gegenstand der Lautbezeichnung sind die Eigentümlichkeiten der Dinge [nicht sie selbst, sondern Merkmale an ihnen], wie sie im menschlichen Denken [also in subjektiver Weise] aufgefaßt werden; die Bezeichnungsweise der Dinge ist konventionell festgestellter Ausdruck der Auffassungsweise der Dinge [vgl. POTT in HUMB., S. CCCCXIII] und ihres wechselseitigen Zusammenhanges«. Jede Bezeichnung kann nur eine Abbreviatur, so zu sagen ein Bruch sein von dem Vollbegriff des zu bezeichnenden Ganzen und demnach einseitig, mehr oder minder charakteristisch einem Hauptmerkmale des letzteren den Benennungsgrund entlehnend. Notwendigkeit wohnt keiner Bezeichnung ein, wie sehr man auch bare Willkür bei deren Wahl meide und sich hierzu durch, wo nicht immer wahrhaft vernunftgemäße, doch auch selten geradezu vernunftwidrige Anläße bestimmen läßt. So ist es nicht nur möglich, sondern in Wirklichkeit ganz gewöhnlich, daß die objektiv gleichen σημαινόμενα in den verschiedenen Sprachen, ja in einundderselben, nicht bloß äußerlich, sondern nach ihrem inneren Werte durch weit auseinandergehende ungleiche σημαίνοντα ihre sprachliche Fixierung erhalten. Z. B. finden sich bei A. RUGE, AUS FRÜHERER ZEIT, I. Band, S. 296, dreißig verschiedene Redensarten, um auszudrücken: Er ist tot, gestorben u. s. w. Ferner σελήνη, luna sind, und zwar in weiblicher Form, als »leuchtendes« aufgefaßt, allein hier in seiner Beschränkung auf dies eine Objekt als Nachtgestirn, während μήνη und der von uns nicht sehr

passend zum Manne gestempelte Mond als Messer (der Zeit; vgl. sskr. mā) doch ebenfalls Namen sind für denselben Gegenstand. Es thut aber dringend not, daß man zwischen dem subjektiven Sinne der Wörter mit ihren Verbindungen unterscheide und dem objektiven in des ersteren vielfach mehrdeutigen Anwendung, das heißt Bezogenheit bald auf dieses, bald auf ein anderes Objekt. Wenn aber den objektiven Sinn der Wörter und ihre etwaige Polysemantie das Wörterbuch je aus dem Sprachgebrauche zu ermitteln und darüber Buch zu führen hat, so liegt der, auf Lautlehre, Wortbildung und Sprachgeschichte (z. B. Ital. chié-sa mit i statt l ἐκ-κλη-σία) sich stützenden, und, wenn wahrhaft, hochwichtigen etymologischen Kunst ob, mittelst Erforschung des subjektiven Sinnes der Wörter und Wortformen durch Lüftung des über sie hingebreiteten Schleiers ihnen nach Möglichkeit das Geheimnis ihrer Wahl, und somit ihren Berechtigungsschein zu entreißen. Namentlich letzteren mit Bezug auf Vieldeutigkeit, welche doch, sollte man meinen, dem Verständnis der Rede überaus hinderlich sein müßte, weit mehr wenigstens, als in der That der Fall. Greifen wir nur einmal aus der unendlichen Menge ohne viel Umsehen ein passendes Beispiel heraus. Deckt sich z. B. lateinisch virtus, d. i. dem Etymon nach Mannheit, mit unserem auf Tauglichkeit und Tüchtigkeit sich gründenden Tugend? Hier und dort handelt es sich um nicht unbedeutende Nebenbegriffe, sodaß beide Wörter zwar ungefähr denselben Begriff wiedergeben können, jedoch ohne sich, der synonymen Überschüsse halber, je gänzlich zu decken. Bei der Mehrdeutigkeit, d. h. der Möglichkeit, dasselbe Zeichen verschieden zu gebrauchen, ohne Nachteil der Verständigung, welcher sonst leicht daraus entspringt, daß sich der eine bei demselben Worte dies, ein anderer das denkt, erhellt ja oft aus dem Zusammenhang der Rede das Gemeinte. Ein a aber auf b, c, x oder sonst ein anderes bezogen wird dadurch gleichsam selbst ein anderes, des wechselnden Verhältnisses wegen, worin es versetzt worden. Ich will nur der Wortbildung Belege entnehmen. Man nehme das substantivierte feminale Adjektiv ina im Latein. In gallina, regina wird dadurch Motion vollzogen. Bei Ergänzung von area bekommen wir, wie z. B. in caepina, porrina, ein mit Küchengewächsen besetztes Beet. Dagegen piscina Fischweiher. Ferina, catulina (sc. caro) sind Fleischarten. Andere Male erwachsen mit demselben Suffix Benennungen von Werkstätten, wie officina, coquina, culina, textrina. Medicina als taberna, aber auch ars und (sc. res) Heilmittel. Die Verschiedenheit liegt hierbei also je in dem Gattungsbegriff, unter welchen ein Wort mit jener Bildung fallend gedacht wird. Ähnliches begegnet uns, wie von mir in einem Aufsatze der Bezzenbergerischen Ztschr. ausgeführt worden, bei dem Suffix ων. Αἰών und griechische Monatsnamen mit gleichem Ausgange fallen in die Sphäre der Zeit; wogegen ἀμπελών (sc. τόπος) mit Genossen örtlicher Art ist. Bloß anders betontes Κεφάλων, Capito, bezeichnet seinerseits als Mannesname einen mit großem Kopfe, während die ersten beiden sich auf Menge beziehen.

Ich unterscheide aber zwischen dem unabänderlich einen (**Ur-**)**Sinne** eines Wortes, einer Wortform, und deren in der Anwendung auf mitunter gar verschiedenes, nicht selten zum Erstaunen auseinandergehenden

Bedeutungen, in deren Vielheit aber bei keiner einzelnen die Nachwirkung jenes einheitlichen Sinnes, wenn auch vielleicht bis zur Unkenntlichkeit latent geworden, je völlig erloschen sein kann. Es sollten daher Lexikon wie Grammatik weitaus mehr, als insgemein geschieht, um einer fraglichen Sprache behufs tieferen Begreifens beizukommen, auf den ursprünglichen Sinn der jedesmal in Betracht gezogenen Erscheinung, d. h. der von ihr beliebten subjektiven Auffassung fahnden und diese dann wiedergeben, um den oft gewaltigen Unterschied fühlbar zu machen von dem, in einer wildfremden Sprache üblichen Brauche, wo die Auffassung des objektiv gleichen zum öfteren schlechthin verschieden, ja, es kann vorkommen, wie z. B. bei timeo ut und ne, eine entgegengesetzte ist. Ein, freilich mehr scheinbarer, als wirklicher Widerspruch mit dem Gebrauche im Deutschen; Furcht ist ein gemischtes Gefühl, worin Wunsch und Erwartung des Gegenteils mit einander in Widerstreit liegen. Es kommt nun darauf an, welche der beiden Seiten sprachlich hervorgekehrt wird. Desgleichen läuft es doch nur auf ein subjektives Auseinandergehen der Auffassung hinaus, wenn im Lat. zwei Negationen im Widereinander, z. B. nemo non, niemand nicht, also jeder; nonnulli, nicht keine, mithin wenigstens einige, sich aufheben und eine kräftigere Bejahung bilden; dagegen aber der Grieche mehrere, darunter solche, die sich an Nebenumstände heften, in gleicher Reihe fortlaufen läßt und die Gesamtverneinung durch Einzelaufzählung um so nachdrucksvoller macht. Auch ist es ein gar nicht entschuldbarer Irrtum, wenn man dem ut je zuweilen einen anderen Sinn leiht als den eines modalen Wie. Geben wir z. B. opto ut valeas mit: ich wünsche, daß du gesund bist (im Ind.) wieder, so bleibt damit doch ut in jener Verbindung, was es sonst ist. Es zeigt nämlich einen modus an, jedoch optandi, d. h. den, worauf, als etwa nur mögliches (daher der Konj.), der Wunsch gerichtet ist, während durch den entsprechenden deutschen Satz bloß der gegenständliche Inhalt des Wunsches angegeben wird. Demgemäß genügt dann der Indikativ im abhängigen Satze, und, zur Verbindung mit dem regierenden, ein, von dem neutr. das bloß graphisch verschiedener Satzartikel daß, welcher in unserem Falle als Akk. (ich wünsche das Gesundsein von dir, tuam valetudinem) zu fassen. Nicht uneins dem acc. c. inf. in: ich heiße dich (pers. Obj.) gehen (sachliches); oder lat.: scio Deum esse, gls. τὸ θεὸν εἶναι (Dei existentiam) und bei andern vv. sentiendi, wo die als Inf. angefügte Thätigkeit als wirkliches (nicht bloß: mögliches) Obj. einer Wahrnehmung ebensogut akkusativisch aufzufassen ist, als etwa in: doceo te artem pingendi. — Ingleichen bleibt der Akk. im Lat. in allen Gebrauchsweisen fortwährend ein bloß anders gewendetes Wohin. So örtliches Ziel in redire domum, proficisci Romam. Dagegen als Zweck in dormitum ire; und in amatum iri futural wegen bloßen Zustrebens nach einem noch unerreichten Ziele. Das Sup. ist ja nichts als Akk. eines actus nach Dekl. IV. Nehmen wir aber das Objekt in einem Satze wie: arator arat arvum aratro, wäre das etwas anderes als hier auch (sonst nicht gerade immer) räumlich gedachtes Wohin, das die in dem Felde sich vollziehende (aufnehmende, also passive) Einwirkung von dem Pflüger, als agens (sskr.

kartar, d. i. actor st. Nominativ) unter Beihilfe des Pflugs (welches daher im Deutschen gesellschaftlich mit dem Pfluge als Mittel, im Lat. ursächlich sekundäres Von wo im Ablativ) erfährt?

Man unterscheidet häufig zwischen **eigentlichem** und **figürlichem Sinn** der Wörter. Das dürfte wohl kaum mehr als beziehungsweise Gültigkeit haben. Nicht nur, daß die Grenzen beider oft genug im gegebenen Falle schwer, oder gar nicht, scheidbar in einander rinnen; wie doch daß man alsdann der Strenge nach alle Wörter mit ihrem Zubehör, ja die gesamte Sprache, für Metapher, und somit figürlich, erklären müßte. Zufolge der Einleitung von Julian Schmidt zu neue essays von Emerson, 1876, S. xxix, hätte dieser in einem seiner ältesten essays 1837 mit der allgemeinen Überschrift natur auch ein Kapitel über sprache geliefert. S. xxxi: »Jede naturhistorische Thatsache ist ein Symbol einer geistigen Thatsache, jede Erscheinung in der Natur entspricht einem bestimmten Zustand des Gemütes, und dieser Zustand des Gemütes kann nur beschrieben werden, indem man die Naturerscheinung als sein Bild darstellt. Die Sprache darf sich der Metapher bedienen, weil die gesamte Natur eine Metapher [etwas kühn!] des menschlichen Geistes ist. Die Gesetze der moralischen Natur verhalten sich zu denen der Materie wie das Gesicht zu seinem Spiegel. Die sichtbare Welt ist der Sonnenzeiger der unsichtbaren.« Und S. xxxvii: »Der wahre Poet dringt durch die Symbole zur Sache; er setzt die Erscheinung zu dem herab, was sie eigentlich ist, und bringt die Unabhängigkeit des Gedankens zum Ausdruck. Kraft dieses Berufes benennt er die Dinge und bildet die Sprache. Freilich haben wir bei den meisten Worten den Ursprung vergessen [oder doch denken wenigstens bei ihrem Gebrauche in der Rede nicht mehr daran]; ursprünglich war jedes ein Blitz des Genius, die Enthüllung eines Weltsymbols. Jede Sprache ist in diesem Sinne [sehr treffend gesagt] eine fossile Poesie.« Das läuft so ziemlich auf das nämliche hinaus, als der Ausspruch Jean Pauls, wonach er die Sprache mit einem Wörterbuche verblichener Metaphern vergleicht. Und Noiré, urspr. der spr., S. 145 gibt an, Schopenhauer bestreite die Kantische Philosophie als eine Wissenschaft aus bloßen Begriffen. Humboldt bediene sich des Ausdruckes, indem er davor warne, die Sprache aus bloßen Begriffen herzuleiten. Weiter Schopenhauer ebenda: »Nicht nur ist alle Evidenz anschaulich, sondern auch alles echte und wahre Verständnis der Dinge ist es: Dies bezeugen schon die unzähligen tropischen Ausdrücke in allen Sprachen, als welche sämtlich Bestrebungen sind, alles Abstrakte auf ein Anschauliches zurückzuführen. Denn bloß abstrakte Begriffe von einer Sprache geben kein wirkliches Verständnis von derselben« u. s. w. Man nehme so vieles auf Übersinnliches und geistige Vorgänge bezügliche, dessen sprachliche Bezeichnungen der Sinnenwelt entnommen sind. Um nur einige der allergewöhnlichsten, welche jedermann vor den Füßen liegen, zu nennen: Anschauung und Einsehen; Vorstellung und Verstand; Vernunft, Begreifen; Erwägen und frz. penser nebst Ermessen. Conjicere als erst mehr tumultuarisch die Möglichkeiten zusammenwerfende oder auf bloße Hypothese (Unterstellung) gebaute Vermutung. So auch συμβάλλειν τί τινι, zusammenbringend vergleichen.

Durch Vergleichung der eigenen Meinung mit den Umständen (aus deren Mitte heraus) auszumitteln suchen, daher einen Schluß daraus machen. Als Med. gls. im eigenen Ich zusammenwerfen. — Sind doch auch Geschlechtsbezeichnungen über das von der Natur gezogene Maß, sowie das Erdenken mythischer Persönlichkeiten, lediglich Geschöpfe einer fruchtbaren Einbildungskraft, dem nach strenger Wirklichkeit strebenden Verstande ins Gesicht hinein. S. auch meinen Aufsatz: METAPHERN, VOM LEBEN UND VON KÖRPERLICHEN LEBENSVERRICHTUNGEN HERGENOMMEN, in K. Z. II, S. 101—127. Wie weit hin sich aber das Gebiet der Metapher erstrecke, mag man schon allein aus BRINKMANNS Buche: DIE METAPHERN. STUDIEN ÜBER DEN GEIST DER MODERNEN SPRACHEN, ermessen, dessen dicker erster Band, BONN 1878, lediglich DIE THIERBILDER DER SPRACHE behandelt. Es sei uns aber gestattet, seinem Kapitel über das Wesen der Metapher, die von ARISTOTELES, POET., Kap. 21 weiter als bei uns gefaßte Definition derselben zu entlehnen. Μεταφορὰ δ' ἐστὶν ὀνόματος ἀλλοτρίου ἐπιφορὰ ἢ ἀπὸ τοῦ γένους ἐπὶ εἶδος [vom Genus auf die Spezies], ἢ ἀπὸ τοῦ εἴδους ἐπὶ γένος [also umgekehrt], ἢ ἀπὸ τοῦ εἴδους ἐπὶ εἶδος [der Spezies unter einander], ἢ κατὰ τὸ ἀνάλογον. Bei der Unendlichkeit der Dinge, Vorstellungen und Begriffe würde man zu deren sprachlicher Bewältigung ohne Übertragen, d. h. von Einem auf eine Vielheit, bei ihren, dem oberflächlichen Anscheine zuwider verhältnismäßig nicht allzugroßen Mitteln, mit der, näher besehen, doch gar endlichen Sprache ziemlich ins Gedränge kommen, verstände sie es nicht, mit dem Schatze, über welchen sie zu verfügen hat, trotz gebotenen haushälterischen Verfahrens üppigen Wucher zu treiben. Ermöglicht wird dies aber zum Teil durch die fast maßlose Kombinationsfähigkeit. LEIBNIZ, DE ARTE COMBINATORIA (OPP. PHILOS. ED. ERDMANN. T. I, p. 36) berechnet: Quoties situs literarum in alphabeto sit variabilis 23 literarum linguae latinae. Variationes [also eine Zahl auch mit 23 Ziffern] sunt:

25, 852, 016, 738, 884, 976, 640, 000.

Aber 24 lit. germanicae linguae ergeben [eine Zahl mit wiederum 24 Ziffern]:

620, 448, 401, 733, 239, 439, 360, 000.

Wie viel kämen da bei den 48 Buchstaben (also der doppelten Zahl) des Sanskrit heraus? — Aliud autem sunt variationes, aliud numerus vocum ex datis literis comparabilium. Quae enim vox 23 literarum est? Das wäre weniger ein Gegengrund, bei der großen Menge langatmiger Wörter und Wortformen z. B. in Indianersprachen, vgl. ein mexikanisches mit 27 Buchstaben W. WB. V. S. XXIII; auch überschwenglicher Kompp. im Sskr., als vielmehr die Unverträglichkeit mehrerer Laute neben einander und vielfach Wiederkehr auch desselben Lautes in einem Worte. Z. B. inimīcitiīs. Pancadan'd'achattraprabhanda, ed. WEBER, mit kurzem a in neun Silben, etwa wie bei uns das e wuchert. Gibt es doch z. B. von dem einlautigen lat. Imper. i oder den freilich verstümmelten e, a aufwärts Wörter genug von nicht kleinem Umfange auch sonst. Nicht etwa von unserem Generalsuperintendent u. dgl. zu reden, lat. incomparabiliter mit sieben Silben, und im Engl. impertrans-i-bility, dessen einsilbiger Grundbestandteil i in der reichen Umgebung wie verloren untergeht. Zu 19 Charakteren

2*

bringt es ἀῤῥητολεπτόπνευστος Paul. sil. baln. p. 180. Desgleichen unuuidarmezzantlihho, da uu = w nur ein Laut. Allein, aus wie vielen grammatischen Elementen ist es überdies zusammengefügt! Un-, wi-dar, mezzant, lihh-o. Συναναχοινολογέομαι zählt auch 19 Charaktere, und zwar in neun Silben. Im Algonkin (O. N. lang. sauv. p. 129): Mitasvi (10) acite (mit) nanan (5) kikinoamagewininiwak (Pl.), 15 professeurs, also mit 10 Silben und sogar 20 Buchstaben, aus kikinoamage il enseigne p. 63 vgl. 79 in schon sechs Silben mit elf Buchstaben. Um aber einen recht schroffen, sinnlichen Eindruck zu gewinnen, zwischen Grönländisch und dem, aus bloßen Einsilblern bestehenden Chinesischen, durchblättere man nur einmal das in Barby 1785 erschienene grönländische Gesangbuch, indem man darin ganze Seiten durchlaufen kann, ohne auch nur auf ein einziges Wort mit einer Silbe zu stoßen, während an gar sehr langen kein Mangel ist.

Bliebe man aber auch nur bei der kleineren von Leibnizens obigen Zahlen stehen; so ist wohl klar, die Summe käme nicht entfernt heraus, nähme man auch die Wörter sämtlicher Sprachen der Erde (nach Balbi 860) zusammen. Davon würde man sich auch schon mittelst imaginärer Berechnung überzeugt halten können. Eine der reichsten Sprachen, das Sanskrit, baut sich aus nicht mehr als (schon zu hoch angegeben) 2000 Verbalwurzeln und aus höchstens 200 formalen Elementen (Pronom., Präpp. und Suffixen) auf, und gelangt damit (sieht man auch von beliebter gelegentlicher Häufung in Kompositen ab) vermöge Kombination zu einem, wenn auch ungezählten, doch gewiß nicht kleinen Schatze von Wörtern und Wortformen. Man nehme nur einmal 1000 einfache (d. i. gleichsam je eine Gattung von Thätigkeit vorstellende) Verba, und denke sich jedes von ihnen behufs Spezialisierung des in dem einfachen Verbum enthaltenen allgemeineren und umfassenderen Begriffes, mit derselben einen Präposition zusammengesetzt, so erbringt ein solcher, nichts weniger als allen Sprachen gestattete Vorgang schon wieder ein Tausend neuer Verba. Das ist nun freilich in Wirklichkeit mit keiner einzigen Präp. alle Verba durch der Fall, was aber mehr als reichlich dadurch aufgewogen wird, daß nur wenige Verba ohne derlei präpositionale Komposition vorkommen, hingegen äußerst viele sich mit einer großen Zahl von Präpositionen verbinden. Verdeutlichen wir uns dies an einem, unserer eigenen Sprache entnommenen Beispiel von Verbalsubstantiven, die sämtlich in buntester Mannigfaltigkeit in das Gebiet des freilich so hochwichtigen Sehens fallen. Also: Wechsel nach Sicht, noch einfach. Aber Absehen, wovon und worauf; Absicht; Ansehen (auch Würde); Ansicht; Aufsehen, vom Buche, oder durch etwas Auffälliges; Aufsicht; Aussehen, aktiv, z. B. aus dem Fenster, aber auch passiv, wie man aussieht (sich den Blicken darstellt); Aussicht; ersichtlich, ausersehen; besehen, besichtigen; durchsehen, Durchsicht (z. B. einer Schrift, aber auch etwa durch Bäume); Einsehen haben, Einsicht, Gesicht, Angesicht, Hinsicht, Rücksicht; Zusehen, zusehends; Nachsehen hinter etwas, Nachsicht. Kein Beispiel der Obacht entsprechend. Im Umsehen, Umsicht; Vorsehung, Vorsicht, unversehens, Versehen, Zuversicht. — Der Grammatiker Herodian, wird berichtet, habe die Betonung von sechs Myriaden (Wörter?) bestimmt.

Betrachten wir uns nun aber einmal die Kehrseite, woraus ersichtlich, daß man für gewöhnlich die durch die Sprache ermöglichten Darstellungsmittel nichts weniger als ausnützt. So fand ich in der VOSSISCHEN ZEITUNG vom 9. Juni 1863 folgenden Artikel aus London: »Ein Geistlicher vom Lande hat die Beobachtung gemacht, daß viele der arbeitenden Klasse zugehörige Insassen seines Pfarrbezirkes nicht 300 Wörter in ihrem Sprachschatz besitzen. Der Wortreichtum der alten ägyptischen Weisen umfaßt, so weit uns die hieroglyphischen Schriften an die Hand geben, nur 685 Wörter. [Da hätte man sich doch mit mehr Sicherheit dem wortarmen Chinesischen zuwenden sollen!] Und daß ein italienischer Operntext über eine größere Mannigfaltigkeit gebiete, ist eine seltene Erscheinung. Ein wohlerzogenes Individuum in England, welches seine Bibel, seinen SHAKESPEARE, seine TIMES und die ganze Büchermasse in der MUDIEschen Leihbibliothek liest, gebraucht in der wirklichen Unterredung gewöhnlich nur zwischen 3000 und 4000 Wörter. Denker und strenge Logiker, welche vage und allgemeine Ausdrücke vermeiden und warten, bis sie ein Wort finden, das genau den Gedanken decke, versteigen sich schon bedeutend höher, und beredte Sprecher mögen sich zum Kommando über 10000 Wörter emporschwingen. SHAKESPEARE, welcher bekanntlich eine ungewöhnliche Mannigfaltigkeit des Ausdruckes entwickelt, produzierte alle seine Dramen mit ungefähr 15000 Wörtern; MILTONS Werke sind aus 8000 dieser einzelnen Steine aufgebaut, und das ALTE TESTAMENT [im Englischen oder Hebräischen?] sagt alles, was es zu sagen hat, in 5642 Wörtern.« Natürlich übernehme ich nicht die Verantwortung für diese Angaben. Jedoch müssen sie bei den Engländern als baare Münze kursieren, indem sie auch bei K. THIERSCH, MEDIZINISCHE GLOSSEN ZUM HAMLET in SÜD UND NORD 1878. Nr. 17. S. 238 wiederkehren und daraus der freilich kaum ganz zutreffende Schluß gezogen wird: »Da wir nur in Worten denken, so läßt das Zahlenverhältnis auf SHAKESPEARES Gedankenreichtum schließen.«

Nach diesen, wir sähen gern, nicht allzu ungehörig befundenen Ausführungen, kehren wir zu STEINTHAL zurück. Er war es nun, welcher, vielleicht nicht ohne einige Ungerechtigkeit gegen die bis dahin zu sehr in den Vordergrund gestellte Logik, nunmehr die Psychologie, welche auch allen subjektiven Regungen im Geiste des Menschen ihre Aufmerksamkeit widmet, in das ihr gebührende Recht einsetzte bei der philosophischen Begründung der Sprachwissenschaft. Und ihm gesellte sich als Genosse sein Schwager LAZARUS bei, welcher in seines Buches DAS LEBEN DER SEELE IN MONOGRAPHIEN ÜBER SEINE ERSCHEINUNGEN UND GESETZE 2. Aufl., 1877—1878 II. Bd. behandelt: GEIST UND SPRACHE, EINE PSYCHOLOGISCHE MONOGRAPHIE. (Einleitung: Die Wechselwirkung zwischen Seele und Leib. Ursprung der Sprache, Erlernung und Fortbildung derselben. Einfluß der Sprache auf den Geist. Die Kongruenz von Geist und Sprache und das Verständnis.) Er unterscheidet aber in der weiteren Sprachentwickelung drei verschiedene Stufen: 1. Die pathognomische (Interjektion als Ausdruck des Gefühles, sofern sie zu sprachlicher Bedeutung erhoben ist). 2. Die onomatopoetische (Lautnachahmung, allegorische Nachbildung u. s. w.). 3. Die charakterisierende Stufe (übertragende und ableitende Wortschöpfung, Vollendung des Sprach-

schatzes, Bildung der Grammatik u. s. w.) Es war aber vor allem das HERBARTsche System, dem sich beide anschlossen, und lieferte GLOGAU die entsprechenden Formeln. Es wurde dann aber gemeinschaftlich von LAZARUS und STEINTHAL die ZTSCHR. FÜR VÖLKERPSYCHOLOGIE UND SPRACHWISSENSGHAFT 1860 gegründet, welche, eine Menge einschlägiger Arbeiten von STEINTHAL enthaltend, vor allen Dingen auch schon mit dem bloßen Worte VÖLKERPSYCHOLOGIE und zwar in Verbindung mit der Sprachwissenschaft der anthropologischen Wissenschaft, wo nicht ein schlechthin neues Ziel selber, doch dies in bestimmter Form steckte. Man nehme dann weiter hinzu: A. BASTIAN, BEITRÄGE ZUR VERGLEICHENDEN PSYCHOLOGIE. DIE SEELE UND IHRE ERSCHEINUNGSWEISEN IN DER ETHNOGRAPHIE, 1868.

PHYSISCHE SEITE DER SPRACHE.

Die Sprache zeigt eine äußere und innere Seite, auf welche, wo nicht zusammen, dann einzeln die Aufmerksamkeit der Wissenschaft sich richten kann.

Erstens äussere sinnliche (**physische**) Seite der Sprache, gleichsam ihr Körper; das Hörbare an ihr, der Laut, und zwar artikulierte, wie er den μέροπες, d. h. stimmteilenden, sprechenden (nicht: sterblichen) ἄνδρες gebührt. In Trennung gedacht: Laut, Silbe, Wort. Quantität und Ton des Lauts: Prosodie, Accentlehre. Richtige Aussprache oder Orthoepie (z. B. Walker für das Englische) u. s. w. Alles dies hat die Lautlehre in Betracht zu ziehen. Dahin gehört nun zuerst Untersuchung der physiologisch-akustischen Bedingungen, abseiten teils der Naturforscher, teils der Linguisten. Unter jenen Johannes Müller, dem Bindseil folgt in: Physiologie der Stimm- und Sprachlaute in Abhl. zur allg. vergl. Sprachlehre, 1838. Brücke, Grundz. der Physiologie und Systematik der Sprachlaute für Linguisten und Taubstummenlehrer, 1856. 2. Aufl., mit 2 Tafeln, 1870. Dagegen Thausing, Das natürliche Lautsystem der menschl. Spr. mit Bezug auf Brücke, 1863. Brücke, Über eine neue Methode der phonetischen Transskription, 1863. Cadmus von F. H. du Bois-Reymond, 1862. Merkel, Anthropophonik, 1857. Strodtmann, Anat. Vorhalle zur Physiol. der Stimme und der Sprachlaute, 1837. Curt Sprengel, De loquela humana in dessen Opuscula ed. Rosenbaum, 1844. G. Herm. v. Meyer, Unsere Sprachwerkzeuge u. ihre Verwendung zur Bildung der Sprachlaute. Mit 17 Abbildungen, 1880. (Internat. wiss. Bibl. XLII. Bd.) Olivier, Über die Urstoffe der menschl. Spr. u. die allg. Ges. ihrer Verbindungen 1821. Rapp, Physiol. u. vgl. Gramm. Rud. v. Raumer, Ges. sprachw. Schriften. Lepsius u. insb. seine Bemühungen um ein allgemeines Alph. — System der Sprachlaute von K. Heyse (aus Höfers Ztschr. IV) 1852. Sievers, Grundz. der Lautphysiol. zur Einführung in das Studium der Lautlehre der indogerm. Sprachen, 1876. Zweite wesentlich umgearbeitete Aufl., 1881. F. Techmer, Einl. in die Sprachw. I. Bd.: Die akustischen Ausdrucksbewegungen. Phonetik, zur vgl. Physiologie der Stimme u. Sprache. 1. Teil: Text und Anmerkungen. 2. Teil: Atlas mit acht lithographischen Tafeln und 188 Holzschnitten nebst einer Gesamtübersicht über das Gebiet der Phonetik, 1880. Darin ist auch die Fabersche Sprechmaschine besprochen, welche schon eine von van Kempelen zur Vorgängerin hatte. Für das Auge: Schrift (auch Druck) s. später Philologie. Durch dieserlei Untersuchungen sind wir nun über die Art der Hervorbringung artikulierter Laute, ihre Verwandtschaften und mannigfach variierenden Nüancen (z. B. r, l, Nasale,

Mouillierungen, verschiedene a oder e u. s. w.) hinaus über die bis dahin gültigen traditionellen Vorstellungen aufgeklärt. Und haben sich dann auch Linguisten ihrerseits um weitere Aufhellung und Nutzbarmachung des Gegenstandes bemüht. Wie oft schwer faßbar sind bei Erlernung einer fremden Sprache einzelne, in der eigenen ungewohnte Laute! So zählt Weinhold 182 Variationen auf, die heute zusammen in Schlesien vorkämen an der Stelle von 25 mittelhochdeutschen Vokalen, und selbst damit sei die volle Zahl nicht erschöpft. H. Rückert in zachers ztschr. IV, S. 324.

Die **grammatische Lautlehre** ist für jede gegebene Sprache verschieden. Schon das Inventar von Lauten, worüber die Sprachen zu verfügen haben, bleibt sich nicht gleich, indem z. B. öfters, selbst sonst gar übliche Laute in einigen fehlen, und wiederum darin besondere eigentümliche vorhanden sind von geringer Verbreitung, wie z. B. bei den Hottentotten die sog. Schnalzlaute (clicks). Es fehlen z. B. im Kechua zufolge v. Tschudi I, 32 ff. die Mediä g, d, b gänzlich, während es dafür Abstufungen nicht nur des k-Lautes, sondern auch ein dreifaches t und p giebt. Die Esthen haben wenigstens nur dem Anlaute Mediä vorenthalten. Es ist aber auch nicht jedem Laute, allein, oder mit bestimmten anderen zusammen, jede Stelle, als An-, In- oder Auslaut gestattet. Ferner herrschen auch bei der Gruppenbildung nicht immer die nämlichen Gesetze des Lautwechsels, indem das eine Idiom als erträgliche Verbindung duldet, wohl gar gern hat, während ein anderes dieselbe ängstlich meidet. So erweist sich das Sanskrit nicht bloß innerhalb der Wörter gegen den Hiatus aufs äußerste empfindlich, sondern selbst beim Intervall zwischen ihnen, so daß sich durch dessen Aufhebung, im Fall durch Krasen, mehrere zu einem Ganzen verketten. Dagegen entsinne man sich einmal der, durch Auflösung oder Wegfall von Konsonanten entstandenen Flut von Hiaten im Griechischen, vollends im Ionismus. Dies auch in Wortanfängen, wogegen das Latein nur bei Formen von ire und is (es gibt außer Fremdwörtern so gut wie gar kein weiteres Beispiel) ihn an solcher Stelle zuließ. Die Regel übrigens, welche hier, allerdings ziemlich ausnahmslos und vielleicht nur, wo einstiges j mit im Spiel ist (vgl. illīus: ējus), unbefolgt gilt von der Verkürzung des Vokales vor Vokal, bildet gls. das Gegenstück zu der im Verse als Silbenlänge hingenommenen Positionssperre. Über die Lautabwechselung. Von N. Kruszewski. Kasan, 1881.

Auch trennen sich in derlei Gebräuchen (tempore locoque) die zeitlich im Nacheinander sich ablösenden Perioden einer Sprache oder letztere in ihrer örtlichen oder gesellschaftlichen Zerfahrenheit in Mundarten. Daraus entstehen Abweichungen von einer vormals einheitlichen Grundlage, die aus dem Leben selber (denn Leben ist ohne organischen Wechsel undenkbar) entspringen. Nichts jedoch erzeugt sich in diesem Gebiete aus eitel Willkür, sondern ist an mancherlei natürliche Übergänge und gesetzmäßige Einschränkungen gebunden. —

Von besonderer Wichtigkeit betreffs der Gesamtwirkung eines Sprachidioms auf das Ohr und sonst ist aber das **statistische** Verhalten der Lautklassen und Einzellaute zu der größeren oder minderen des Vorkommens in ihm. Es hat hierüber wohl zuerst Förstemann in Kuhns Ztschr. Untersuchungen

angestellt und hat WHITNEY in der AMER. OR. SOC. 1878 gesprochen: ON THE COMPARATIVE FREQUENCY OF OCCURRENCE OF THE ALPHABETIC ELEMENTS IN SANSKRIT.

In meinen ETYM. FORSCHUNGEN unterschied ich zwischen etymologischem (allenfalls auch lexikalem) und grammatischem Lautwechsel, die ihrerseits, als rein mechanische und sinnesbare, nicht in denselben Topf geworfen werden dürfen mit dem, recht eig. Sinnmodifikation bezweckenden, also bedeutsamen, dynamischen. Letzterer Art sind z. B. der Ablaut im Inneren der Wörter, entgegen dem bloßen, durch vokalische Assimilation (wie Kalb: Kälber, ahd. chalb: chalbir; Konj. wäre aus ahd. wāri) hervorgerufenen oder um der Erleichterung willen in lat. Compp. sich einstellenden, an sich unwillkürlichen Umlaut. Oder solche Zusätze, welche im Dienste flexiver oder derivativer Formung antreten, und mithin anderer Art sind, als der ephelkystische Nasal, oder ein schmarotzerhafter Enddental, wie in jeman-d (vgl. auch Normandie), engl. peasan-t, tyran-t. Auch eins-t, mhd. eines, einest wahrscheinlich Gen. mit unorganischem Zusatz.

Hier geht uns bloß der zwiegeteilte **mechanische Lautwechsel** an. Daß dabei lediglich ein ästhetisches Interesse walte und der »Wohllaut« das treibende Motiv sei, beruht auf Irrtum, indem durch ihn, wo nicht gerade das Gegenteil bewirkt wird, doch gar nicht selten fade Mattigkeit und Farblosigkeit des Ausdruckes. **Bequemlichkeit**, wo etwa beim Festhalten an einem sonst geforderten eine gewisse Schwierigkeit im Hervorbringen von Lauten oder ihren Verbindungen zu überwinden wäre; mithin eine gewisse vis inertiae spielt bei derlei Veränderungen keine geringe Rolle. Übrigens wie in gewissen Bewegungen des Schalles »Sympathie« herrscht, andere dagegen Dissonanzen geben, so auch sind gewisse Lautverbindungen unverträglich und fliehen einander, während andere sich geflissentlich suchen. Im allgemeinen beruht jeder Lautwechsel, etwa einige seltene, kapriziöser Weise aus der Bahn brechende Ausnahmen außer Acht gelassen, auf — **Lautverwandtschaft.** Jedoch so, daß aus der durch letztere gegebenen Möglichkeit nichts weniger immer für ersteren auch auf dessen Wirklichkeit der Schluß gestattet ist. Im Gegenteil sind gewisse Arten von Lautwechsel aus gewissen Perioden oder Mundarten einer Sprache schlechthin ausgeschlossen. Es lassen sich aber zwei Arten von Lautverwandtschaften unterscheiden: **Homorganität** oder, nicht so nahe sich berührend, **Homogeneïtät** und darum minder häufig Wechsel zwischen nur homogenen Lauten, wie je Tenues, Mediä oder Aspiratä untereinander. Beides haben nicht nur schon die alten griechischen Grammatiker, sondern auch die an Einsicht ihnen nicht nachstehenden, ja selbst in mehreren Punkten überlegenen indischen gar wohl erkannt. Während aber jene aus dem Banne des von den Phöniziern überkommenen Alphabetes, worin, bei nur einigen vernünftigen Durchblicken, wie die drei Mediä β γ δ hinter dem dux gregis, oder das Beisammen der Liquidä, alles in seltsamer Weise bunt durcheinander liegt, sich nicht loszuwinden verstanden, hat dagegen ihren indischen Genossen bei Aufstellung ihres Lautschatzes ein glücklicher Leitstern den richtigen Pfad gewiesen. Die Anordnung der Konsonanten erfolgt hinter den voraufgeschickten Vokalen nach dem Prinzipe der Verwandtschaft von dem hintersten Sitze der

Sprachorgane, der Kehle ab bis zu den Lippen fort unter weiterem Hinzufügen noch einiger besonderer Arten von Lauten. Selbst die Vokale ordnen sich nach den Organen, indem, der gemischten Zwischenlaute zu geschweigen, a den Gutt., i (man vergleiche den entsprechenden Konsonanten Jot) den Pal., u aber, wie sein Gegenpart w, den Lab. anheimfällt. Diese Trias aber: lichtes und hohes i mit seinem dumpfen und tiefliegenden u gegenüber, und a als in deren Mitte bildet nun, so zu sagen, das Grundthema zu allen vokalischen Variationen (e gefärbt aus a + i, o aus a + u). Allein außerdem ist ihnen eine zweite Einteilung von kaum minderer Wichtigkeit geläufig. Nämlich die zwischen Surdä, härteren Wesens, worunter alle Tenues mit oder ohne Aspiration und die drei Zischer des Sanskrit einbegriffen sind, während alle übrigen Laute, Vokale wie Konsonanten, den sog. Sonantes, von milderem Charakter zufallen. Als wenigstens homoiogen wechseln auch öfters z. B. Zischer und Hauch. So eranisch und griechisch Asper; irisch und gael. s, aber kymrisch h, an Stelle von ursprünglichem s (sal, ἅλς, irisch salann, welsch halen u. s. w.). Umgekehrt eranisch weiches z für h im Sanskrit.

Fassen wir nun aber das Behaben ins Auge, worin sich vom etymologischen Lautwechsel der grammatische unterscheidet, so ist vor allem klar: jener, z. B. die wunderbare Eigentümlichkeit germanischer Sprachen, ohne Not die neun dreien Organen angehörenden Konsonanten zweimal zu verschieben, ist mehr in ein freies Belieben (tel est notre plaisir) gestellt, als wie letzterer stets gewissem Zwange unterworfen. Zur Erläuterung würde man nicht unpassend die Fünfzahl unseres Sprachstammes heranziehen, wobei jedoch bei tieferem Eingehen auch die Frage nach dem prius und posterius ihre Antwort verlangte. Sskr. panca (c pal. = tsch, das aber als ursprüngliches k in pank-ti festgehalten), πέμπε und πέντε, quinque, franz. cinq, lit. penki, poln. pięć, goth. fimf, engl. ohne Nasal five, welsch pimp, pump, (charakteristisch das kelt. pempedula), aber irisch cóic. Hiervon würde ich alle vokalische wie konsonantische Veränderungen des ursprünglich allein berechtigten Lautstandes in diesem Zahlworte, mit Ausnahme des jedesmal nach dem Organe des folgenden Konsonanten sich richtenden vierfachen Nasals für etymologischer Art erklären, d. h. aus keiner, durch die inneren Lautverhältnisse bedingten Nötigung hervorgegangen. Allein darum sind sie nicht Kinder von eitel Willkür und gesetzlos. Das initiale lateinische qu und das sich ihm anschließende irische co sind im gutt. Gebiet dem labialen p wenigstens homogen und enthalten überdem in dem nachschlagenden Laute eine, durch die Lippen hervorgebrachte Beimischung. Eine ähnliche Umsetzung ist die von lat. v zu ital. gu, franz. g, z. B. guastare, gâter. Das nämliche gilt aber auch von dem unstreitig ursprünglichen k hinten, dessen Veränderungen in qu, hartes palatales tsch, und p, t doch sämtlich innerhalb der Klasse der sog. Tenues belegen sind. Anders verhält es sich mit dem zweimaligen f im Germanischen, welches nach dem Gesetze der Lautverschiebung aus p sich einstellte, mithin nach abermaliger sekundärer Weise, während ein unmittelbarer Übergang etwa von k zu f unmöglich oder doch ein Salto mortale wäre. Wenn übrigens der ursprünglich schroffe Gegensatz von p — k (Lab. zu Gutt.) in πέμπε, pimp, fünf und umgekehrt cóic, quinque wie

ausgeglichen aussieht, so wurde der Anschein von Reduplikation darin wohl durch eine Art von Anziehung oder Assimilation herbeigeführt. Wir haben übrigens bei f statt p einen Übergang innerhalb desselben Organes vor uns, während die übrigen Wandlungen wohl so ziemlich alle als Überläufer erscheinen aus dem eigenen Organe zu einem heterorganen Lautgebiete. Welcher Art z. B. auch der Tauschverkehr ist zwischen Spiranten.

Bei dem grammatischen Lautwechsel kommen nun verschiedene **Lautfiguren** in Betracht, deren genaue Kenntnis zu wissenschaftlichem Eindringen in den Bau einer Sprache nicht gut entbehrt werden kann. Ich unterscheide aber (ETYM. FORSCH. II[1], S. 6) solche a) welche den verwandelten Formen weder Laute nehmen noch geben, derlei in jenen vielmehr, obwohl durch andere vertreten, d. h. durch Substitution verändert, doch virtuell bestehen lassen. Nämlich Assimilation und zwar in verschiedenen Graden: Angleichung (ἐλ-λείπω, libellus) oder bloße Anähnlichung (ἐμ-βάλλω). Dieser zweiten Art ist auch z. B. im Zd. die durch r oder v einem voraufgehenden Konsonanten verliehene Aspiration, z. B. fra statt sskr. pra, aber auch in φροίμιον (ῥ mit asper), thvam, du. Bei DC. auch καθρεύτης (ευ spr. ef), καθρέπτης Spiegel, κατόπτρον. Ferner nicht bloß eine rückwirkende, wie in den genannten Beispielen, oder in actus, lapsus, sondern auch eine progressive (ἄλλος st. alius, sskr. an-ya; ῥῥ, rr aus ρσ, rs: θαῤῥεῖν, torreo). Eine konsonantische; oder vokalische, z. B. das u im obigen welsch pump. Es gibt aber außer der nachbarlichen Assimilation, z. B. bubus neben boves, auch eine transultorische, wie Sicilia aus Siculus. Dann aber hält der Assimilation das Widerspiel die von mir zuerst so geheißene Dissimilation. Während bei jener nämlich die Sprachwerkzeuge einträchtig zusammenzuwirken lieben, ist ihnen gegenteils zu rasche Wiederkehr eines gleichen oder doch zu gleichartigen Lautes (Epallelie) in einer der nachfolgenden Silben, als hätten sie dann Erlahmung zu befürchten, zuwider; und umgehen sie den Mißstand durch Unterschiebung eines nicht zu weit abliegenden Lautes an Stelle des etymologisch geheischten, sei es an vorderer oder zweiter Stelle, wo nicht durch Beseitigung des einen von den zwei Lauten. So gehen sich z. B. l — l durch einmaliges r darin, oder zwei Nasale durch Vertretung des einen durch l oder r einander aus dem Wege. Κεφαλαργία. Das Suffix ālis (wie in quālis) bei Diss. āris, z. B. Apollinaris. Auch umgekehrt almer, Schrank, statt armarium. ANZ. F. K. DER D. VORZ., 1871. S. 211. Turteltaube, ital. tortola außer redupl. tortora (turtur) demin. tortorella. Auch beruht k im jetzigen lit. turklelis an Stelle von älterem turtlelis, als Deminutivform, verm. auf ähnlichem Grunde. Pilgrim, pilger (peregrinus). Girolamo, franz., mit Aufgeben von n, Jérome. Bologna, Boulogne aus Bononia. Malvasier, ital. malvagia aus Μόνη ἐμβασία. Timbre, s. DIEZ, aus tympanum. Span. hombre, franz. homme (vgl. homines). Nombre, franz. nom (nomen), wogegen franz. nombre (numerus), — mit aussöhnendem Einschub zwischen den beiden Liquidä. Indes auch sonst.. Vor allem Milderung der Reduplikation, z. B. πέφυκα, sskr. babhūva. Oder durch Umstellung ἐλλάβετο neben λελαβέσθαι, und mit Ersatz des Doppel-λ Diphth. εἴλημμαι, woneben λέλημμαι. Aus gleichem Grunde auch ποτιγλέποι

und γλέφαρον statt βλ. ÖST. SITZ. XCII. S. 521. Ferner dulcis statt γλυκύς. Außer einer großen Menge von mir ETYM. FORSCH. II[1]. S. 65 ff. beigebrachter Beispiele, s. ferner ANGERMANN, ERSCHEINUNGEN DER DISSIM. IM GRIECH., 1873. Sehr richtig ferner hat BENFEY, EINL. IN DIE GRAMM. DER VED. SPR. S. 7 Beibehaltung von n statt des cerebralen n′ in Fällen, wie uš̄t′rānām, pranaš̄t′a[1] auf Umgehung der Epallelie geschoben. Auch weiß KAROLINA MICHAELIS in LEMCKES JAHRB. F. ROM. U. ENGL. SPR., 1876. III. S. 57 aus den romanischen Sprachen eine ganze Reihe von Belegen beizubringen für deren Antipathie gegen jede wirkliche oder nur scheinbare Reduplikation nebst Umgehung derselben.

Als zu dieser Klasse von Lautveränderungen gehörig sind, außer der durch Ortswechsel, z. B. auch bei Übertragung des Hauches, bewirkten Metathese, noch zu erwähnen auf Vokale bezügliche Vorgänge. Nämlich einerseits Auflösung von Konsonanten zu Vokalen, wie silua statt silva, oder, durch Ausfall von Konsonanten, wie so unzählige Male im Griechischen, entstehende Hiaten. Und zweitens in entgegengesetzter Richtung, im Fall nicht der Hiatus durch Elision oder Entwickelung eines Konsonanten (z. B. fluvius, boves, moveo, faveo) aus einem verwandten Vokal gehoben wird, Kontraktion, also Verschmelzung, welche oft sogar erst wieder nach Ausfall eines Konsonanten erfolgt. Überhaupt muß die Forschung ihr besonderes Augenmerk zuwenden, gleich der, wohl meist, falls nicht, wie bei uns Kürze (z. B. Schnitt, hatte) anzeigenden, aus Assimilation hervorgegangenen Doppelkonsonanz, so den langen Vokalen und Diphthongen. Dieselben sind nämlich zum Teil bedeutsamer Art, wie indisches Gun′a und Vriddhi. Andernteils jedoch haben sie den Zweck, durch längeres Verweilen bei dem vokalischen Elemente vermöge dieser compensatorischen Naturlänge noch das nachwirkende Gefühl einstiger durch Ausfall eines Konsonanten aufgehobener Positionssperre (z. B. exāmen: ăgmen) rege zu erhalten.

Figuren des Zusatzes und des Mangels. S. meine ETYM. FORSCH. II. S. 125 ff.

I. Zusatz	II. Wegwurf
1. vorn: Prothese	Aphärese
2. in der Mitte: Epenthese	Ekthlipse / Synkope
3. am Ende: Epithese, Paragoge.	Apokope.

Man vergleiche damit in: GERBER, SPR. ALS KUNST II, 2, S. 3 die beachtenswerte Einteilung der »Sinnfiguren« schon bei PHÖBAMMON: δέον εἰδέναι ὅτι πάντα τὰ σχήματα κατὰ δ′ γίνονται τρόπους ἤτοι αἰτίας [Ursachen; sehr wahr], κατὰ ἔνδειαν [Mangel; nun freilich], κατὰ πλεονασμόν [ebenso Überfluß], κατὰ μετάθεσιν, κατὰ ἐναλλαγήν [Vertauschung, was ja auch nicht zu bestreiten]. Da bedient sich also z. B. der Franzose, nach erfolgter Synkope in lat. cumu-

[1] Für sskr. Palatale setze ich c = engl. ch; j engl., aber y, wie deutsches Jot; ç für den pal. Zischlaut. — Für Cerebrale t′, d′, n′; r′ für vokalisches r. Zischlaut š̄ = engl. sh. Als Aspir. kh, gh, th u. s. w.

lare, gener, je nach des voraufgehenden Konsonanten Natur, eines etymologischen Überschusses, nämlich Zwischenschiebens, von b oder d, in combler, gendre (griech. μεσημβρία, ἄνδρες, deutsch wesen-t-lich) als Mittels, die beiden disparaten Liquidä zu versöhnen. Zu einem anderen dagegen, der Umstellung, greift der Spanier bei denselben Wörtern, indem er sogar eine, sicherlich an sich unberechtigte Hineinnahme in den Wurzelkörper nicht scheut: colmar und yerno, statt ml, nr. Dann zeigen auch wieder span. olvidar, franz. oublier, als aus lat. oblītus nach Konjugation I gebildetes Frequentativ, Beweise von mehreren Figuren zugleich. Also das in oublier unterdrückte t ist im Span. zu d gemildert und dort auch u-Laut eingetauscht für o. Vgl. auch sabate, franz. mit m same-di, wie unser Sams- (d. i. Sabbaths) tag. Nehmen wir aber noch etwa das durch Gruppen mit s bedingte prosthetische e in espacio, franz. espace (spatium) oder espiritu, franz. esprit (mit Synkope und Apokope) hinzu: dann haben wir so ziemlich die ganze Familie von Lautfiguren bei einander.

Noch mag aber ernstlich davor gewarnt werden, nicht bedeutsame Zusätze (denn zu Formbildungszwecken bedarf es positiver, nicht, wie Benfey mehrfach Kürzung von längeren Suffixen dazu fähig hielt, verneinlicher Mittel) mit solchen zu verwechseln, welche lediglich durch besondere Lautverhältnisse herbeigeführt sind. Dahin gehören also, was man freilich immer noch nicht begreifen will, mehrere durch Verstümmelung von Präpositionen herbeigeführte vokalische Vorschläge, wie z. B. in ἀ-μύνω, als Ab-wehr. Die Hartnäckigkeit, womit an dieser Erklärung sonst schlechthin durch nichts entschuldbarer Zusätze gezweifelt wird, rührt lediglich aus dem irrigen Präjudiz her, als hätten die europäischen Sprachen noch keine festverwachsenen Präpositional-Kompositionen aus der Heimat mitgebracht, was schon durch sskr. pīd′ (aus pi + sad, πι-έζω, also wie ἐφίζομαι) und nīd′a (aus ni-shad, niedersitzen), deutsch ne-st, lat. nīdus mit Verlust von s vor d, wie in ju-dex, widerlegt wird. w. wb. IV$^{b.}$ S. 680. Weil die Präposition aber nicht mehr als solche gefühlt wurde, hat die Augmentierung z. B. in ἠμύνοντο neben ἀμύνετο, oder selbst schon im Homer ἐκάθιζον neben καθῖζον nichts Wunderbares. — Im franz. été (mit Wegfall von s) aus aestas ist das erste e ja kümmerlicher Rest der Wz. von αἴθω, aber im Part. zu être = ital. stato hat das e nur den Wert eines die Aussprache von s impurum erleichternden Hülfsmittels, nicht anders wie das Auseinanderzerren einer konsonantischen Lautgruppe, z. B. in pers. burāder, sskr. bhrātar, Bruder, das man etwa der indischen svarabhakti, Lautbrechung, vergleichen könnte.

GEISTIGE SEITE DER SPRACHE.

Wir wenden uns jetzt zweitens der **inneren (logisch-psychischen)**, also **geistigen** Seite der Sprache zu. — Wort (korrelat dem Begriff oder doch einer Vorstellung). Wortlehre, eingeschlossen die noch verhältnismäßig zu wenig angebaute **Bedeutungslehre** (Semasiologie), worin z. B. Synonymie in Betracht kommen muß, durch nicht gerade leichte Abgrenzung der feinen begrifflichen Unterschiede und Überschüsse zwischen sonst im Hauptsinne zusammentreffenden Wörtern und Formen. Vgl. z. B. das von Böhtlingk und Rieu 1847 herausgegebene SYNONYMISCHE LEXIKON VON HEMACHANDRA. Z. B. Elephant (23 Wörter), Pferd (14), Kamel (18), Kuh (16), Büffel (15), Löwe (14), Wasser (34), Meer (21), Blitz (15), Wind (26), Wald (14), Liebesgott Kāma (20). Welcher Reichtum dem Objekt nach identischer Wörter im Sskr.! Damit nicht zu verwechseln Homonyma, d. h. lautgleiche Wörter, welche aber bei schwer vereinbarer Grundverschiedenheit des Sinnes wohl kaum eine Sprache von vornherein (z. B. die Sanskritwurzeln sad, sitzen und gehen) viele selbst schuf, was schon bei dem Bedürfnisse nach Unterscheidung nicht recht glaubhaft; vielmehr, wo nicht von außen, dann erst durch lautliches Zusammenfallen (der, das Thor) erhielt. Außerdem Metaphern und andere Redefiguren mehr. Darunter die Synekdoche, mit welchem Namen, insofern sie als Teilbegriff, (pars pro toto) ein Ganzes mit umfaßt, sahen wir oben, im Grunde nicht uneben jede sprachliche Bezeichnung belegt werden könnte. Oder trüge nicht die bloß als Diebin (von sskr. mush) bei uns bezeichnete Maus noch eine Menge verschwiegener Eigenschaften an und in sich außer jenem einen als Benennungsgrund aus der Menge herausgenommenen Merkmale? — Weiter Satz (Urteil u. s. w.) mit begrifflich gefordertem Zerfallen in Subjekt und Prädikat samt dem synthetischen Setzen ihrer Einheit (Kopula). Verbindung von Sätzen in der Periode; längere Rede u. s. w. Satzlehre, Periodenbau (Herling); Rhetorik und Poetik. Ästhetisches: Stil und Stilarten, z. B. historischer (Stilistik). — Schöpfungen der Einbildungskraft und des Gedankens, niedergelegt in der Sprache: Poesie und Beredsamkeit nebst Prosodik, Metrik (G. Hermann, Westphal), Rhythmik, rhetorischem Numerus, sowie, als vorzüglichste Vertreterin wissenschaftlicher Prosa, die Philosophie. POESIE UND PROSA, Aufs. von Steinthal in seiner ZTSCHR. VI. Früher Stilistik. — Vor allen hat sich hierin, nach Bernhardi, verdient gemacht Gerber, DIE SPRACHE ALS KUNST. — PHILOSOPHISCHE BETRACHTUNG UND ENTWICKELUNG DER SPRACHKATEGORIEN, D. H. REDETEILE UND IHRER FUNKTIONEN. PREISSCHRIFT. ÜBER DIE FORMELLE UNTERSCH. DER REDETEILE IM GR. UND LAT. MIT BES. BERÜCKS. DER NOMINALKOMPP. VON Leop. Schröder. 1874. DIE LEHRE VON DEN REDETEILEN NACH DEN ALTEN, DARGESTELLT UND BEURTEILT VON Schömann,

1862. Es wäre wohl der Mühe wert, wenn jemand auch einmal die großen Verdienste der Inder um Grammatik (so u. a. nach den von Böhtlingk herausgegebenen und erläuterten Pān'inis acht Büchern grammatischer Regeln, 2 Bände, 1840, nach dem Mahābhāshya, Weber, Ind. Stud. Bd. XIII. Katyāyana oder Patanjali in Mahābhāshya s. Böthl. D. M. Z. XXIX, S. 183 f. und Einl. des Mah. übersetzt von Danielson, Bd. XXXVII, S. 20—53; nach dem populären Vopadeva's Mugdhabodha, 1847 u. s. w.), mit denen der Griechen vergleichend zusammenstellen und würdigen wollte. Eine kleine Arbeit war es fürwahr nicht, all jene uns jetzt so geläufigen grammatischen gleich Wegweisern orientierenden Begriffe erst herauszufinden aus dem durch Fülle und Mannigfaltigkeit fast erdrückenden gedanklichen Gewirre der Sprache, was nur sorgfältige Analyse dieser selbst, sowie der Begriffswelt zu ermöglichen im Stande war. Analog der zur ersten Erfindung der Buchstabenschrift erforderlich gewesenen Zerlegung der Sprache in ihre elementaren lautlichen Bestandteile. Nicht ohne Grund hat man auch gesagt, Aristoteles verdanke seine Zehnzahl von Kategorien einer sich in den sprachlichen Satz versenkenden Aufmerksamkeit.

Sonst ist wohl klar, zu mehr historischem Studium der Sprache habe zunächst ein religiöses und litterarisches Bedürfnis geführt. Eine Sprache veraltet mehr oder minder im Laufe der Zeit, und bleibt der Nachkommenschaft nicht mehr ausnahmlos verständlich. Daher die Notwendigkeit sprachlicher Studien, um sie lebendig zu erhalten und nicht verloren gehen zu lassen, z. B. Veden, A. T., Homer, Ulfilas, Otfried, samt Edda und Nibelungen; die Kirchensprache der Slaven u. dgl. mehr. »Der Brahmane hat es als unbedingte Pflicht, den Veda mit seinen sechs Angas zu studieren und zu kennen. Das Hauptstück aber unter den sechs Angas ist die Grammatik (vyākaran'a, d. i. Scheiden, Sondern; also Analyse).« Im Mahābh. a. a. O. S. 25, werden aber z. B. sehr richtig vier Wortarten (padajāta) unterschieden, Nomen (nāman), Verbum (ākhyāta, d. i. Ausgesagtes), Präposition (upasarga, d. i. Zusatz) und Partikel (nipāta, das gelegentlich hinzukommende Wort, Nebenwort). Also sicherlich um nichts schlechter, als bei den Griechen zuerst ὄνομα, ῥῆμα und σύνδεσμος.

Mittel grammatischer Abwandlung, d. h. Einordnung unter gewisse Klassen von Verhältnissen oder in besondere Begriffsreihen:

a) **Stellung**, position, von der, wie Marshman sich ausdrückt, die ganze chinesische Grammatik abhängt. Die Sprache der Chinesen nämlich geht, des absoluten Mangels an grammatischen Formen wegen, in Syntax auf, und muß sich, als Surrogate für solche Formen anderwärts, hinzugenommen gewisse Hilfspartikeln, mit dem Vorher und Nachher von Wörtern, also einem örtlichen Verhältnisse derselben, zum Ausdrucke ihrer inneren Beziehungen behelfen. Das kommt aber, auch außerhalb der monosyllaben Idiome überhaupt, gelegentlich eben so anderwärts vor. Die beiden klassischen Sprachen dagegen genießen vermöge der Menge geeigneter Flexionen den höchst schätzenswerten Vorteil nur innerhalb vernunftgemäßer Grenzen gehaltener, sonst uneingeschränkter Freiheit in Wort- und Satzstellung, je nach der Absicht des Sprechers oder Schreibers. Wie nun aber

schon in der Komposition oftmals ohne äußerliche Anzeige des grammatischen Verhältnisses dasjenige zwischen ihren Gliedern hinzugedacht werden muß (z. B. Hausvater, Landesvater; Vaterhaus), was gemeint ist: so entscheidet auch bei getrennten Wörtern nicht selten der bloße Ort, ob ein Wort z. B. als regierendes oder regiertes (dies im Genitiv- oder Akkusativverhältnisse) zu denken ist. Hierbei kann aber ein entgegengesetztes Verfahren eingeschlagen werden, nur daß an dem einmal von dieser oder jener Sprache gewählten dann festgehalten werden muß. Bald nämlich geht das Regierte, bald das Regierende dem andern voraus, welches erste ich als ein gleichsam sich einverleibendes, das zweite dagegen als gewissermaßen nur nachhinkendes appositionelles bezeichnen möchte. Man halte etwa: il a dit cela (Objekt) à moi (ad me, entferntes Objekt) zusammen mit dem, beide Objekte in die Mitte nehmenden: il (Subjekt) me l'a dit (Prädikat). Oder auch das doch im Deutschen und Französischen übliche Voraufgehen des seinem Substantiv inhärierenden Attributs gegen jeweiliges Nachstellen, wie im Französischen bei Farben, z. B. papier rouge, wie Röslein, Röslein rot. Und der Unterschied in den gls. ein Amt anzeigenden Komposita sage-femme; sage-homme (alt für Rechtsgelehrter) von denselben Substantiven mit Nachfolge des Adjektivs.

Auch die von mir in einem, diesem Gegenstande ausschließlich gewidmeten Buche besprochene Doppelung zählt einigermaßen dahin. Sie dient aber gar verschiedenen Zwecken, indem sie bald Wiederholung (Frequentativa) oder Verstärkung einer Handlung (Intensiva) anzeigt; dann distributive Zahlen, den Plural, Superlativ; temporale Unterschiede.

b. **Wortbildung.**

α) **Zusammensetzung.** Auch diese zerfällt wieder in zwei Arten: die losere, bloße Aneinanderrückung, Parathesis, Juxtaposition und die eigentliche festere Komposition, Synthesis. Jenes z. B. in ictus, animadvertere; Νεάπολις, aber auch Νεάπολιν, obschon doch eigentlich novam urbem, ἐν Νεαπόλει, Νεαπολίτης, wie olusatri Freund, LEX., Bd. I, S. LXXXVIII; jedermanns u. s. w. Auch saßen die mit Verben zusammengedachten Präpositionen ursprünglich nicht auch untrennbar mit ihnen zusammen, weshalb die sog. Tmesis nicht sowohl ein Wiederabtrennen vorstellt, sondern höchstens ein Zurückgreifen ist in den früheren Zustand.

β) Die oft aus jener, namentlich häufig durch formale Elemente (Pronomen, Präpositionen) entsprungene **Ableitung,** nur daß sich ihr von vorn herein kompositioneller Charakter im Sprachgefühl verwischt hat, wie auch sonst häufig, z. B. bei -bar, -lich. Übrigens kommt eine solche mitunter auch durch Laute zu stande von lediglich symbolischem Werte (z. B. deminut. l). Parathese, d. h. Ableitung von Kompositen. Dekomposita, als vervielfachte Komposition.

Die indischen Grammatiker haben für das Sanskrit sechs Klassen von Kompositionen unterschieden, und hat man in jeder besonderen Sprache auf deren Verfahren in gedachter Rücksicht zu achten. In einigen Idiomen, wie z. B. im Chinesischen, könnte der Strenge nach nur von Juxtapositionen die Rede sein, indem, wo immer zwei Wörter in bestimmter Folge zusammen

einen Begriff geben, der wahre einheitliche Zusammenhang doch fehlt, weil jedes der Glieder seinen früheren Ton behauptet, ohne daß sie unter einen einzigen Hauptton fielen. Auch den semitischen Sprachen geht, sieht man vom sog. status constr. ab, die Fähigkeit zur Komposition, zumal mit Präpositionen, wie namentlich beim Verbum, so gut wie völlig ab. Weiter kommt das Verhältnis der zwei einfachen (a:b) Glieder oder auch selbst schon zusammengesetzten, als von höchster Wichtigkeit in Frage, ob sie z. B. im gleichartigen Verhältnis der Kongruenz (wie z. B. in den indischen Kopulativen: pater et mater oder den Determinativen: Vorderarm, Gelbveiglein) zu einander stehen, oder (wie in den Abhängigkeitskompositen) in dem der Dependenz. Und wieder bei letzterem fragt es sich, ob das Vorder- oder das Hinterglied (außer im Griechischen zumeist letzteres) das regierende, und gls. in welchem Kasus, z. B. Genitiv oder Akkusativ, das abhängige zu denken sei. Dazu Possessiva, z. B. Gelbschnabel, nicht ein solcher selbst, sondern der einen gelben Schnabel hat. — Ebenso wurde auch in Indien schon eine scharfe Grenze gezogen zwischen primären (Wurzel-) und Sekundär-Ableitungen (letztere aus den Themen schon fertiger Wörter). Dieser zweiten Art notwendig z. B. Patronymika, oder stoffliche Adjektiva, wie argenteus, hölzern. Dagegen verbal nom. ag., z. B. actor; allein auch ideal, wie von Konjugation I, senator, qui senum (γερόντων) munere fungitur, oder magistratus wie actus Dekl. IV. Capitatus (capite praeditus) als denominatives Partizip. — Eun-tes (mit sskr. ay-ana, d. i. Gang, Weg, die, also hinten pronominal), aber eun-dum est s. v. a. das Gehen ist ein zum Thun (sskr. dhā) nötiges Werk (opus) mit Erlöschen des verbalen Ursprunges von -dum.

Von besonderer Wichtigkeit erweist sich aber in mehr als einer Rücksicht (ethnologisch-historischer, mythologischer u. s. w.) die **Onomatologie**[1],

[1] Ich will hierunter einige, auf Egn. bei fremden Völkern bezügliche Bücher verzeichnen: SUOMALAISTEN SUKU-NIMISTÄ (ÜBER FINNISCHE GESCHLECHTSNAMEN) KIRJOITTANUT AUG. AHLQUIST. BEZIEHUNGEN ALTNORDISCHER NAMEN ZU FINNISCH-LAPPISCH in RASK, SAML. AFH. I. 107 ff. S. auch LEEM, NACHR. S. 243. NEUS, REVALS SÄMMTLICHE NAMEN. REVAL 1849, vgl. SCHIEFNER, MÉLANGES RUSSES. T. IV, p. 240. — MARK ANT. LOWER, ESSAY ON ENGLISH SURNAMES. 2. ED. LONDON 1844. ROB. FERGUSON, THE TEUTONIC NAME-SYSTEM APPLIED TO FAMILY NAMES OF FRANCE, ENGLAND AND GERMANY. LONDON 1865. XV und 600 pp. 8. In Amerika: AN ETYM. DICT. OF FAMILY AND CHRISTIAN NAMES. WITH AN ESSAY, ON THEIR DERIVATION AND IMPORT. BY WILL. ARTHUR. NEW-YORK 1857. 8°. IV. 300 pp. — SURNAMES B. HOMER DIXON. FOR PRIVATE DISTRIB. BOSTON 1857. (1. ED. JUNE 1855.) 8°. XXV. 85 (mit Suppl. 94) pp. — SUFFOLK SURNAMES. BY N. I. BOWDITCH. SEC. ED. ENLARGED. BOSTON 1858. THIRD ED. LONDON 1861. XXV. 494 pp. (Index bis 757). In der Vorrede heißt es: Suffolk county means Boston and its immediate vicinity, nach dem sog. REGISTRY OF DEEDS OR A UNIFORM SYSTEM OF RECORDING LAND-CONVEYANCES, jetzt (vielleicht mehr) 735 Bände, of which the first 20 contain all the deeds prior to A. D. 1700. Demnach aus sehr zuverlässiger Quelle geschöpft. Darin nun z. B. Chap. II. Specimens of Christian names. III. Names from life and death; love and fear. Hoggish names, short and long. IV. Opposite surnames contrasted. Peculiar names grouped together. VII. Authors. XII. Names from heathen deities (z. B. Isidor) etc.; heaven and hell; man, and parts of a man. XIII. Male and female names. XIV. From mental qualities. XV. From bodily peculiarities. XVI. From relationship and affection; from age etc. XVIII. From dress and ornament. XIX. From animals. XXII. From the face of nature, trees, the elements. XXVI. From seasons, time, numerals, dimensions, space. XXVII. From music, colors. XXVIII. From society, edifices, parts of edifices, signs of inn etc. XXIX. From streets,

welche leider zu oft mit etymologischen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Am wichtigsten sind 1. **Personen-** und 2. **Ortsnamen.** Salverte, essai hist. et philos. sur des noms d'hommes, de peuples et de lieux dans leur rapport avec la civilisation, 1824, 2 Voll. Natürlich übrigens sind sie nicht immer komponiert und deshalb mehrteilig. Gar oft indes erscheinen Personennamen gekürzt, und werden dann etwa hypokoristisch oder auch in peggiorativem Sinne verwendet. Solcherlei ungeheure, oft spielende und kinderhafte Verkürzung und sonstige Entstellung von Personennamen wird von uns gewöhnlich den Engländern (s. Höfer in seiner zeitschrift) vorgeworfen. Sie ist aber weithin und in ausgedehntester Weise durch Europa, ja drüber hinaus in Indien, verbreitet. Vgl. z. B. den interessanten Aufsatz von Mowat, de la déformation dans les noms propres in mém. de la soc. ling. de paris. T. 1, p. 171—188. — Gekürzte gr. Egn. Lobeck, path. p. 488 und hypok. kürzungen bei Ahrens in Benfey, or. und occ. II, 26. Auch Lucas aus dem römischen Lucanus nach Renan, vie de jésus, éd. 4., p. XVII. Dergleichen ja auch bei uns, wie schon im Ahd., u. a. solche mit z wie noch jetzt: Fritz, Kunz, Heinz, Götz; oder Bartels und Mewes beide aus Bartholomäus; Hans Auch Verwendung in tadelnden Zusammensetzungen, wie Schmutzbarthel, Faselhans, Trunkenbold. Von ganz besonderer Wichtigkeit ist: Ernst Förstemann, über ein künftiges wb. altdeutscher egn., 1850, und danach: altdeutsches namenbuch, Bd. I: personennamen, 1856, Bd. II: ortsnamen, 1859 (letzteres auch wieder neu aufgelegt) 4. S. meine

---

utensils. xxx. From mathematics, logic, literature, law. xxxi. From money and thrift, and their opposites. xxxii. From charity; commerce and navigation; dignities and offices. xxxiii. From trades and occupations. xxxiv. From products and objects of trade; from eatables. xxxv. From horsemanship; locomotion; games and sports. xxxvi. From war and fighting. xxxvii. From diseases; medicines; and drinking names. xxxviii. From ejaculations. xxxix. From Christian names; or ending in old Saxon words. U. s. w. Nicht wahr, der menschliche Geist fühlt sich der zahllosen Menge von Menschen gegenüber doch nicht in Verlegenheit, jedem einzelnen seinen, oft genug freilich weit hergeholten Namen zu geben? wenngleich häufige Wiederkehr derselben, auch nur Familiennamen, wie englisch Jones, Smith und unsere Schmidt, Schulze, samt den bloß eingebürgerten Maier, Meier (major) und Müller aus Müllner (molinarius) nicht ausbleiben konnte, sodaß man dann wieder anderer Näherbestimmungen zur Unterscheidung benötigt war. — on welsh names, by Guest in proceedings of the philol. soc. vol. I. Vgl. Stokes, ir. glosses p. 17. pictische namen mit nächster verw. zum kymrischen bei Garnett, philol. soc. I No. 11 p. 120. In Südengland (Scott, Kenilworth I, 16) das Sprüchwort: »Den Mann aus Cornwall ich kenn' An den Silben Pol, Tre, Pen.« — Letronne, sur l'étude des noms propres grecs. Paris 1846, 96 pp. — das Papesche wb. gr. egn. Neue Ausg. von Benseler. Meineke, über die epidemien des hipokrates, bes. in rücks. auf gr. namenk., vgl. die ber. der berl. ak. 1852. — Benseler, griechen und deutsche in ihren personennamen, in der europa 1864. Nr. 3. S. 83—90. — H. Keil, griech. egn., z. B. in philologus, III, S. 312 ff. Sturz, comm. iv., de nomm. gr. 1802. — Fick, außer dem schon genannten Werke Verschiedenes in Curtius, stud. viii, 303, 444; ix, 109, 165, sowie Benseler III, 147. — de cognomine et agnomine romano. scr. frid. Ellendt, 1853. — Mommsen, über röm. egn. im rh. museum. — the proper names of the old test., expounded and ill. by Alfred Jones, 1856, 382 pp. Zunz, namen der juden. eine gesch. unters. 1837. — v. Maltzan, beinamen bei den arabern des maghrib, d. m. z. Bd. 24. Blau, egn. auf den nabatäischen inschr., d. m. z. xvi, 378 ff. — aegyptische personennamen bei den klassikern, in papyrusrollen, auf inschr. ges. von Parthey, 1864. Vgl. Uhlemann, über bildung der alt-aeg. egn., 1859. S. Jolowicz, Suppl. No. 3160.

Anzeige in GERSDORFS REPERTORIUM Bd. III, 1854, S. 206—210. Desgl. DIE DEUTSCHEN ORTSN. 1863. FRANZ STARK, BEITR. ZUR KUNDE GERM. PERSONENNAMEN. ERG. ZU FÖRSTEMANN (in Schriften der ÖSTERR. AK. 1857—1858) Außerdem von dems., KOSENAMEN DER GERMANEN, 1868. FICK, DIE GRIECH. PERSONENNAMEN, NACH IHRER BILDUNG ERKL., MIT DEN NAMENSYSTEMEN VERWANDTER SPR. VGL. U. SYSTEM. GEORDNET, 1874. — Von RICH. STEVEN CHARNOCK: LUDUS PATRONYMICUS; OR THE ETYM. OF CURIOUS SURNAMES, I Vol., 8, pp. 182 und VERBA NOMINALIA; OR WORDS DERIVED FROM PROPER NAMES. 8. pp. 326. — Χρηματισμός, Beschäftigung, bei späteren Titel, Amtstitel, Name. Daher bei DC. aus Liber 35. BASILIC. tit. 2, cap. 4: ἐὰν περὶ τὸ κύριον ὄνομα, ἢ περὶ τὸν χρηματισμὸν, καὶ τὴν πατρωνυμίαν, ἢ τὴν προσηγορίαν τοῦ κληρονόμου γένηται πλάνη etc. mit der Übersetzung: si in nomine, vel praenomine, seu cognomine, seu agnomine testator erraverit. Aber παρατζούκλιον, cognomen, ital. nome posticcio, illyr. izdeveno imme, ital. nome apposto, ein gegebener Spitzname. Auch prizimennovatti Zunamen geben. Russ. prozvánïe, poln. przezwisko, nazwisko Beiname, Zuname. Lit. ypatingas (persönlich, eig. ipsi proprius) wardas (unser: Wort), Eigenname, aber prìewardis, Zuname; piktwardis, böser Name. Bei NESSELMANN S. 314: praźastis Bei-, Spott-, Ekelname. Etwa: Vorblech? Ekelname wäre, schrieb mir MOR. ARNDT, aus ags. ēcan (augere, apponere) dgl. entstanden. Spitz- und Spottnamen, sobriquets. DIEZ E. WB.[4] S. 679, sowie selbst Pseudonyme, noms de guerre.

Gewiß hätte man Unrecht, die Einsicht in die Herkunft und den begrifflichen Wert der Eigennamen (denn auch sie sind mit nichten schlechthin willkürlich, sondern ursprünglich bloß individuell eingeengte Appellativa, mithin von allgemeinerem, wenn schon oft nicht mehr nachweisbarem Sinne) für ein gleichgiltig Ding zu halten, und für einen Gegenstand höchstens müßiger Neubegier, keiner ernsten und sorgfältigen Untersuchung wert. Ich schweige von den selbstverständlich überaus wichtigen Namen der Götter und von sonstigen mythischen Bezeichnungen, die uns über deren allererst ihnen untergelegten Sinn Aufschluß geben, in so weit es gelingt, sie selbst über ihr jedesmaliges Etymon zum Reden zu bringen. Dann ist der Name die Sache, wenn auch nicht die ganze volle Sache, z. B. Ζεύς, Djovis = sskr. Dyāus (Himmel). Oder der dreileibige Γηρυόνης, d. i. Brüller, welcher sonach aus der Dreiheit von Regenwolke, Blitz und Donner seine, auf eigentlich bloß letzteres bezügliche Benennung erhielt. Vgl. in KUHNS ZTSCHR. meine ETYM., zum Teil durch sog. Volksetymologie herbeigeführten Legenden und Traditionen. »Welche Rolle der etymologische Mythus bei den Römern gespielt hat, beweisen auch die Typen der römischen Familienmünzen, die so vielfach auf etymologischer Ausdeutung des Namens beruhen, s. PANOFKA, ANT. WEIHGESCHENKE, ABH. DER BERL. AK. 1839, S. 178 ff.« SCHWEGLER, RÖM. GESCH. I, 70. Vgl. auch z. B. das Spiel von λαοί mit λᾶας bei APOLLD. und PIND. »Ein historisches Element und ein ähnlicher Name, beides Bausteine zu allen Zeiten für lange Sagengebaüe«, KASSEL, MAGYAR. ALTERT. S. 14 mit zerstreuten Belegen, S. 46, 54, 286 u. s. w. Desgleichen bei RENAN, HIST. DES LANGUES SÉM. I, p. 112 etc. Z. B. Βύρσα nicht Haut, sondern »Festung«. — Die Gebrauchsweise von Namen ist auch vielfach bezeichnend nach Sinnesart, zumal in religiöser

Rücksicht, für das Volk, welches sich ihrer bedient, und für den Zeitwechsel. S. meinen Aufsatz: EGN. IN IHREM UNTERSCH. VON APPELLATIVEN [denn damit sie nicht mit diesen zusammenfallen, gibt es verschiedene Mittel, z. B. im Griechischen veränderte Tonstellung; im Germanischen abweichende Flexion], UND MIT DER NAMENGEBUNG VERBUNDENER GLAUBE UND SITTE, D. M. Z. 1870, S. 110. So kamen erst dann, als die alten ruhmvollen gentes der Römer mit ihren vielfach (wohl weil nicht eigentlich lateinisch) rätselhaften Namen und zugleich die alte Römertugend erloschen waren, an deren Statt so viele moralisch klingende und von seiten des Etymons vollkommen durchsichtige Personennamen in allgemeine Aufnahme. CANNEGIETERUS, DE NOMINUM MUTATIONE SUB PRINCIBUS ROMANIS. Auch ist es ein gutes Wort von SELIG CASSEL in einem später zu nennenden Aufsatz, wenn er sagt: »Nicht bloß ein Widerbild der Natur ist der Ortsname; auch von der Geschichte gibt er Zeugnis und Bürgschaft.«

Den Eltern kann es nicht einerlei sein, mit was für einem Namen ihre Kinder durch das Leben gehen sollen. Schwerlich werden sie dazu (oder es müßte seltsam zugehen) einen mali ominis auswählen, vorausgesetzt, daß er ihnen als solcher bekannt ist. Vielmehr wird man Sorge tragen, dem Neugebornen einen glückverheißenden, einen wo nicht religiösen, dann doch tugendsamen, einen von der Körpergestalt oder (zur Erinnerung) von Umständen bei der Geburt hergenommenen, an vornehme oder berühmte Personen (Heilige, selbst Götter) erinnernden, auf Verwandte, Freundschaft und Bekanntschaft, auf die Gevattern Bezug nehmenden, oder auch nur für das Ohr wohlgefälligen Namen auf den Lebensweg mitzugeben. J. GRIMM, ÜBER FRAUENNAMEN AUS BLUMEN, 1852. Es sei aber auch noch ein, durch den Namen selbst ausgesprochenes Omen von glücklicher Verheißung erwähnt in Ὀνομακλῆς, Εὐώνυμος, und zufolge RENAN, HIST. DES LANG. SÉM. I, 207 in dem verdrehten Onkelos an Stelle von Schem-tob. Bei HOMER ὄνομα ἐπώνυμον. Vgl. noch insbesondere den titelartigen Wechsel der Namen für dieselbe Person beim chinesischen Volke. S. das Kap. über Egn. in ENDLICHERS GRAMM. § 141 ff. z. B. S. 185. Milchname des CONFUCIUS war K'ieu (Hügel, von einer Erhöhung, die er auf dem Vorderhaupte mit zur Welt brachte), sein Geschlechtsname K'UNG, aus welchem mit dem Titel fu-tsè (Meister, Magister) sein europäischer Name gebildet ist. Allein sein Titelname war C'UNG-NI, sich beziehend auf den heiligen Hügel NI, wo sich seine Mutter Fruchtbarkeit erbeten hatte, und c'ung (mittlere), weil zweitgeborener unter drei Söhnen. U. s. w. — Annahme des Familiennamens ihres Mannes abseiten der Ehefrau. — Kalendarischer Namenstag. — Auch die bei manchen Völkern, so zufolge HER. I, 173 übliche Descendenz von der Mutter, und dann Metronymika. S. FINZI, ALCUNI REC. STUDI INTORNO ALL' ARCH. ETRUSCA p. 9. TAYLOR, ETR. RES. p. 58 und wäre ihm zufolge al, nal metronymisches Suffix, indem es z. B. nie im Lateinischen durch filius, sondern natus wiedergegeben werde, z. B. p. 220 KAIN-AL, lateinisch CAINNIA natus, ARNT-NAL, ARRIA natus. Viele Familiennamen sind patronymisch. So im Deutschen solche auf -son, -sen (insofern nicht aus -hausen): MATTHISON, JOHANSEN, PETERSEN. Desgl. engl. RICHARDSON,

Dixon, Jonson. Auch Fitzmaurice dgl. wie gaelisch vorn mit mac (filius): Macdonald. Ferner Genitive: Zachariae; Ulrici, Ulrichs mit Ergänzung von Sohn, wie Σωκράτης ὁ Σωφρονίσκου. Außerdem Suffixe, wie ίδης, Deutsch -ing.: Karolinger, Merovinger. Semitisch Ben-Ary. Lucä, die alten deutschen Personennamen. Ein Beitrag zur Kenntnis der germanischen Weltanschauung, in Preuss. Jahrb. 1870. Nr. 6. S. 553 ff. — Für Christen Tauf- (Ruf-) Namen. Vgl. Wb. der gebräuchlichen Taufn. von Michaelis 1856. Populär: 500 Taufn. u. s. w. zur Auswahl. 2. Aufl. Quedlinburg und Leipzig. Fleischer, Onomatologie od. Vers. eines lat. Wb. unserer deutschen Taufn., 1826. In Berlin erschienen in dem gleichen Jahre 1857: die Bed. der Vor- u. Taufnamen von Winter, 24 Ss., und von Pischon, 295 Ss. — Th. Inman, Ancient faith embodied in ancient names etc. —

Bürgerliche Verhältnisse erheischen feste bleibende **Familien-** oder **Geschlechtsnamen**, für deren Aufkommen im neuern Europa Gatterer die Zeit näher bestimmt hat. A. Fahne, Gesch. der westphälischen Geschlechter, mit fast 1200 Wappen und mehr als 1300 Familien. Köln 1858. 14 Thlr. Schon 1580: Frankfurt a. M., Feyerabend: Geschlechterbuch: darinn der löblichen Kaiserlichen Reichs-Stadt Augspurg sow 500 vnd mehr jaren hero daselbst gewonet. Fol. Das adelige von weist auf Güterbesitz hin, fällt aber bei später erworbenem Adel, wie z. B. von Fischer, in eine lächerliche grammatische Unart. In neuerer Zeit haben auch die Juden sich zu Annahme von Familiennamen entschließen müssen. — Sehr beachtenswert ferner Muratori: de nominibus et agnominibus antiquorum. Diss. quadragesima prima, und de cognominum origine. Diss. XLII., beide in Teil III, p. 718—804. Eine reiche Quelle fließt für Namen überhaupt in den Inschriftensammlungen. — Krüger, W., Onomastikon, od. deutsches Nahmen-Büchlein. 8. Erfurt 1611. Über deutsche Vornamen u. Geschlechtsnamen, von Wiarda, 1800. Die deutschen Personennamen von Otto Abel, 1853. In demselben Jahre mein Buch: die Personen-, insbes. die Familiennamen und ihre Entstehungsarten, auch mit Berücks. der Ortsnamen. Dem hat sich ein allmählich recht stattlich aussehender Zug von Schriften und Werken verwandten Inhaltes angereiht. Noch jüngst (1882) Heintze, die deutschen Familiennamen, gesch., geogr., sprachlich; mit Angabe benutzter Abhh. aus Schulprogrammen. Ferner von mir, außer mehreren onomatologischen Artikeln in Kuhns Ztschr. z. B. VI. und gemeinschaftlich mit Meier Patronymika in Ersch und Grubers Encykl. noch über den Namen Dante Allighieri in Wittes Dante-Ztschr. 1867; und über altpersische Egn. in D. M. Z. XIII, S. 359 ff. Auch Bréal, de persicis nomm., 1863. Wackernagel, die germ. Personenn., 1837 im Schweiz. Museum, Bd. I. Vilmar, Namenbüchlein, 1855, 4. Aufl., 1866. Mehr spielend, obschon unter Begleitung mancher treffender Erklärungen besprach Hoffmann v. Fallersleben nach einander die Familiennamen einiger Städte, Breslau, Hannover, Kassel. Berliner Namenbüchlein. Scherz und Ernst aus dem allg. Wohnungsanz., 1855. Die Elberfelder Familiennamen von Schöne, 1861. Familienn. im Hall. Tagebl. 1856 in mehreren Nrn. von 93 im April an. H. C. v. d. Gabelentz, Entst. der Familienn. mit bes. Rücks. auf Sachsen u. Thüringen in Mitth. der Ges. des Osterl., Bd. V, Altenburg, 1859. Dilthey, Über die Natur der Egn. Darmstadt, Programm 1857. Schon 1845 einige

Proben von: etym. parallel-wb. der lat. spr. u. der alten egn. Andresen, die deutschen familienn., 1862. progr. von Mühlheim a. d. Ruhr. baierisches namenbüchlein, d. i. beitr. z. verst. insb. in baiern üblicher personen- u. familienn. Von Eberl, Freysing, 1858. Steub, baierische, und Leo Meyer, dorpater familiennamen, 1869. Weinhold, oberdeutsche geschlechtsn. in Frommanns d. mundarten. In derselben Zeitschr. 1856, Jahrg. III, S. 1—8: über die sprichwörtl. anwendung von vornamen im plattdeutschen. Von Latendorf. — einiges über friesische namen von Lübben in Haupts ztschr., X. Bd., 1855, S. 293—307. Im lit. centralbl., 1860, Juni, S. 652: 1. Strackerjan, die jeverländ. personennamen mit ber. der ortsn., Jever 1846. 2. die patronn., nachgew. an der ostfries. mundart. 3. Crecelius, collectae ad aug. nominum propr. saxonicorum et frisiorum cogn. spectantes, 1804. Th. Elze, die deutschen familiennamen in befehlender form. Laibach, 1860. Siehe Justi, compos. S. 7; vgl. mein namenb. S. 612. hennebergische familiennamen in Spiess, volksthümliches aus dem fränkisch-henneb., Wien, 1869, S. 175—213. G. Mannhardt, de nomm. propriis german., Berol., 1857. 8. Rüdel, germanisirung fremder egn., in Frommann, deutsche mundarten I, S. 288. Dem halte man aber entgegen die maßlose Masse urgermanischer Personennamen, welche durch mächtigen Einfluß germanischer Völker in romanische Idiome eingedrungen sind. Von den Russen sind vermöge der griechischen Kirche begreiflicher Weise auch eine ziemliche Anzahl griechischer Egn. in ihre Sprache aufgenommen. Allein, wie selbst der Name »Russe« nur ein entlehnter ist, kein Wunder, daß seine Sprache auch von nomina propria scandicae originis (s. Miklosich, chronicon nestoris, T. I, p. 188—198) nicht wenige zählt. So z. B. Rjurik aus Hroerekr, Theot. Hrodric (ruhmreich). Olga (sancta, pr. valida, von got. hails). S. auch p. 189 über Varjag aus Waringi, Βαραγγοι. Vgl. Kunik in dorns caspia, S. 247 ff.: Wārgangen und Wārangen. Hrodgoten und Rōdsen. — Schleicher, böhmische personennamen in kieler monatsschrift. Viele darunter nach Vögeln. Ferner aus dem part. prät. auf -l. die slavischen familiennamen in der niederlausitz, von P. Bronis. Bautzen, 1867. S. Kuhn, btr. V, 474.

Ortsnamen.[1] Ohne Frage, wenn Berg, Thal, Fluß u. s. w. reden

[1] Schon 1816. taalkundige bijdragen tot de naamsuitgangen van eenige, meest nederlandsche, plaatsen; door J. H. Hoeufft. te Breda. 8. probe einer etym.-hist. unters. über die bed. der ortsn. im herzogth. schleswig. Flensburg 1833. the origin of ancient names of countries, cities, individuals and gods. by S. F. Dunlap. Cambridge 1856. ortsetymologische forschungen als beiträge zu einer toponomastik der schweiz, von A. Gatschet. Drei Hefte 1865—1866. the river-names of europe. by Robert Ferguson. London, 1862. Steub, zur rhätischen ethnologie mit äußerst interessanten Aufklärungen über Ortsnamen. Er unterscheidet in seinen Schriften solche germanischen, romanischen Ursprungs, welche letztere oft aus der versteckten Hülle in überraschendster Weise durch ihn uns als wirklich romanische entgegenspringen, und einen dritten Teil, der nach Etrurien hinzuweisen scheint. über thüringische ortsn. Selig Cassel in wiss. ber. der erfurter akad. gemeinnütziger wiss., 1854, S. 86—225. Al. Buttmann, die deutschen ortsn. mit bes. berücks. der urspr. wendischen in der mittelmark u. lausitz, 1856. die ortsn. von Heiligenstadt, progr. von Waldmann, 1856. Weigand, oberhessische ortsn. (Aus dem VII. Bande des arch. f. hess. gesch.), sehr gediegen. Piderit, die ortsn. in der prov. niederhessen, ebenda 1837, Bd. I, S. 287. Grandgagnage, mém. ähnlichen Inhaltes 1855, 4, erweitert in: vocab. des

könnten, sie würden uns von ihren einstigen Be- und Anwohnern und deren volklichen Verhältnissen zu berichten wissen, noch ehe es Dörfer, Burgen und Städte gab. Während man aber von den Namen dieser letzteren — sie wären denn von späteren Eindringlingen in ihr Idiom übersetzt oder auch sonst gegen neue verstummt — mit mehr oder minderem Recht, zumal wenn mit gewisser Vorliebe darin Appellativa wie Dorf, Stadt, Burg, Heim, Hausen, der patron. Dat. Pl. auf -ingen wiederkehren, auf ihre Erbauer und frühesten Bewohner zurückzuschließen noch manche hülfreiche Mittel besitzt, befindet man sich betreffs Benennungen von der erstgenannten Art Örtlichkeiten für gewöhnlich in ratlosem Dunkel, wie sehnsüchtig man sich — im geschichtlichen Interesse — nach deren etymologischer Aufhellung umschaue. Ohnehin, von wo die zu solchem Zweck dringend erforderliche Urgestalt von solcherlei Namen hernehmen? Wie schwierig dergleichen, mag man etwa aus W. v. HUMBOLDTS UNTERS. ÜBER HISPANIENS URBEWOHNER ersehen. In QUESTION SCIENTIFIQUE ET PERSONELLE cet. SUR LA GÉOGR. ET L'HIST. DE L'INDE, AVEC LES EXPLICATIONS DE M. REINAUD. NOUV. ÉD. 1859 wird die zwischen ihm und STANISL. JULIEN schwebende Prioritätsfrage rücksichtlich Enträtselung der bei FAHIAN und HIOUEN-THSANG vorkommenden indischen Personen- und Ortsnamen nach chinesischer Schreibung besprochen. Die Aufgabe ist allerdings keine geringe, wenn z. B. zufolge p. 13 die Sanskritnamen HARCA-VARDDHANA und VIKRAMÂDITYA in chinesischer Form so aussehen (wegen Unmöglichkeit des Zusammenstoßes zweier Consonanten und l an Stelle des fehlenden r): KO-LI-CA-FA-TAN-NA und PI-KI-LÓ-MO-O-TIE-TO. ST. JULIEN, MÉTHODE POUR DÉCHIFFRER ET TRANSCRIRE LES NOMS SANSCRITS QUI SE RENCONTRENT DANS LES LIVRES CHINOIS, 1861. E. BIOT, DICT. DES NOMS DE VILLES ETC. EN CHINE, 1842.

Auch Flurnamen mögen mitunter noch über einige, längst vergessene Verhältnisse der Vorzeit Aufschluß geben.

3. **Wortbiegung** (im Sanskrit vibhakti, eig. Teilung, Sonderung, bald nur von den Kasus allein, oder auch von den Personalendungen). Es ist wohl klar, daß man sich für die Praxis vor allen Dingen mit den teils nominalen, teils verbalen Flexionsformen bekannt zu machen sucht. So kommt

---

ANCIENS NOMS DE LIEUX DE LA BELGIQUE ORIENTALE. LIÈGE 1859. SCHAUER, ÜBER DEN ORTSN. JENA. 1858. J. OLSHAUSEN, ÜBER PHÖNICISCHE ORTSN. AUSSERH. DES SEMITISCHEN SPRACHGEBIETS, IM RHEIN. MUSEUM. Neue Folge VIII. 3, S. 321—340. E. CURTIUS, BEITR. ZUR GEOGR. ONOMATOLOGIE DER GRIECH. SPR. BRANDES in LEMGO 1841, ÜBER DEN PILATUS. Dann 1846: DIE AA, AU UND ACH, und 1862: DAS TAURUSGEB. U. DESSEN NAME. ÜBER DIE URSPR. BED. DER ORTSN. Ein Abschnitt aus BERGHAUS POMMERSCHEM LANDB., ANCLAM 1863. Von MAHN, ETYM. UNTERS. ÜBER GEOGR. NAMEN, 1856. Z. B. ÜBER DEN URSPR. U. DIE BED. DES NAMENS PREUSSEN, 1850, SOWIE ÜBER DIE DER ST. BERLIN U. KÖLN. IGNAZ PETTERS, ÜBER DEUTSCHE ORTSN. 1. Mit dem Stamm tĕgar. 2. Mit huvil in PFEIFFERS GERM., IV. Jahrg., 3. Heft 1859. DEECKE, LÜBECKISCHE ORTSN. AUS DEM VORIGEN JAHRH., 1859. HOLMBOE, NORD. ORTSN. AUF -KIND, vgl. LERCH, KURDISCH II. 219. DIE BEI CÄSAR VORKOMMENDEN KELTISCHEN NAMEN, von GLÜCK, 1857. SLAVISCHE ORTSN. DER INSEL POTSDAM UND DER ALLERNÄCHSTEN UMGEGEND, VON CYBULSKY. BERLIN, 1859. ORTSN. VON POTSDAM. VOM STANDPUNKT DER TERRAINPLASTIK UND DER ANSIEDELUNGSPRAXIS ERKLÄRT DURCH VICTOR JACOBI, PROF. IN LEIPZIG. GEGENSCHRIFT WIDER HN. CYBULSKY IN BERLIN UND DIE DORTIGEN SPRACHFORSCHER UND GEOGRAPHEN, LEIPZIG, 1859. Verm. in demselben Stile wie des Vf.s in etym. Bez. unbrauchbares Buch: DIE BED. DER BÖHMISCHEN DORFNAMEN FÜR SPRACH- UND WELTGESCHICHTE. TOPOGR., NATURW. UND ETYM. NACHGEWIESEN, 1856.

es, daß es selbst heute noch mit nichten zu einer wissenschaftlichen Durcharbeitung der Lehre von der **Wortbildung** nach allen erforderlichen Seiten gebracht ist, obschon diese doch der natürlichen Ordnung gemäß den Vortritt haben müßte vor derjenigen von den Wandlungen der (thematisch, d. h. unter Hinwegdenken der noch nicht hinzugefügten flexivischen Elemente) bereits begrifflich in sich schon abgeschlossenen Wortganzen. Es treten aber zu dem, nach einer Seite hin, wie schon gesagt, fertigen Worte noch neue Momente hinzu, oder die Sprache müßte, unter Verzicht hierauf, sich etwa zu gleichem Zweck mit getrennt bleibenden Hülfswörtern oder mit fester Wortstellung behelfen. Und weshalb? Um an dem Worte namentlich noch Beziehungen desselben zu anderen Wörtern (Begriffen) innerhalb des Satzes, d. h. also Hinweise nach einem ihnen draußenliegenden, kenntlich zu machen. Es sind aber gewissermaßen präparatorische Mittel solche Flexionen, um gelegentlich, d. h. in einem Satzgefüge, zur Verwendung zu kommen. Der Ort flexivischer Abwandlung ist übrigens nicht immer der gleiche.. Wir sind durch die uns zunächst liegenden Sprachen gewöhnt, dieselbe am Wortende zu suchen. Nicht nur machen jedoch hiervon Augment und Reduplikation eine Ausnahme, sondern nicht minder die im Semitischen so häufige Inflexion im Wortinnern, sowie ja auch in dem indogermanischen Sprachbereiche der seinerseits gar wichtige Ablaut. Sonst nun charakteristisch genug für manche Sprachen Vorder- oder Hinterbau. Während z. B. die jetzt sog. Bantu-Sprachen (Kaffern, Kongo u. s. w.) durchweg das Prinzip der Präfigierung befolgen: herrscht in den ural-tatarischen Idiomen (Finnisch, Magyarisch, Türkisch, Mongolisch) das entgegengesetzte, der grammatischen Anfügung hinten; und zwar noch weit über den Indogermanismus hinaus. Z. B. unsere Präpositionen sind dort (gleichwie bei uns in obliquen Kasus, z. B. ti-bi) Postpositionen.

Noch sei vor der falschen Vorstellung gewarnt, als seien die Kasus »Abbeugungen des Nominativs«, während die Kasus nicht aus dem Nominativ entspringen, sondern alle nur ein Nebeneinander bilden. Das Gleiche gilt von den verschiedenen Verbalformen, wo man nur bei einigen ein gewisses Recht hat zu sagen, sie entsprängen aus einander, wie z. B. bei Plsq. und Fut. ex. mit Bezug auf Perf., selbst begrifflich, der Fall ist. Bei Wortableitung stellt man sich insgemein gleichfalls eine Art genealogisches Verhältnis vor, d. h. statt eines post hoc ein ursächliches ex hoc, nämlich zwischen den verschiedenen sog. Ableitungen und ihrem Primitive, als seien sie Descendenten, in erster oder in späterer Linie, von diesem als ihrem Vater oder Ahn. Das kann man aber höchstens als Bild, nicht eigentlich als Wirklichkeit gelten lassen, wie ja bei derivatio auch nur ein Vergleich entnommen ist, einer Ableitung von Wasser hierher oder dorthin aus einem Bache (de rivo). Dem wahren Sachverhalte nach bei der Ableitung ist der Vorgang dieser: es schließt sich einer Grundvorstellung, von ihr angeregt und insofern erzeugt, eine Nebenvorstellung unmittelbar, oder selbst erst wieder durch Zwischenglieder vermittelt, an, derart, daß solche Neben- mit der Hauptvorstellung zusammen durch untergeordnete Zusätze zu dem Grundworte, wenn auch bloß durch innere Umbildung desselben in

einem sekundären Gebilde ihren Ausdruck findet. Daher bei den griechischen Grammatikern zwar auch z. B. ἑστία ἀπὸ (benannt nach) τοῦ ἵστασθαι. PHILOL. SUPPL., Bd. 1, p. 760; aber andere Male mit παρά und Akkusativ als vergleichendem Danebenstellen z. B. p. 655: εἴχαθεν· παρὰ τὸ εἴχω εἰχάθω καὶ οὐχ ὥς τινες ἐκ (aus) τοῦ ἑκάς. Oder auch bei einem Comp. p. 752: ἠριγέρων βοτάνη (senecio) παρὰ τὸ ἐν ἦρι γηρᾶν. Durch die verschiedenen Afformative aber wird jedesmal eine besondere Klassifikation vollzogen; in der Weise, daß alle unter eine solche, wie unter die nämliche Gattung fallende Wörter, oder auch Wortformen, einen und denselben Berührungspunkt mit einander gemein haben, der inzwischen, je nach wechselnder Bezogenheit mehrfach in sich variieren und zu neuen begrifflichen Unterabteilungen inmitten der Hauptklasse den Grund hergeben kann. Übrigens dienen Suffixe oder sonstige unterscheidende Abzeichen dazu, gleichsam als Fährte den Weg zu weisen nach einer bestimmten Begriffsreihe.

4. **Satzbildung** oder Syntax. Wie Zweck alles Redens gesellschaftliche Verständigung ist, so kann derselbe anders als durch Sätze nur in gewissen Fällen erreicht werden. Man spricht nicht bloß wie der Papagei, sondern um etwas zu sagen, also zu dem Zwecke der Mitteilung. Es war aber ein sehr richtiger und folgereicher Gedanke, wenn die Griechen von der bloßen Benennung ὄνομα, die, zumal erst durch das, als wichtigstes Wort erkannte Verbum ermöglichte Aussage, ῥῆμα (s. auch ob. die indischen Grammatiker) unterschieden.

Die Aussage bedarf für gewöhnlich zunächst des einfachen Satzes, und dieser zerlegt sich, geschehe es nun in getrennten Worten, oder auch in einer einzigen die geforderte Trias zusammenfassenden Form (plu-i-t, mit dem unbestimmten Es in dem pron. t), in Subjekt und Prädikat mit der, sie einheitlich setzenden Synthesis. Das schließt nicht eine Menge von Nebenbestimmungen für jedes der drei genannten Begriffe, wie Adjektiv, Adverbium, z. B. wann, wo, wie, Objekt; bei der Kopula Affirmation oder deren Aufhebung; problematisches Verhalten, z. B. bei der Frage u. s. w. aus.

Nun ist aber der Satz überdem der Ausfüllung durch den mannigfaltigsten Inhalt von Nebenbestimmungen fähig und gar oft bedürftig. Da muß ihm denn, als Zweck, alles in der Sprache vereinzelte, wo nötig, zu Hilfe kommen und sich ihm als brauchbares Mittel dienstwillig bezeigen und unterordnen. Darum ist er alsdann selber einem mehr oder minder zusammengesetzten Baue (auch einer Art Komposition) vergleichbar, und alles übrige, namentlich die Flexionsformen, Bausteinen, indem sie, gleich diesen, tauglich für den künftigen Zweck zugerichtet sein müssen. Die Syntax aber geht wesentlich in zwei Hauptrichtungen auseinander.

a) **Kongruenz** oder Verbindung gleichartiger, das eine dem andern inhärierender Glieder, z. B. als Attribut (auch Apposition) mit Substantiv, und Prädikat (als erst durch den Satz beigelegt) mit Subjekt; vorausgesetzt, die Sprache (was keineswegs immer der Fall) besitze die Mittel, jene gleichsam reimende Übereinstimmung, z. B. in der Gleichheit oder doch

Gleichmäßigkeit des Geschlechts, Numerus und Kasus (welche doch dem Adjektiv an sich durchaus nicht, sondern nur als Reflex von der Substanz zukommen) zu lautbarer Anschauung zu bringen.

b) **Dependenz:** Zusammenfügung ungleichartiger, d. h. das eine vom andern (gls. ursächlich) abhängiger Glieder: oblique (so zu sagen, nicht selbst aufrecht stehende, sondern nur angelehnte) Kasus. Subjekt, Verbum — Objekt (direktes: Akkusativ; oder vermitteltes: Dativ; adverbiale Näherbestimmungen). Zumeist vom Substantiv abhängiger Genitiv (oft durch bloße feste Stellung vor oder nach dem regens bezeichnet). Präpositionen als Ausdruck des Exponenten von einem Verhältnisse zwischen einem Gliede und einem zweiten, das von jenem abhängig (avis in, super oder sub tecto) vorgestellt wird. Ebenso die Konjunktionen als Vermittler zwischen Sätzen, und zwar nicht immer mit Abhängigkeit, wie in: pater cum filio, sondern in einer Nebenstellung, wie pater et filius. Wenn man übrigens von einer Rektion solcher zumeist doch klein und bescheiden aussehender Wörtlein wie Präposition und Konjunktion spricht: so mag das geschehen, vorausgesetzt, man verbinde damit einen vernünftigen Sinn. Nämlich den eben erwähnten, daß beide, etwa Gelenken vergleichbar, die Vermittelung zwischen zwei Gliedern übernehmen, so jedoch, daß eines derselben als in untergeordneter Stellung zum Hauptfaktor vorgestellt werden soll. Z. B. scribo (in der Absicht) ut venias (als durch das Schreiben möglicher Weise, daher Konj., zu erwirkendes Kommen). Mithin ein Kausalverhältnis. Notwendigkeit eines Kasus hinter Präpositionen, wie erwünscht auch, liegt nicht vor, wie denn auch in vielen Sprachen z. B. ein Woher (wie ἀπό, von außen; ex, von innen) durch eine Präposition angezeigt sein kann, ohne daß es bei dem dazu gehörigen Substantiv einer bestimmten kasuellen Abwandlung (Genitiv oder Ablativ) bedürfte, was überdies, bei oftmaliger Ermanglung von Kasus überhaupt, nicht einmal immer möglich. Ja gar nicht selten reicht selbst ein Kasus ohne eine, ihn begleitende Präposition hin, z. B. domum, Romam, um ein Verhältnis (hier das Wohin) anzuzeigen. Nur hält sich dann der Ausdruck mehr im allgemeinen, während der Kasus erst durch den Hinzutritt einer Präposition (z. B. ad urbem ist etwas anderes als in urbem) eine besondere Näherbestimmung erhält.

c) **Wort-** (auch Satz-) **folge.** Besonders wichtig in Sprachen, die aller Flexion entraten (so die einsilbigen). Allein auch große Beschränkung in der Wortstellung in mehreren neueren Sprachen, z. B. in den romanischen gegenüber dem Latein und Griechischen, wegen Verblassens oder Aussterbens der Flexionsaffixe. Desgleichen im Deutschen, z. B. die jetzt notwendige Stelle des Adjektivs vor seinem Substantiv. Eigentümliche Verrückung des Verbums, z. B.: er ist da; wenn er da ist; ist er da? Und nun gar die weiteren Verkettungen der Rede im Periodenbau, welcher dann wieder, nur in weitaus komplizierterer Weise, weil Zusammenfassung von Sätzen, Wiederholung und Abbild ist von Wortkomposition.

In der Kieler Monatsschr., 1851, Juli, S. 19—30 steht ein Aufsatz von mir: Unterschied von **Sprachlehre und Wörterbuch** in absoluter oder in relativer Fassung. Faßt jene mehr die formale, letzteres die materiale Seite der

Sprache ins Auge: so liegt doch zu Tage, daß beide durch ein engeres geistiges Band mit einander verknüpft werden müssen, als bisher der Fall gewesen, um ein lebendigeres und einheitlicheres Bild der jedesmal beteiligten Sprache widerzuspiegeln. Kann man daran zweifeln, die zum Nachschlagen bei unseren rein alphabetisch geordneten Wörterbüchern beobachtete Methode sei zwar für den gelegentlichen praktischen Gebrauch geeignet, an sich aber, und vom wissenschaftlichen Gesichtspunkte aus, so heillos wie nur immer möglich? Darin liegen sie ja, die Wörter, ohne jegliche andere als äußerliche Ordnung, höchstens hier und dort einmal, wenn gerade der Zufall es will, ein paar verwandtschaftlich zusammengehörende Glieder der schöpferischen Sprache, bei einander; sonst alle übrigen — wahre disjecta membra poëtae! — in buntester Abwechslung, wie der Zwang eines, zumal eines selber so willkürlichen Alphabetes, wie das, in seiner Folge insgemein, außer dem Sanskrit, übliche gebietet, hierher und dorthin zerstreut und wild durch einander geworfen! Die für das Lexikon **naturgemäße Anordnung** und Verteilung des in ihm niederzulegenden und auszulegenden Wortschatzes könnte, da etwa einer sachlichen oder nach Begriffen hier der Stoff widerstrebte, füglich doch nur, wenn schon nicht unter gänzlichem Ausschlusse einer vernünftigen Buchstabenfolge, sich für jeden einzelnen Fall das Beisammen alles einer und derselben Wurzel entsprossenen zum Ziel setzen. Freilich, freilich wäre da nicht die leidige und übelberufene **Etymologie** zu umgehen, und zwar eine solche, welche ihrem Namen, der ja dem wahrheitgemäßen Ursprunge der Dinge entnommen worden, keine Schande machte. Allerdings keine, von diesem oder jenem hergelaufenen, kenntnislosen oder verdrehten Quilibet, noch überhaupt mühelos von der Straße aufzuhebende Sache! Vielmehr ist in der Etymologie, fast dringender noch als in anderen Wissensgebieten, äußerste Vor- und Umsicht unabweisbare Pflicht, und lassen uns gleichwohl auch jene selbst oft genug im Stich — bei Ermangelung oder auch nur bei Übersehen der je zur Entscheidung erforderlichen Daten. »Est modus in rebus« gilt auch von der ars etymologica, und diese Kunst, ja Kunst, die erlernt sein will, muß sich vielfach in Entsagung und in das Bekenntnis des Nichtwissens fügen innerhalb der ihr, etwa nur zeitweise, zum Teil vielleicht für immer leider gesteckten Grenzen. Ich unterschreibe daher notgedrungen, wenn schon nicht ohne Klauseln, das Wort des hochachtbaren Philologen und Sprachgelehrten Lobeck (Phryn. p. 485), womit er seinen Abriß von den verschiedenen durch die Grammatik zu lösenden Aufgaben schließt: tum nihil magis cavendum quam ne ultra quam res patitur, progrediamur, neve putemus mirificam illam Thauthi telam filatim retexi posse.

Diese traurige Aussicht jedoch ist glücklicher Weise heute nicht mehr in solchem Maße vorhanden, als im Geburtsjahre des Lobeckschen Phrynichus, des zwanzigsten in unserem Säculum, dank dem für uns seitdem so außerordentlich erweiterten Sprachenhorizonte und zweitens der teils zergliedernden, teils die Sprachgeschichte befragenden und vergleichenden Forschungsmethode, welche jetzt in fruchtbringendster Weise auf diesem Felde in Anwendung kommt. Und daß Lobeck, der sich ja so viele unsterbliche

Verdienste um tiefere Begründung der griechischen Sprachkunde erworben hat, auch ohne die jetzige Art der Sprachvergleichung, dieser doch im Prinzipe nicht so feind sein konnte, wie bei mehreren anderen Philologen von reinem Wasser der Fall, wird klar durch das, was er von den Bemühungen der Grammatiker unter den Cäsaren (p. 482) sagt: Quam ad rem duo maxima habuerunt adjumenta, usum patrii sermonis et dialecticae facultatem; tertium quiddam, quo ars consummatur, aliarum linguarum cum graeca comparationem, adeo illi [was selbst schon um des häufigen Gegensatzes willen nicht ohne Nutzen] neglexerunt, ut ne ii quidem, qui alienas linguas et nossent et tractarent (quod fecerunt multi) ullum ex ea re fructum tulisse videantur.

Fragt man aber, wie ich meine, daß sich Lexikon und Grammatik einander weitaus mehr, als bisher, gegenseitig in die Hände zu arbeiten hätten: so antworte ich, sie müssen allmählich auch selbst den bloßen Schein vermeiden, als könne, oder müsse wohl gar, jedes von ihnen seinen Weg, unbekümmert um den Gefährten, allein einschlagen. Sie verfolgen doch in der That den nämlichen einen Zweck: Aufhellung einer Sprache, soweit möglich bis in ihre innersten Fasern hinein. Nur, daß es ja zwei, an sich untrennbare Hälften sind, in welche man, indes bloß leichterer Übersicht wegen, dieselbe zerlegt. Die Etyma der Wörter werden in unseren Lexika in der Regel entweder gar nicht, oder nur beiläufig berücksichtigt, während doch die wahre Einsicht in die ursprüngliche Anschauung, welche irgend einem Worte oder einer Wortform zum Grunde liegt, sowie auch nicht deren etwaige weitere Entwickelung im Sprachgebrauch, weder immer, noch allein, zu ermitteln steht aus bloßem Beobachten des Usus, sondern auch nicht unwesentlich abhängt von gründlicher Ermittelung der etymologischen Bezüge eines Wortes. So hat nun das Lexikon zur Voraussetzung Kenntnis von dem grammatischen Verhalten der Wörter, für sich, namentlich aber in ihrem, dieser oder jener Analogie folgenden Behaben; mithin recht eigentlich die Lehre von der Wortbildung und die sich aus ihr ergebenden Resultate in Betreff gewisser, so oder so nach einem und demselben Leisten geformten Wort- und mehr oder minder einträchtig (also etwa bei gleichem Suffix) zusammenstimmenden Begriffsklassen. Umgekehrt kann die Grammatik nicht des Appells an das Wörterbuch entbehren. Beide sollten demnach so gearbeitet sein, daß sie sich durch innigeren Verband mehr einander näherten und häufiger auf einander beriefen. Nehmen wir beispielsweise im Lateinischen Wörter, die mittelst eines n enthaltenden Suffixes gebildet worden. Welche Mannigfaltigkeit der Bildung und des begrifflichen Wertes schon bei diesen allein! Da haben wir also, jetzt die auf ōn außer Acht gelassen, deren auf no mn., na f., sie selbst adjektivisch oder Subst. (als ne; z. B. sane auch Adv.); und wiederum, wo nicht, das minder häufige, verbal, in sekundärer Weise verschiedenen anderen Wortarten entsprossen. Sodann aber geht ihnen entweder kein Vokal vorauf, oder einer von der üblichen Fünfzahl, wobei abermals fraglich, gehört dieser dem Suffixe an, oder, was in anderen Fällen wahrscheinlicher, z. B. sānus, vgl. σάος, dem Körper des Primitivs, oder (eine dritte Möglichkeit) verdankt er der Kontraktion zweier ursprünglich hierher und dorthin zu rechnender Teile seinen Ursprung. Verbal als

part. pass. sind z. B. plēnus, donum, regnum (Beherrschtes). Ferner gehen die Distributiva aus den Hauptzahlen hervor. Bīni, octō-ni, und verstümmelt quī-ni, sē-ni, dē-ni (plānus, vgl. πλάξ, flach) neben septēni, centēni und auch trĕcentēni, aber üblicher in der Verkürzung trĕcēni, womit jedoch trīcēni nicht verwechselt werden kann. Sie alle — erklärlich — im Plural. Anders ū-nus, alt oe-no (unum) aus οἶος, zd. aēva, einer. Man beachte: überall Länge vor dem n. Das lange a in quartani möglicher Weise (doch auch veterani) vom Feminum quarta (sc. legio) herrührend; aber in quartana (febris) unter Vorschweben von dies, als Termin weiblich. Indes auch quotidianus, und örtlich wie zeitlich meridianus. Dagegen im Griechischen ινός mit kurzem ι, das im Lateinischen durch Synkope verloren ging. So ἐαρινός, vernus, wie ὀπωρινός, θερινός neben θέρειος, θέριος, θερικός. Hiber-nus (mit br statt μρ) wie χειμερινός, χειμέριος, trotzdem daß kein r im Primitiv. So jedoch auch hodiernus. Aber hornus mit ὥρα und Jahr. Χθεσινός und von dem Adjektiv χθιζ-ινός, während hes-ter-nus, wie alter-ni eine Komparativform (im Gegensatz zum heute, als zweiten) einschließt. Nocturnus (aus noctu), mithin was diu-r-nus (aus diu, vgl. interdiu) und sich nicht mit νυκτερινός deckend, was analog mit χειμερινός. Vesper-na coena, wie ἑσπερινός. Aber vesper-t-īnus mit rätselhaftem t, wenn nicht vielleicht durch gegensätzliche Nachäffung von matut-īnus. Für annōtĭnus (vgl. auch annōna) und serōtĭnus war unstreitig crastĭnus (sskr. çvas-tana) Vorbild. Sonst riete man in den ersteren beiden etwa auf eine alte Ablativform auf ōt (ōd). Noch sei in Kürze unsere Unterscheidung zwischen gestrig, heutig, viertägig und in Abweichung davon, nach Weise von jeglich, täglich, jährlich gegen jährig, wöchentlich, monatlich, allabendlich gedacht. — Das ano wird nun außerdem in großer Anzahl verwendet zur Bildung örtlicher Adjektive, wie mont-ānus, aber auch campānus (campus, das u, früher o, in Sanskrit a) und Romanus, mit langem nur erst im Nominativ wieder gekürzten a in Roma. Extraneus wie circum-foraneus mit neuem Anhange. Nichts desto weniger auch, nicht nur germ-ānus von germen mit Weichen von dessen n vor dem des Suffix, sondern ebenso hūm-ānus, allein in letzterem zugleich ū statt ŏ als Ersatzlänge. Häufiges īno z. B. marīnus, peregrīnus und so auch wohl, bloß durch Dissim., ali-ēnus, wie mit ū durch Zusammenfließen von u-ī: tribūnus, opportūnus. Jedoch mit kürze fag-ĭnus, und zwar in Übereinstimmung mit φήγινος, und dann, als seien jenes, oder fag-eus, für sich unzureichend, sogar mit Doppel-Suffix φηγιν-έος, fagineus. Genug.

Schon längst drohte der eine oder andere mit verächtlichem oder doch mitleidigem Ausruf: Wozu so weitschweifige Mikrologien? Hierauf als, ich denke, überaus passende Gegenfrage: zu welchem Ende schaust du dir mit einem, Wichtigerem zu Widmenden Eifer durch das Mikroskop so unbedeutende Dinger wie Infusorien, minimale Pilze u. dgl. mehr an? Großes, so auch die Sprache, ist aus Kleinem (man denke nur an ihre geringe Zahl von Urelementen, die Laute) zusammengesetzt. Ja bestände Großes ohne das Kleine überhaupt nicht; und begreift sich jenes auch nicht — ohne möglichst

ins feinste eingedrungenes Verständnis des verschiedenartigen Kleinen, woraus es sich auferbaut. Schon ein oberflächlicher Blick auf obige Nasalsuffixe in Betreff von ihren, trotz einheitlicher Berührungspunkte oft bunt durch einandergehenden verwandschaftlichen Beziehungen und Verkettungen kann uns belehren, wie vielerlei Fragen bei derartigen Untersuchungen der Erledigung harren, um auch nur über ein einziges, dem ersten Anscheine nach gar nicht sonderlich bedeutsames Erzeugnis in der Werkstätte menschlichen Geistes ein klares Bild zu gewinnen. Reden wir nicht davon, daß erst nach erschöpfender Unterbringung aller, gleichsam einem gemeinsamen Oberhaupte gehorchender Wörter an ihrem Orte, betreffe es nun deren volle Zahl oder auch nur jedesmal ihre, nach gewisser Rücksicht ausgesonderten Unterabteilungen, sowie alsdann nach Zusammenrechnung sämtlicher Affixe mit den, unter sie fallenden Derivaten, und durch solche Erforschung — eine statistisch begründete Einsicht in die Mittel ermöglicht wird, worüber eine gegebene Sprache im ganzen oder einzelnen zu verfügen hat. An sich ist es doch auch wissenswert, zu erfahren, wie sich dieses oder jenes Idiom desfalles gegen andere im Vorteil oder Nachteil befindet; zumal auch, wenn sie, mit einander verwandt, ein gut Teil Sprachgut gemeinschaftlich (welches und wie viel denn in jeder Art?) besitzen. Wie aber will man ohne genannte Voruntersuchungen zu einer sog. Bedeutungslehre gelangen, welche, wie erstrebenswert, doch erst noch geschaffen werden soll? Und, um der Satzlehre als letztem Ziele der Grammatik von seiten wissenschaftlichen Verständnisses bis in die letzten Gründe des jeweiligen Satzbaues (nicht bloß sein Was und Wie, sondern auch sein Warum so und nicht anders) vollkommen genüge zu leisten, bedarf es erreichbar tiefster Durchdringung der für sein vielseitiges Zustandekommen aufgewendeten und doch wieder verhältnismäßig einfachen Mittel. Es leuchtet übrigens von selbst ein, von derartiger Hingabe an den Genius einer Sprache werde noch manches Nutzbare für deren Erlernung und praktischen Gebrauch abfallen. Man wird dem Lernenden Erleichterung verschaffen können, indem man beiden, seinem Gedächtnisse und seinem Verstande alsdann in vielfachem Betracht willkommene Hilfe entgegenbringt. Genau genommen beruht die Wortlehre zum größten Teile auf Etymologie, insofern gar kein Grund vorliegt, diese nur dann so zu heißen, wo es sich um den Ursprung der Wörter (durch Zusammensetzung, Herleitung oder innere Umbildung) handelt. Warum sollte man, statt solcher, durch nichts gebotener Beschränkung sich dagegen sträuben, die Frage nach der Herkunft und nach dem genealogisch-etymologischen Werte der flexivischen Formen gleichfalls unter dem Namen Etymologie mit zu befassen?

Weiter: Handelt es sich nicht gerade ausschließlich darum, sich innerhalb engerer Begrenzung haltend, gleichsam in den Busen einer bestimmten Sprache wissensdurstige Blicke zu werfen, damit man ihr die innersten Geheimnisse entreiße, dann dient das etymologische Studium von Sprachen, dafern es ein scharfes Auge weithin über diese Art Völkerscheiden hinaus schweifen läßt, als sicherlich nicht unwillkommenes Hilfsmittel, zu erfahren, wie die verschiedenen Völker den Makro- und Mikrokosmos anschauten, je nach der Art, die Dinge (z. B. den Regenbogen) und Begriffe mit ihren

Verknüpfungen zu benennen. Schon der Neapolitaner VICO (1668—1744) hat die von EBERTY aus CANTONI in ZTSCHR. F. VÖLKERPSYCH., VI, 453 mitgeteilten merkwürdigen Sätze: »Die Sprachen sind (nach VICO) kein künstliches oder konventionelles Produkt eines Volkes, sondern sie entwickeln sich natürlich nach den Eindrücken des Volksgeistes.« Sehr wahr! Und ferner glaubte er: »Man könnte ein Universallexikon machen, welches nach der Wortbezeichnung darstellte, wie dieselbe Sache von den verschiedenen Völkern verschieden angeschaut ward [auch ein, wenn — freilich keine Kleinigkeit! — richtig ausgeführt, vortrefflicher Gedanke!] Der Aufstellung seiner drei Zeitalter gemäß nimmt er an, daß es eine göttliche, heroische und menschliche Sprache gebe. Doch bestehen sie gleichzeitig neben einander fort. Eine mehr artikuliert als die andere. [Allerdings im Vorderteile sonderbar, aber doch einen Unterschied nach innerem Wesen und mehr oder minder vollkommener Zweckgemäßheit ahnungsvoll vorausschauend.] Er nimmt an, alle Wurzeln seien einsilbig [richtig für den Indogermanismus, allein, trotz mancher dahin abzielender Versuche, unerwiesen für das Semitische] und konstruiert danach eine Weltgrammatik. Eine solche Divination erregt um so größeres Staunen, als, wie CANTONI bemerkt, ‚die linguistischen Probleme selbst VICO völlig unbekannt waren‘.«

Wir sind schon mehrfach im vorigen auf das folgende Gebiet hinübergestreift, wie sich denn auch beide nicht scharf von einander abscheiden lassen. Indem das auch in ihrem Gegenstande, der Sprache, nicht der Fall ist, bedarf es deshalb wohl keiner besonderen Entschuldigung hier, wo es mehr auf einen Gesamtüberblick über die Aufgaben ankommt, welche das Sprachstudium zu lösen hat. Es wäre noch vieles hierher gehörige den sprachwissenschaftlichen Werken HUMBOLDTS zu entnehmen, deren Benutzung uns in so eben begonnener Ausgabe durch STEINTHALS kritisch-exegetische Behandlung erleichtert worden. Nur will ich ein paar Sätze von dort ausheben, die gleichsam den Übergang vermitteln mögen zum folgenden. »Zu dem eigentlichen Wesen der Sprache«, schrieb der große Sprachforscher schon 1812, »kommt man überdies durch keine, auch noch so vollständige Zergliederung. [»Zergliederung der Wörter« ist ein Ausdruck, der auch schon 1777 in der HISSMANNschen Übersetzung von DE BROSSES I, S. 64 vorkommt.] Es gleicht einem Hauche, der das Ganze umgibt, aber zu fein, an dem einzelnen Element seine Form für das Auge verliert, wie der Nebel des Gebirges nur aus der Ferne Gestalt hat, so wie man aber in ihn hineintritt, formlos umherstiebt. Man nähert sich diesem ihren Wesen aber, je mehr verschiedene Sprachen man genauer betrachtet, dadurch in das allgemeine Geschäft der gesamten Menschheit eindringend; je mehr man jede einzelne — und dazu sind die Zergliederungen unentbehrliche Vorarbeiten — als den individuell bestimmten Ausdruck einer gewissen nationellen Charakterform zu erkennen bemüht ist.« Also Zergliederung der Einzelsprachen, und vergleichende Gegenüberstellung möglichst vieler, nicht bloß unter sich genealogisch verknüpfter — zu ethnologischen Zwecken und, noch höher hinauf, um gründlichen Erfassens des allgemeinen Menschengeistes willen.

II. NATURWISSENSCHAFTLICH-GESCHICHTLICHE SEITE.

Sprachähnlichkeit und Sprachverschiedenheit zu ermitteln durch die **sprachvergleichende** Methode, wie sie zuerst und in fruchtbarster Anwendung auf Sprachen indogermanischen Stammes, durch **FRANZ BOPP** (geb. am 14. Sept. 1791 zu MAINZ, gest. 23. Okt. 1867) zur Geltung kam in seinem KONJUGATIONSSYSTEM DER SANSKRITSPR. IN VERGLEICHUNG MIT JENEM DER GRIECH., LAT., PERS. U. GERM. SPR., 1816. Ein unvergeßliches Werk, durch welches, während man bis dahin fast nur auf Grund ganz roher Vergleiche zwischen bloßen Wörtern, ohne Einsicht in deren Bau und etwaige Lautwandelungen, betreffs Sprach- und Völkerverwandtschaften übereilte Schlüsse wagte, nunmehr der Weg zu Begründung von solcherlei Affiliationen auf festerer und weitaus mehr gesicherter Basis gezeigt und geebnet war. Und dies vermöge ernstlichen Bemühens, die Gleichmäßigkeit der Textur bloßzulegen, wie sie sich unter der geschickten Handhabung des anatomischen Messers hier zum ersten Male offenbarte zwischen einer Zahl nach Zeit und Raum entlegner, aber dennoch ethnisch eng verbundener und überdies gleichsam der Aristokratie unter der menschlichen Bevölkerung der Erde eigentümlicher Redeweisen. Zunächst an nur einem, jedoch dem wichtigsten aller Redeteile und in den meisten Sprachgebieten vielverschlungenen, dem Verbum. Da stand nun plötzlich zum Staunen aller, die da sehen konnten und wollten, der seitdem bald indogermanisch, bald indoeuropäisch geheißene Sprachstamm in seiner hohen Glorie — allerdings schon durch Männer wie W. JONES und COLEBROOKE vorbereitet, eine wissenschaftliche Entdeckung, die sich rühmen darf, unter den folgereichsten unseres Jahrhunderts keine der letzten zu sein — vor jedermanns Augen. Der umhüllende Schleier war gefallen. Wer sich aber von dem gewaltigen Fortschritt ein klares Bild verschaffen will, nach den allerdings schon früheren, jedoch fehlgeschlagenen Versuchen, die innere Gliederung des griechischen Verbums ausfindig zu machen, der durchblättere nur einmal ein paar darauf bezügliche Kapitel in VALCKENARII OBSS. ACAD., QUIBUS VIA MUNITUR AD ORIGG. GRAECAS INVESTIGANDAS, ET JO. DAN. A LENNEP, PRAELECTIONES AC. DE ANALOGIA LINGUAE GR. in der zweiten Ausgabe von SCHEIDIUS 1805 (die erste 1789). Vgl. auch das sich vielfach als NOUVELLE MÉTHODE GRECQUE einführende Buch von J. B. GAIL, ESSAIS SUR L'EFFET, LES SENS, LA VALEUR DES DÉSINENCES GRECQUES, LATINES, FRANÇOISES, 1808, welches sich in vielen Punkten der holländischen Schule anschließt. Dies blinde Umhertasten im Finstern fast ganz ohne brauchbaren Erfolg, damals noch gutgeheißen, ja bewundert, kann uns heute nur ein mitleidsvolles Lächeln entlocken, wie sehr

wir sonst alle Ursache haben, jenen berühmten Philologen schon allein ihr eifriges Streben nach Licht in einer durch Schuld der Zeit verdunkelten Sache als höchst ehrenvoll anzurechnen. Es fehlte ja noch die Ahnung davon, jenes ersehnte Licht könne uns nur unter Beihilfe des Orients (ex oriente lux!) aufgehen. So z. B., wenn, nach dem Vorgange von A. SCHULTENS bei den semitischen Sprachen, allerdings schon ganz richtig erkannt wurde, in den Verbalendungen der griechischen und lateinischen Sprache seien persönliche Pronomina enthalten p. 276 ff. und im Pass. p. 390, 400, welche abenteuerliche und verkehrte Vorstellungen jedoch kommen hierbei im einzelnen zu Tage! Da werden wir also p. 285 belehrt, in der 1. Person steckten (des Ausganges in ω wegen) ἐγώ, ἐμίς (in -μι) und (als Singularform zu ἡμεῖς) ἀμίς, jedoch seien darin nur die anlautenden Vokale wurzelhaft und ursprünglich, syllabae autem γω et μις pro servilibus et adscitiis habendae. Σύ und τύ aber sollen wegen ὑμεῖς und vos aus ὑ entstanden sein, vor welchem Wahne schon die Ursprünglichkeit des t im lateinischen tu u. s. w. hätte schützen sollen. Daß überdies nur ursprüngliches σ (nicht erst sekundäres, wie in σύ) in griechischen asper sich verwandeln konnte, nicht umgekehrt asper in σ, wußte man nicht. In dem falschen Glauben befangen, das Latein stamme aus dem Griechischen, während es doch vielmehr ihm nur schwesterlich zur Seite steht, oft genug in weitaus besser erhaltenem Lautgewande. So sus wie Sau = σῦς, und nie ein Gegenstück zu jüngerem ὗς. Auch ει in dritter Person wird trotz -τι, -σι, lateinisch t, verkannt und einem pronominalen i-Stamm zugeschrieben.

Nur noch eins. Wie ist es möglich gewesen, daß man je einem geradezu sinnlosen Glauben sich hat hingeben können, als entstammten mit μ im Suffix beginnende Substantive der 1. Person Pass. (also etwa ποίημα aus πεποίημαι), solche mit anlautendem σ, der 2. Person (ποίησις aus πεποίησαι), endlich diejenigen mit τ zu häupten (ποιητός, ποιητής, ποιήτρια mit Anlehnung an πεποίηται) der 3. Person? Darüber ist zwar jenen Herren ein leiser Zweifel aufgedämmert p. 475, ohne daß sich ihnen doch, wenigstens mit Bezug auf 1., 2., die völlige Ungereimtheit dieser Art Vorstellung offenbarte. Und vernünftigeres wußten sie auch nicht an die Stelle zu setzen. Das rührte daher, daß, wie man keinen Anstand nahm, alle übrigen Personen des Verbums gleichsam als jüngere Abwandlungen der 1. Sg., alle anderen Kasus als dergleichen des Nominativs hinzustellen, und so, der schroffen Gegensätze ungeachtet, ihr Nebeneinander zu einem ursächlichen Auseinander zu verkehren, ähnlicher Weise in obigen Fällen die bloße Äußerlichkeit der Übereinkunft im lautlichen Beginn der genannten Afformativa als maßgebend hingenommen wurde. Als ob doch ποίημα nur ein von mir gemachtes Thun wäre, oder ποίησις die Handlung eines angeredeten Du?! Ja mit der dritten sog. Person liegt die Sache anders. In ihrer Allgemeinheit umfaßt sie zwar möglicher Weise auch Personen (jedoch unter alleinigem Ausschluß des sprechenden Ich und des angeredeten Du), allein nicht minder Unpersönliches, Sachliches, Begriffliches, was immer als Satzsubjekt gedacht wird, und verdient den Namen »Person« (man denke an die sog. Impersonalia) im Grunde so wenig als das Neutrum den von »Geschlecht« (sexus). Weshalb denn die

Grammatik semitischer Sprachen, sowie des Sanskrit gar nicht so Unrecht hatte, gerade diese sog. dritte Person gleichsam als Regel in den Vordergrund zu stellen, von welcher wirkliche, oder doch als solche gedachte Personen, und dies auch nur im gegebenen Fall des Dialogs (πρόσωπον, persona selbst sind ja als Ausdruck für die Maske und somit die Rolle des Schauspielers der Bühne entlehnt!), in gewissem Sinne bloß die Ausnahme, wenn schon eine tiefbedeutsame, bilden. Solcherweise hat es nichts befremdendes, wenn z. B. ein ποιητόν als opus, quod perficitur, ein dictum quod dicitur dasselbe, dem Pronominalstamme sskr. ta, τό sich anschließende t, nur dort dem Zeitverflusse enthoben und zu starrem nominalen Sein umgesetzt, in sich tragen. Und von ποίησις, δεῖξις gilt dasselbe, nur daß nicht darf übersehen werden, der hier bloß unter Einfluß des hellen ι entstandene Zischer beruhe auf älterem τ, gleichwie in actio, dictio u. dgl. m. Das selbstbewußte Ich ist freilich in dem Betracht die Hauptperson, daß sich nach dem Momente, wo es spricht, als Jetzt, und ebenso nach dem Hier, als seinem Standorte, alle anderen zeitlichen oder örtlichen Beziehungen zu ihm regeln. So kommt es nun auch, daß ihm, als alleinigem Subjekte, gegenüber sämtliches Außerihm (ja es selbst sich selbst) sich als Objekt darstellt. Mithin unter Form eines Demonstrativums. Für unsern Fall ein tad, τό, Got. thata, das. Staunenswert das Richtige treffender Instinkt aber stellte mit jenem indifferenten das, im Sanskrit sa m., sā f., Gotisch (bei unserem der, die wieder verscherztes) sa m., sō f. und im Griechischen, mit üblicher Vertretung von Zischer durch Hauchlaut ὁ, ἡ in einen symbolisch bedeutsamen Gegensatz. Denn durch dies einfache Mittel werden letztere zu dem Range von geschlechtlich unter sich geschiedenem erhoben hinaus über das Keins von beiden; allein nicht minder durch Beschränkung auf den Nominativ als edelsten unter den Kasus tragen sie, weil Vertreter des Subjekts im Satze, gleichsam ihr Haupt höher als der Troß der mehr untergeordneten Genossen. Dem entsprechend läßt sich nun auch nicht ganz mit Unrecht das Du als ein specialisierter Der vorstellen, und haben dies die indogermanischen Sprachen in Wirklichkeit gethan. Denn der Stamm tu sondert sich vom drittpersonigen ta durch dumpferen und insofern charaktervolleren Vokal ab. Und hält man die Personalendung in 2. -σι (vollständig nur noch in ἐσ -σί, sskr. asi) gegen das ursprüngliche -τι (so in ἐσ -τί, sskr. as-ti) der 3. Person, da begegnen wir dem gleichen Gegensatz, wie in obigem sa:ta und zu analogem Zwecke. Wird nämlich ein Objekt vom Ich derart in sein Interesse gezogen, daß letzteres an jenes eine Anrede richtet, liegt darin nicht die stillschweigende Voraussetzung von deren Verständnis abseiten eines solchen Objektes und somit zugleich Anerkennung eines ihm gleichartigen anderen persönlichen Subjekts, welches sich im nächsten Augenblick selber als dem ersten gleichberechtigtes Ich kundzugeben vermag?

Da übrigens pronominales t den drittpersonigen Formen so gut im Aktiv (nur z. B. im gr. ει, ε aus ε-Τι verstümmelt) als im Passiv gebührt: kann es nicht auffallen, daß mittelst seiner gebildete Nomina keineswegs immer passiven, sondern auch je nach den Umständen aktiven Sinn (z. B. ped-i-tes, zu Fuß gehen-die) vertreten. Aber auch wird bei derlei

Nomina der von den Personalendungen des Verbums festgehaltene Unterschied von Person und Numerus aufgehoben, so daß für die Sprache vollkommen gleichgiltig ist, geht z. B. eine That von einem Einzelnen oder von einer Mehrheit aus, und von welcher der drei sog. Personen.

Dies wird hinreichen, in Kürze zu zeigen, welch eine neue Welt das BOPPsche Buch erschloß, und wie es eine, seine That war von folgenschwangerster Bedeutung. Hierzu dann das glückliche Eingreifen J. GRIMMS mit dessen weitumfassender **historischer** Behandlung des germanischen Sprachkreises, über welchen er jedoch auch gelegentlich hinausging, wie in seiner Übersetzung von VUK STEPHANOWITSCH KARADSCHITSCH, SERBISCHE GRAMMATIK; und abseiten W. v. HUMBOLDTS in seiner, die Sprache und die Sprachen, deren er einen nicht geringen Teil aufs eingehendste durchforscht hatte, allseitig beleuchtenden Weise. Man nehme nur, abgesehen von manchem anderen von ihm, was schon der BOPPschen Arbeit vorausging, seine akademische Vorlesung von 1820: ÜBER DAS VERGLEICHENDE SPRACHSTUDIUM IN BEZIEHUNG AUF DIE VERSCHIEDENEN EPOCHEN DER SPRACHENTWICKELUNG, worüber näheres bei STEINTHAL.

EINTEILUNG UND GRUPPIERUNG DER SPRACHEN

wird nun eins der Ziele unserer Wissenschaft sein müssen, ungefähr nach Weise der Naturkundigen, und zwar nicht etwa wie nach bloßen Einzelbestimmungen der Pflanzen nach den Staubfäden durch LINNÉ, sondern nach dem Totalhabitus. Die PETERSBURGER VOKABULARE von KATHARINA II. oder der MITHRIDATES von JOH. CHR. ADELUNG und VATER, wie dankenswert an sich, da sie doch einen Überblick über die Gesamtmasse vorhandener Sprachen erstrebten, konnten begreiflicher Weise nicht genügen, indem wir ja noch heute bei allem großen Verdienst um einzelne Partien, sehr weit davon entfernt sind, deren fürwahr nicht kleine Zahl, namentlich in ihren Zusammenhängen und Unterschieden bewältigt und geordnet vor uns zu haben. Sehen wir uns zunächst einmal nach der Zahl der, wenn auch zum Teil wenig mehr als dem Namen nach bekannten Erdensprachen um, ohne dabei allzuängstlich nach einer schwer einzuhaltenden Abgrenzung zwischen Sprache oder Mundart zu fragen. Von dem freilich äußerst oberflächlichen FRIEDR. ADELUNG, ÜBERS. ALLER BEKANNTEN SPRACHEN UND IHRER DIALEKTE, PETERSBURG 1820, rührt die ihm oft nachgesprochene Zahl von Sprachen und — das ändert aber ganz gewaltig den Stand der Sache, je nachdem man höher oder tiefer greift! — Dialekten. Es rühmt sich der Mann a. a. O. S. VIII, daß seine »Übersicht 987 Namen [oft sehr leere und inhaltslose Namen] von asiatischen, 587 von europäischen [man denke nur! und wie wenig Sprachstämmen zufallend]; 276 von afrikanischen und 1214 von amerikanischen, folglich zusammen von 3064 Sprachen und Dialekten aufstellt, während der angestrengteste und glücklichste Fleiß im MITHRIDATES überhaupt nur etwa 2000 [nach dem Hauptregister nur 1200] zusammentragen konnte«. Selbstverständlich hat man derlei Angaben, die nicht auf strengerer Untersuchung beruhen, nur mit großem Mißtrauen aufzunehmen. Die Fruchtbarkeit an Sprachen jedoch in Amerika scheint ungeheuer. Man

nehme nur z. B. von Tschudis Werk (kechua-spr., I, S. 16): »Nur in dem Reiche von Quito im engern Sinne waren 252 Nationen mit ebensovielen Dialekten, die in 43 bestimmt geschiedene Sprachstämme getrennt worden, und nicht viel weniger waren der Nationen, Dialekte und Sprachen nach Süden gegen Cuzko hin.«

Adrian Balbi, atlas ethnogr. zählt 860 Sprachen (nicht Mundarten; über den schwer zu bestimmenden Unterschied s. meine rassen, S. 201, 224); eine Zahl, welche über die früher theoretisch, d. h. nach der Noachiden-Zahl, angenommene Summe von 72, weit hinaus liegt. Diese auf die Zwölfzahl zurückgehende 72 ist ohnehin eine typische Zahl, welche oft bei sagenhaften Zahlbestimmungen sich hervordrängt. Siehe meinen anti-kaulen, S. 62. K. z. XIII, 157. Auch mit 72 Religionen trägt man sich im Orient herum; und erweist sich von der gleichen Zahl ein Nachhall noch in einem, gegen Gründung der Berliner Akademie der Wissenschaft gerichteten Aufsatze (wahrscheinlich vom Jahre 1700, s. preuss. jahrb. 1864, Heft IV, S. 441), daselbst S. 450: »Es wäre sehr gut, wann die Protestanten nuhr bei dem ersten Fuß der reformation geblieben und die Pfaffen ex post facto unter sich nicht so viel Secten und Ketzereien angefangen, sodaß derselben über 72 bis 73, wann man sie zusammenzählet, sein werden« u. s. w. Begehrt man auch noch ein Gegenstück zu der Übersetzung der Septuaginta? Es steht zu Diensten; und zwar ein, wie man sich überzeugen wird, höchst merkwürdiges. Nämlich vom Pisistratus wird (Bekkeri anecd. II, p. 767, vgl. Haag, quaest. homericarum part. quae est de recensione Pisistratea 1865 p. 10) erzählt, er habe aus ganz Griechenland Ὁμηρικοὺς στίχους ἀγαγεῖν πρὸς αὐτὸν — καὶ μετὰ τὸ πάντας συναγαγεῖν, παρεκάλεσεν ἑβδομήκοντα δύο γραμματικούς, συνθεῖναι τὰ τοῦ Ὁμήρου ἕκαστον κατ᾽ ἰδίαν κτλ. Vgl. die Zeugnisse bei Haag, p. 12, 13.

Eine Klassifikation von Sprachen läßt sich nach zwei **Hauptgesichtspunkten** bewerkstelligen. Nämlich nach dem physiologischen und nach dem genealogischen, welche mit einander zu verwechseln ein arger Irrtum wäre. Genealogische Verwandtschaft zwischen Sprachen schließt begreiflicher Weise auch im allgemeinen Gleichartigkeit des physiologischen Typus mit ein, während man durchaus fehl ginge, umgekehrt allsogleich aus letzterer auf erstere einen gerechtfertigten Schluß ziehen zu wollen. Und hat man sich um der recht weitgefaßten sog. »Agglutination« in vielen Sprachen willen den Möglichkeitsbeweis für vermeintliches Hervorgehen der Gesamtheit von Sprachen aus einer einzigen, der vormals viel, jedoch stets vergebens, gesuchten lingua primaeva über die Maßen leicht gemacht.

A. NACH PHYSIOLOGISCHEN UNTERSCHIEDEN IN DEM SPRACHBAUE,

die sich hauptsächlich in der verschiedenen Art, die Satzeinheit zu bewerkstelligen, kundgeben. Über Spracheinteilung insgemein und über die Humboldtsche Vierteilung insbesondere zuletzt in meiner zweiten Ausgabe von Humb. versch., S. 430 und CCCCX ff. und, nach Steinthals classification der sprachen das von mir eben da von S. CCCCXXI an näher besprochene Buch von Gustav Oppert, on the classification of languages. a contribution to

COMPARATIVE PHILOLOGY, 1879. In diesem wird zunächst zwischen konkreten und abstrakten Sprachen unterschieden, unter weiterer Rücksichtnahme auf Eigentümlichkeiten in der Bezeichnung verwandtschaftlicher Verhältnisse, Vorhandensein oder Mangel der Geschlechtsbezeichnung, exklusives und inklusives Wir u. s. w. Des Streites über das Vorgeben STEINTHALS müde, als wäre HUMBOLDT von »der Theorie daran verhindert« zu gar keiner Klassifikation der Sprachen (STEINTH., CLASSIF. S. 57 und sonst) gelangt, und hätte ich meinerseits nur dieselbe aus ihm (obwohl fälschlich) herausgelesen, verweise ich auf meine Entgegnung W. WB. II, S. IV ff. Es soll aber nicht verschwiegen werden, daß durch STEINTHALS jüngere Arbeit: CHARAKTERISTIK DER HAUPTSÄCHLICHSTEN TYPEN DES SPRACHBAUES seine frühere: CLASSIFICATION DER SPRACHEN weitaus an Reife und Gediegenheit überholt worden ist.

Nach W. v. HUMBOLDT (nun meinetwegen, wie ich ihn auffasse) gibt es:

1. **Isolierende** Sprachen, in welchen noch Stoff (Wurzel: Hauptbegriff) und Form (Ableitungs- und Abbeugungsmomente: Nebenbegriffe, Bestimmung) in völliger Getrenntheit verharren. Einsilbige Sprachen: Chinesisch. In Hinterindien die sog. indochinesischen Idiome, z. B. Anam, Birmanisch, Siamesisch (Thai). BASTIAN, SPRACHVERGLEICHENDE STUDIEN MIT BES. BERÜCKS. DER INDOCHINESISCHEN SPRACHEN, 1870. Will man nicht Wörter, die in fester Juxtaposition, ohne unter einen die Glieder zusammenschweißenden Hauptaccent gebracht zu sein (vgl. SCHOTT, CHIN. SPRACHL., S. 12), begrifflich eine Einheit vorstellen, ich sollte glauben, doch nur mißbräuchlich als »mehrsilbige« gelten lassen: dann besitzt diese Art Sprachen nur, oder doch höchstens mit seltenen Ausnahmen, Einsilbler. Damit aber sind sie, als aller eigentlichen Flexion (vielleicht hie und dort Accentabweichung nicht in Anschlag gebracht) ledig, allein auf Wortstellung oder Hilfswörter angewiesen behufs Satzbildung.

2. **Agglutinierende,** worin Stoff und Form in überwiegender Weise äußerlich an einander kleben, z. B. die sog. tatarischen oder Ural-Altai-Sprachen (Mongolisch; die Sprachen tungusischen Stammes, darunter besonders das Mandschu — die Muttersprache der gegenwärtigen Dynastie auf dem Throne zu PEKING; die weithin nach Asien hineinreichenden türkischen, und mehr schon der eigentlich flexivischen Sprachklasse zuneigend — die zwischen Europa und Asien geteilten tschudischen oder finnischen Sprachen; darunter auch Magyarisch. Seit CASTRÉN und SCHIEFNER haben sich auch die Samojeden hinzugesellt).

3. Eigentl. **flexivische** Sprachen, in denen innige Durchdringung von Stoff und Form stattfindet, so daß beide sich zur unauflöslichen Einheit[1] verschmelzen. Hier sind nun nicht mehr als zwei Stämme zu nennen,

[1] STEINTHAL, CLASSIF. DER SPR., S. 8 (CHAR. S. 10) sagt: »Nur die Namen, die Fächer sind von HUMBOLDT; die Bestimmungen gehören POTT an, und diese sind das Wesentliche —; darin ist das Hinausschreiten über das bloß Geistreiche, das Streben nach begrifflicher Bestimmtheit unverkennbar. Aber die Unhaltbarkeit des Einteilungsgrundes tritt zu bald hervor. — Wie durchdringt denn in τί-θη-μι, λόγο-ς die Form den Stoff? wie ist denn hier Form und Stoff ‚zur Einheit verschmolzen'? Kleben sie nicht vielmehr ‚fast nur äußerlich an einander'?« — Hierauf ich: bildet z. B. der menschliche Leib eine organische Einheit aller seiner Glieder, Muskeln, Nerven, Mark, zusamt dem kreisenden Blute u. s. w., und ist das mit dem Hampelmann, an welchem Kopf, Arme und Beine durch Bindfaden befestigt sind, etwa auch der Fall? Natürlich hinkt

welche aber die glücklichst begabten Kulturvölker der Erde unter sich begreifen.

Der **indogermanische** Sprachstamm (s. darüber meinen Artikel in der Brockhausschen encyclopädie). Zu ihm zählen zwei Hauptfamilien, auch wohl unter dem Namen arisch zusammengefaßt, in Asien, seinem Mutterlande, und, ohne Zweifel durch Einwanderung, vier europäische. Nämlich dort:

a) die indische: Sanskrit mit seinen Töchtern Pali, den verschiedenen Prâkrit- (d. h. dem Wortverstande nach »natürlichen« Volkssprachen) in näherem oder weiterem Abstande; Hindi; und, ursprünglich Lagersprache, was — Urdu bedeutet, das weithin verbreitete Hindustani als allgemeineres Verkehrsmittel; die Idiome verschiedener Provinzen, z. B. Bengalisch; desgleichen Zigeunerisch.)

b) Die eranische, baktrisch-persische. Als älteste Form das Zend als Sprache der Zoroastrianer. Uns zugänglicher geworden durch Duperron, Rask, Burnouf, Spiegel, Haug, Justi, Bartholomä. Sodann das Altpersische, dessen Entzifferung wir Grotefend, Lassen, Burnouf, Rawlinson, J. Oppert, Benfey, Spiegel verdanken. Dazu, zeitlich nach dem Parsi (Spiegel) das Neupersische, z. B. Vullers. Kurdisch: Garzoni, Lerch, Justi. Schon etwas entlegener z. B. Afghanisch oder Paschtu: Dorn, Roverty u. s. w. Armenisch mit reicher Literatur, z. B. Petermann, Delagarde. Im Kaukasus Ossetisch: Sjögren, Rosen.

Europa beherbergt in seinem Schoße, weitaus den größten Teil von ihm einnehmend:

a) Das griechisch-italische Schwesterpaar, von dem jedoch Etruskisch, auch wohl Albanesisch auszuschließen sind. Dazu natürlich aber, wie Neugriechisch, so die sechs Romaninnen.

b) Keltisch (Zeuss, Stokes, Norris, Ebel, Windisch, Zimmer; Ebrard für Mittelgälisch u. a.).

---

das Bild wie alle Bilder, und kann es mir deshalb nicht entfernt einfallen, die tatarischen Sprachen, noch überhaupt solche, etwa zu Hampelmännern zu machen. Sind sie doch nichts weniger als ein bloß mechanisch zusammengehaltenes Gefüge, und atmet überhaupt jede Sprache, welche es sei, auch von geistigem Pneuma durchweht, mehr oder minder kräftigen Lebensodem. Wird aber nicht z. B. im Türkischen das Pluralzeichen lar oder ler, das man hinter seinem Nomen auch abgetrennt geschrieben findet, nicht erst dadurch an letzteres enger gebunden, daß es unter dem Einfluß der in dieserlei Sprachen üblichen Vokalharmonie je nach der Natur des Vokales im voraufgehenden Nomen seinen Vokal ändert, und es daher z. B. āt-lar, Pferde, āghālar, Herren, aber mit e: ādemler, Menschen, heißt? Das Ich im μι (τίθημι) und das demonstrative -ς (sskr. sa, er) in λόγος werden aber durchaus nicht mehr als für sich bestehend gefühlt, sondern gehen in jenen Formen als reine, dem Ganzen untergeordnete Bestimmungen und Nebenbegriffe des Hauptbegriffes unter. Es äußert sich aber mir zustimmend auch Böhtlingk, Jakutiscke Gramm., Einl., S. xxiv. Ohnedies geht dort das Pluralzeichen allen Kasusendungen vorauf, z. B. Gen. Sg. āt-un' (equi), ātlar-un' (equorum). Oder ung. az (unterschiedlos: jener, jene, jenes), Dat. an-nak; Pl. azok, D. azok-nak. Dagegen charakteristisch mit hellem Vokal ez (dieser, e, es), D. ennek, Pl. ezek, D. ezek-nek. Auch hier Vokalharmonie; aber die gleichen Endungen in den obliquen Kasus des Pl. mit den entsprechenden des Sg., nur dort mit dem Pluralzeichen vorauf. Wie in einander verwachsen und schwer unterscheidbar erweisen sich dagegen Kasus- und Numeruszeichen in den Pluralendungen indogermanischer Sprachen!

c) Germanisch (GRIMM, LACHMANN, SCHMELLER, GRAFF, BENECKES WB., SIMROCK, WEINHOLD, MÖBIUS, SCHADE u. s. w.).

d) Slavisch (DOBROWSKY, SCHAFFARIK, KOPITAR, MIKLOSICH, JAGIC, LESKIEN u. s. w.) nebst dem durch größere Altertümlichkeit hervorragenden Litauischen (RUHIG-MIELCKE, NESSELMANN, KURSCHAT, SCHLEICHER, BEZZENBERGER, MITT. DER LIT. LITER. GES. 1880), dem erloschenen Altpreußischen (VATER, NESSELMANN) und Lettischen in Kurland STENDER, LEX. VON ULMANN-BRASCHE, BIELENSTEIN, MAGAZIN, HERAUSGEGEBEN VON DER LETTISCH-LITTERARISCHEN GESELLSCH. BD. XVI, MITAU 1882).

Um divinatorische Herstellung gleichsam der Ursprache, welche allen diesen Sprachen vor ihrer Trennung als einheitliches Mutteridiom vorausgegangen wäre, hat man sich auf Anstoß von SCHLEICHER vielfach bemüht, wie außer ihm selbst hauptsächlich JOH. SCHMIDT, FICK, LESKIEN. Danach wären nun ferner die europäischen Abzweigungen unseres Stammes durch besondere Merkmale schärfer von denen in Asien unterschieden; und beständen unter ersteren zum Teil engere Berührungspunkte. So angeblich zwischen Latein und (was doch nur auf schwachen Füßen steht) Keltisch; zwischen Germanisch und Litauisch u. dgl. m. Da hat nun aber kürzlich HERM. V. D. PFORDTEN im AUSL., 1883, No. 3, S. 41—48 eine Probe-Vorlesung von ihm: DIE FRAGE NACH DEN VERWANDTSCHAFTSVERHÄLTNISSEN DER INDOGERMANISCHEN SPRACHEN drucken lassen, welche, meines Bedünkens, in verständiger Weise die Unzulänglichkeit der bisherigen Untersuchungen zu jenem vorgesteckten Zwecke aufzeigt.

Die älteren Formationen, namentlich Sanskrit und die beiden klassischen Sprachen, gelten den Gebrüdern SCHLEGEL (Erfinder dieser Unterscheidung war FRIEDRICH in: SPRACHE UND WEISHEIT DER INDER, durch welches Buch außerdem auf Indiens geistige Schätze zuerst in Deutschland ernstere Aufmerksamkeit hingelenkt wurde) als **synthetisch**; deren jüngere Sprößlinge (die romanischen oder neulateinischen Sprachen, Neugriechisch, Prakrit-Idiome) als **analytisch**, weil sie sich in rückläufiger Bewegung wieder der Auflösung zuneigen und oft die grammatischen Funktionen durch Umschreibung ausdrücken.

Während Nr. 3 die eigentliche Norm und die höchste Stufe der Vollendung schon in der Anlage (sowie freilich auch in der wissenschaftlich-künstlerischen Ausbildung durch Litteratur) bezeichnet, deren der Sprachbau fähig ist, bleiben Nr. 1 und 2 unter der Norm, und überschreitet Nr. 4 dieselbe als transnormal.

Der seit EICHHORN so geheißenen **semitischen** Sprachfamilie fallen zu: Arabisch, welches, obschon erst spät in die Litteratur eingetreten, doch dem Hebräischen voraus Altertümlichkeit der Form behauptete; auch dazu Ḥimjarisch mit Inschriften. Dann Phönikisch auf Denkmalen und im POENULUS des PLAUTUS. Hebräisch. Aramäisch, d. i. Syrisch und Chaldäisch. Außerdem die neuerdings so überaus wichtig gewordene Assyriologie, welche es mit dem Assyrischen als einem semitischen Idiome zu thun hat, allein zweitens mit einem anderen, dem akkadischen oder sumerischen, welches man noch nicht recht hat unterbringen können. Auch das Pehlevi, nach OLSHAUSEN aus Parthwi (BENFEY, KEILSCHR. S. 87), Παρθυαία (also rth in hl umgesetzt), streift hierher. Außerdem in Afrika Äthiopisch. Den Typus dieser Art Sprachen hält trotz der Trefflichkeit ihres Baues und trotz der

hohen Stufe von Ausbildung, die sie erstiegen, in welchen beiden Dingen sie mit dem indogermanischen Stamme wetteifern, dennoch W. v. Humboldt als »von der angemessensten Bahn der Geistesentwickelung abweichend«, und zwar, wegen zweier, ihnen mancherlei Zwang auferlegenden Eigentümlichkeiten: 1. der (vielleicht nicht ursprünglichen) Trikonsonanz und Mehrsilbigkeit ihrer Wurzeln, wodurch dann auch der Sprache zu großer Anwachs der Wörter durch Komposition oder Bildungssilben verwehrt ist und 2. wegen der auffallenden Erscheinung, daß in ihnen Konsonant und Vokal nicht zusammen die Bedeutung der Wörter enthalten, sondern Bedeutung und Beziehung fast ausschließlich, jene den Konsonanten, diese (einigermaßen vergleichbar unserm Ablaut) den Vokalen zugeteilt werden. Steinthal, 1. Über die Verwandtschaft des semitischen und indoeuropäischen Sprachstammes mit Bezug auf E. Renan, Hist. générale et syst. comp. des langues sémitiques. 2. Die aufsteigende Sprachentwickelung in D. M. Z., Bd. XI, S. 396—426.

4. **Einverleibende**, durch Aggregation namentlich den Kern des Satzes, das Verbum, derart überlastende Sprachen, daß dieses nicht selten den ganzen Satz in sich hineinverschlingt. Amerika mit seinem im Polysynthetismus (s. z. B. Duponceau, Mém.), trotz ihrer sonstigen großen Mannigfaltigkeit, doch in der Regel zusammentreffenden Idiomen. In Europa das Vaskische.

Es ist wohl klar, daß zwar genealogische Verwandtschaft nicht füglich ohne eine ausgeprägtere physiologische, auch physiognomische Ähnlichkeit bestehen kann, wie z. B. von einer Stute kein Kalb fällt. Der umgekehrte Schluß wäre nicht gerechtfertigt, so wenig als zwei ihrem Gesichte nach ähnliche Menschen darum mit einander »verwandt« zu sein brauchen. Physiologische »Verwandtschaft« ist nur ein uneigentlicher, bildlicher »Ausdruck«.

Steinthals eigene Einteilung der Sprachen, welche er Classif. S. 82 an Stelle der Humboldtischen setzte, war viel zu verwickelt und künstlich, um brauchbar zu sein. Die neuere findet man Charakt., S. 327 verzeichnet, wo die oberste Einteilung in A. formlose Sprachen, B. Form-Sprachen zerfällt, für welche beide jedesmal: 1. nebensetzend, 2. abwandelnd als Unterordnung gilt, mit noch weiteren Subdivisionen für 2. allein, auf welche Weise acht Klassen von Sprachen herauskommen. »Bei dieser Anordnung der Klassen«, wird gesagt, »ist ausschließlich die Würdigkeit des **psychologischen** Princips beachtet. Berücksichtigt man allein den morphologischen Bau, so würde die Ordnung eine andere werden müssen.« Damit bekennt sich diese Einteilung selbst als einseitig und, bei Nichtberücksichtigung des Totalhabitus von Sprachen, auch keineswegs frei von Willkür. So z. B. sollen den Reigen (von Negeridiomen ist nirgends die Rede) die hinterasiatischen Sprachen beginnen, »die unentwickeltsten, formlosesten aller Sprachen, entsprechend den Zoophyten der Zoologie.« Und dagegen nun wäre, so wird behauptet, das, jenen doch im Typus so ungemein ähnliche Chinesische — (schwer verständlich, warum) eine Form-Sprache, so gut wie das flexionsreiche Sanskrit, obwohl, gleich den Idiomen Hinterindiens, »nebensetzend«. Wir wollen nicht den Ausdruck »formlos« pressen. Sonst müßte man sagen, wie kein Stoff ohne Form denkbar, wenn wir gleich solchen

ohne eine gewisse regelrechte Form als formlos gelten lassen mögen, so auch wäre noch das Wort zu finden, das nicht wenigstens eine bestimmte Lautform zur Schau trüge. Und gibt es ferner keine Sprache, die, selbst wenn sie, als formlose, aller grammatischen Formen ermangelt, doch in fester Wortstellung und in Beihilfe gewisser Partikeln einen Ersatz für letztere besitzt, »formlos in strengerm Sinne« zu schelten man genügendes Recht hätte. Ihre äußere wie innere Gestaltung, also Form, liegt eben in diesen allerdings mehr untergeordneten und surrogatorischen Mitteln des Sprachbaues.

B. NACH GENEALOGISCHEN VERWANDTSCHAFTEN ODER NICHT-VERWANDTHEIT.

Eigentliche Linguistik (SCHLEICHERS GLOTTIK) als Gegenbild und Grundlage der Ethnographie. **Sprache** und **Volk**[1] sind einander beinahe bis zur Identität entsprechende und in beständiger Wechselbeziehung stehende Begriffe (Zungen — Nationen). Sprachen bilden die allein wahrhaften Völker-Scheiden. Homoglotte Menschenmassen fühlen sich mittelst gemeinsamer Redeweise, als ihrem von Geschlecht zu Geschlecht forterbenden Verständigungsmittel unter sich, zu einer volklichen Einheit hingezogen und — mindestens innerlich — verbunden. Unvermeidlich dies im Gegensatz zu anderssprachigen, und damit zugleich unfehlbar auch andern Volksgeistes. So hat sich der Slave, altslavisch Slovjenin' (Slovenus) MIKL. LEX., p. 858 von slovo (verbum), sloviti (loqui) seinen Stammnamen gewählt, scheinbar als wäre er der allein redefähige, und ihm gegenüber der Deutsche Njem"tz" »stumm, njem', κωφός, ἄλαλος«, was aber doch nur als ἑτέρας γλώσσης gemeint ist, welche, ohne besondere Erlernung, für erstere unverständlich, d. h. also auch so gut wie stumm, bleibt. Man nehme das polyglotte Österreich und

---

[1] Nicht so der Staat. Die politische Geographie wechselt; und war es deshalb ein großer Gedanke KARL RITTERS, daß er die wissenschaftliche Erdbeschreibung statt dessen auf dauerhaftere natürliche Verhältnisse (horizontale, vertikale; Gebirge und Ebene; Land und Meer u. s. w.) gründete. In gleicher Weise kann die Völkerkunde sich nicht auf so veränderlichem im Völkerleben, wie politische Einigungen; Religion, Sitten; Lebensunterhalt (Jäger oder Fischer; Nomaden; Ackerbauer; Handel und Gewerbe) u. dgl. — von wie schwerem Gewicht immer — auferbauen wollen. Staat und Volk decken sich (der Reibung wegen wohl mitunter nicht ohne einigen Nutzen für den einen Teil, doch im ganzen leicht mehr zum Schaden) keineswegs immer. Bald ist ein seiner Sprache nach einheitliches Volk (unnatürlicher Weise) in Stücke zerrissen und sind die Stücke unter verschiedene Staaten verteilt (Beispiel: Polen). Bald ist ein Staat nicht etwa ein-, sondern mehrsprachig, und umfaßt Völker oder Volksteile verschiedener Zunge unter sich. — Eroberungen eines schon von Einheimischen besetzten Landes (z. B. Gallien mit seinen Kelten, und zwar in so fern man aus Wörtern, wie pempedula, d. i. quinquefolium, Fünfblatt, hierauf schließen darf, kymrischer Abteilung; dann Römer; hierauf germanische Franken) haben nach öfters, wenn die Unterjochung lange genug Bestand hat, Völkermischungen (ja auch etwa eine Sprach-Mixis) zur Folge. Insofern hat J. OPPERT nicht durchaus Unrecht, Sprache und Volk nicht als sich schlechthin deckende Begriffe gelten zu lassen. In den Adern der Franzosen rollt ohne Widerrede, indem ja von den zur Herrschaft gelangenden Römern die einheimischen Gallier nicht mit Stumpf und Stiel ausgerottet wurden, offenbar um viele Prozente mehr altgallisches, mithin keltisches Blut, als römisches und fränkisches; und doch ist vom keltischen in der Sprache fast nichts (Beisp. bec, boulau; die Zwanziger-Zählung: quatre-vingt) übrig geblieben. — Auch mögen sich manche solcher Sprachaustausche vollzogen haben, obgleich die Geschichte davon schweigt.

weitaus mehr Rußland. Auch die vormals noch bunter als jetzt aussehende Türkei. Spanien und Frankreich, wie einheitlich sonst, doch jenes das von alter Iberer-Zeit her gerettete und von Romanisierung verschont gebliebene Vaskische; dieses das Bas-Breton als einen Rest von Keltentum in seinem Schoße bergend. Nicht zu vergessen Großbritannien, worin der angelsächsische, somit ein germanischer Stamm, als dorthin eingewandert und durch Eroberung des Landes zum herrschenden geworden, seine unter starken romanischen Einflüssen allmählich gebildete englische Sprache gewann, neben welcher sich trotzdem, obschon in den Hintergrund gedrängt, beträchtliche Reste der ursprünglichen Landessprache, d. h. der keltischen, behaupteten. Und zwar in den zwei Abteilungen, dem Gadhelischen (Irisch; und Gaelisch in den schottischen Hochlanden) und dem Kymrischen (in Wales, ausgestorben in Cornwallis). — Daher weiter Notwendigkeit der Einteilung und Sonderung der Sprachen und Völker nach Graden der Verwandtschaft oder Mangel derselben (Affiliation, gentilicische Verhältnisse).

Schon Ed. Brerewood, rech. sur la diversité des langues et religions par toutes les principales parties du monde. mis en français par J. de la Montague, Paris, 1640. — Als vorzügliches ethnologisches Werk nach jenem Prichards researches into the physical history of mankind, 4. ed. 1841, das auch ins Deutsche übersetzt worden. Waitz, über die einheit des menschengeschlechts und den naturzustand des menschen. anthropol. der naturvölker. Teil I, 1859, enthält: das allg. II. afrikaner. III. amerikaner. (Auch ein besonderes Buch: die indianer nordamerikas, 1865). V. Heft I: die malaien, herausgegeben von Gerland. Friedr. Müllers grundriss der sprachw., worin auch kurze Notizen von dem jedesmal besprochenen Volke enthalten sind.

Menschheit zerfallend nicht sowohl in verschiedene Spezies, als bloß in **Rassen**[1], mit besonderen Unterscheidungszeichen an Schädelbau, Hautfarbe,

[1] Über dies Thema (man variiert mit der Zahl 3; bei Blumenbach, dem Urheber dieser Frage, 5; und bis über ein Dutzend) und die in Betreff einheitlichen Ursprungs der Menschheit oder aus mehreren grundverschiedenen Paaren ist der Streit bei den Naturforschern noch lange nicht ausgefochten. — Ein sehr tüchtiger Orientalist, Prof. Whitney, on the relation of lang. to the problem of human unity (amer. or. soc. proceedings. Oct. 1863. p. xxii), erklärt sich dahin: In the recent varied investigations of the question of human unity, most aid had been looked for from this new science (linguistic), which had thrown so much light upon ethnology; but he was of opinion, that the matter was beyond her ken: she could never hope to prove that man was either of one race or of more than one. — Herm. Welcker hat im archiv f. anthropol. Heft 1 S. 89, 160 kraniologische Mitteilung gegeben mit gewiß sehr sorgfältigen Schädelmessungen. Die hieraus gewonnenen Ergebnisse aber stimmen so wenig mit den auf linguistischem Wege gefundenen ethnologischen Einteilungen zusammen, daß die Sprachwissenschaft, welche sich mehr nach dem Drinnen im Schädel umsieht, vorderhand noch besser thun wird, ihren Weg allein fortzusetzen. Welcher Streit überdem z. B. um die Deutschen, ob dolicho- oder brachykephal? — Wahr unter allen Umständen bleibt Tertullians Wort: »Alle Völker sind Ein Mensch nur mit verschiedenen Namen, Eine Seele nur mit verschiedener Sprache, Ein Geist nur mit verschiedenem Ton.« — Bastian, sprachvgl. stud. S. x. will Philologie, Kraniologie und Ethnologie als drei von einander unabhängige Disziplinen gewahrt wissen, die jede ihre durchaus unabhängige Ausbildung erhalten müßten, obgleich sie sich vielfach einander in die Hände arbeiten könnten. In seinen afrikanischen reisen spricht derselbe die Überzeugung aus, der Ausgangspunkt einer neuen und soliden Philosophie ruhe in der Psychologie. Er will aber die menschliche Seele nicht sowohl in dem isolierten Individuum studieren, sondern in dem

Beschaffenheit des Haares u. s. w. Untersuchungen, welche, schon da Rassen und Sprachfamilien sich keineswegs decken, der anthropologischen Naturforschung anheimfallen. Verschiedenheit von Sprachen (z. B. einsilbiges Chinesisch, allein mehrsilbig das Idiom der Mongolen) innerhalb einer und derselben Rasse (hier der gelben sog. mongolischen) begriffe sich schon eher. Allein wie doch, wenn z. B. die Finnen, trotzdem daß sie körperlich außerhalb der mongolischen Rasse stehen dürften, gleichwohl mit der ural-altaischen Sprachfamilie, worunter Mongolisch einbegriffen, rücksichtlich ihrer Redeform in vielen Betracht die gleichen Wege gehen? Vergleiche mein Buch: DIE UNGLEICHHEIT MENSCHLICHER RASSEN, HAUPTS. VON SPRACHW. STANDPUNKTE UNTER BES. BERÜCKS. VON DES GRAFEN VON GOBINEAU GLEICHNAMIGEM WERKE, 1856.

Weiteres Zerfallen immer tiefer und tiefer herunter bis zum Einzelmenschen, als letzten, und daher Individuum geheißenen, Ganzen. **Völker- und Sprachfamilien** (z. B. die ural-altaische), sowie derartige Stämme: **Völker** (**Sprachen**, Zungen), **Völkerschaften**, (provinzielle **Mundarten**). Oft, z. B. in der Schweiz, nicht unbedeutende Abweichungen selbst in benachbarten Kantonen. Es sei übrigens hier daran erinnert: man thäte den Dialekten unrecht, sie lediglich als Abfall von der herrschenden höheren Sprache anzusehen und zu mißachten. Hält sie sich innerhalb der ihr gezogenen örtlichen Grenzen: so ist die Mundart, etwa die plattdeutsche FRITZ REUTERS, gerade so gut im Rechte als Hochdeutsch. Nicht aber BRÄSIGsches Gemenge. Dann auch ein Unterschied in der Sprache nach Ständen. Gewöhnliche Sprache des Volkes oft mundartlich (z. B. Niederdeutsch in Norddeutschland; England; Frankreich mit Provenzalisch im Süden, und als herrschend Nordfranzösisch; Italien, Spanien, ja mitunter sogar noch mehr — z. B. Letten indogermanischen und Esthen finnischen Stammes unter Obherrschaft Deutscher) geschieden, und, im Gegensatz niederer Volkssprachen, höhere Umgangs- und **Schriftsprache.** Bei letzteren beiden nicht selten die Neigung zum Einmischen fremden Sprachgutes. Z. B. bei uns Deutschen vormals völlig abgeschmacktes Verunstalten unserer guten Muttersprache durch Hineinziehen namentlich französischer Wörter und Phrasen, welche Nachäffung des Ausländischen um so schlimmer war, als man in den höheren Ständen zwar Französisch, aber Deutsch, wenigstens richtig, weder sprechen noch schreiben konnte. Sprachreiniger, und, fast wie eine contradictio in adjecto aussehend: Puristen. So CAMPE, der freilich unter einigen glücklichen Verdeutschungen von Fremdwörtern doch auch mancherlei thörichtes zu Tage förderte. Das High-Tamil vollgepfropft mit Sanskritausdrücken, welche das gemeine Volk nicht kennt und nicht gebraucht. Einmengen des Arabischen ins Persische und beider ins Osmanli. —

Technische Sprache einzelner Wissenschaften (termini technici; Nomen-

---

Kollektivganzen der Völker und Stämme, und hierbei, nach dem Muster der Pflanzenphysiologie, welche dem Studium der einfachsten Pflanzenformen, namentlich der Algen, die bedeutendsten Aufschlüsse verdanke, in betreff von Sprachbildung und Entstehen der religiösen und mythologischen Vorstellungen seinen Forscherblick vorzugsweise gerade auch den einfachsten Formen menschlichen Lebens, denjenigen sog. Barbaren, zuwenden.

klatur in der Naturbeschreibung), Künste und Berufsweisen (Handwerk, Zünfte). Sprache des Bergbaues, der Jäger, im Handel (bei europäischen Kaufleuten begreiflicher Weise meist Italienisch), z. B. bergmännisches wb. von Wenkenbach. Joseph u. Frz. Kehrein, wörterb. der waidmannsspr., 1871. In smithsonian institution (gestiftet 1846), Washington, 1846: a dict. of the chinook jargon or trade lang. of oregon. by George Gibbs. Es ist dies aber laut p. VI a conventional lang. [also θέσει, νόμῳ!] similar to the Lingua Franca of the Mediterranean, the Negro-English of Surinam, the Pigeon (verunstaltet aus business) English of China etc. Hans Breitmans party. with other ballads. by Leland, in the anglo-german dialect, voll unnachahmlichen Humors. — Andere mehr willkürlich und künstlich gemachte Sprachweisen. So die bei deutschen Studenten gäng und gäben Ausdrücke. Engl. slang und cant.[1]

Geheimsprachen: Afinskoi (Athenisch) in Rußland. Rotwelsch, Gaueneridiome[2]. S. meinen Art. rotwelsch in Brockhaus, conv.-lex. Aufl. 10 und ff. (nicht zu vermengen mit Zigeunerisch, als einer Indien entstammenden Volkssprache). Auch Geheimschrift, z. B. in diplomatischen Depeschen, welche nur der im Besitz des Schlüssels befindliche zu dechiffrieren im stande ist. Über die von türkischen Damen im Harem erfundene geheime Blumensprache s. fundgr. d. orients bd. I und Lady montagues letters (vol. I, letter XL).

Unterschied der **Weiber-** und **Männersprache** bei den Karaïben, s. später Amerika. Von einer eigenen Sprache, die von den Mitgliedern der königlichen Familie (lengua del Inca) gesprochen worden und die niemand anders erlernen durfte, spricht Garcilaso de la Vega (v. Tschudi, kechuaspr. I, S. 12).

Mischlingssprachen: In serapeum 1866, Nr. 1: Steinschneider, jüdisch-deutsche lit. und jüdisch-deutsch. mit bes. rücksicht auf Avé-Lallement. 2. Art.: das maase-buch. — So auch talkee-talkie-dialects der Neger in Guinea, Grundlage Englisch mit viel Holländisch. Ferner gemischte Negeridiome in Amerika.

Sog. **Rangsprachen.** Z. B. vornehme Sprache der Javanen, basa-dhalem

---

[1] Kohl, land u. leute der brit. inseln, III, 495 ff. über den oxforder slang. Ders. reisen in england und wales t. III, S. 46. was heisst slang? (europa 1865, Nr. 8, S. 251). — »Als 1680 kurz nach Jacobs II. Vertreibung die großen Massen um Lord Shrewsbury sich drängten, kürzte man das mobile vulgus in mob. (jetzt: Pöbel) ab, dem man auch mit Verstümmelung das nob aus nobile, die Aristokratie, entgegenstellte. Was dazwischen lag, sine nobilitate, hieß s-nob, zusammengezogen snob.« — Ähnlich bus für Omnibus. — dict. of modern slang, cant and vulgar words. with glossaries of two secret lang. sec. ed. 1860.

[2] liber vagatorum, s. Hoffmann und Schade, Weimar. Jhrb. bd. IV, heft 1, S. 65 ff. Fr.-Michel, études de philologie comparée sur l'argot et sur les idiomes analogues parlés en Europe et en Asie. Paris. 1856. S. auch in meinen zigeuner bd. II. Einleitung über Gaunersprachen (manche willkürlich gebildete oder umgebildete und mit anderem Sinn gebrauchte Ausdrücke, durchmischt mit mancherlei Jüdisch-Deutsch), Wörterbuch und Sprachproben. Biondelli, Studii sulle lingue furbesche. Milano, 1846. Und fehlt es an dergleichen sauberen Sprachen auch in anderen Weltteilen nicht. S. Kern, Jahresber. 1881 der d. m. g. S. 6: Graafland. bargoensch (gaunerspr.) in de minahassa, und A. L. van Hasselt, inlandsche dieventaal, bei den Malaien. Der Kniff bei diesen Jargons bestehe »hauptsächlich in der einfachen Umstellung der Silben«. — ẹna an inversion of the order of letters, syllables, words or sentences under which the sense is concealed or changed etc., s. Crowther, yoruba vocab. ed. 2. Mithin eine, den Spielereien unserer Kinder nicht unähnliche Art Geheimsprache.

(d. h. Sprache des Palastes, wie nprs. derī, Hofsprache) oder (nicht so deutlich) basa-krama, und dem entgegengesetzt 2. die gewöhnliche Landessprache, der Volksdialekt: ngoko. Die unter Personen gleichen Ranges gebraucht wird, heißt mit dem Sanskrit-Ausdruck madhya, d. i. mittlere. S. v. HUMBOLDT KAWIWERK I, §. 5. Vgl. auch bei uns z. B. zur Tafel befohlen; zum Essen geladen, gebeten. Speisen, essen, fressen (letzteres mit tadelndem ver-). In gesegneten, interessanten, anderen Umständen; guter Hoffnung u. dgl. mehr. Vor allem, abgesehen von dem byzantinischen Titelwesen und langweiligen Kanzleistil, der Pedantismus und zum Teil hoffärtige, andernteils kriechende Sinn, welcher sich im Gebrauche der persönlichen Fürwörter kundgibt, oft mit völliger Verkehrung ihrer ursprünglichen Werte. Wir, von Gottes Gnaden. Vous, engl. you. Sogar er, sie (ea) sowie Sie (ii, eae) in der Anrede, als handele es sich um abwesende Dritte. Von solch zeremoniösem und feierlich komplimentösem Gebaren gibt es übrigens auch in Asien, z. B. in China und bei Japanern, der Belege in Menge. Ja, wie aus G. OPPERT zu ersehen, die oftmalige streng unterscheidende Benennung von Gliedern der Familie rücksichtlich ihres verwandtschaftlichen Verhältnisses und gleichsam Ranges, z. B. des älteren Bruders vor dem jüngeren, der Brüder vor den Schwestern u. dgl.

Das **Individuum** und der **Stil**. »Le style c'est l'homme.« Oder: »Jedermann hat, wie eine besondere Nase, so auch seinen eigenen Stil.« Wie verschieden z. B. innerhalb des historischen Stils etwa THUKYDIDES gegenüber von XENOPHON oder wohl gar von HERODOT (dessen Ionismus nicht in Anschlag gebracht); oder TACITUS und SALLUST gegen CÄSAR und LIVIUS. CICEROS Reden und Briefe! Auch gewisse Eigentümlichkeiten der Redeweise in der Familie.

Wiederum eine andere Sprache der **Poesie**. Dazu bei den Griechen Mitbenutzung der Dialekte, z. B. um die Feierlichkeit zu heben, Färbung des Chores im Drama mit gewissen, dem ernster klingenden Dorismus abgeborgten Tinten. Anderer Art möchte im Schauspiel der Inder die Zuteilung von dem majestätischen Sanskrit an Fürsten und höhere Beamten (auch etwa göttliche Personen) und dagegen von Prakrit an Frauen (außer in affektvolleren Momenten) und Leute niederen Ranges sein. Das ist wohl mehr eine, aus gesellschaftlicher Stellung der vorgeführten Personen und ihrer gewohnten Sprachweise hervorgegangene Sitte.

Im VII. Bande der BÖCKINGschen Ausgabe von A. W. v. SCHLEGELS Werken befindet sich: SPRACHE UND POETIK. Darin wird über Silbenmaß und Sprache, aber auch über den Wettstreit von Sprachen und ähnliches gehandelt. Dergleichen hat man oft, und begreiflich auch nicht ohne patriotische Parteilichkeit, geführt mit Bezug auf den Vorrang der einen Sprache vor der andern, insgemein oder doch in gewisser Hinsicht. So z. B. FUCHS, der die romanischen Sprachen gegen Latein in Schutz nimmt.

Außerdem Betrachtung der Völker und ihrer Sprachen, nicht bloß **geographisch** genommen (zur Versinnlichung Sprachkarten, bereits von LEIBNIZ vorgeschlagen, z. B. J. KLAPROTH von Asien zu seiner ASIA POLYGLOTTA; BIONDELLI; AUG. FUCHS für Romanisch; BERNHARDI für deutsche Mundarten; SCHAFFARIK für Slaven; dann BERGHAUS und KIEPERT), also nach ihrem räum-

lichen Nebeneinander, sondern auch — **geschichtlich** in der zeitlichen Aufeinanderfolge. Sprachverschiedenheiten tempore locoque. **J. Grimm** in seiner unvergleichlichen deutschen gramm. verband beides. In zeitlicher und ursächlicher Folge verhalten sich überwiegend zu einander Ahd., Mhd., Nhd., wogegen Gotisch und Althochdeutsch, dem Raume nach getrennt, trotzdem daß letzteres jünger, im Verhältnis geradliniger Descendenz sich vorzustellen gewiß unrecht wäre, indem sie eher, wenn man dies Bild nicht scheut, in demjenigen von Tante und Nichte zu einander stehen. Ohnehin ist ja Ahd. ein Kollektivbegriff für einheitlich geschiedene Mundarten, die, z. B. alemannisch und baierisch, sorgfältiger zu unterscheiden man erst neuerdings bemüht gewesen. Vgl. Weinhold, alemannische gramm. 1863. Der Lautverschiebung nach stehen bekanntlich die germanischen Sprachen des Nordens, Altsächsisch und selbst das heutige Niederdeutsch nicht ausgeschlossen, der gotischen Lautstufe noch näher, und wäre meines Bedünkens die Frage nicht unüberlegt, ob denn die im Ahd. übliche Lautverschiebung wirklich erst durch die gotische hindurchgegangen sei, und nicht ein ebenso unmittelbarer Abfall von der Urform als der letztgenannte, und demnach, davon unabhängig, blos neben diesem gelegen.

Äußere und innere Geschichte der Sprache. Die Sprache des ἄστυ von Attika aus allmählich durch geistige Eroberung, als Κοινή, und ihre italische Schwester von der urbs aus durch kriegerische zur Sprache des orbis terrarum sich aufschwingend. Beschaffenheit des Landes und Klimas, günstige oder unheilvolle geschichtliche Ereignisse, auch konservativeres Hängen am Alten (Dorismus) oder ungestümerer Neuerungsdrang im Ionismus (häufiges η an Stelle von langem α), auch gewisse Umstimmungen des Gemüts, z. B. durch Religion, arbeiten an der Umwandlung einer Sprache, sind jedoch unfähig, absolut neue zu schaffen. Wir sind von solcherlei Wechsel bei mehreren derer, die sich einer Litteratur erfreuen, glücklicherweise geschichtlich unterrichtet. Von den anderen kennen wir bestenfalls nur die Gegenwart genauer. Keine einzige aber, so viele ihrer sind, vermögen wir bei ihrem Entstehen zu belauschen. Das wichtigste, wenn auch nicht allein entscheidende für die Entwickelung einer Sprache bleibt aber in ihrem letzten Grunde deren mehr oder minder glückliche Anlage verbunden mit derjenigen, dem ingenium, des Volkes, dessen Haupte sie entsprang oder welchem sie als Erbteil von vorausgegangenen Geschlechtern überkam. Nur darf freilich auch die Gunst der Umstände nicht fehlen, wie denn z. B. der Litauer aus seinem, an sich trefflichem Mutteridiom keine griechische Litteratur zu erzeugen vermocht hat, und etwa die Lappen, selbst unter den heiteren griechischen Himmel, und gleich den Hellenen zwischen zwei andere, leicht zugängliche Weltteile versetzt, wohl kaum je hätten einen Homer oder Plato aus sich erstehen sehen, was freilich auch wohl ebensowenig umgekehrt bei Rollentausch am Nordkap unter moosfressenden Renntieren der Fall gewesen sein würde mit Hellenen.

Lebhafter **Völker-** und **Sprachverkehr.** So an den Grenzen, an vielbesuchten Handelsstätten, z. B. in Babylon, weshalb dahin die Sage von der Sprachverwirrung verlegt wurde, und zwar, wie denn die Sprachverschiedenheit, welch ein staunenswerter und langweiliger Eintönigkeit entgegenwirkender

Reichtum schöpferischer Geisteskraft immer, doch auch ihre Unbequemlichkeit hat, als Strafe für menschliche Verschuldung aufgefaßt.

Ursprüngliches, von den Vätern ererbtes Stammgut und, oft nicht mehr als solches gefühlt, **Erborgtes**, wie z. B. rund, franz. rond (durch Dissim. mit Verlust des t aus lat. rotundus, radähnlich, obschon bei uns nicht bloß für kreis-, sondern auch kugelrund, globosus); sicher, engl. sure, lat. sē-curus (sine cura). Beiderlei Art im Sprachschatze eines Volkes sorgfältig auseinander zu halten ist für den Forscher nicht immer leicht, allein eifrigst zu erstreben. Denn nur einheimisches, nicht von fremdher erborgtes Sprachgut, welches letztere in der Regel nur in Wörtern, am gewöhnlichsten Substantiven, höchst selten Wortformen besteht, entscheidet über Sprachverwandtschaft. Begreiflicher Weise können durch Entlehnung auch aus den entlegensten Idiomen Fremdwörter in gewisse Sprachkreise aufgenommen werden, wie z. B. Thee, Wort wie Waare, aus China stammt. Desgleichen σηρικόν, woher engl. silk, aus σῆρες, was man aber aus Unwissenheit zu einem Σῆρες geheißenen Volke machte. LATHAM, OPUSCULA p. 89—92. Im heutigen Chinesisch entbehrt zwar das Wort für Seide hinten r, doch lautet es im Koreanischen sir, Mandschu sirghe, Mong. sirkek. Sarik, JES. 19, 9 kann wohl nicht in Betracht kommen. Und das Wort Orkan, engl. hurricane, das heftiger in Westindien vorkommender, und im Karaïbischen so geheißener Stürme wegen erst von Amerika nach unserem Weltteile herüberwanderte. Derlei Forschungen gewähren uns ja natürlich mancherlei erwünschten Aufschluß über Handelsbeziehungen, oder Einblick in den einen oder anderen Kultureinfluß, wobei freilich nicht Beantwortung der Vorfrage zu umgehen, welcher Teil der gebende sei und welcher der lehnweise nehmende. Wie steht es z. B. um unsere Semmel? Das schon im Mhd. semele, simele, Ahd. semala, simila, als Weizenbrod, vorkommende Wort entstammt dem lat. simila, similago, wo es den Sinn von feinem Weizenmehl hat. Diese ihrerseits, stehe nun ihr l statt d oder für δλ, gehen zurück auf das gleichbedeutende σεμίδαλις, woher als Gebäck σεμιδαλίτης. Allein weiter: »Die Griechen erhielten von TYRUS ihr feinstes Mehl (σεμίδαλις)«, sagt unter Berufung auf ATHEN. I, 21 und III, 37 RADLOF, BILDUNGSGESCH., S. 126. Nicht genug damit. FREYTAG hat arab. samīd, śimila, panis albus, KAM. Und im Sskr. begegnen wir ferner samīda und samitā f. Weizenmehl, P. WB. und D. M. Z., 1881 S. 515. LASSEN, IND. ALT. I, S. 247, was aber hier bloß eingeführt sein dürfte, indem nicht nur ein sicheres Etymon dafür mangelt, sondern auch Weizen dem reisessenden Inder mlecchabhōjana, mlecchāça, Barbarenspeise, heißt. Mit sskr. samitā aber stellt SHAKESP., HINDUST. DICT. p. 499, 506 sawaīṇ und sewa'īṇ f. vermicelli, macaroni zusammen, so daß w für m stände. Wo nun eigentlich das Wort zu Hause sei, wäre nicht uninteressant zu wissen, ich wünschte es aber von anderen zu erfahren. Dagegen Reis, ital. riso, franz. riz aus ὄρυζα, span. arroz vom arab. arroz. DIEZ, E. WB.[4], S. 272. Orz bei dem persischen Verfasser des im XI. Jahrh. geschriebenen und von SELIGMANN übersetzten LIBER FUNDAMENTORUM PHARMACOLOGIAE, worin die genannten Medikamente meistens indische sind. A. L. Z. Jan. 1833, S. 79. Bei den Afghanen heißt der Reis urishi, KLAPROTH, As.

polygl., S. 60. Kurd. birindj, zd. berejya, Justi, S. 46, also doch wohl mit Zischlaut aus sskr. vrīhi. In Ostindien scheint der Reisbau zu Hause, und erst unter den Kalifen in Ägypten eingeführt. rosenm., bibl. altert. III, S. 230, was sich auch durch arros im Koptischen bestätigen möchte. Daß es bloß Saat, pers. rīzeh, sei, wie v. Bohlen, ind. handel, S. 65 annimmt, ist unwahrscheinlich. Ob ὄρινδα (s. auch Du C. orinda Panis genus) nur Abart sei von birindj (dj wie dsch), oder wohl gar hinten, wie Tamarinde, Hindī (Indisch) enthalte, steht dahin. Zu vergleichen hierüber aber, wie über vieles andere, ist das so ungemein verdienstliche Buch von Hehn, kulturpflanzen und haustiere in ihrem übergang aus asien nach griechenl. und italien, 1870. Auch noch eine spätere Auflage. Ferner: die namen der säugetiere bei den südsemitischen völkern als beitr. zur arab. u. äthiop. lexicogr., zur semitischen kulturf. u. sprachvgl. u. zur gesch. der mittelmeerpflanzen. mit steter berücks. auch der assyr. u. hebr. tiernamen u. geogr. u. litteraturgesch. excursen, von Hommel, 1879. — Angeregt wurde die Frage durch Adalb. Kuhns wichtige Beobachtung, daß die Namen der Haustiere sich in den Sprachen indogermanischen Stammes fast überall wiederholen, was den Schluß auf Hirtenleben bei letzteren vor seinem späteren Auseinandergehen rechtfertigt. Bei Ausdrücken, die sich auf den Ackerbau beziehen (jedoch arare, ἀροῦν, got. arjan, lit. ar-ti, slav. orati, mikl. lex. p. 513 als durch Europa verbreitet), verhält es sich anders. Auch ist erklärlich, daß die Inder Namen von Pflanzen, die ihnen vielleicht früher geläufig waren, nach Eindringen über den Indus in eine durchaus andere Pflanzenwelt versetzt, völlig vergaßen.

Eine bemerkenswerthe Ausnahme jedoch macht die an den Nordabhängen des Himalaya vorkommende Birkenart bhūrja, und zwar wohl aus dem Grunde, weil deren Rinde als Schreibmaterial benutzt wurde. Es kann aber kaum zweifelhaft sein, zu diesem Namen stimme der für Birke, ahd. piricha, engl. birch, altn. biörk Schade wb., S. 66, kslav. brjeza, lit. beržas, lett. behrse mikl. lex. p. 47 in Europas Norden, wo der Baum wächst, übliche. Jedoch sagten die Kelten dafür beith, wofür betula im Lateinischen und in den Töchtersprachen. Das vorhin genannte Wort (bhūrja etwa mit ū unter assim. Einfluß von bh) geht aber verm. auf sskr. bhrāj, leuchten, zurück, der weißen Rinde dieses Baumes wegen.

Sprachvermischung hat nicht selten stattgefunden, wie z. B. im Osmanli, welches man deshalb als Buntschecke bezeichnet. Untergegangen sind auch manche Sprachen, mit denen selbst, welche sie im Munde führten. So nachweislich nicht wenige Indianerstämme Amerikas. Oft lag die Austilgung von Idiomen in der Politik des erobernden Volkes. Jedenfalls tauschte, unter Beibehaltung der Leiber, das unterjochte häufig mit der Sprache seine Seele, seinen volkstümlich unterscheidenden Charakter aus, indem es halb durch absichtliche Gewalt und List, indes teils auch durch die überwältigende Macht überlegener Bildung gezwungen, halb auch infolge zu nachgiebigen eigenen Entgegenkommens, z. B. durch Connubium, sich dem fremden Einflusse beugte. Man denke an die Römer, welche aufs trefflichste die Kunst verstanden, unterworfene Völker durch das in provinciam (d. h. buchstäblich Vorrücken der Herrschaft infolge Besiegung) nicht viel anders als in servitutem

redigere gefügiger zu machen, indem man sie zwang, vermöge Aneignung des in ihrem Lande vom Eroberer bei Verwaltung, Rechtsprechen, im Heere geredeten Idioms sich allmählich des einheimischen zu entäußern und damit auch den eigenen Geist gegen den von außen her eingedrungenen neuen mehr und mehr einzutauschen. Daher dann, unter Erlöschen oder Zurückdrängen mehrerer wesentlich verschiedener Sprachen, Herausbilden des neulateinischen oder romanischen, im großen Ganzen sich gleichbleibenden Sprachtypus aus dem Latein, d. h. in seiner, im Volksmund üblichen Form. Will man sich darob verwundern, wenn von keinem Römer hierüber belehrt (Napoleon I. war in solchem Betracht bloß Nachahmer), peruanische Fürsten ganz ähnliche Mittel, wie die alten Römer anwendeten, um in den Zaum beißende Völkerschaften leichter und dauerhafter sich fügsam zu machen? Man lese nur v. Tschudi, Peru II, 361: »Wie sich noch gegenwärtig die wilden Indianer der Urwälder in physiognomisch scharf begrenzte Stämme trennen, so schieden sich in früheren Zeiten auch die Peruaner des Gebirges und der Küste in bestimmte Rassen; aber durch die immer weiter sich ausdehnenden Eroberungen der Incas wurden sie allmählich mit einander verschmolzen. Die Incas befolgten nämlich das System, die Nationalität der besiegten Nationen ganz zu verwischen, um schneller und sicherer ihrer Unterwerfung gewiß zu sein; sie hoben daher den Kern der Stämme aus, um ihn den Heeren einzuverleiben, schickten neue Ansiedler in die eroberten Provinzen [also wie die Römer z. B. mit Dacien es auch machten] und führten dort ihre Sprache und Religion ein. [Man entsinne sich noch als später Erinnerung an die römische Weltherrschaft, außer dem Papsttume, des Wortes Kaiser (auch Zar) selbst und 'der Kaiser des heiligen römischen Reichs'!]. Dadurch gingen allmählich die einst so scharf getrennten Stämme in einander über, so daß schon bei der Ankunft der ersten Spanier, als das Incareich seine größte Ausdehnung erreicht hatte, die verschiedenen Tribus als solche nicht mehr existierten, und wir keine Nachrichten darüber hätten, wenn nicht glücklicherweise die alten Gräber mit ihren Schädeln uns von der Vergangenheit erzählen würden.« Nur schade, Schädel sprechen nicht!

Was nun **Sprachverwandtschaft** anbetrifft, da hat man zu unterscheiden zwischen 1. **stammverwandten** und 2. **stammfremden** Sprachen. Um der oft großen Schwierigkeit willen in der Bestimmung echter Stammverwandtschaft, welche den Namen in Wahrheit verdiene, und wegen der oft überaus laxen Observanz in diesem Punkte bei den Sprachforschern ist im Jahre 1854 in D. M. Z. IX S. 405—464 eine Abhandlung von mir eingerückt: Max Müller und die Kennzeichen der Sprachverwandtschaft, worin des genannten Gelehrten (im Interesse des, von Bunsen erwünschten einheitlichen Ursprunges der Völker und Sprachen unternommene) Ausdehnung seiner sog. »turanischen Sprachen« bekämpft wird, weil dieser Name eine Menge von Idiomen in sich verschlingen will, auf die er keinerlei Recht hat. Es bezieht sich meine Kritik auf Müllers letter on the Turanian languages, enthalten im ersten Bande des inhaltschweren Buches von Freiherrn v. Bunsen, Outlines of the philosophy of universal hist., applied to lang. and religion.

2 voll. London, 1854. Müller nun stellt folgende Einteilung von Sprachen auf:

1. Family stage. Juxtaposition (Concentration of Chinese).
2. Nomadic stage: Agglutination (Turanian languages);
   a) Northern,
   b) Southern (sollen die dravidischen Sprachen im Dekhan sein, welche genealogisch schwerlich dazu gehören).
3. Political stage: Amalgamation;
   a) Semitic,
   b) Arian nucleus.

Im wesentlichen, wie man sieht, sind hier die Humboldtischen Unterscheidungsmerkmale von Sprachen beibehalten. Nur wird noch von M. eine ihm selbst angehörende Abstufung hinzugebracht: Familien, nomadisches Wanderleben, Staat, welche, dem Wesen der Sprache, vollends ihrer Genesis fremd, eine rein äußerliche und deshalb willkürliche bleibt. Sie beruht aus diesem Grunde lediglich auf Schein, nicht auf innerer Wahrheit und Angemessenheit. Nach dieserlei Schema hätten auch Jägersprachen nicht fehlen dürfen für Amerikas Urbewohner. Freilich mit Ausschluß der Kulturstaaten Mexiko und Peru (hier als allgemeinere Sprache das durch v. Tschudi trefflich behandelte Kechua). Und gehen denn die Chinesen nur in der Familie auf, wenn auch ihr Staat nach deren Muster gebildet ist oder doch sein soll? Sind ferner die Beduinen etwa — keine Nomaden? Und doch soll das reinste Arabisch bei ihnen zu finden sein.

Am a. O. S. 429 unterscheide ich:

a) **Generelle** Sprachähnlichkeit.

α) **Allgemein menschlicher Art:** Anthropismen. (Nachahmung, vgl. z. B. Wackernagel, Tierstimmen.) Naturlaut, wie Buschmann es nennt: Papa, Mama u. s. w.; Vater und Mutter. Der Name der Lippe ausgedrückt mittelst des beweglichen Zungenbuchstaben l und des weichen Labials b: lat. labium, labrum zu lambere, lecken, aber auch im Haussa leboh lip, und redupl. láflaf im Harrargie (D. M. Z. IX. 431). Ist es ferner nicht ein menschlich natürlicher Gedanke, daß man des Morgens beim Aufstehen der Sonne, wenn sie über den Horizont aufsteigt, zugewendet, in Gemäßheit mit dieser Richtung die Weltgegenden bezeichnet und den Osten als vordere, die mittägliche als die zur rechten u. s. w. benennt? So hebr. akhōr, Rückseite, Westen; jamīn, thēmīn, Süden u. s. w. Also in Einverständnis mit den Indern. Folgt für Sprachverwandtschaft etwas daraus zwischen den beiderseitigen Völkern, oder darf man hieraus auf Abborgung des Gebrauches hier oder dort schließen? Es folgt nur daraus, woran ja ohnehin niemand zweifeln kann, die Hebräer sind Menschen, allein die Inder auch. Anders liegt die Sache, wenn zu dem indischen dakshin'a (eigentlich rechts, dann südlich), woher mit prakritisierender Umgestaltung Dekhin, Dekhan, obschon weit davon im Westen bei den wirklich sprachverwandten Iren sich ein gleichstämmiges deas (δεξιός) für die gleiche Weltgegend als Gegenstück vorstellt.

β) **Im physiologischen Typus** ohne eigentlich verwandtschaftliche Beziehung, obschon Max Müller das eine mit dem andern verwechselt und daraus

mancherlei Schlüsse über Sprachverwandtschaften zieht jenseit des allein berechtigten Zieles. Z. B. Kelten, Semiten, Türken, obschon drei verschiedenen Stämmen angehörend, affigieren das pron. poss. hinten. Oder in anderen Sprachen, wie im Altnordischen, im Albanesischen, Walachischen und Bulgarischen (bei der letzteren benachbarten Dreiheit allerdings vermutlich durch gemeinschaftlichen Anlaß) findet Anhängung des Artikels gleichfalls hinten statt. Werden durch derlei physiologische Vorgänge die Sprachen mit einander genealogisch verwandt? Keineswegs, mindestens nicht durch sie allein. — Wer wäre doch so thöricht, vieler gemeinsamer Gattungsmerkmale wegen, z. B. sämtliche Tiere oder Pflanzen; oder — tiefer herab — z. B. alle Säugetiere (auch die sonst heterogensten: Affen, Löwen, Rind, Pferd), um deswillen, weil sie »Tiere; Säugetiere« sind, für mit einander (genealogisch) »verwandt« auszugeben? Die genealogische Abkunft wird den Naturforscher in der Regel gar wenig kümmern. Desto mehr aber die von Pferden den Züchter, Hippologen und Sportsman.

b) **Spezielle** Sprachähnlichkeit, und zwar

α) **ererbte** (gentilicische),

β) **erborgte** (tralaticische).

Fremdwörterbücher, z. B. für das Deutsche HEYSE. EBEL, ÜBER DIE LEHNWÖRTER DER DEUTSCHEN SPRACHE, 1856, angezeigt von DIEFENBACH in N. JAHRB. F. PHIL. Bd. LXXII, Heft 10. WACKERNAGEL, DIE UMDEUTSCHUNG FREMDER WÖRTER. Ausg. 2. MIKLOSICH, DIE SLOVENISCHEN ELEMENTE IM RUMÄNISCHEN, 1861. DIE GRIECH. U. TÜRK. BESTANDTEILE IM RUMÄNISCHEN, von RÖSLER, 1865. DOZY, OOSTERLINGEN, 1867. FREMDWÖRTER AUS ORIENT. SPRACHEN IM NIEDERL.

Außerdem Abwehr des oft sonderbar spielenden Zufalls, vgl. Beispiele D. M. Z. IX, S. 430. Z. B. ähnlich (got. analeiks, von der Präp. ana, wie assimilis mit ad, die Annäherung zu bezeichnen) und ἀνάλογος. Letzteres eigentlich den λόγος (ratio, Verhältnis) hindurch (eigentlich die Reihe hinauf, ἀνά), vgl. κατὰ λόγον, nach Verhältnis, nach Proportion. Die ganze Verwandtschaft beschränkt sich demnach nur auf die Präpp. Name nicht zu: nehmen W. WB. I, 53.

Um den stammverwandten Sprachen wahrheitgemäß zugerechnet werden zu dürfen, ist nöthig, daß sich wesentliche Übereinstimmung nicht bloß im Wörterschatze zeige, sondern auch in der grammatischen Textur. EIMELE, DIE WESENTLICHEN UNTERSCH. DER STAMM- U. ABGELEITETEN SPRACHEN. BERLIN, 1862. So hat den, aus diesem Grunde mit Recht romanisch geheißenen Idiomen, bei reicher Zufuhr germanischer oder sonstiger fremder lexikalischer Elemente von außen her, doch die grammatische Grundlage, somit die Hauptsache, das Latein hergeliehen, und kann man sie demnach nur auf dessen Seite stellen. — Desgleichen bleibt das Englische eine germanische Sprache, der vielen lateinischen und französischen Eindringlinge ungeachtet. Das Neupersische steckt nach Unterwerfung durch den Islam voll arabischer Ausdrücke; allein wem gebe das ein Recht, es dem Indogermanismus zu entreißen und der Fahne des Semitismus unterzuordnen? — Schwererer Entscheidung unterliegt die Frage, was zu thun, wenn umgekehrt mehrere Sprachen zwar im grammatischen Typus rücksichtlich großer Gleichmäßig-

keit einander geistig sehr nahe kommen, jedoch dem Laute und Ursprunge nach, mithin genealogisch und etymologisch, verwandte Ausdrücke und Formen sich gar nicht oder nur sparsam zeigen wollen? Ich meinerseits würde z. B. die amerikanischen Sprachen, welche als längst noch nicht zur Genüge darauf untersucht, man auch nicht so bereitwillig in den einen Topf sogenannter einverleibender oder aggregativer Sprachen werfen sollte (z. B. vom Othomi scheint das durchaus nicht zu gelten), für durchweg »stammeinheitlich« zu erklären (und ich glaube: gerechten) Anstand nehmen. — Auch die sog. tatarischen Sprachen gehen lexikalisch weit genug auseinander.

Fünf Weltteile mit vielleicht ebensoviel Rassen. Unmöglichkeit der Zurückführung aller — vielleicht die Zahl 1000 erreichender — Sprachen des Erdbodens — statt auf den einen, aller Variationen zum Trotz, seinem Grundwesen sich gleichbleibenden Menschengeist — auf eine einzige Stammmutter, eine sog. Ursprache, lingua primaeva, zu welcher mittelst einer erträumten harmonia linguarum (über die Wirklichkeit allgemein menschheitlichen Ursprungs hinaus) zu gelangen, man sich lange Zeit umsonst abmühte. Ungefähr vergleichbar dem Suchen nach dem Stein der Weisen abseiten der Alchemie oder astrologischen Klügeleien. Diese vermeintliche Ursprache aber wurde bald, und, hier zumeist aus theologischen Gründen, im Hebräischen (etwa als heilige Sprache dem babylonischen Strafgericht entgangen?), bald in der chinesischen oder in der skythischen (?) Sprache, selbst von Gorop Becan im Flamländischen gesucht und — freilich immer irrig — gefunden. Auch, abenteuerlich genug: Rudbeckii, Ol., atlantica s. manheim vera japheti posterorum sedes ac patria etc. Vol. 1, Fol., Upsala, 1675. Also, was dem Buchstaben nach einigen Schein für sich hätte, als sei es: der Menschen (man früher allerdings in diesem weiteren Sinne) Heimat (origo). Das badensche Mannheim bezeichnet ohne Zweifel, wie sein althochdeutscher Name Manninheim (Förstemann, ortsn. S. 978[1], vgl. personenn. S. 903) klärlich zeigt, Wohnsitz eines Manno in schwacher Form mit n im Gen. S. noch meinen anti-kaulen. moïse et les langues von H. Chavée vgl. Dief. in K. beitr. II, 113. — Allgemeiner Art: Latham, opuscula. essays chiefly philological and ethnographical. 1860. Langage, son hist., ses lois etc. par le comte d'Escayrac de Lauture. Paris, 1865, Fol. — phrasis: a treatise on the hist. and structure of the different lang. of the world. by J. Wilson. Albany, 1864 mit dem Satze p. vi: It is believed that nothing can so well instruct us in the true nature of language, as the manner in which the different classes of people or nations express their ideas.

Halle. **A. F. POTT.**

NATURWISSENSCHAFTLICHE

ANALYSE UND SYNTHESE DER HÖRBAREN SPRACHE.

Es ist mir von mehreren Seiten der Wunsch ausgesprochen, ich möchte die wichtigsten Resultate der Phonetik im ersten Hefte der ZEITSCHRIFT in kürzerer Abhandlung und in einer Weise darstellen, welche nicht bloß den Phonetikern und Sprachgelehrten verständlich werde, sondern auch weiteren Kreisen, namentlich Reisenden und Missionaren[1], welche ja in der günstigsten Lage sind, wertvolles Material für die Sprachforschung zu sammeln, wenn sie nur mit den richtigen Methoden zu diesem Behufe bekannt gemacht werden. Zwar könnte ich glauben, das meine nach dieser Seite gethan zu haben, nachdem ich als ersten Band einer EINLEITUNG IN DIE SPRACHWISSENSCHAFT meine PHONETIK 1880 veröffentlicht. Nun war freilich der Kern jener Arbeit eine rein wissenschaftliche Monographie, welche erst während des Drucks, was namentlich den ATLAS betrifft, Erweiterungen und Änderungen erfuhr, welche den Zweck hatten, dem Buch einen größern Leserkreis zu erwerben, auf die Gefahr hin, es weder den Männern vom Fach, noch den außenstehenden ganz recht zu machen. Da man mir jedoch bemerkt hat, es fehle immer noch an einer Einleitung in die Phonetik, insofern die, nach meiner Ansicht viel zu wenig gewürdigten, phonetischen Arbeiten der Physiologen den Bedürfnissen der Sprachwissenschaftler nicht genug gerecht würden, die der letzteren hingegen nach der Seite der Naturwissenschaft und besonders der Anschauung[2] viel zu dürftig wären, so komme ich der an mich gerichteten Aufforderung nach, freilich nach längerem Bedenken; denn ich weiß im voraus, daß man in der folgenden Darstellung einerseits zu viel Akustik, Anatomie und Physiologie; andererseits vielleicht zu wenig davon finden wird. Die Grenzgebiete sind eben nicht das dankbarste Ackerfeld, da man hier mehreren Herren dienen soll, welche oft ganz entgegengesetztes verlangen. Ganz nach der Bestellung zu schreiben beabsichtige ich freilich nicht. Hier und da möchte ich doch gern ein Scherflein des Neuen beitragen zur Ergänzung meiner PHONETIK, um auch womöglich den Fachgenossen etwas zu bieten. Und dieses erfordert ja

---

[1] STEINTHAL, MANDE-NEGER-SPR., 1867, S. VIII: 'Die Phonesis ist der einzige feste Boden, der sichere Haltpunkt des Sprachforschers, den er ungestraft nie aufgeben darf!' HAHN, ON THE SCIENCE OF LANG. AND ITS STUDY WITH SPECIAL REGARD TO SOUTH AFRICA, 1882, S. 13: I take this opportunity of remarking that all those who work in the field of South African languages should apply a uniform phonetic alphabet, say for instance the Standard Alphabet of Professor LEPSIUS in a modified form. Travellers and missionaries especially, if they wish to serve the cause of South African Philology, should be well acquainted with the principles of Phonology.

[2] Für die Anschauung kann in der Phonetik und Graphik freilich nie genug gethan werden, besonders in schriftlicher Behandlung, wo Abbildungen das Experiment und die Demonstration, welche den mündlichen Vortrag beleben, ersetzen müssen.

mehr eingehende Begründung. Einzelheiten, welche weniger von allgemeinem Interesse sind, werde ich jedoch möglichst in Anmerkungen verweisen. Auf fremde Quellen besonders hinzuweisen, werde ich in der Regel unterlassen, wo jenes bereits in meiner PHONETIK genügend geschehen. Wenn ich aber Quellen hier zum erstenmal ausführlicher benutze, so geschieht es in möglichster historischer Treue, z. T. im Originalbericht, gemäß den in meiner PHONETIK entwickelten Grundsätzen.

Noch einige Worte zur vorläufigen Verständigung über Umfang und Gliederung unseres Gegenstandes. Unter Phonetik (ursprünglich Stimmlehre) verstehe ich in weiterem Sinne die Naturlehre von den hörbaren Ausdrucksbewegungen überhaupt, unter welchen die Stimme nur eine besonders hervorragende Erscheinung ist. Die hörbare Sprache, auf welche ich mich hier beschränke, hat nun aber einen Kreislauf durchzumachen (vgl. Tab. VII. 10):

a) ihren Weg von innen nach außen:
   1. psychische Thätigkeit,
   2. psychophysische von gewissen Bewegungscentren im Hirn bis zu den peripherischen Endungen der Bewegungsnerven,
   3. physiologische Bewegung in den Muskeln des Sprachorgans;

b) ihren Weg von außen nach innen:
   1. physikalische Schwingungen des äußern Mediums, der Luft,
   2. physiologische Bewegung im Ohre,
   3. psychophysische Thätigkeit in den Sinnesnerven von den peripherischen Endungen bis zu den akustischen Centren,
   4. psychische Thätigkeit.

Es ist immer, vergessen wir das nicht, dieselbe Erscheinung, nur in verschiedenen sich ablösenden Zuständen (Phasen). Die psychische Thätigkeit ist in der Psychik zu besprechen; die psychophysischen Vorgänge werde ich in einem besondern Artikel später behandeln, um gewisse in meiner PHONETIK I 211, 215 angedeutete von den Anschauungen der Vorarbeiter abweichende Ergebnisse meiner Untersuchungen weiter zu begründen.

Die hiernach bleibenden Phasen werden wir analytisch und synthetisch beschreiben und zwar zuerst die der impressiven Bahn b), weil hier die physikalischen, also verhältnismäßig einfacheren Erscheinungen vorwiegen. Diesen Teil werde ich hier um so eingehender behandeln, als seine Bedeutung neuerdings unterschätzt worden ist. Die Ergebnisse der Induktion auf dieser Seite werde ich dann mit den auf der expressiven Bahn a) gewonnenen vergleichen und sehen, ob sie sich harmonisch zusammenfügen, wie verschiedene Phasen einer einheitlichen Erscheinung es thun müssen. Sollte sich ein Widerspruch herausstellen, so würde ich den Fehler nicht in der Sache oder der bisherigen Induktion, sondern in meiner eigenen Forschungsmethode zu suchen haben; es würde das für mich ein Beweis sein, daß die letztere zu einseitig oder zu aprioristisch gewesen sei und mich von der Wirklichkeit abgeführt habe. Stimmen aber die beiderseitigen Ergebnisse sowohl zu einander wie zur langbewährten Induktion, so dürfte das eine Probe sein, welche die Richtigkeit wahrscheinlich, ich will nicht sagen, gewiß macht. Nun, der Leser urteile selber.

DIE SPRACHE AUF IHREM WEGE VON AUSSEN NACH INNEN.

PHYSIKALISCH-AKUSTISCHE ANALYSE.

Lauschen wir mit ganzer Aufmerksamkeit dem Schall einer gesprochenen Rede, ohne an die Bedeutung zu denken, so werden wir in dem Nacheinander der Schallbewegungen, für welches das Ohr der besonders entwickelte Sinn ist, neben nach Maß und Zahl bestimmbaren Graden von Stärke, Höhe und Dauer der gleichartigen Schallerscheinungen, sowie von Pausen, namentlich die schwieriger bestimmbaren Eigenschaften unterscheiden, welche wir Klang und Geräusch zu nennen pflegen. Unterrichten wir uns in Helmholtz' Lehre von den Tonempfindungen über das äußere, physikalische Wesen dieser Erscheinungen, so finden wir:

1. daß der **Schall** aus wellenartig, in der Luft mit einer Geschwindigkeit von nahezu 333^{m} in der Sekunde, sich fortpflanzenden Schwingungen der verschiedenartigsten Massenteilchen besteht, welche Verdichtungen und Verdünnungen innerhalb der betreffenden Massen bewirken;

2. daß die **Stärke** der Breite der Schwingungen, die **Höhe** der Schwingungszahl in der Zeiteinheit oder umgekehrt der Wellenlänge entspricht, die **Dauer** eines bestimmten Schalles die Zeit ist, während welcher die Masse unausgesetzt ihre Schwingungen genau in derselben betreffenden Weise wiederholt;

3. daß die einfache pendelartige Schwingung (wie sie annähernd bei einer Stimmgabel stattfindet), welche sich in einfacher (Sinus-)Kurve fortpflanzt (Fig. 1 unten), einen **Ton**; eine regelmäßig periodische Schwingung, welche in einfache Pendelschwingungen zerlegbar ist und sich in regelmäßig periodischen Kurven fortpflanzt (Fig. 1 oben), einen **Klang**; eine unregelmäßige, unperiodische Schwingung, gewissermaßen ein chaotisches Durcheinander von einfachen Schwingungen, aber ein **Geräusch** bedingt.

In der stetig fortlaufenden Reihe von Tönen benennt man die einzelnen nach dem Verhältnis ihrer Schwingungszahl zu der eines angenommenen Grundtones (Fig. 1 unten) und zwar 1 : 2 Oktave, 2 : 3 Quinte, 3 : 4 Quarte, 4 : 5 große Terz, 5 : 6 kleine Terz...; Töne, deren Schwingungszahlen das Verhältnis 1 : 2 : 3 : 4 : 5 : 6 :... haben, heißen harmonisch; so sind z. B. die an Stärke oft (vgl. S. 102) stetig abnehmenden Teiltöne (Obertöne) eines natürlichen Klanges. Die **Klangfarbe** hängt von der Anzahl, Stärke, Höhe und Dauer, in gewissem Sinne auch von dem augenblicklichen Bewegungszustande (Phase, S. 101) der Teiltöne ab, welchem allem die Form der Fortpflanzungskurve (vgl. die obere Kurve in Fig. 1) entspricht.

Kehren wir nach diesen akustischen Begriffsbestimmungen, welche, so

sehr sie auch auf empirischer Forschung beruhen, das Ergebnis einer gewissen Abstraktion sind, wie alle wissenschaftlichen Begriffe, zur Natur selbst zurück, so finden wir, daß der Ton in der Wirklichkeit ein unendlich seltener Fall ist,

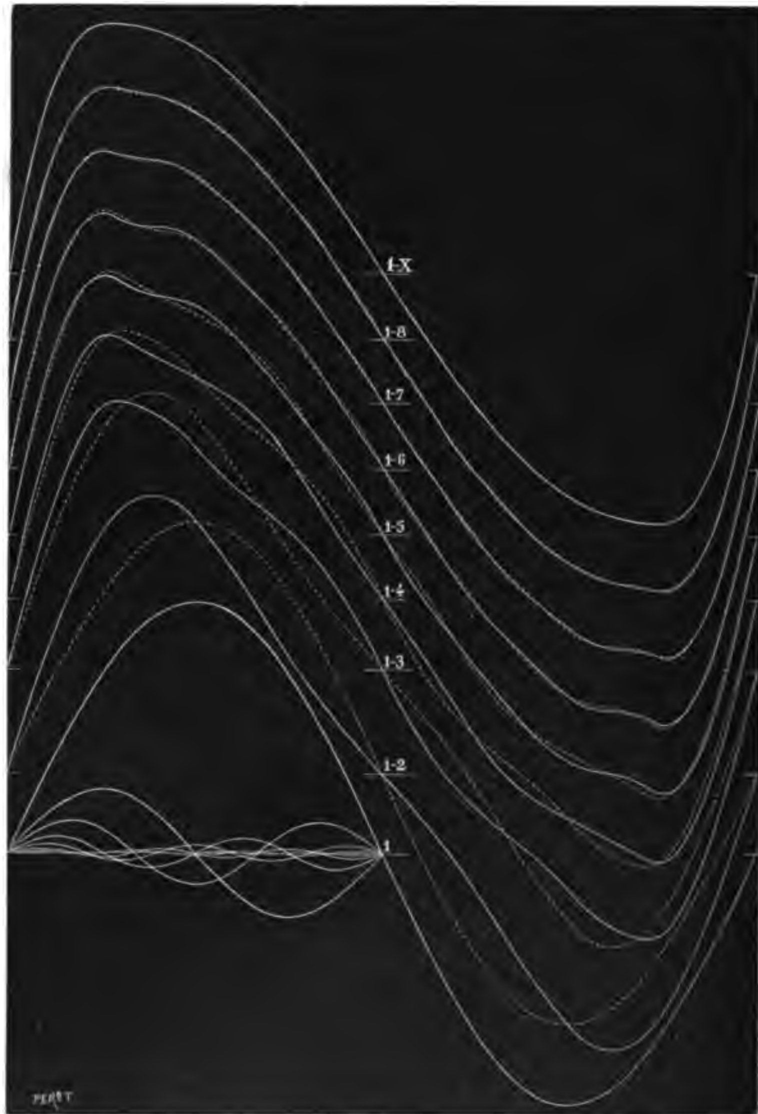


Fig. 1. Wellenkurven.

Unten einfache (Sinus-)Kurven einer harmonischen Reihe von Tönen; die obern regelmäßig periodischen Kurven entsprechen mehr und mehr zusammengesetzten Klängen.

ja daß dem reinen Klange man sich in der Musik, also auch im Gesange, zu nähern strebt, daß er aber im allgemeinen an Geräusche gebunden auftritt; so namentlich auch in der Sprache. Reden wir hier also von **Klang-** oder

Geräuschlauten, so wolle man darunter in der Aufeinanderfolge der sprachlichen Schallbewegungen solche, kürzere oder längere Zeit sich gleichbleibenden Schwingungsweisen verstehen, welche vorwiegend resp. Klang- oder Geräuschcharakter zeigen.

Im gewöhnlichen Leben hat man gar kein Interesse an der **Zergliederung** der Klänge und Geräusche, welche man ja in ihrer Gesamtheit aufzufassen gewöhnt ist. In der Wissenschaft aber gilt wie in der Staatskunst der Grundsatz: Teile und herrsche. Für unsere wissenschaftlichen Zwecke müssen wir uns also bis zu einem gewissen Grade unterrichten, wie weit man in der physikalisch-akustischen Analyse der Sprache gekommen, um selbständig eine solche ausführen zu können. Es bedarf hier besonderer Aufmerksamkeit und Übung, unter Umständen selbst Anwendung künstlicher Instrumente. Das beste analytische Instrument hat uns freilich schon die Natur in dem **Ohre** mitgegeben. Sehen wir uns darauf die Leistungsfähigkeit des letzteren näher an.[1]

Zuvor möchte sich jedoch ein leichtes Experiment empfehlen. Man hebe den Dämpfer eines Klavieres und rufe, oder besser singe, laut ins Innere gegen den Resonanzboden, so wird man eine Anzahl von Saiten längere Zeit und stärker schwingen sehen und zwar alle und nur diejenigen, welche den Teiltönen des hineingerufenen Klanges entsprechen; wobei wir augenblickliche unendlich schwache Bewegung aller Saiten vernachlässigen. Denken wir uns jetzt jede Saite mit einer Nervenfaser verbunden derart, daß mit jeder einfachen Schwingung ein einfacher Reiz und eine einfache Empfindung ausgelöst würde, so würden sich die zusammengesetzten Luftschwingungen auf analytischem Wege nach dem Gesetze des **Mitschwingens** in Schwingungen einzelner Saiten und weiter in regelmäßig unterbrochene Reizungen umsetzen. Sehen wir zu, ob im Ohre nicht entsprechende Einrichtungen, nicht ähnliche Vorgänge statthaben.[2]

Die **physikalischen** Schwingungen des Sprachschalles werden mit der Luftwelle durch die Muschel (Concha, Tab. VII. Fig. 6) und den äußeren Gehörgang (Meatus auditorius) bis zum Trommelfell (Membrana tympani) fortgepflanzt. Mit der Bewegung des letzteren als einer organischen Masse beginnt ein **physiologischer** Vorgang. Mittelst des Hebelapparats der Knöchelchen: Hammer (Malleus), Amboß (Incus), Steigbügel (Stapes)

[1] Es gibt noch immer Sprachforscher, welche glauben, das Ohr habe mit der Phonetik nichts zu thun und vergessen, daß es das Organ ist, ohne welches wir die Sprache weder erlernen, noch regeln können; daß wer von Geburt taub ist, natürlicherweise auch stumm bleibt. Treffend sagt schon ACKERMANN, ANALYSE PHYSIQUE DES LANGUES, 1838, 4: L'ouie et l'appareil phonateur sont les deux instruments nécessaires à cette double fonction humaine. L'un est agent actif, l'autre agent passif, mais leur action est réciproque... 5: L'ouie et la voix concourent donc simultanément à la production de la parole. Il suit de là que dans l'étude du langage on ne doit point considérer ces deux organes isolément, mais toujours les voir s'aidant et se contrôlant sans cesse. Ebenso KRAITSIR, GLOSSOLOGY, 2. ED. 1854, 20: The operation of the brain, the articulation of the organs of speech and the sensation of the organ of hearing being one inseparable synenergy (cooperation). Mit dieser Auffassung von Sprachgelehrten vgl. die des Physiologen PREYER, welcher in SPRACHE DES KINDES, 1882, S. 376 von impressiven, centralen und expressiven Sprachwerkzeugen spricht. In diesem Sinne habe auch ich die Physiologie der hörbaren Sprache in meiner PHONETIK wie hier behandelt.

[2] Vgl. HELMHOLTZ, TONEMPFIND. 3. Aufl. S. 197.

in der durch die Schlundröhre (Tuba EUSTACHII) mit der äußeren Luft verbundenen Paukenhöhle (Cavum tympani) werden die Schwingungen von größerer Breite des Trommelfells in solche von geringerer Breite des ovalen Fensters (Fenestra ovalis) und des im inneren Ohre befindlichen Labyrinthwassers umgewandelt. In dem Vorhof (Vestibulum) mit seinen zwei Vorhofssäckchen und den drei Bogengängen, welche sich zu Ampullen verdicken, befinden sich namentlich an der sogenannten 'Hörleiste' 'Hörhärchen', welche von 'Gehörsteinchen' umspült werden. Vom Vorhof führt die Vorhofstreppe (Scala vestibuli Tab. VII. Fig. 6) in die Schnecke (Cochlea) bis zur Spitze der letzteren und vereinigt sich da mit der Paukentreppe (Scala tympani), welche bis zum runden Fenster (Fenestra rotunda) geht. Zwischen Vorhofs- und Paukentreppe befindet sich der eigentliche Schneckengang (Ductus cochlearis Tab. VII. Fig 7), von der äußeren Wand, der REISSNERschen Haut (Membrana REISSNERI) und der Grundhaut (Membrana basilaris) gebildet. Auf letzterer befinden sich die **CORTI**schen Organe (Tab. VII. Fig. 7, 8, 9), namentlich wieder **Haarbüschel** und **elastische Fasern** (Ligam. spirale) von verschiedener von der Basis zur Spitze der Schnecke zunehmender Länge und verschiedener Spannung in großer Zahl, welche nach der äußeren Knochenwand ausstrahlen. Mit den Härchen wie Fasern stehen die Enden der Nervenfasern (Tab. VII. Fig. 6—9) des Vorhofsastes (Nervus vestibuli) und Schneckenastes (Nerv. cochleae) des Gehörnerven (Nerv. acusticus) in Verbindung. Die der Labyrinthflüssigkeit mitgeteilten Schallschwingungen teilen sich nun den Härchen mit, wohl mehr in ihrer Gesamtheit mit- und durcheinander; von den auf verschiedene Töne abgestimmten Fasern der Grundmembran werden sie aber wohl zerlegt, wie oben der Klang von den Klaviersaiten. Die unregelmäßigen Schwingungen der Härchen, welche den Geräuschlauten, und die einfachen regelmäßigen der verschiedenen Fasern, welche den verschiedenen Teiltönen der Klanglaute entsprechen würden, reizen nun die verschiedenen Nervenfasern in unterbrochener resp. unregelmäßiger oder regelmäßiger Weise, womit der **psychophysische** Vorgang beginnt, und lösen so schließlich die **Geräusch**- und **Klangempfindungen** als rein **psychische** Thätigkeit aus. Hieraus erkennen wir, daß schon der Einrichtung des inneren Ohres gemäß die Zergliederung der Klanglaute leichter werden muß als die der Geräuschlaute, was die weitere Forschung bestätigt.

PHYSIKALISCH-AKUSTISCHE ANALYSE DER KLANGLAUTE.

Achten wir nunmehr auf die Klanglaute besonders, so finden wir bei vielen eine gewisse Übereinstimmung des Gesamtcharakters (**Art**) trotz der Abweichungen im einzelnen (**individuellen Eigenschaften**). Experimentieren wir mit den Klanglauten, indem wir die Umstände, unter welchen dieselben Arten sich zeigen, willkürlich verändern, dadurch daß wir z. B. die Stimmhöhe wechseln, oder sie ganz aussondern, wenn wir die Laute flüsternd oder hauchend sprechen. Dabei tritt anstatt des Stimmklanges mit seinen Teiltönen Flüster- und Hauchgeräusch in die Funktion ein, und dem entsprechend macht der Klang mehr und mehr dem Geräusch Platz, ohne den Artcharakter zu verlieren. Auf diese Weise finden wir, daß die Art nicht so sehr von dem Schall der Stimmbänder, als von der Veränderung desselben auf seinem Wege nach außen abhängt; bestehe letztere nun im Mitklingen der Luft in verschiedenen Hohlräumen, den 'Eigentönen', oder in gewissen daselbst erzeugten Eigengeräuschen. Man hat nun zuerst die mit **Stimmklang** zusammengesetzten Klanglaute akustisch zu zergliedern gesucht, teils mit bloßem Ohre, teils mit künstlichen analytischen Instrumenten, unter welchen wir als einfachste die Helmholtzschen **Resonatoren** hervorheben, auf je einen Ton abgestimmte Hohlräume, deren eine Öffnung die äußere Klangmasse aufnimmt, deren andere Öffnung den durch Mitklingen des Raumes abgesonderten bestimmten Teilton dem Ohre übermittelt. Fig. 2 stellt einen kugelförmigen Resonator A und einen cylindrischen B, letzteren nach Königscher Konstruktion dar; dieser hat eine fernrohrartig verschiebbare Ansatzröhre, so daß man seinen Raum auf verschiedene Töne abstimmen kann. Einige Forscher haben bei dieser Analyse nur den neben dem Grundton der Stimme am meisten hervortretenden Teilton der Klangmasse, andere genauer eine Reihe von Teiltönen mit Andeutung der relativen Stärke (wie H. Grassmann und F. Auerbach) bestimmt, ohne auch nur annähernd eine Übereinstimmung erzielt zu haben; namentlich schwanken die Bestimmungen in Bezug auf die Oktave.



Fig. 2. Resonatoren.

Mehr nähern sich einander die Resultate der Beobachtungen, bei welchen der hier störende Einfluß des Stimmklanges ausgesondert und mit **Flüster-**

geräusch gesprochen wurde. Man hat dabei freilich zumeist nur den Resonanzton der vorderen Mundhöhle bestimmt, teils mit bloßem Ohr, teils indem man eine Reihe von Stimmgabeln vor den Mund hielt und die Stimmgabel ausfindig machte, bei welcher dieser Resonanzraum am stärksten mitklingt. Für einige Klanglaute wurde auch der Resonanzton des unteren Schlundraumes durch Auskultieren des Kehlkopfs gefunden. Dabei ist freilich das Bedenken, daß der untere Schlundraum beim Flüstern ein anderer ist als beim Sprechen der Klanglaute mit Stimme, insofern bei tieferer Stimmlage der Kehlkopf sich senkt und der Schlund sich unten erweitert, bei höherer Stimmlage ersterer sich hebt und letzterer sich verengt; weshalb wir beim Singen und erregten Sprechen, wo der Wechsel der Stimmhöhe bis über eine Oktave hinaus stattfinden kann, auch unwillkürliche Änderung des Artcharakters des Klanglautes wahrnehmen.[1] Für gewöhnliches Sprechen in der mittleren Stimmhöhe mit einem Schwanken nur zu einer Terz oder Quart ist das Bedenken von weniger Belang.

Wegen weiterer Einzelheiten, namentlich der Ergebnisse früherer Forschungen auf diesem Gebiete, muß ich auf meine Phonetik I 37 ff. verweisen.[2]

Erwähnen muß ich aber noch seitdem veröffentlichte Arbeiten über diese Frage.

Trautmann, Anglia IV. Anz. 56 ff. (man vgl. daselbst I 590) zeigt Sievers' Phonetik an uud betont in seiner Kritik des Vokalschemas von A. M. Bell die Wichtigkeit der akustischen Lautbestimmung. Trautmann bestimmt die Tonhöhe der Hauptresonanzen ('Halle') der Klanglaute, und seine nach diesem akustischen Gesichtspunkt aufgestellte Tafel der Klanglaute gestaltet sich folgendermaßen:

---

[1] Vgl. v. Qvanten, zur Helmholtzschen Vokallehre, Pogg. Ann. 1875. S. 551: 'Dagegen will es scheinen, als beruhte der spezifische Vokallaut auf einem so eigentümlich abgewogenen Verhältnis zwischen sämtlichen hier mitwirkenden akustischen Elementen, daß die Summe derselben bei allem Wechsel im einzelnen doch im ganzen dieselbe bleibt. Das eine Element verändert seine Lage, verringert oder vergrößert seinen Einfluß und sogleich erfolgen bei den übrigen solche entsprechenden Veränderungen, welche zur Erlangung des Totaleffektes nötig sind.' Dieser im übrigen feinen Bemerkung kann ich nach meinen Beobachtungen insofern nicht beistimmen, als die Resonanz des Mundraumes sich nicht ändert und nicht anpaßt, jenachdem die Höhe der Stimme und des Kehlkopfs wie die Resonanz des untern Schlundkopfs wechseln.

[2] Woselbst ich S. 41 mit folgenden Worten das Resultat der Untersuchungen zusammenfaßte: 'Die durch die Artikulation [elementare Bewegung] der Stimmbänder hervorgebrachten Geräusche und Klänge werden notwendig durch das für die verschiedenen Vokale [Klanglaute] eingestellte Ansatzrohr [den Teil des Sprachorgans ober- und außerhalb der Stimmbänder] modifiziert. Dem für einen bestimmten Vokal eingestellten Ansatzrohr entspricht aber durchaus nicht ein absolut bestimmter Ton, sondern eine ganze Reihe von Tönen, von welchen man bis jetzt nur einen, höchstens zwei hervortretende, leider auch noch sehr verschieden bestimmt hat [ich meine das auch für einen individuellen Klanglaut, nicht bloß für das Gebiet derselben Art, innerhalb dessen der Klanglaut ja Spielraum zu Veränderung hat, ohne seinen spezifischen Charakter einzubüßen]. Das Ansatzrohr ist dabei nicht bloß schallmodifizierend, sondern auch schallerzeugend und letzteres um so mehr, je mehr man sich von dem Vokal mit größter Apertur [Öffnung des Mundes] *a* den Konsonanten [Geräuschlauten] nähert. Der Vokal ist eine Funktion von all diesen und wohl noch mehreren anderen Variabeln, welche einander kompensieren, damit die Stärke und Deutlichkeit des Vokals resultiere. Ein Fehler muß in der Rechnung entstehen, wenn bei oberflächlicher Abstraktion, von dieser so komplizierten Funktion nur ein Faktor in Rechnung gezogen wird.'

Tonhöhe:	TRAUTMANNs Transskription:[1]							Unsere Transskription:[2]						
e'''' (f'''')				i							*i*			
c''''				é							*e*			
a'''	↑	↑		è		↑	↑				*ᴇ*			
f''	ü	ő	ŏ	a	ȇ	ȇ	ï	*ü*	*ö*	*ϋ*	*a*	*ᴇ̯*	*e̯*	*i̯*
es'''				α							*ᴀ*			
c'''				ò							*ʊ*			
a''				ó							*o*			
f'				u							*u*			

Ich bemerke mit Vergnügen die Ähnlichkeit dieser akustischen Anordnung mit der kreisförmigen in SIEVERS' LAUTPHYSIOLOGIE S. 44 und der halbkreisförmigen in WINTELERS KERENZER MUNDART S. 105, welche letzteren auch nach akustischen Gesichtspunkten gebildet worden und in letzter Instanz auf HELLWAG zurückzuführen sind.[3]

Die von TRAUTMANN im obigen bestimmten Klanglaute sind nicht seine eigenen, sondern, so zu sagen, Typen.[4] Da die Klanglaute nicht einmal bei demselben Menschen ganz gleiche sind, viel weniger die derselben Mundart, derselben Sprache, am allerwenigsten der Sprache überhaupt; da wir also, je mehr Aussprachen wir beobachten, um so mehr Klanglaute bis ins unendliche zu unterscheiden haben würden: so ist es wissenschaftliche Notwendigkeit, wie in der Naturwissenschaft bei der unendlichen Mannigfaltigkeit der Formen, bestimmte **Arten** abzugrenzen, wodurch nicht ausgeschlossen wird, daß in Wirklichkeit Übergänge, Spielarten, vorkommen können. Die Schwierigkeit ist nur, hier das richtige Maß zu treffen, d. h. soviel und solche Normal-

[1] Die Pfeile habe ich hinzugesetzt, um die Stellung der betr. Klanglaute der von TR. bestimmten Tonhöhe nach anzudeuten, wonach also *ü é ï*; *ő è ȇ*; *ŏ a ȇ* resp. gleich hohe Reihen bilden würden. Vgl. AUERBACH, BESTIMMUNG DER RESONANZTÖNE DER MUNDHÖHLE DURCH PERKUSSION, ANN. D. PHYS. U. CHEM. N. F. III. 1877. 152.

[2] Vgl. jedoch S. 78 A. 3 und die Vokaltabelle in unserem diesem Hefte beigegebenen TRANSSKRIPTIONSVORSCHLAG. Das Zeichen ̤̆ soll an die Zungenrundöffnung erinnern, die Buchstaben sollen wie bei *ü ö ϋ* die sichtbare Lippenöffnung bezeichnen. Wir haben nur einen Laut dieser Reihe beobachten können, welchen wir bis auf weiteres mit *Y*̤̆ bezeichnen.

[3] Von dem ganz entgegengesetzten Standpunkte der Erzeugung der Laute bin ich, wie wir später sehen werden, zu einem System gelangt, welches dem obigen im wesentlichen analog ist, doch wohl die beste Probe für die Richtigkeit beider, wenigstens in ihren Grundzügen. Es ist also sehr zu bedauern, daß SIEVERS in der 2. A. (PHONETIK) das bessere aufgegeben und das Vokalschema A. M. BELLS angenommen hat. TRAUTMANN hat gezeigt, daß letzteres vom akustischen Standpunkt zu verwerfen ist. Was von den physiologischen Grundlagen desselben zu halten ist, werden wir an gehöriger Stelle zeigen.

[4] S. 61 sagt er: 'Ich habe bei meiner ersten Bestimmung den Fehler gemacht, daß ich die Halle angab nach den Vokalen, wie sie gerade mir geläufig waren. [Das war zunächst kein Fehler; recht viele solche Bestimmungen der eigenen wirklichen Klanglaute sind für die Induktion im allgemeinen wichtiger als theoretische Verallgemeinerungen.] Aber um meine Vokale handelte es sich gar nicht; es kommt auf die Aussprache an, welche die verbreitetste ist und welche den Vokal am deutlichsten in seiner Eigentümlichkeit hervortreten läßt [die letztere festzustellen ist für die allgemeine und vergleichende Phonetik, welche die Untersuchung individueller, landschaftlicher, nationaler Aussprachen voraussetzt, allerdings von großer Bedeutung].'

laute, welche jeder leicht und genau bestimmen und mit welchen er die wirklich gegebenen Laute der verschiedensten Personen, Landschaften und Völker am besten vergleichen kann. Es gelten hier analoge Grundsätze wie bei der Feststellung von Normalmaßen überhaupt.[1] TRAUTMANN geht bei seiner Wahl von ästhetischem Gesichtspunkte aus, er stellt eine Stufenfolge von normalen Klanglauten auf, deren charakteristische Tonhöhen eine harmonische Reihe, einen F-dur-Akkord bilden. Jeder, der charakteristische Tonhöhen selbst bestimmt hat, weiß wie sehr man dazu unwillkürlich neigt; auch ich bin dem Zauber früher erlegen und fand in meinen geflüsterten Klanglauten die charakteristischen Tonhöhen gewöhnlich in harmonischer Folge ungefähr innerhalb der beiden Oktaven, in welchen ich pfeifen kann.

Gewarnt durch den Mißbrauch, welcher von früheren Forschern wie WOCHER u. a. mit dem Prinzip des Wohlklanges[2] getrieben worden, bin ich wiederholt mit Vorsichtsmaßregeln an die Bestimmung von Klanglauten, nicht mehr in geordneter Folge, sondern kreuz und quer prüfend, herangetreten und zu etwas abweichenden Tonhöhen gekommen. Ich neige mich jetzt nach meinen Beobachtungen der Ansicht zu, daß man bei Aufstellung von Arten sich mehr an die Wirklichkeit bindet, wenn man statt der harmonischen Intervalle, welche allerdings leichter in sich bestimmt werden können, **gleiche Abstände** der Tonhöhen setzt. Bei der Zahl von Arten, welche ich annehme, ist der Unterschied meiner Intervalle und der von TRAUTMANN wenig beträchtlich. Auf diese Weise kommen mein akustisches Klanglautsystem und mein in der Folge dargestelltes genetisches System der Mundöffnungslaute so nahe zusammen, wie man es überhaupt nur bei Ergebnissen verschiedenartiger Induktionen erwarten darf.[3]

Wie wir vorige S. Anm. 1 sahen, kam TRAUTMANN in seiner Tafel auf Reihen mit je drei Klanglauten von gleicher charakteristischer Tonhöhe; dazu sagt er S. 62: 'Berücksichtigen wir auch die Obertöne so besteht ja sehr wesentliche Verschiedenheit zwischen den Hallen . . . Doch auf die Obertöne dürfen wir uns nicht einlassen und brauchen es glücklicherweise auch nicht . . ., weil wir auch ohne die Obertöne zu berücksichtigen ein Mittel unbedingt sicherer Vokalbestimmung in der Hand haben.[4] Dieses Mittel

---

[1] Vgl. DOVE, MASS UND MESSEN, 1833 und frühere Abhh. im JOURN. DE L'ÉC. POLYTECHN.

[2] Vgl. WHITNEY, AMERIC. PHILOL. ASSOC., 1882, XVII, wo dem gegenüber mit Recht für die natürliche Entwickelung der Sprache das Princip der Sparsamkeit und Zweckmäßigkeit betont wird.

[3] Zu der akustischen Tafel von TRAUTMANN vor. S. würde meine danebengestellte Transskription also nur annähernd passen. Mit meinen obigen Bemerkungen halte man den Zweifel zusammen, welchen TR. S. 64, 65 ausspricht. Dergleichen 'Sprünge' in der Stufenfolge der Vokale, wie er einen in seinem erstbeschriebenen System entdeckt, und welchen zu vermeiden er noch einen neuen Vokal einschaltet, den zu motivieren er sich Mühe gibt, sind unmöglich, wenn man akustisch und genetisch gleichabständige Arten ansetzt.

[4] Für die gewöhnliche Praxis ist das richtig; in der akustischen Wissenschaft aber dürfen wir von den Obertönen, welche im allgemeinen ja erst den Klangcharakter vervollständigen, nicht absehen. Mag das Ohr allein nicht ausreichen, mögen die bis jetzt verwerteten Hilfsmittel noch zu unvollkommen sein, bleibt nur das Interesse für diese weitere Forschung rege, so werden bessere Apparate und Methoden ersonnen und bessere Ergebnisse erzielt werden. Jedenfalls ist doch schon nach dieser Richtung von H. GRASSMANN und F. AUERBACH ein Anfang gemacht, welcher freilich zeigt,

besteht eben in der gleichmäßigen Berücksichtigung des Halles und der Mundstellung . . . Mundstellung und Hall bestimmen, berichtigen und beglaubigen sich gegenseitig; Vokale, die nach Mundstellung und Hall bestimmt sind, sind mit der denkbar vollkommensten Sicherheit bestimmt.'

Weiter habe ich noch einer Arbeit von GUTERSOHN zu gedenken, BEITRÄGE ZU EINER PHONETISCHEN VOKALLEHRE (Progr. d. h. Bürgersch. KARLSRUHE, 1882). Auch GUTERSOHN betont im Gegensatz zur BELLschen Schule die akustische Seite. Der vorliegende erste Teil enthält eine eingehende kritische Besprechung der früheren Arbeiten über Vokale, ein zweiter Teil wird in Aussicht gestellt, in welchem wir eine Darstellung der akustischen Theorie der Vokale des Verf. zu erwarten haben.[1] Wir können also vorderhand über die Endresultate seiner Untersuchungen noch nicht berichten.

---

daß man vor allen Dingen sich bemühen muß, die Teiltöne der wirklichen, am besten der geflüsterten Klanglaute objektiv zu bestimmen und sich nicht genug vor subjektiven Auffassungen und Verallgemeinerungen wahren kann. Das Ergebnis der GRASSMANNschen Arbeit faßt AUERBACH, ANN. D. PHYS. U. CHEM. N. F. IV 509 in folgenden Worten zusammen:

'1. Die Vokalklänge der Reihe u — ü — i sind charakterisiert durch Mitklingen eines und nur eines durch seine absolute Höhe bestimmten Obertons [sc. mit dem Grundton der Stimme].

2. Der Vokalklang a ist charakterisiert durch das Zusammenklingen der ersten acht Partialtöne in gleicher Stärke.

3. Jeder Vokalklang der Reihe o — ö — e ist charakterisiert als arithmetisches Mittel [!] aus dem a-Klange und einem Klange der Reihe u — ü — i.

Hiernach scheint sich die GRASSMANNsche Theorie durch eine große Einfachheit auszuzeichnen. Diese Einfachheit ist jedoch, wie ich zeigen will, eine Folge des Umstandes, daß sie nicht für unsere wirklichen Vokale, sondern für gewisse typische, ideale Klänge gilt.' Was mit den typischen, idealen Klängen gemeint ist, lesen wir S. 511: 'Unsere Vokalklänge erfüllen den im Endlichen liegenden Teil einer Dreiecksfläche, deren unendlich entfernte Ecken drei idealen Klängen entsprechen, nämlich:

1. dem idealen u-Klange (Grundton und 1. Oberton),
2. dem idealen i-Klange (Grundton und letzter [d. h. ?] Oberton),
3. dem idealen a-Klange (Grundton und sämtliche Obertöne).'

Weiter bemerkt A. S. 512: 'Was unterscheidet denn die menschliche Stimme von den künstlichen musikalischen Instrumenten? Bei letzteren ist der Klang gegeben und unveränderlich, die Tonhöhe veränderlich und die Erfahrung zeigt, daß für den Klang einzig und allein [?] die relative Tonhöhe der Obertöne maßgebend ist, d. h. die Intervalle, welche sie mit dem Grundton bilden. Weit verwickelter sind die Verhältnisse der menschlichen Stimme, weil hier beide Momente, Tonhöhe und Klang, variabel sind.' In der Folge deutet A. an, daß diese Variabeln nicht ganz unabhängig von einander sind und der menschliche Stimmapparat ein ausgedehntes Anpassungsvermögen besitze. Vgl. unsere Bem. zu v. QVANTEN S. 76.

[1] Seinen Standpunkt kennzeichnet GUT. S. 31 in folgenden Worten: 'Werfen wir noch einen kurzen Rückblick auf die bisherigen Ergebnisse unserer Untersuchungen, so können schon jetzt einige Hauptpunkte hervorgehoben werden. Indem wir darzuthun versuchten, daß ein Vokalsystem durchaus auf akustischer Grundlage aufgebaut sein müsse, weil die physiologischen Verhältnisse keineswegs dazu geeignet sind [?], ist zugleich auch begründet worden, daß die alte Lautwissenschaft, insbesondere durch die Forschungen HELLWAGS und BRÜCKES vertreten, sich keineswegs auf falscher Fährte befunden. Wie wenig der Vorwurf SWEETS gerechtfertigt ist, "daß die unglückliche Dreiecksanordnung der Vokale soviel dazu beigetragen, den Irrtum zu verknöchern und jeden Fortschritt zu hindern", wird besonders noch aus dem folgenden Abschnitt hervorgehen. Es wird auch dort erst recht deutlich werden, daß die Aufgabe des Phonetikers, auch wenn er von akustischer Grundlage ausgeht, keineswegs "mit der Aufstellung eines Lautsystems in der beliebten schematischen Manier" (SIEVERS p. VII) erfüllt zu sein braucht. Gerade die praktische Anwendung der Theorien wird zeigen, daß das vervollkommnete deutsche System durchaus lebensfähig und

Am Schluß dieses Abschnittes kann ich nicht umhin, kurz die Ergebnisse meiner **eigenen** akustischen Gruppierungen anzudeuten. Auch ich berücksichtige hier zunächst unter den verschiedenen **Teiltönen** der Klanglaute nur **je einen**, welcher beim Flüstern als besonders **charakteristisch** hervortritt und von diesem nicht die absolute, sondern eine **relative**, für unsere nächsten Zwecke die wichtigere **Höhe**, d. h. ihr Verhältnis zu den Höhen benachbarter Laute je in derselben Reihe. Den **Klangcharakter** deute ich reihenweise an, ohne die Zahl, Stärke und Höhe der übrigen Teiltöne in jedem einzelnen Klanglaut weiter zu analysieren. Zur Bezeichnung der Klanglaute nehme ich die Buchstaben gemäß den Beispielen in meinem TRANSSKRIPTIONSVORSCHLAG.

Ich spreche zunächst von den **wohlartikulierten** Klanglauten von gehöriger Stärke und Dauer. Unter diesen nimmt das *a*, welches in deutscher, italienischer u. a. Sprachen als das normale angesehen wird, akustisch in jeder Beziehung eine **mittlere Lage**[1] ein. Von *a* aus müssen wir die sämtlichen Klanglaute reihenweise bestimmen.

Die 1. Reihe *a ᴁ ᴇ e i* führt gleichstufig in die Höhe.

Die 2. Reihe *a ᴀ ʋ o u* „ „ „ „ Tiefe.

Die 3. Reihe *a* (*œ*) *ʋ̣ ọ ụ* wieder in die Höhe, doch nicht so hoch als die 1., von welcher sie sich außerdem durch die gesamte Klangfarbe unterscheidet.

Die 4. Reihe (*a*) *ą̥ ᴁ̨̥ ᴇ̨̥ ę̥ į̥* führt gleichstufig in die Höhe analog der 1., doch nicht so hoch und die Klangfarbe ist unbestimmter, dumpfer, während die der 1. Reihe bestimmter, heller ist.

Die 5. Reihe (*a*) *ą̥ ᴀ̨̥ ʋ̨̥ ǫ̥ ų̥* führt gleichstufig in die Tiefe und verhält sich zur 2. wie die 4. zur 1.

Die 6. Reihe *a ᴀ̨ ʋ̨ ǫ ų* führt gleichstufig in die Tiefe wie die 5., unterscheidet sich aber sowohl von der 5. wie von der 2. durch die gesamte Klangfarbe.

Die 7. Reihe *a* (*œ*) *ʋ̈ ö ü* führt in die Höhe, analog der 3., doch nicht ganz so hoch und ist von der 3. nur durch die Klangfarbe ein wenig geschieden.

Von Klanglauten, welche akustisch mehr isoliert auftreten und sich nicht wie die genannten in Reihen bringen lassen (vgl. z. B. S. 77 Anm. 2), sehe ich hier ab.

Ordnen wir also die Reihen nach obigem Gesichtspunkte zusammen, so ergibt sich die auf der folgenden Seite angedeutete **strahlenartige akustische Übersicht der Klanglaute**. Man erkennt hieraus, daß die Klanglaute akustisch einander um so näher rücken, je mehr sie sich dem *a* zu bewegen; daß die charakteristische Tonhöhe allein nicht ausreichen würde,

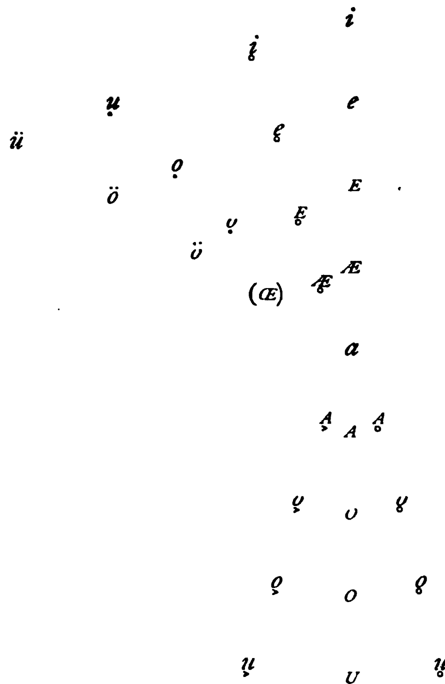
---

brauchbar ist und daß es viel weniger den Vorwurf eines toten, starren Schematismus verdient, als das englische, welches ja zugestandenermaßen einzelne Stufen enthält, die sich durch gar keine Beispiele aus lebenden Sprachen belegen lassen und die überhaupt erst nach längerer Übung ausgesprochen werden könnten.'

[1] Ein System der Klanglaute, das dieser mittleren Stellung des *a* nicht Rechnung trägt, kann nicht natürlich genannt werden.

die Klanglaute akustisch vollkommen zu sondern, insofern dieser Höhe nach mehrere Klanglaute zusammenfallen; ja daß auch vollkommenere akustische Charakterisierung ohne die Feststellung der Erzeugungsart nicht genügen würde, jeden Laut mit ganz ausreichender wissenschaftlicher Genauigkeit zu bestimmen.

Strahlenartige akustische Übersicht der Klanglaute.



Den Klanglauten kann man eine *nasale* Klangfarbe geben; in diesem Falle findet sich in ihnen eine verhältnismäßig größere Anzahl von Obertönen, namentlich die ungeraden 3, 5, 7 .... Ich erwähnte oben Reihen von *hellerer* und *dumpferer* Klangfarbe; diesen Unterschied kann man steigern durch *unvollkommenere*, besonders durch zu *kurze* und durch zu *schwache* Lautgebung. Das eigentliche akustische Wesen dieses Unterschiedes ist noch nicht genügend erforscht. Den hellen Klangfarben analoge, minder oder mehr dumpfe Reihen kann man in den verschiedensten Sprachen beobachten, meines Wissens am wenigsten im Italienischen, am meisten im Englischen. Je dumpfer die Klanglaute, desto mehr nähern sich ihre charakteristischen Teiltöne; die andern Teiltöne, welche die Klangfarbe mit bedingen, bedürfen namentlich hier weiterer Untersuchung.

Die den Klanglauten beigemischten *Geräusche*, welche für die Unterscheidung derselben von geringerer, aber doch immer von Bedeutung sind, werden im folgenden Abschnitte zur Sprache kommen.

Die akustische Analyse der Klanglaute kann durch eine **optische Methode** unterstützt werden, die der **manometrischen Flammenbilder** von R. KÖNIG.[1]

In dem Hohlraum der manometrischen Kapsel A, welche in verkleinertem Maßstabe unter A am Stativ dargestellt wird (Fig. 3), befindet sich durch die vertikale schwarze Linie angedeutet eine Membran. Treten durch das Sprachrohr von der linken Seite die Schallwellen der Klanglaute mit ihren periodischen Verdichtungen und Verdünnungen der Luft, so werden letztere mittelst der Membran dem rechts von unten durch den Schlauch eindringenden Leuchtgase mitgeteilt und so die Gasflamme resp. erhöht oder erniedrigt. Fällt das manometrische Flammenbild auf den Spiegel M, so wird das Auf und Ab an einer Stelle gesehen, wenn letzterer ruht; wenn

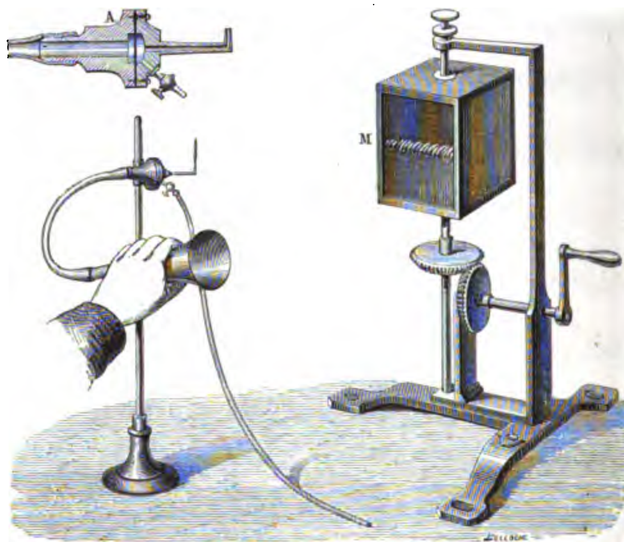


Fig. 3. KÖNIGs Apparat für Flammenbilder mit einer manometrischen Kapsel.

er gedreht wird, so wird man die verschiedenen Bewegungszustände (Phasen) der Flamme neben einander in einem gezackten Streifen sehen. Auf diese Weise hat KÖNIG die Flammenbilder der mit den verschiedenen Stimmhöhen innerhalb zweier Oktaven C bis c′ (c′ = 512 v. s.) gesungenen Klanglaute OU, O, A, E, I (nach seiner Bezeichnung) gewonnen (Fig. 4).

Es ist zunächst im allgemeinen leicht, in diesen Bildern der Klanglaute die einzelnen Klangperioden zu unterscheiden. Nach der Höhe der Zacken einer und derselben Periode bestimmt sich die verhältnismäßige Stärke der Teiltöne des entsprechenden Klanglautes, nach der Zahl der Zacken von gleicher Höhe die verhältnismäßige Tonhöhe des betreffenden Teiltons, wobei

[1] Vgl. KÖNIG, QUELQUES EXPÉRIENCES D'ACOUSTIQUE. PARIS 1882.

freilich Interferenz, resp. Phasenunterschiede zu berücksichtigen sind, was die Analyse erschwert.

Wir müssen um so mehr König dafür dankbar sein, daß er uns Apparate konstruiert hat, welche diese Analyse selbst besorgen. Der in Fig. 5 dargestellte Apparat setzt sich aus acht Resonatoren (vgl. Fig. 2 A) zusammen,



Fig. 4. Flammenbilder der mit verschiedener Stimmhöhe gesungenen Klanglaute.

welche auf c (ut$_2$) und seine ersten sieben harmonischen Obertöne gestimmt sind, und die je mit einer besondern manometrischen Flamme in Verbindung stehen. Wird nun ein Klanglaut vor den Resonatoren hervorgebracht, so werden die Hohlräume gewisser Resonatoren in Schwingung geraten und die dazu gehörigen Flammen regelmäßig gezackte Bilder geben, welche Teiltönen ent-

sprechen; die übrigen Bilder werden ungezackte Lichtstreifen sein[1], weil ihre Flammen ruhig bleiben.

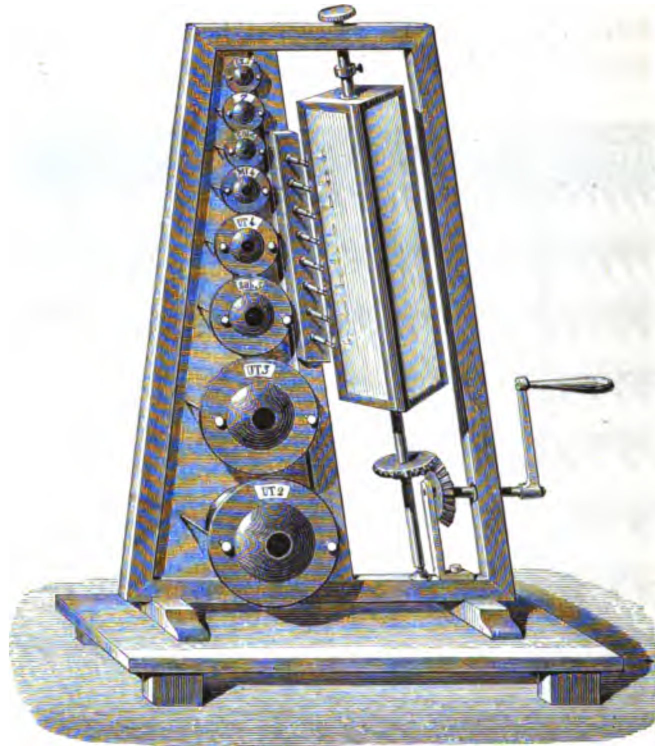


Fig. 5. Apparat für manometrische Flammenbilder mit 8 analysierenden Resonatoren von fester Tonhöhe.

Da der Grundton des Apparates Fig. 5 ein fester ist und die Obertöne nur die harmonischen sind, so eignet sich derselbe mehr zur Demonstration

[1] KÖNIG, EXP. 72: Une anche libre sans pavillon permettait de reconnaître les six premiers harmoniques avec une intensité assez régulièrement décroissante. Quand on chante un OU, outre le ton fondamental, l'octave accuse des vibrations assez intenses, et parfois, mais rarement, on remarque une action très faible sur le troisième ton. O [fermé] influence énergiquement la flamme du troisième et du quatrième ton, tandis que l'octave vibre plus faiblement que pour l'OU. L'O produit encore des dentelures sur la cinquième traînée, mais elles sont très faibles. Le maximum d'intensité pour OA [o ouvert] remonte encore plus haut, c'est au quatrième et au cinquième ton que les bandes sont ici le plus profondément découpées, tandis que les harmoniques graves s'affaiblissent. L'action de la voyelle A s'étend jusqu'à la septième flamme, et c'est la quatrième, la cinquième et la sixième qui vibrent avec le plus d'intensité. Lorsqu'on chante un E, le ton fondamentale est accompagné de l'octave et de la deuxième, la première faible, l'autre très intense; la double octave et sa tierce vibrent avec une intensité moyenne et la flamme no 7 accuse une faible trace du septième ton. I chanté sur ut_2 imprime au ton fondamental et à l'octave seuls de très fortes vibrations, tandis que les autres flammes restent immobiles. Les résonateurs 7 et 8 (ut_5) ne font vibrer leurs flammes qu'avec difficulté; it faut que pour cela les sons aient une certaine intensité. C'est ici évidemment la limite, passé laquelle les flammes ne peuvent plus s'employer utilement. 68: L'action des voyelles chuchotées sur la flamme n'est qu'insignifiante. La traînée lumineuse ressemble alors à un ruban à stries alternativement sombres et claires,

als zur weiteren Untersuchung. Für letztere ist KÖNIGS Apparat (Fig. 6) bestimmt, der aus 14 Resonatoren besteht, deren Hohlräume man je innerhalb gewisser Grenzen beliebig verändern kann (vgl. Fig. 2 den fernrohrartig verschiebbaren Resonator B), so daß man sämtliche Teiltöne von Klängen, auch unharmonische, über drei Oktaven hinaus analysieren kann.

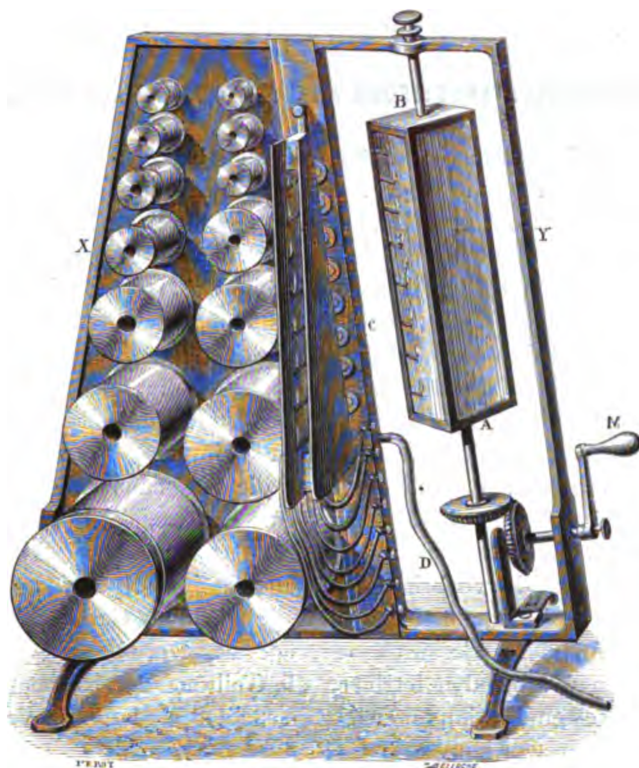


Fig. 6. Apparat für manometrische Flammenbilder mit 14 analysierenden Resonatoren von veränderlicher Tonhöhe.

Alle diese manometrischen Apparate lassen uns jedoch für die höhern Obertöne jenseits c‴ im Stiche, indem ihre Membranen für höhere Töne nicht mehr empfindlich sind. Geflüsterte Klanglaute ergaben bis jetzt leider keine deutlich gezackten, zur Analyse geeigneten Bilder.

---

irrégulièrement découpé par de petites dentelures; le tout si vague et si diffus, qu'il me fut impossible de reconnaître la moindre différence entre les diverses voyelles. Hoffentlich läßt sich KÖNIG durch dieses erste Mißlingen nicht von weiteren Versuchen gerade mit den geflüsterten Klanglauten abschrecken, welche, wie wir bereits gesehen, sonst ganz besonders geeignet sind, die Analyse der Klanglaute zu fördern. Vgl. hierzu namentlich auch v. ZAHN, ÜBER DIE AKUSTISCHE ANALYSE DER VOKALKLÄNGE, 1871, S. 18 ff.

PHYSIKALISCH-AKUSTISCHE ANALYSE DER GERÄUSCHLAUTE.

Im vorigen Abschnitte bemerkten wir, daß bei den Klanglauten sich mit vorwiegenden Klängen schwächere, minder bedeutsame Geräusche mischen; hier bei den Geräuschlauten finden wir vorwiegende Geräusche mit schwächeren Klängen verbunden. Auf diese Klänge, welche bei den Geräuschlauten mehr individuelle als spezifische Unterschiede bedingen, wollen wir im Anschluß an die bisherigen Untersuchungen zuerst eingehen, um so mehr als sie verhältnismäßig einfachere Bewegungen sind.

Hier unterscheiden wir nun wieder zunächst die leichter bestimmbaren, innerhalb des Stimmumfanges nach Belieben zu verändernden und im natürlichen Sprechen namentlich je nach innerer 'Stimmung' wechselnden Teiltöne der Stimme von denen, welche durch die Resonanz in den Hohlräumen oberhalb der Stimmbänder bedingt werden. Erstere, die Resonanztöne überwiegende Töne, können wir aussondern, wenn wir die Geräuschlaute flüsternd, hauchend und blasend hervorbringen, worüber in der Folge genauer gesprochen werden wird. Da bei geflüsterten und gehauchten Geräuschlauten bereits mit den Stimmbändern Geräusche erzeugt werden, bei den geblasenen nicht, so können wir bei den letzteren die Teiltöne der Resonanz verhältnismäßig am leichtesten bestimmen nach denselben Methoden, die im vorigen Abschnitte erwähnt worden.

Freilich wird hier die Schwierigkeit dadurch vergrößert, daß die oberhalb der Stimmbänder erzeugten Geräusche die gesuchten Teiltöne überschallen. Man hat sich bis jetzt darauf beschränkt, unter diesen Teiltönen nur einen besonders hervortretenden oder in einigen Fällen ein paar zu bestimmen; doch stimmen die Resultate weniger für die absolute, eher für die relative Tonhöhe der Geräuschlaute in ihrer Beziehung zu einander.[1]

---

[1] Die wichtigeren Arbeiten über diese Frage sind in meiner PHON. § 21 angegeben. Erst nach Abschluß derselben ging mir zu MICHAELIS, ZUR LEHRE VON DEN KLÄNGEN DER KONSONANTEN, 1879. M. bestimmte mit musikalischen Freunden zuerst die hervortretenden Teiltöne der 'stimmlosen Spiranten' zunächst unmittelbar nach dem Gehöreindrucke, dann durch Vergleichung mit den Klängen einer Orgel, einer Geige, eines Harmoniums, ohne jedoch die 'Modifikationen, welche in Verbindung mit anderen Lauten eintreten', vorläufig zu berücksichtigen. Folgendes ist das Ergebnis (S. 18, vgl. S. 62): Die Eigentöne der 'stimmlosen Spiranten' sind am tiefsten bei denen, welche er 'postpalatale' nennt = d^2—es^2; sie werden allmählich höher bis zum 'marginalen' ß = d^5 — es^5 (woneben 'ein ziemlich eine kleine Terz tieferer Ton, etwa h^4 oder c^5'), von da ab wird er tiefer bis zum labiodentalen f = f^4, womit frühere und meine eigenen Bestimmungen, wenn auch nicht in absoluter Tonhöhe, so doch in relativem Verhalten, im großen und ganzen stimmen. Den viel zu feinen Unterscheidungen jedoch, zu welchen der Verf. neigt, namentlich bei den Zisch-

Nach meinen Beobachtungen steigt die besonders hervortretende Tonhöhe der durch die Zunge erzeugten Geräuschlaute von der hintersten Gaumensegel- bis zur Zahnfleischstelle, sie fällt von da wieder nach vorn bis zu den Spitzen der Oberzähne, immer vorausgesetzt, daß dabei die Lippen in gleicher mittlerer Lage verharren. Verharrt die Zunge immer in gleicher mittlerer Lage, so fällt die Tonhöhe weiter bei den mit der Unterlippe erzeugten Geräuschlauten, je nachdem sie sich den Oberzähnen oder weiter nach vorn der Oberlippe nähert, um so mehr, wenn sich die Lippen noch vorstrecken. Dieses relative Verhalten gilt je für die verschiedenen homogenen Reihen der Geräuschlaute, d. h. für die geblasenen nicht nur, sondern auch je für die Reihen der geflüsterten und stimmhaften, der nasalen und näselnden, der in der Mittelebene des Mundes, sowie seitlich davon, mit Enge, Klappschluß, Zitterschluß erzeugten, ja sogar der Schnalzlaute (Tab. V.). Die Tonhöhen der heterogenen Geräuschlaute derselben Stelle entsprechen sich dabei innerhalb gewisser Grenzen. Auf die anderen Teiltöne, die 'Nebentöne', welche die wissenschaftliche Analyse hier ebensowenig wie bei den Klanglauten ganz vernachlässigen darf, will ich an dieser Stelle nicht weiter eingehen.

Wir kommen jetzt zu den in den Lauten unterscheidbaren **Geräuschen.** Bei Besprechung der Schallempfindungen im allgemeinen (S. 74) deuteten wir an, daß die Klänge durch das Ohr selbst schon analysiert werden, insofern wahrscheinlich einzelne elastische auf bestimmte Töne abgestimmte Fasern in verstärkter und dauernder Weise in Schwingungen versetzt und in Folge davon gewisse einzelne, mit ihnen verbundene Gehörnervenfasern in regelmäßigen Zwischenräumen gereizt werden; daß bei den Geräuschen eine derartige Analyse wohl nicht eintrete, sondern entweder nicht abgestimmte Haarbüschel oder auch jene Fasern durcheinander schwächer und mehr vorübergehend in Bewegung versetzt werden, wonach jedes Gebilde in seiner Weise abklingen muß, so daß zu viele Nervenfasern und in zu unregelmäßiger Weise

lauten, kann ich ebensowenig wie andere empirische Phonetiker folgen. Ich werde später näher darauf eingehen. An dieser Stelle mag die Bemerkung genügen, daß eine Verschiedenheit der Tonhöhen um einige Intervalle durchaus nicht eine spezifische Verschiedenheit der Geräuschlaute notwendig bedingt; ich bin im stande, die Tonhöhen einer größeren Anzahl der hierher gehörigen geblasenen Laute je nach Belieben über eine Oktave hinaus zu verändern, ohne daß der Geräuschcharakter, welcher bei den Geräuschlauten das spezifisch bestimmende ist, sich so ändert, daß jemand daran denken dürfte, eine neue Art anzusetzen. Es sind dies eben solche Veränderungen, wie sie durch die benachbarten Klanglaute beim natürlichen Sprechen bewirkt werden, wie jeder sich überzeugen kann, indem er geblasenes *s* in *īsī*, *āsā*, *ūsū*; *ĭsĭ*, *ăsă*, *ŭsŭ* spricht. Wenn es aber, wie es scheint, der Zweck der obigen Arbeit von MICHAELIS war seine Lieblingsneigung, recht viel Lautarten oder Spielarten zu unterscheiden, akustisch durch Bestimmung 'von den Klängen der Konsonanten' zu stützen, so müßten wir denselben als verfehlt bezeichnen.

Im einzelnen wollen wir aus der Abhandlung, welche sich, wie auch sonstige Arbeiten von MICHAELIS, durch gewissenhafte fleißige Benutzung der einschlägigen ältern Litteratur auszeichnet, noch eine Stelle hervorheben, S. 23: 'Häufig ist die Stille gebietende Interjektion auch reines marginales ß, welches als der höchste, schärfste, durchdringendste spirantische Laut, den wir mit den Sprachwerkzeugen hervorbringen können, zu diesem Zwecke besonders geeignet ist und der durch p und t einen noch bestimmteren festeren Ein- und Absatz erhält. Nicht selten braucht man dafür das dumpfere sch! oder auch scht!'

gereizt werden, als daß einzelne Reizungen mehr bewußt und unterschieden werden könnten. Es ist demnach der Schluß berechtigt, daß es sich bei Geräuschempfindungen mehr um **Gesamteindrücke** handelt, bei denen Analyse nur soweit möglich wird, als den Geräuschen, was im allgemeinen der Fall ist, Klangmassen beigemengt sind. Doch können die Gesamteindrücke sehr wohl als ganze unterschieden werden, je nachdem sie von den verschiedenen Teilen

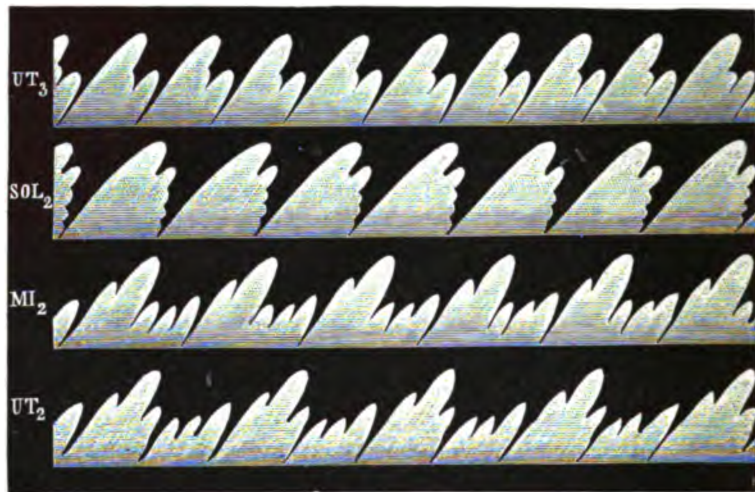


Fig. 7. Flammenbilder für m (oder n) mit verschiedener Stimmhöhe.

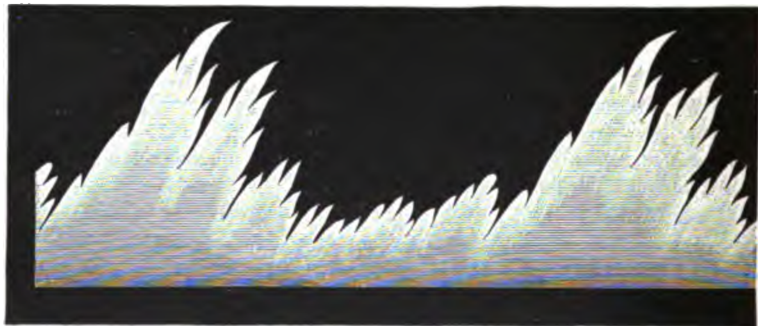


Fig. 8. Flammenbild für r.

des Sprachorgans und auf verschiedene Weise erzeugt werden. Diese letzteren Unterscheidungen erlernt das Ohr sehr allmählich und hält dabei diese Fähigkeit mit der der Hervorbringung der betreffenden Geräuscherscheinungen gleichen Schritt, derart jedoch, daß erstere vorangeht.

Auch für einige Geräuschlaute hat König mit seinem Apparate Fig. 3 S. 82 Flammenbilder erzeugt. m und n (ng = ɴ wurde nicht untersucht) ergaben im wesentlichen gleiche Bilder, wobei natürlich die Nase in den Schall-

trichter gesteckt wurde (Fig. 7); das Flammenbild von r ist in Fig. 8 dargestellt. Seine Bilder für andere Geräuschlaute hat König leider nicht veröffentlicht.[1]

Erinnern will ich hierbei noch an meinen Versuch, die mit dem **Phonographen** gewonnenen Zinnfoliebilder unter dem Mikroskop zu analysieren, welche freilich weniger günstig sich dafür erwiesen als die manometrischen Flammenbilder (PHONETIK S. 61).

Die **Klanglaute**, namentlich der gesprochenen Sprache im Ansatz, sind allgemein mit geringerem oder größerem Geräusch verbunden, dessen man sich bei den gesungenen Klanglauten möglichst zu entledigen sucht. Das Geräusch nimmt in jenen S. 80 besprochenen Reihen: *a . . . i*, *a . . . u*, u. s. w. von dem mittleren *a* nach den äußersten Enden *i*, *u*, u. s. w. stetig zu, bis man zu einer Grenze kommt, an welcher Klang und Geräusch sich das Gleichgewicht halten, wie bei den Lauten, welche man gewöhnlich '**Halbvokale**' nennt und die wir in unserer TRANSSKRIPTION mit *j*, *w* u. s. w. bezeichnen; einen Schritt weiter in den Reihen und man gelangt zu den **Geräuschlauten**, bei denen das Geräusch überwiegt, resp. *ꝺ*, *ɣ̦* u. s. w.

Wir müssen uns hier leider mit der angedeuteten gröberen Analyse der Geräusche, mit der Unterscheidung ihres Gesamtcharakters begnügen, um so mehr, als die Physik nicht einen Schritt weiter in derselben gekommen und nach den jetzigen Anschauungen über die Art der Geräuschempfindungen und die Funktion des inneren Ohres auch wohl kaum auf eine vollkommene Lösung dieser Aufgabe zu rechnen ist.

[1] Doch bemerkt K. dazu EXP. 69: Les explosives P, T, K donnent des images très caractéristiques. À la lettre P, la flamme s'élève subitement et en pente raide à une hauteur considérable au-dessus de la ligne droite; elle montre deux ou trois élancements de hauteur à peu près égale, suivis de quelques flammes plus arrondies et dont l'élévation décroît rapidement. Les flammes hautes ou basses offrent, comme dans le cas de l'R, des dentelures produites par le courant d'air.

À la lettre T, l'allongement est plus faible et moins brusque, et l'on ne remarque pas non plus ces découpures profondes qui en P, au commencement, accusent deux ou trois élancements successifs très vifs et très rapides.

À la lettre K, dont l'articulation s'opère encore plus vers l'arrière de la bouche, les changements de la flamme sont aussi moins brusques et moins convulsifs. L'image commence par une onde qui monte et descend avec une sorte de régularité et se continue par d'autres ondes, de forme à peu près pareille et de grandeur rapidement décroissante. Les dentelures s'y observent partout comme pour P et T . . .

Les sifflantes F, S et CH ne donnent, comme les voyelles chuchotées, que des résultats peu satisfaisants; les bandes de lumières sont coupées de parties obscures effacées, dont je n'ai pu déterminer le caractère.

PHYSIKALISCH-AKUSTISCHE SYNTHESE.

Man hat die Behauptung aufgestellt, daß die Erfindung der musikalischen Instrumente, und mit mehr Wahrscheinlichkeit, daß die erste Entwickelung der Sprachlautungen z. T. der Nachahmung von natürlichen Schallerscheinungen zu verdanken seien. Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, wie weit das Prinzip der Nachahmung und das höhere und allgemeinere der Anpassung in diesen Fragen berechtigt sei; jedenfalls ist dasselbe von großer Bedeutung für die Geschichte der Sprache sowohl des einzelnen Menschen wie der Menschheit. Die Klänge der künstlichen Instrumente, ob nun Absicht oder Zufall oder Naturgesetze dabei zu Grunde liegen, haben mit den Klanglauten von je her teilweise eine gewisse Ähnlichkeit gehabt, die man schon früh bemerkt hat, ebenso wie die Analogie zwischen menschlicher Stimme und dem Klang der Flötenpfeife (Fig. 9 A, B) und mehr zutreffend der **Zungenpfeife** (Fig. 10 A, B). Man hat seitdem nicht mit Unrecht am menschlichen Sprachorgan die Teile von den Lungen bis zu den **wie 'Zungen' schwingenden Stimmbändern** mit dem **Windrohr**, die von den Stimmbändern bis zur Lippen- resp. zu den äußeren Nasenöffnungen mit dem **Ansatzrohr** verglichen. Gewisse Zungenpfeifen in der Orgel nennt man **Vox humana** und die **Orgel** selbst würde von allen musikalischen Instrumenten am meisten Ähnlichkeit mit dem Sprachorgan haben, wenn man mit derselben auch die Geräuschlaute hervorbringen könnte.

Wir übergehen frühere rohere Versuche, die Klang- und Geräuschlaute der Sprache auf mechanischem Wege nachzuahmen oder zusammenzusetzen.[1] Wissenschaftlicher wurden diese Arbeiten, nachdem die Petersburger Akademie eine auf diesen Gegenstand bezügliche Preisfrage gestellt. Den Preis erhielt folgende Abhandlung von Kratzenstein: tentamen resolvendi problema ab academia scientiarum petropolitana ad annum 1780 publice propositum:

[1] Wie die von Baco, Albertus Magnus u. a. Vgl.
Kircher, musurgia p. 303.
B. Wilkins, Daedalus p. 104.
Schottus, mechan. hydro-pneum. p. 240; magia univers. II p. 155.
B. Porta, magia natur., p. 287.
Gilbert, ann. xxviii S. 244, 247, 494; xxix S. 470.
Rivarol, discours sur l'universalité de la l. fr., p. 60.
Borgnis, traité des machines imitatives, p. 160.
Th. Young, natur. philos. I p. 783.
Darwin, temple of nature, 1803, Note xi.



Fig. 9. Flötenpfeifen der Orgel.

Die Pfeife A ist offen, hier zur Demonstration der Länge nach durchschnitten; B gedackt. Die aus einem Blasebalg unten eingetriebene Luft gelangt bei der ersten Pfeife in die Luftkammer K und entweicht durch den engen Spalt c d gegen die scharfe Kante a b. In dem durch diese Hemmungen des Luftstroms erzeugten Luftwirbel, als einem Chaos von Schwingungen, werden durch den Hohlraum R R nach dem Prinzip des Mittönens (Fig. 2) gewisse Schwingungen verstärkt, welche den Klang der Pfeife geben.

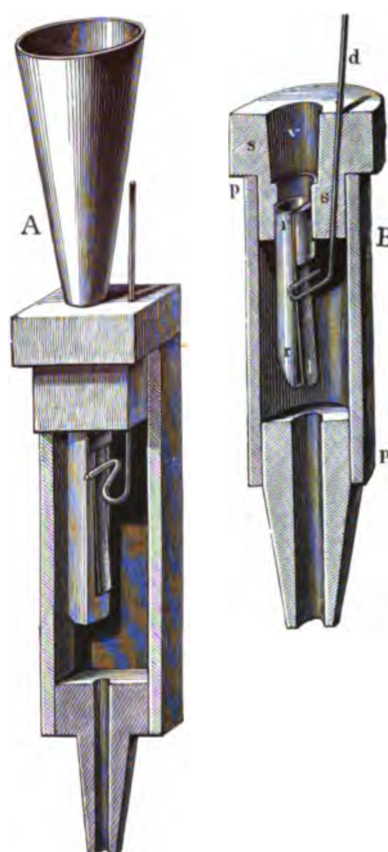


Fig. 10. Zungenpfeife der Orgel.

Windrohr p p, in dessen unteren Teil der Luftstrom aus einem Blasebalg getrieben wird. Den Blasebalg rechnen wir zum Windrohr.

Erste (Haupt-)Hemmungsstelle (vom Windrohr aus gerechnet), gewöhnlich wenig zutreffend 'Zunge' genannt, l (in der Rinne r und diese in dem Stopfen s befestigt) ist durch den Stimmdraht d zu stimmen, d. h. ihr schwingender Teil zu verlängern (tiefere Klänge) oder zu verkürzen (höhere Klänge). Hier, wie bei der Sirene, haben wir Öffnung und Verengung resp. Verschluß des Luftweges und dem entsprechend Verdünnung und Verdichtung der Luft in langsamerer (Zittergeräusche) oder schnellerer Aufeinanderfolge (Klänge).

Ansatzrohr A, dem man verschiedene Größe und Form geben und dadurch den durch die Schwingungen der 'Zunge' bedingten Schall modifizieren kann. Das Ansatzrohr läßt sich auch so einrichten, daß dem durch dasselbe wirbelnden Luftstrom in verschiedenen Graden: Öffnung, Enge, Schluß (Klapp- und Zitterschluß), weitere Hemmungen nach Belieben entgegengestellt werden können; auch zweiarmig läßt es sich gestalten.

1. QUALIS SIT NATURA ET CHARACTER SONORUM LITTERARUM VOCALIUM a, e, i, o, u TAM INSIGNITER INTER SE DIVERSORUM.

2. ANNON CONSTRUI QUEANT INSTRUMENTA ORDINI TUBORUM ORGANICORUM SUB TERMINO VOCIS HUMANAE NOTO SIMILIA, QUAE LITTERARUM VOCALIUM a, e, i, o, u SONOS EXPRIMANT.[1]

Kratzenstein geht von der Beschreibung der menschlichen Sprachorgane aus (thorax — ce soufflet animal —, larynx, épiglotte, langue, dents, lèvres, luette); kritisiert dann Ammans Ansichten von der Erzeugung der Vokale. Si l'on peut expliquer la chose par des comparaisons familières, je comparerai plutôt la vraie glotte et le larynx à un tambour dont la membrane est divisée. Er spricht dabei die irrige Ansicht aus, daß bei Klanglauten der Kehldeckel innerhalb des Kehlkopfausganges schwinge wie eine 'Zunge.'[2] Mit Recht betont er aber die Bedeutung der Form des Ansatzrohres und die Größe seiner Mündung für die Klangfarbe der Laute.[3] Une onde sonore, en sortant de la bouche, prend la figure d'un conoïde [?], dont le sommet porte sur la glotte et dont les sections perpendiculaires à l'axe ont une figure semblable à cette ouverture qui est entre la langue et le palais, entre les dents, entre les lèvres par où la voyelle prononcée est sortie.

Im zweiten Teile seiner Arbeit handelt Kratzenstein de la construction des flûtes qui prononcent les voyelles: a, e, i, o, u (S. 373). Schon früher hatte er bemerkt S. 363: Depuis quelques années je me suis occupé dans mes momens de loisir d'une machine qui pût contrefaire la voix humaine et qui comme un instrument de musique pût par le secours des doigts articuler [!] des mots. Die Teile seiner Maschine benennt er nach den Teilen des menschlichen Sprachorgans, welche er für entsprechend hält. Er beschreibt dann S. 374 seine neu erfundene frei durchschlagende Zunge (vgl. Fig. 10B l), welche er seiner angedeuteten Ansicht entsprechend Epiglottis nennt. Dieselbe wird durch einen Blasebalg in Schwingungen versetzt, ihre Tonhöhe durch einen Draht (vgl. Fig. 10B d) gestimmt und ihr Klang durch Ansatzrohre modifiziert; letztere sind gemäß der obigen Hypothese des Verf. Kegel kombiniert mit Kegeln oder mit gedeckten Cylindern. Freilich befriedigt diese Nachahmung des menschlichen Ansatzrohres weit weniger, als die des Kehlkopfs; am besten ist sie noch für a gelungen.[4] Hier erkennt man wenigstens eine Ähnlichkeit mit der Mundform für a. Für die übrigen Klanglaute sind

[1] Im Auszug findet sich diese Abh. in den ACT. ACAD. PETROP. 1780, vollständig im JOURNAL DE PHYSIQUE, T. XXI (SUPPL.), PARIS, 1782, p. 358: ESSAI SUR LA NAISSANCE ET LA FORMATION DES VOYELLES PAR M. KRATZENST.

[2] S. 368: Je pense que les voyelles a, e, o sont surtout formées par les vibrations de l'épiglotte au-dedans du bord ouvert de la glotte intérieure; mais que la glotte intérieure contribue beaucoup à la formation des voyelles i et ou.

[3] S. 370: On ne peut douter que les figures des ondes . . . ne soient différentes, si l'air sonore est rendu par des lèvres resserrées, ou si le même air sort d'une bouche ouverte comme une trompette, ou s'il est contraint de passer par une ouverture longue, mais étroite entre la langue et le palais. S. 371: Toutes les expériences prouvent que la figure du tube et la manière d'exciter le vent changent sensiblement la nature du son.

[4] S. 376: Qu'on mette dessus le larynx construit suivant mon invention, un tuyau conique renversé, dont la hauteur soit plus grande du triple ou du double que le diamètre de la base; et même qu'elle soit égale selon que l'on voudra que l'a soit plus ou moins ouvert.

die Formen des Ansatzrohres lediglich durch Probieren bestimmt. Zu einem Gesetz und Prinzip führten all diese Experimente nicht.

Reichhaltiger, weil auch die Geräuschlaute und andere sprachwissenschaftliche Fragen von Bedeutung behandelnd, ist KEMPELENS MECHANISMUS DER MENSCHLICHEN SPRACHE NEBST DER BESCHREIBUNG SEINER SPRECHENDEN MASCHINE, 1791, eine grundlegende Arbeit, in welcher Theorie und Praxis, Reflexion und Experiment, sich gegenseitig anregen und regeln. Das Verdienst dieser Arbeit liegt freilich mehr in der physiologischen als in der physikalisch-akustischen Behandlung der Sprachlaute. Aufs anschaulichste schildert der Verf. die Erfindung seiner Sprachmaschine, entsprechend dem menschlichen Sprachorgan in allen seinen Teilen.[1]

[1] S. 390 ff.: 'Nur so viel besinne ich mich noch, daß ich zur nämlichen Zeit, als ich an meinem Schachspieler arbeitete, nämlich im Jahre 1768. schon anfieng verschiedene musikalische Instrumente in der Absicht zu untersuchen um irgend eines darunter zu finden, das der menschlichen Stimme am nächsten käme. Alles, was nur Ton und Schall gibt, selbst die Trompete, das Waldhorn, ja sogar die Maultrommel ließ ich nicht unbemerkt vorüber . . . Es war mir wie jedermann bekannt, daß die Mundstücke an der Hautbois, dem Clarinette, dem Fagote u. d. gl. der Menschenstimme am nächsten kommen . . . Eben so wußt' ich auch, daß man schon seit langer Zeit, besonders in Frankreich, die sogenannte Menschenstimme, die eben aus solchen größeren und kleineren Clarinetmundstücken besteht, in Orgeln angebracht hat . . . Nachdem ich also schon alle bekannte Instrumente durchgemustert hatte, so traf ich endlich auf eines, das meinem Wunsche ziemlich entsprach . . . eine Sackpfeife . . . [Der Besitzer wollte jedoch dieselbe nicht verkaufen.] Alles, wozu ich meinen Mann durch Geschenke und gute Worte bringen konnte, war, daß er mir ein kleines aus Rohr gemachtes Schnarrpfeifchen, das in die Röhre, worauf man spielt, hineingestecket wird, und das er eben noch im Vorrath hatte, überließ . . . ich . . . fieng noch denselben Abend meine Versuche damit an. Ich nahm aus der Küche einen gemeinen ledernen Blasebalg, steckte das Pfeifchen in dessen eiserne Röhre . . . und kam auf den Gedanken, ein weites Stück Rohr, das nur einigermaßen einen offenen Mund vorstellte, an meinen Blasebalg anzubringen, und weil ich eben eine Hautbois an der Hand hatte, so nahm ich dessen unteres trichterförmiges Stück . . . Als ich sodann den hölzernen Trichter mit der linken Hand bald ganz, bald halb, oder nur zum Theil bedeckte, und mit der rechten den Blasebalg drückte, ließen sich gleich verschiedene Selbstlauter, je nachdem ich die linke Hand mehr oder weniger öffnete, hören . . . Und das war der erste Grundstein, auf den ich in der Folge mein ganzes Gebäude aufführte . . . Um also in meinen Versuchen weiter fortzukommen war vor allem nöthig das ehe vollkommen zu kennen, was ich nachahmen wollte. Ich mußte die Sprache förmlich studieren, und neben meinen Versuchen auch immer die Natur zu Rath ziehen. Daher ist meine Sprachmaschine, und meine Theorie von der Sprache beständig neben einander fortgeschritten, und hat eine der anderen zur Wegweiserin gedienet. Die ersten Stufenschlüsse, zu denen mich meine Bemerkungen geführt haben, waren diese: Die menschliche Sprache kann in nichts anderen bestehen, als, wie bey allen musikalischen Instrumenten, oder vielmehr bey allem, das hörbar ist, in der Erschütterung der Luft. Offenbar ist es, daß beym Sprechen die Lunge Luft in sich zieht, und wieder von sich stoßt, offenbar ist es auch, daß die Luft durch das Stimmhäutchen oder die Stimmritze, wie durch ein Rohrpfeifchen erschüttert, und zum tönen gebracht wird, offenbar endlich ist, daß sich der Mund oder die Zunge bey einem jeden Laut bewegt und verändert, folglich der tönenden Luft bey ihrem Ausgange verschiedene Hinderniße in den Weg legt, das ist, bald größere, bald kleinere, und dabey auch verschieden gestaltete Öffnungen darstellet. Dieses alles zusammen genommen, ist die Sprache oder **Artikulation** [!] nichts anderes, als Stimme, die durch verschiedene Öffnungen durchgeht. Dieser Satz bestättigte sich durch Versuche und Entdeckungen täglich mehr und mehr, und wuchs bey mir endlich bis zur mathematischen Gewißheit. Zu einer Sprachmaschine brauchte man also weiter nichts, dacht ich, als eine Lunge, eine Stimmritze, und einen Mund. Die Lunge hatte ich in meinem Blasebalg, die Stimmritze in meinem Rohrpfeifchen, und den Mund in meinem trichterförmigen Hautboisstücke.'

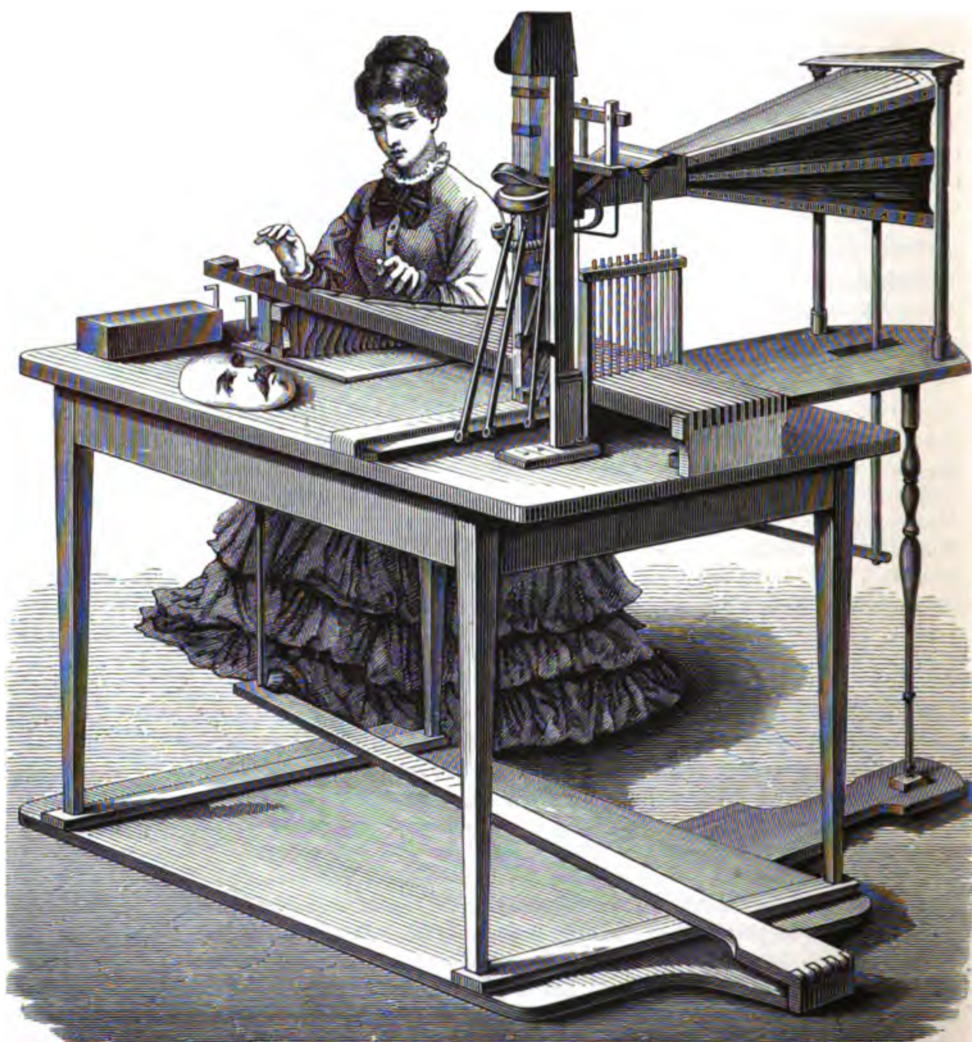


Fig. 11. Die FABERsche Sprechorgel.

Windrohr: Der mit dem Fuß getretene Blasebalg rechts oben erzeugt einen Luftstrom von verschiedenen Stärkegraden (stärker, stark, mittel, zu schwach) und von verschiedener Dauer (lang, mittel, kurz, zu kurz).

Erste (Haupt-)Hemmungsstelle: Dieser Luftstrom wird durch mehrere, z. T. mit schwingender Metallzunge versehene Röhren gepreßt und erfährt hier an erster Stelle minder oder mehr Hemmungen.

Ansatzrohr: Die so eventuell hervorgebrachten Schwingungen des ausfließenden Luftstroms werden in den weiter links befindlichen Teilen, die dem menschlichen Ansatzrohr mit Nasen- und Mundhöhle nachgebildet sind und, wie die den verschiedenen Modifikationen der menschlichen Stimmritze (vgl. Tab. II.) entsprechenden Röhren, mittelst der Klaviatur eingestellt werden, umgeformt, und so die menschlichen Laute nachgeahmt. Die Maske hat nur den Zweck, die Illusion zu vervollständigen. Man beachte dabei den Widerstreit in den einerseits pressenden, andrerseits hemmenden Wirkungen von resp. Fuß und Händen; aus dem vorübergehenden Gleichgewicht der Kräfte entspringen die künstlichen Laute. Die letzteren dürften durch Verwertung der neueren Fortschritte der Phonetik in der Verbesserung der Maschine an Deutlichkeit gewinnen. Vielleicht werden dem Spieler der so zu verbessernden Sprechorgel die Noten meiner Artikulationsschrift (vgl. Tab. V. nebst Erklärung) willkommen sein. Mit den Tasten dieser Orgel können wir die Artikulationszentren im menschlichen Hirn (s. meine PHONET. I 211, 215) vergleichen.

Weiter beschreibt KEMPELEN, wie er die Maschine, namentlich das Ansatzrohr, allmählich vervollkommnete, um die Klanglaute nicht bloß, sondern auch die Geräuschlaute, bei denen er verhältnismäßig glücklicher war, hervorzubringen.

Vollkommener in den Einzelheiten, aber nach demselben Prinzip mechanischer Nachahmung des Sprachorgans ist die von FABER erbaute Sprechorgel, welche bereits in POGG. ANN. LVIII 175 beschrieben und noch vor einigen Jahren in Deutschland öffentlich gezeigt worden (Fig. 11, vgl. meine PHONETIK, ATL. S. 9).

Viel wissenschaftlicher und für die akustische Synthese der Laute bedeutungsvoller sind die Untersuchungen von R. WILLIS.[1] Derselbe benutzte einen Blasebalg mit einem Luftstrom, dessen Spannung durch den Druck einer Wassersäule in einer u-förmigen Röhre gemessen wurde; dazu KRATZENSTEINsche frei durchschlagende 'Zungen' und Ansatzrohre von verschiedener Form und Größe:

Zuerst wie KEMPELEN Trichter, in deren Spitze die 'Zungen' eingepaßt wurden und deren Öffnung er mittelst Schieber kleiner und größer machen konnte; so behauptet er, die Klanglaute in der Reihenfolge u, o, a, e, i erzeugt zu haben. Ich glaube, daß er auf diese Weise alle Varietäten der Reihe u . . . a erzeugt hat, aber nicht die Reihe a . . . i, wenigstens ist diese letztere mir bei meinen Versuchen mit so verändertem Trichter nicht gelungen.

Sodann cylindrische Röhren, welche er von der Länge o bis 12 Fuß fernrohrartig in die Länge ziehen konnte.[2] Die für die verschiedenen Längen resultierenden Klanglaute erkennt man aus seinen folgenden Figg., 12, 13.

---

[1] Diese finden wir beschrieben in den TRANSACT. OF THE CAMBR. PHILOS. SOC. III p. 231 und in POGG. ANN. XXIV 1832, S. 397: ÜBER VOKALTÖNE UND ZUNGENPFEIFEN. WILLIS bespricht in dieser Arbeit die Versuche der oben genannten Forscher und bemerkt 397: 'Sie betrachteten demnach die Erzeugung der Vokale mehr unter physiologischem als akustischem Gesichtspunkt. . . . Der Mund mit seinen Organen, wie auch KEMPELEN zugibt, ist hauptsächlich zur Befriedigung des großen Bedürfnisses aller Geschöpfe, zu deren Ernährung, eingerichtet und die Hervorbringung von Tönen ist nur ein sekundärer Zweck desselben, überdies sind die Vokallaute eine Tongattung, die nachzuahmen nicht ganz außer dem Bereich der Kunst liegt, auch nicht ausschließlich den Organen des Menschen angehört. . . . Diese Betrachtungen veranlaßten mich bei Aufnahme dieser Untersuchung einen ganz anderen Weg einzuschlagen, nämlich die Sprachwerkzeuge gänzlich zu vernachlässigen [! ?], und durch Versuche mit den gewöhnlichen akustischen Instrumenten womöglich zu bestimmen, welche Gestalten von Hohlkörpern, und welche andere Bedingungen zur Hervorbringung dieser Töne wesentlich seien. Durch Vergleichung der erhaltenen Resultate mit den verschiedenen Lagen der Organe hoffte ich dann zu ermitteln, nicht nur, warum sie gerade diese oder jene Lage annehmen, sondern auch, welche Teile und Bewegungen wesentlich für das Sprechen, und welche für andere Verrichtungen bestimmt sind.'

[2] Vgl. WILLIS S. 406. 'Die Linie A B C D . . . stellt von A an die Länge der Pfeife . . . [der cyl. Röhre] und die Stücke AB, BC, CD . . . sind resp. gleichgenommen der Länge einer gedackten Pfeife, die mit dem angewandten Zungenstück im Einklang tönt, d. h. gleich der halben Länge der Schallwelle, welche die Zunge für sich hervorbringt. . . . Wenn nun die Röhre langsam ausgezogen wird, so nimmt der Ton, mit Beibehaltung seiner Höhe [von der Beeinflussung der Höhe des Zungenklanges durch die Veränderung des Ansatzrohrs wird dabei der Einfachheit halber abgesehen] die Vokallaute in der Ordnung: i e a o u an. Nähert man sich dem Punkte C, so kommt dieselbe Reihe wieder zum Vorschein, aber in umgekehrter Ordnung, wie man aus der Figur [13] ersieht. Jenseits C erhält man die Vokallaute wieder in der anfänglichen Ordnung

Willis benutzte nun nach einander 'Zungen' von verschiedener Höhe und kam stets zu dem analogen Resultat S. 407: 'daß, wenn die Wellenlänge AC = 2a und die Länge der Röhre, welche einen gewissen Vokallaut hervorbringt, gemessen von A, gleich v ist, der nämliche Vokal immer durch eine Röhre von der Länge 2na ± v hervorgebracht wird, wo n irgend eine ganze Zahl ist. Wenn der Ton der Zunge etwas hoch ist, so werden einige der Vokallaute unmöglich. Es sei z. B. die Länge der von der Zunge erregten Schallwelle = AC und $^1/_2$ AC kleiner als die das u hervorbringende Länge. In diesem Falle findet man, daß die Reihe der Vokallaute niemals über das o hinausgeht und daß jenseits des Punktes B statt des u wieder ein o und nach ihm die Vokale a, e, i zum Vorschein kommen. Nimmt man eine Zunge mit noch höherem Ton, so werden in gleicher Weise noch mehr Vokale abgeschnitten. Hier hat man demnach genau den Fall, der bei der menschlichen Stimme eintritt. Sängerinnen sind unfähig, mit ihren hohen Tönen ein u oder o hervorzubringen. . . . Das kurze u (wie im englischen Worte but [man vgl. dessen wahren Wert in unserem genetischen Vokalsystem in der Folge]) scheint der natürliche Vokallaut der Zungenpfeife, und . . . findet man

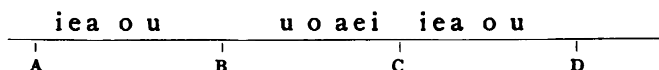


Fig. 12.

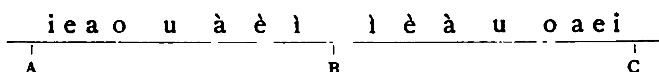


Fig. 13.

denselben eine ganze Strecke lang vorherrschend. . . . Gebraucht man Zungen von hohen Tönen . . ., so werden die Vokallaute in der Nähe von B immer undeutlich und bei Baß- und Tenor-Zungen erscheint eine ähnliche Reihe von Vokallauten, wie vorhin an beiden Seiten der Punkte B, D u. s. w. . . ., die aber darin von ersteren abweichen, daß sie . . . weit undeutlicher sind. . . . In der Figur [13] ist die neue Reihe von Vokalen mit einem Accent bezeichnet [vgl. unsere Bemerkungen über die unvollkommenen Vokale; man sieht, der unvollkommene (indifferente) Vokal u = unserem *u* differenziert sich hier].'

'Cylinder von gleicher Länge geben gleichen Vokallaut, welchen Durchmesser und welche Gestalt sie auch besitzen [?]. . . . Soweit meine Versuche reichen, habe ich immer gefunden, daß irgend zwei Hohlkörper, die . . . einen gleichen [Resonanz-] Ton geben, auch dem Ton der Zunge . . . einen gleichen Vokallaut mitteilen.'

u. s. f. Jeder Cyclus [jede Periode] ist eine Wiederholung von BD; allein mit jedem folgenden nimmt die Stärke der Vokallaute ab. Der Abstand eines jeden Vokals von den resp. Punkten A, C u. s. w. bleibt bei allen gleich.' Die Figg. 12, 13 sind nach Willis Taf. V. Fig. 1 und 4 gesetzt; nur sind hier wie im Text die kleinen und großen Buchstaben mit einander entsprechend vertauscht worden.

WILLIS verknüpft also die von ihm mit den cylindrischen und kegelartigen Ansatzrohren gewonnenen Resultate und behauptet, daß jedwede zwei Ansatzrohre, wenn sie nur eine und dieselbe Resonanzhöhe haben, 'auch einen und denselben Vokallaut' geben. Die letzteren Resultate können nur annähernd richtig sein; es sind hier wie bei den gewöhnlichen Bestimmungen der charakteristischen Tonhöhe von Klanglauten die weiteren Teiltöne des Klanges vernachlässigt worden, auf welche die Gestalt sicher von Einfluß ist, wie auch schon KRATZENSTEIN richtig andeutete. So begünstigt nach meinen Beobachtungen ein Ansatzrohr mit kreisförmigem Querschnitt die Klangfarbe der *u*-artigen, eins mit möglichst länglich ovalem Querschnitt die der *i*-artigen Klanglaute.[1]

Eins vermisse ich besonders in WILLIS' Experimenten: er veränderte wohl die Größe der Mündung, aber nicht gehörig die Form, und weder Größe noch Form der inneren Querschnitte des Ansatzrohrs; er würde erkannt haben, daß beiderseits Rundung eines Querschnitts senkrecht zur Axe des Ansatzrohrs die *u*-, Längung die *i*-, Rundung einerseits und Längung andererseits die *ü*-Klangfarbe bedingen; letzteres um so mehr, wenn Rundung an der Mündung und Längung nach innen statthat.

Man wolle es WILLIS indes nicht verargen, wenn er in der Bestimmung der Klanglaute nicht vollständig sicher war, konnte er sie ja doch nur subjektiv bloß nach akustischer Empfindung konstatieren; jetzt sind wir in der Lage, mit KÖNIGS manometrischen Apparaten die betreffenden Klanglaute auch sichtbar zu machen (vgl. Fig. 3, 4, 5, 6) und das Ohr durch das Auge zu kontrollieren.

Die die physikalische Synthese betreffenden Ergebnisse der früheren[2] Arbeiten, über welche ich eben berichtet, sowie meiner eigenen Experimente[3] über das Ansatzrohr sind:

---

[1] Die Höhe, 'welche der Ton einer gedeckten Labialpfeife von der Vokallänge nach der Tonleiter besitzt, in der Voraussetzung, daß o von c'' geliefert werde,' gibt WILLIS in folgender Tabelle [S. 410; man vgl. mein genetisches Vokalsystem mit den englischen Beispielen in meinem TRANSSKRIPTIONSVORSCHLAG]:

Vokale:	i	e		a		a°		o		u
Beispiele:	See	Pet	Pay	Paa	Part	Paw	Nought	No	But	Boot
Tonhöhe:	g^{v}	c^{v}	d'^{v}	f'''	$d''b$	g''	$e''b$	c''		

WILLIS gesteht jedoch zu, daß bei der Schwierigkeit, welche durch 'die Verschiedenheit in dem Klange eines künstlichen und natürlichen Vokallauts [!] noch erhöht' werde, obige Resultate auf völlige Richtigkeit keinen Anspruch machen. 'Fernere Versuche von geschickteren Händen, als die meinigen, werden sicher diesen Gegenstand mit größerer Genauigkeit bestimmen und, wie ich nicht zweifle, dem Physiologen einen richtigen Maßstab für die abweichende Aussprache der Vokale bei den verschiedenen Nationen an die Hand geben. . . .

Hiermit schließe ich für jetzt, mir die Anwendung der hier entwickelten Thatsachen und Grundsätze auf die Erklärung der Wirkungsweise unserer Sprachwerkzeuge bis zu einer künftigen Gelegenheit vorbehaltend.' Letzteres scheint WILLIS leider nicht verwirklicht zu haben; jedenfalls würde die praktische Anwendung, wie KEMPELEN sie Schritt für Schritt neben der wissenschaftlichen Theorie übte, wohl einige seiner Ansichten modifiziert haben.

[2] Man vgl. auch mehrere Abhandl. von LISKOVIUS POGG. ANN. LVII—LX.

[3] Letztere bitte ich nur als vorläufige anzusehen, da sie mit z. T. recht primitiven Apparaten angestellt wurden. Ich hoffe bald mit besseren Hilfsmitteln diese Untersuchungen fortsetzen zu können.

1. Innerhalb gewisser Grenzen der Tonhöhen der primären Klänge (der 'Zungen') und entsprechender Grenzen der Länge (resp. des Raumes) des Ansatzrohrs — wie sie z. B. je bei menschlichen Sprachorganen im allgemeinen wirklich gegeben sind[1] — wird bei einer gewissen **Länge:** *a*, bei allmählicher **Kürzung:** eine Reihe von Klanglauten bis *i*, bei allmählicher **Verlängerung:** eine Reihe von Klanglauten bis *u* hervorgebracht;
2. ebenso bei einer gewissen **Raumgröße:** *a*, bei **Minderung:** *i*, bei **Vergrößerung:** *u*.
3. **Raumformen** mit innerem senkrecht zur Axe genommenem **kreisrundem** Querschnitt sind dem *u*-Klang, mit möglichst **länglich** ovalem Querschnitt dem *i*-Klang günstig.
4. Letzteres gilt ganz besonders für die **Form der Mündung** derart, daß **kleinste Rundöffnung** *u*-Klang, **kleinste Längsöffnung** *i*-Klang, **größte Öffnung** *a*-Klang bedingen.
5. Die akustische Wirkung des Klanglauts (k) ist aber nicht bloß eine mathematische Funktion von Länge (l), Raumgröße (rg), Raumform (rf), Mündungsgröße (mg) und Mündungsform (mf) des Ansatzrohrs, sondern auch der **Stärke** des Luftstroms (s), welche unter eine von den sonstigen Verhältnissen abhängige Größe nicht sinken darf, der **Höhe** (h) des primären Klanges an der ersten Hemmungsstelle, und der **Dauer**[2] (d); die Kombination der verschiedenen Faktoren muß von endlicher meßbarer Dauer sein, damit die akustische Wirkung vollkommen werde; letztere wird um so unvollkommener, je mehr sich die Dauer dem Moment, der Null nähert.

Also ist der allgemeine mathematische Ausdruck des Klanglauts:

$$k = f\,(l, rg, rf, mg, mf, s, h, d).$$

Treten nun in diese Funktion alle für irgend einen Klanglaut, z. B. *i*, günstigsten Faktoren (immer innerhalb der betreffenden Grenzen) ein: kleinste Länge, kleinster Raum mit länglichem Querschnitt, kleinste Längsöffnung, eine gewisse Stärke, höchster primärer Klang und endliche Dauer, so wird der Klanglaut in **vollkommenster** Weise gehört werden; ist ein Faktor nur annähernd günstig, ist z. B. an der Mündung nur annähernd kleinste Längsöffnung, so wird der Klanglaut **partiell unvollkommen;** sind sämtliche Faktoren nur annähernd günstig, oder ist die Stärke zu gering, der primäre Klang zu tief und die Dauer zu kurz, so wird der Klanglaut **unvollkommen.** Da in der obigen Funktion die einzelnen Faktoren einander kompensieren können, so kann dieselbe, wenn nicht extreme, Klangwirkung (jedenfalls annähernd dieselbe[3]) durch verschiedene Kombinationen der Faktoren erzielt werden.

---

[1] Die ausnahmsweise bei Riesen und Zwergen (ich denke namentlich an den chinesischen Riesen und an den amerikanischen Däumling 'General Mite', welche ich hier in Leipzig daraufhin beobachtete) vorkommenden Verhältnisse der Sprachorgane bestätigen ganz die Regel, indem ich die Klangfarbe ihrer Laute nach der Seite abweichend fand, wie ich es für jeden von beiden nach 1, 2 und 5 erwarten mußte.

[2] Vgl. König, exp. 223.

[3] Worauf es in der wirklichen Sprache ja nur ankommt.

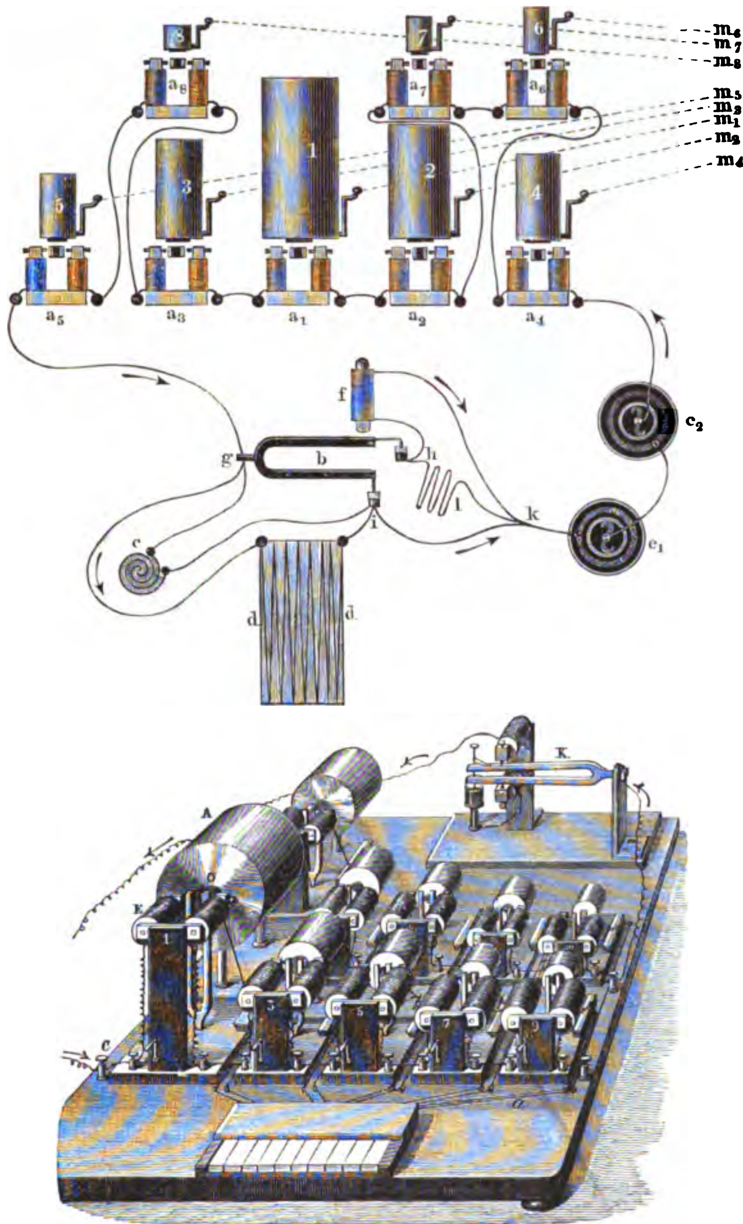


Fig. 14. Schema des Vokalapparats von Helmholtz.

Der Klang einer einzelnen Stimmgabel ist annähernd ein einfacher Ton. Dieser Ton, welcher an sich wenig vernehmbar ist, kann durch einen Resonator mit entsprechendem Luftvolumen verstärkt werden (Fig. 2). Die Verstärkung wird um so mehr verringert, je mehr man die Öffnung des Resonators verschließt (oder je mehr man dieselbe von der Stimmgabel entfernt). Zwischen den Schenkeln der Elektromagneten a_1 a_2 a_3 a_4 a_5 a_6 a_7 a_8 sind Stimmgabeln, deren Schwingungszeiten sich verhalten wie 1 : 2 : 3 : 4 : 5 : 6 : 7 : 8 und deren Schwingung gleichzeitig erregt und für beliebig lange Zeit mit unveränderter Stärke erhalten wird durch die in der untern Hälfte der Figur angedeutete elektromagnetische Vorrichtung. 1 2 3 4 5 6 7 8 sind Resonatoren, welche auf die Stimmgabeln abgestimmt sind und deren Öffnungen mittelst der nach den Tasten m_1 m_2 m_3 m_4 m_5 m_6 m_7 m_8 führenden Fäden beliebig weit geöffnet werden können. Mittelst dieses Apparats kann man also mit einem Grundton eine gewisse Anzahl von Obertönen in beliebiger Stärke kombinieren (vgl. Fig. 1) und so verschiedenartige Klangfarben, unter andern auch die der Klanglaute, erzeugen.

In **Fig. 15** wird der Vokalapparat mit seiner Klaviatur von König deutlicher veranschaulicht.

Der Einfachheit halber habe ich an dieser Stelle nur die wichtigsten Klanglaute *i*, *a*, *u* ins Auge gefaßt, aus der außerordentlich großen Menge, welche durch die verschiedenartigen Kombinationen der Faktoren bewirkt werden kann. Eine größere Zahl werde ich später besprechen, wo ich die Ergebnisse dieser physikalischen Synthese auf die physiologische Erzeugung der Sprachlaute streng folgerecht vergleichend anwende.

Erwähnen will ich an dieser Stelle noch die von J. MÜLLER, HARLESS, CZERMAK u. a konstruierten künstlichen **Kehlköpfe** und die von L. LANDOIS



Fig. 16.
Flammenbilderapparat für 2 Pfeifen mit je einer manometrischen Kapsel.

beschriebenen **Vokalköpfe**. Wegen Phonograph, Mikro- und Telephon verweise ich auf meine PHONETIK und DU MONCEL, TELEPHONE, MICROPHONE, PHONOGRAPH, 1879.

Es bleibt mir nun am Schluß dieses Kapitels die Aufgabe der für die physikalisch-akustische Synthese wichtigsten und wissenschaftlichsten Arbeiten zu gedenken. Wie NEWTON das in die Regenbogenfarben zerlegte weiße Licht aus diesen Farben wieder herstellte, so gelang es HELMHOLTZ die in ihre Teiltöne zerlegten Klanglaute wieder aus den elementaren Tönen zusammenzusetzen; die beste Probe dafür, daß die von ihm vertretene Vokaltheorie in ihren

Grundanschauungen richtig ist. HELMHOLTZ' LEHRE VON DEN TONEMPFINDUNGEN, wo der **Vokalapparat** ausführlich beschrieben wird[1], ist so bekannt und verbreitet, daß ich mich auf kurze Veranschaulichung des letzteren beschränken kann (vgl. Fig. 14, 15, S. 99).

Auch hier können wir die akustische Synthese durch das Auge kontrollieren, indem wir die betr. Teiltöne auf eine manometrische Kapsel wirken lassen und die so erzielten Flammenbilder mit denen der wirklichen Klanglaute vergleichen. Das Prinzip, welches hierbei maßgebend wird, ergibt sich aus den Figg. 16 und 17. Die Töne zweier Pfeifen, deren Schwingungszahlen sich wie 1 : 3 verhalten, werden zuerst manometrisch gesondert, d. i. mit zwei Kapseln dargestellt, wie in Fig. 16 und in den ersten beiden Reihen von Fig. 17; sodann vereint mit einer Kapsel (vgl. Fig. 3), wo man das Bild der dritten Reihe in Fig. 17 erhält.

Die Ansicht, daß die Klangfarbe von der **Phase**, d. i. dem zeitlichen Bewegungszustande der Schwingungen der Teiltöne ganz unabhängig sei,

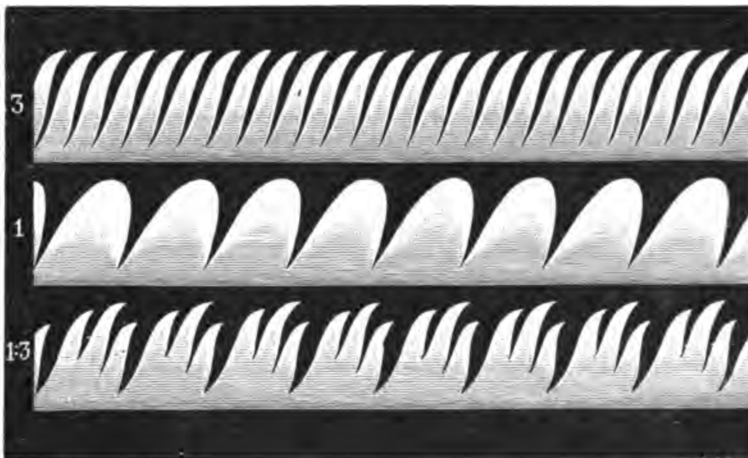


Fig. 17. Flammenbilder: In der Mitte des Grundtons, oben des 3. Obertons, unten der Kombination beider.

welche seit der beschriebenen Synthese von Klängen durch HELMHOLTZ geltend gewesen, ist durch KÖNIG modifiziert worden.[2] Schon eine aprioristische

---

[1] S. 186 ff. und 602 der 3. A.

[2] Wir wollen hier einige Stellen aus KÖNIGS EXPÉR. D'ACOUST, S. 222 ff.: INFLUENCE DE LA DIFFÉRENCE DE PHASE DES HARMONIQUES SUR LE TIMBRE anführen. S. 224: Si le timbre dépend précisément de l'existence des harmoniques [resp. des sons partiels] et de leur intensité relative, et si cette intensité relative est modifiée par la différence de phase, il est clair que l'influence de cette dernière sur le timbre n'est pas seulement apparente, mais très réelle. D'après ce qui vient d'être dit, il ne s'agit donc plus de chercher si la différence de phase peut exercer une influence sur le timbre, mais seulement de déterminer cette influence et de voir ce qu'elle peut être suivant les circonstances, et jusqu'à quel point l'oreille est capable de l'apprécier.

L'emploi de diapasons avec des tuyaux de résonance rencontre ici de grandes difficultés . . . il vaut mieux . . . remplacer les électro-diapasons munis de résonateurs par la **sirène à ondes** . . . la sirène à ondes est destinée à produire dans l'air un mouvement ondulatoire déterminé, par le moyen d'une courbe [statt der Löcher, wie bei der einfachen Sirene] représentant la loi de ce

Betrachtung, welche freilich in der empirischen Wissenschaft nicht den Ausschlag gibt, mußte jene Ansicht als nicht ganz zutreffend hinstellen. 'In der That, KÖNIG hat bei Gelegenheit seiner Untersuchungen ÜBER DEN ZUSAMMENKLANG ZWEIER TÖNE und ÜBER DIE NATUR DER STÖSSE HARMONISCHER INTERVALLE nachgewiesen, daß Stöße leicht alterierter harmonischer Intervalle selbst dann noch deutlich gehört werden können, wenn der den Grundton begleitende harmonische Ton ein so hoher wie der 12. bis 14. ist, und er hat ferner auch gezeigt, daß alle diese Stöße immer durch einen periodischen Wechsel der relativen Intensität der beiden primären Töne bedingt werden. Betrachtet man nun ein harmonisches Intervall wie einen aus Grundton und nur einem harmonischen Tone bestehenden Klang, so ist klar, daß sich dieser Klang ändert, wenn man bei einer gewissen Phasendifferenz den Grundton, bei einer anderen den harmonischen Ton stärker vernimmt. Man denke sich nun aber einen Grundton begleitet von einer ganzen Reihe harmonischer Töne, von denen jeder einzelne einmal mit dem Grundtone eine Phasendifferenz bildet, bei der dieser Grundton am stärksten erscheint, ein andermal

---

mouvement, qui découpée dans le contour d'une bande de métal, glisse sur la fente étroite d'un porte-vent et l'allonge ou la raccourcit périodiquement suivant la loi qu'elle exprime. Un timbre composé d'une série d'harmoniques déterminés peut donc être produit, soit en exécutant d'avance la composition des sinusoïdes qui correspondent à ces harmoniques et en soufflant contre la courbe ainsi obtenue, soit en construisant les sinusoïdes simples qui correspondent à chacun de ces harmoniques, et en soufflant simultanément contre les courbes en question, de manière à produire en même temps les divers harmoniques qu'il s'agit de combiner... On conçoit qu'il n'est pas facile de donner une description exacte et claire de ces différences de timbre; mais on peut, faute de mieux, comparer le timbre variable du même son fondamental à telles voyelles dont la ressemblance avec le timbre en question est aisément constatée lorsqu'on cherche à le reproduire en chantant. Ainsi le timbre obtenu par la combinaison des harmoniques 1, 3, 5, 7 pouvait, pour une certaine hauteur du son fondamental, être comparé à un Ä, qui se rapprochait d'un E quand la différence de phase était zéro, et d'un A quand elle était $^1/_4$.... Il arrive très souvent ... que les corps sonores naturels produisent des timbres où l'intensité des harmoniques décroît régulièrement suivant une loi déterminée; c'est le cas des anches qui ne sont pas surmontées de tuyaux de résonance [cf. Fig. 18a].

Une . . . catégorie est formée par les sons complexes où les harmoniques, au lieu d'offrir des intensités régulièrement décroissantes, sont alternativement plus forts et plus faibles. Cette espèce de sons n'est pas d'ordinaire produite directement par les corps vibrants, mais résulte plutôt du renforcement accidentel de quelques termes d'une série d'harmoniques régulièrement décroissante par la résonance d'un corps étranger; c'est ce qui a lieu, par exemple, pour les tuyaux à anche munis de pavillons ou pour la voix humaine qui, née dans le larynx, est modifiée par la résonance de la masse d'air confinée dans la cavité buccale. À ces sortes de sons complexes répondent les courbes a, b, c [Fig. 19], pour la construction desquelles j'ai attribué aux harmoniques les intensités qu'ils possèdent, d'après M. AUERBACH, dans les timbres des voyelles OU, O, A, le son fondamental étant l'ut_2, à savoir, l'intensité totale de la masse sonore étant prise égale à 100:

OU [Fig. 19a]	Harmoniques	1	2	3	4	5	6	7		
	Intensités	27	25	14	22	7	4	1		
O [Fig. 19b]	Harmoniques	1	2	3	4	5	6	7	8	
	Intensités	9	16	36	14	12	9	4	1	
A [Fig. 19c]	Harmoniques	1	2	3	4	5	6	7	8	9
	Intensités	5	7	12	20	15	30	7	4	1...

J'ajouterai, en passant, que les trois courbes en question m'ont donné des résultats insuffisants quant à la reproduction des voyelles.

eine Phasendifferenz bei der er selbst hörbarer hervortritt, so werden sich natürlich diese Unterschiede in der Klangfarbe, welche durch die einzelnen harmonischen Töne bewirkt werden, summieren müssen, und das Ohr die ganze Klangmasse in beiden Fällen sehr verschieden empfinden.'[1]

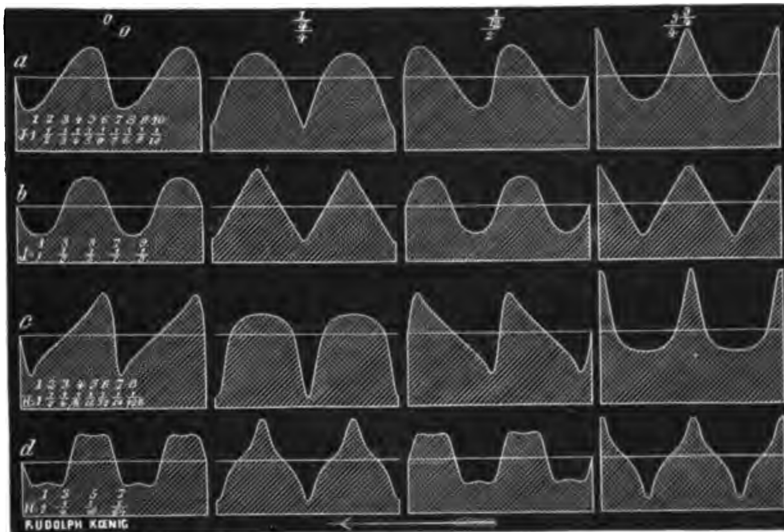


Fig. 18.

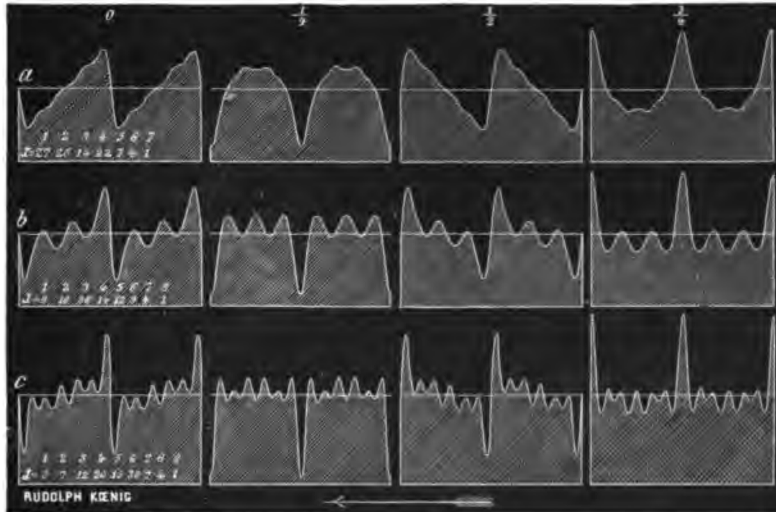


Fig. 19.
Metallene zusammengesetzte Kurven für die Wellensirene.

König ersann nun Apparate nach Analogie der Sirene. Statt vor Windrohren Sirenenscheiben mit Löchern vorüberzudrehen, schaltete er wellig gezahnte Scheibenränder ein und zwar

[1] Nach einer brieflichen Mitteilung von Herrn König.

entweder Ränder mit **zusammengesetzten Kurven** entsprechend den Klängen, die er zu vergleichen wünschte (Fig. 1 oben, 18, 19),

oder eine Reihe von konzentrisch geordneten **einfachen (Sinus-) Kurven** (vgl. Fig. 1 unten), deren entsprechende Töne er in ihren verschiedenen Phasen zusammensetzen wollte.

Die betreffenden Windrohre werden mittelst einer Klaviatur geöffnet und die Richtung und Kraft der Luftströme gegen die welligen Ränder, sowie die Phase der Teiltöne nach Belieben geregelt. Mit diesem Apparat (Fig. 20)[1], welcher gestattet, Teiltöne von verschiedenster Zahl, Stärke, Höhe, Dauer und Phase zusammenzusetzen, zeigte König, daß, während die Zahl, Stärke, Höhe [und Dauer] von Teiltönen solche Klangfarben bedingen, wie man sie bei verschiedenen Arten von Klanglauten beobachtet, die Phasenunterschiede mindestens solche Unterschiede derselben Klanglautart erzeugen, wie sie von verschiedenen Personen hervorgebracht werden, mithin **individuelle Unterschiede.**



Fig. 20. KÖNIGs Wellensirene.

Sollten wir also in der Analyse der Klanglaute dahin gelangen, die Zahl, Stärke, Höhe, Dauer und Phase der Teiltöne ausfindig zu machen, so werden wir mittelst des letzten Instruments die Arten der Klanglaute, ja ihre individuellen Klangfärbungen zusammensetzen können; ein Resultat, wie wir es für die Synthese der Laute nicht vollkommener wünschen können.

---

[1] Die Figg. 1—8, 16—20 verdanken wir Herrn König. Letzterer beschreibt die Einrichtung seiner Wellensirene EXP. S. 237:

Les sinusoïdes qui représentent les seize premiers harmoniques sont découpées dans les contours de seize anneaux de laiton dont les diamètres vont en croissant du premier au dernier, et qui sont fixés, à de petites distances les uns des autres, sur un cône de fonte à gradins, vissé lui-même sur un axe. Le mouvement de rotation fait passer ces courbes devant les fentes des porte-vent, dont elles reçoivent le jet d'air. On obtient ainsi des sons simples, tant que les fentes restent dans leur position primitive, c'est-à-dire dirigées suivant le rayon, et des sons complexes dont le son fondamental est accompagné d'une série d'harmoniques d'intensité régulièrement décroissante, lorsque les fentes sont dans une position inclinée.

L'appareil est monté sur un solide support en fonte, et mis en mouvement à l'aide d'un volant que l'on fait tourner à la main par une manivelle, ou bien en appuyant le pied sur une pédale . . .

Il sera permis de dire que, si des changements dans le nombre et l'intensité relative des harmoniques donnent lieu à des différences de timbre, telles qu'on les remarque dans les instruments appartenant à des familles différentes, ou telles que les montre la voix humaine dans les différentes voyelles, les changements de la différence de phase entre les mêmes harmoniques sont encore capables de produire des différences de timbre au moins [!] aussi sensibles que celles qu'on peut constater dans les instruments de la même espèce ou dans les mêmes voyelles chantées par des voix différentes . . . En réalisant, avec cet appareil, des mélanges arbitraires très divers, j'ai obtenu plus d'une fois des sons très semblables aux voyelles, mais jusqu'à présent mes recherches plus approfondies sur le timbre n'ont eu pour objet que l'influence de la différence de phase des harmoniques composants.

DIE SPRACHE AUF IHREM WEGE VON INNEN NACH AUSSEN.

ANATOMISCHE UND PHYSIOLOGISCH-GENETISCHE ANALYSE.

Tot linguae quot membra viro.

Die in ihrem Wissen fortschreitende Menschheit ist erst nach Jahrtausenden stufenweise zu der Kenntnis von der Gliederung menschlicher Rede in Wort, Silbe, Laut gelangt. Das erlernt jetzt das Kind bereits im ersten Schuljahr; leider wird ihm im spätern Unterricht nicht recht weiteres in der Richtung dieser Analyse geboten. Für die allgemeine Bildung mag das hingehen; diejenigen jedoch, welche den besondern Beruf haben, Sprachen zu studieren, zu vergleichen und zu lehren, müssen dem weitern Fortschritt der Sprachanalyse nachgehen, welcher namentlich der naturwissenschaftlichen Methode zu verdanken ist. Sollte diese Abhandlung dazu beitragen, letzterer Methode in sprachwissenschaftlichen Kreisen mehr Anhänger zu gewinnen, so würde das eine besondere Genugthuung für den Verfasser sein; um so mehr als er weiß, daß vielen Sprachforschern diese Seite als unserer Wissenschaft ferner liegend erscheint.[1]

Nachdem wir im vorigen Abschnitt die physikalisch-akustische Analyse behandelt, treten wir jetzt an die Aufgabe: die hörbare Sprache in der Phase ihrer **Erzeugung** zu zergliedern.

Es ist keine so übertriebene Behauptung, als es auf den ersten Blick erscheint, daß alle Glieder in den Dienst des Ausdrucks und daß die meisten in den der hörbaren Sprache treten können. Die Glieder und ihre Verrichtungen hängen aber in jedem Organismus auf das engste zusammen, so daß jeder, der die Funktionen genau kennen lernen will, dieselben samt den Organen zergliedern muß.[2] Physiologen ohne anatomische Kenntnisse sind ebenso undenkbar, wie Phonetiker ohne anatomisch-physiologische.

---

[1] Einen mittleren Standpunkt nimmt hierzu BENFEY ein, welcher in seiner GESCHICHTE DER SPRACHW., 1869, 10 bemerkt: 'Was ... Akustik und Physiologie über die artikulierten Laute richtig erforscht haben, ist durchweg positiver Gewinn für die Sprachwissenschaft; die Benutzung desselben kann ihr nie Schaden bringen, wird ihr vielmehr vielfach von größtem Nutzen sein; und wenn gleich die Lehre von den artikulierten Lauten der Sprachwissenschaft nicht allein angehört, diese sogar nicht in der Lage ist, bedeutende Beiträge zur Entwickelung derselben liefern zu können, sondern im Gegenteil entscheidende Resultate nur von den Physiologen und Akustikern erwarten kann, so bildet sie doch eines der wichtigsten Hilfsmittel derselben.'

[2] Will man sich mit der Naturseite des Spiels eines Instruments, z. B. einer Orgel, vollständig bekannt machen, so wird man letztere entweder selbst zerlegen oder sich doch wenigstens bis in

Überschauen wir nun die große Mannigfaltigkeit der **hörbaren Ausdrucksbewegungen** des Menschen mit Rücksicht auf die Organe, von welchen, und die Art und Weise, wie sie hervorgebracht werden, so unterscheiden wir zunächst zwei große Gruppen:

A. solche, welche **von der Atmung unabhängig** sind, wie Stampfen der Füße, Klatschen der Hände, Knirschen der Zähne, Schnalzen der Zunge, Schmatzen der Lippen;

B. solche, welche **mittelst der Atmungsluft** hervorgebracht werden.

Nur mit den letztern werden wir uns hier beschäftigen.[1] Bei der Gruppe B wirkt nun der menschliche Organismus wie ein Windinstrument, wie wir bereits S. 90 angedeutet haben; demgemäß werden wir darin entsprechend der physikalisch-akustischen Analyse:

I. das **Windrohr** (den Blasebalg eingeschlossen),
II. die **erste und wichtigste Hemmungsstelle,**
III. das **Ansatzrohr,**

nebst den jedem einzelnen Teile eigentümlichen Wirkungen in der Folge auseinander halten.

Vorausschicken möchte ich noch einige Bemerkungen betreffs der Grenzen unserer Analyse. Von mikroskopischer Zergliederung der Organe sehe ich hier ab. Die Verrichtungen der letztern werde ich gruppenweise je im Anschluß an die anatomische Analyse soweit zerlegen, als wir sie wahrzunehmen im stande sind vermittelst:

1. des Schallsinns, event. unterstützt durch Hörrohr, Resonator, Perkussion;
2. des Lichtsinns, event. unterstützt durch intensivere Beleuchtung der innern Organe, spiegelnde Apparate, manometrische Flammen;
3. des Drucksinns nicht bloß des tastenden Fingers, sondern auch der wirkenden Organe selbst, namentlich der für diesen Sinn besonders begabten Zunge;
4. der innern Innervationsempfindung.

Die feinern Verrichtungen der einzelnen Muskelfasern und Zellen, ihre chemischen Veränderungen u. dgl. ziehe ich nicht in den Kreis meiner Betrachtung.[2]

Die in dieser Weise zergliederten elementaren Bewegungen aller Teile des Sprachinstruments im Dienste der Sprache werde ich, wie bereits in meiner PHONETIK S. 52, 146, 210 befürwortet worden, kurz

---

die kleinsten Teile zerlegen und beschreiben lassen, um die Leistungen derselben zu begreifen: den Blasebalg, die Register und Pfeifen bis zur Vox humana mit den Ansatzrohren u. s. w. Wie viel notwendiger ist das nun bei dem weit mehr verwickelten organischen Sprachinstrument und wie viel interessanter schon an sich, da es sich bei letzterm um die wichtigsten Organe und Verrichtungen des eigenen Ichs handelt.

[1] Doch werden wir aus der Gruppe A die Schnalzlaute noch im Anhang an eine Lautgattung besprechen, mit welcher sie in gewissem Sinne in näherm Zusammenhang stehen, als teilweise homorgane Laute.

[2] Daß ich mir die Besprechung der hierbei wirksamen Zentralorgane und Nerven wie der psychischen und psychophysischen Funktionen für eine spätere Gelegenheit vorbehalte, ist bereits S. 70 bemerkt worden.

Artikulationen[1] nennen und dem entsprechend verschiedene **Artikulationsstellen** und **-grade** unterscheiden, Definitionen, welche den Vorzug haben, daß sie eine analytisch wie synthetisch einfachere und einheitlichere

[1] Diese Neuerung bei einem für die Sprachwissenschaft und insbesondere die Phonetik so wichtigen Begriff bedarf wohl einer eingehenderen Begründung. Die gegebene Wirklichkeit bietet im allgemeinen zusammengesetzte Erscheinungen, welche man im gewöhnlichen Leben als solche mehr oder minder unklar auffaßt und benennt. Diese Benennungen sind infolgedessen mehrdeutig und werden meist gebraucht, ohne eine Seite bestimmt, dann aber auch um bald mehr die eine, bald mehr die andere auszudrücken in buntem Durcheinander. In der Wissenschaft streben wir dahin, die Erscheinungen zu analysieren, ihre verschiedenen Seiten scharf zu unterscheiden und jede für sich eindeutig zu benennen, zu definieren. — Der über seine Sprache nachdenkende Mensch ahnte schon frühzeitig darin, zuerst noch mehr allgemein und dunkel, eine Art Teilung (vgl. μέροψ bei HOMER und HESIOD). Die Griechen wurden sich dieser Teilung mehr nach der psychischen Seite bewußt; sie unterschieden zunächst besonders die Redeteile (vgl. dieselben bei STEINTHAL, GESCH. D. SPRACHW. B. D. GR. U. R., 1863, 568 und die Entwickelung der Bedeutungen von ἄρθρον bis zu der von 'Artikel' ebenda und bei MAX MÜLLER, LECTURES 7 II 104). Die indische Sprachanalyse (vyākaraṇa) sonderte zuerst Wörter und Wurzeln aus (pada und dhātu), wobei die Bedeutung noch die Hauptrolle spielte. Die naturwissenschaftliche Seite trat in ihr Recht ein bei der Gliederung zu Silben und Lauten. Letztere waren für die Griechen στοιχεῖα elementa, oder, insofern sie für das Auge dargestellt wurden, γράμματα litterae; die Silbe συλλαβή (STEINTHAL a. a. O. 563) wurde, man beachte das wohl, von ihnen nicht als ein Produkt der Analyse, sondern der Synthese aufgefaßt und benannt. ARISTOTELES spricht von einer τῶν γραμμάτων διάρθρωσις, z. B. DE PART. ANIM. EX REC. J. BEKKER, 1829, p. 48. Während also bei den Griechen und andern Völkern, welche der Lautschrift sich bedienten, naturwissenschaftlicherseits die lautliche Gliederung in den Vordergrund trat, war es die silbige bei den Völkern, welche verhältnismäßig wenige und sich dem Bewußtsein daher eher aufdrängende Silben in ihrer Sprache vorfanden und dem entsprechend der Silbenschrift den Vorzug geben konnten. Bei der silbigen und lautlichen Gliederung blieb die naturwissenschaftliche Analyse jedoch nicht stehen. Schon ARISTOTELES und mehr noch indische Grammatiker richteten ihre Aufmerksamkeit auf die Hervorbringung der Laute und so wurden im Laufe der Jahrtausende mehr und mehr die elementaren lauterzeugenden Bewegungen der Teile des menschlichen Sprachinstruments von den Lippen und der Zunge an ein- und abwärts zergliedert.

Kommen wir jetzt nach diesen Vorbemerkungen zum Worte Artikulation. Articulatio ist eine Übersetzung der Wörter ἐν- und διάρθρωσις Gliederung, welche auf ἀρθρόω gliedern, ἄρθρον Glied, Wz. ἀρ fügen, passen, zurückweisen. Zur Wz. ἀρ bemerkt CURTIUS, GRUNDZ. D. GRIECH. ET.4 S. 342: 'Die Grundbedeutung aber dieser Wz. kann kaum eine andere als die der Bewegung zu etwas hin [!] gewesen sein. In den meisten Anwendungen ist diese als eine gelingende, ihr Ziel erreichende aufgefaßt.'

In welchem Sinne der Sprachgliederung sind nun die Wörter ἐν- und διάρθρωσις, articulatio, Artikulation, resp. ihre Ableitungen gebraucht worden? Ich behaupte: soweit überhaupt ein Sinn damit verbunden worden, in jeder der oben angeführten Bedeutungen, nämlich:

1. in allgemeinerer, dunklerer, wie μέροψ;

2. in psychischer;

3. in naturwissenschaftlicher Bedeutung und zwar der silbigen, lautlichen und genetischen Gliederung bis zu den elementaren lauterzeugenden Bewegungen der Teile des Sprachinstruments.

Wollte ich Belege aus der allgemeinen, der sprachwissenschaftlichen und der speziell phonetischen Litteratur in größerer Zahl beibringen, was mir keine Schwierigkeit machen würde, denn sie liegt in diesem Augenblick haufenweise aufgeschlagen um mich herum, so würde diese Anmerkung zu einer längeren Abhandlung anwachsen. Ich will deshalb nur ein paar herausgreifen.

Die psychische Seite wird vorwiegend betont von W. v. HUMBOLDT, EINL. I. D. KAVISPR. WERKE VI 67: 'Die Absicht und die Fähigkeit zur Bedeutsamkeit, und zwar nicht zu dieser überhaupt, sondern zu der bestimmten durch Darstellung eines Gedachten, macht allein den artikulierten Laut aus und es läßt sich nichts anderes angeben, um seinen Unterschied auf der einen Seite vom

Darstellung der sehr verwickelten, aber doch organisch einheitlichen phonetischen Erscheinungen ermöglichen.

Die Artikulationen im einzelnen, wie in ihrem Neben- und Nacheinander,

tierischen Geschrei, auf der andern vom musikalischen Ton zu bezeichnen.' W. v. H., ÜBER DAS SPRACHSTUDIUM. STEINTHALS AUSG. S. 43: 'Auch läßt sich die Artikulation der Töne, der ungeheure Unterschied zwischen der Stummheit des Tiers und der menschlichen Rede nicht physisch erklären. Nur die Stärke des Selbstbewußtseins nötigt der körperlichen Natur die scharfe Teilung und feste Begrenzung der Laute ab, die wir Artikulation nennen.' K. HEYSE, SYSTEM DER SPRACHLAUTE (HÖFERS ZTSCHR. IV) 4: 'Das eigentümliche Wesen des artikulierten Lautes setzt man gewöhnlich lediglich in seine Bedeutsamkeit. Schon PRISCIAN (p. 9 ed. KREHL) sagt: articulata [vox] est, quae coarctata, hoc est copulata cum aliquo sensu mentis ejus qui loquitur profertur; inarticulata est contraria, quae a nullo proficiscitur affectu mentis; nach welcher Definition er denn auch unartikulierte Empfindungslaute wie Zischen, Seufzen etc., weil sie einen Affekt der Seele ausdrücken, als artikulierte, wenn auch der Darstellung durch die Schrift unfähige (illitteratae vocis) betrachtet. 6: 'Der artikulierte Sprachlaut ist demnach der durch die Macht des intelligenten Willens gestaltete und begrenzte Laut ... Diese sinnliche Beschaffenheit ist nur die äußere Erscheinung des logisch gegliederten Gedankens. Als unmittelbarer Ausbruch der empfindenden Seele, als reiner Naturlaut ist er unartikuliert; artikuliert wird er in eben dem Grade, wie der geistige Inhalt innerlich artikuliert d. i. logisch gegliedert und gestaltet wird ... Die Artikulation durchdringt den ganzen Sprachkörper bis in seine einfachsten Elemente. Sie beginnt nicht erst mit den Silben ... Vielmehr sind die aus der Zerlegung der Silbe entspringenden einfachsten Laute schon an sich artikuliert. Allerdings aber ist die Artikulation derselben gradweise verschieden. Am wenigsten artikuliert ist der reine Hauch ... nicht mit Unrecht ist bei den Franzosen die Benennung articulations vorzugsweise für die Konsonanten üblich.' WHITNEY, WHAT IS ARTICULATION? (AMER. JOURN. OF PHILOL. II No. 7): Articulation, then, consists not in the mode of production of individual sounds, but in the mode of their combination [nach WH. wäre also Artikulation nicht mehr Gliederung, sondern vielmehr Kombination!] for the purposes of speech. Hence — and this is a most important part of the significance of the term — it does not depend on any peculiarity of structure in the human organs of speech, but on the manner of their use, as developed by education and practice: it is not physical, but historical. Es wird hier mithin auch noch die historische Seite in die Definition hereingezogen. WH. scheint also die Definition unseres Wortes aus dem naturwissenschaftlichen Gebiet der Sprachwissenschaft ganz in das der Psychik und Historik verpflanzen zu wollen. Bemerken will ich dazu noch, daß der Verfasser vorher behauptet hat: articulate virtually equals syllabic, und der Ansicht ist, daß schon ARISTOTELES διάρθρωσις in diesem Sinne gebraucht hat.

Ich bedaure, daß ich WHITNEYS Auffassung nicht beipflichten kann. Nach der meinigen ist διάρθρωσις bei ARISTOTELES, jedenfalls in seinen physischen Schriften, in rein naturwissenschaftlichem, genauer physiologisch-genetischem Sinne gebraucht; A. spricht nicht von silbiger Gliederung (ich habe schon oben gesagt, daß die Griechen überhaupt die συλλαβή als ein Produkt der Synthese, nicht der Analyse aufgefaßt), sondern von einer τῶν γραμμάτων διάρθρωσις. Die artikulierenden Organe sind bei ihm die Zunge und die Lippen (genannt wird namentlich erstere), deren Bewegungen er direkt beobachten konnte. Seine Kenntnisse von den Bewegungen der innern Teile des Sprachinstruments beim Sprechen waren zu mangelhaft, als daß er sich darüber ein maßgebendes Urteil hätte erlauben können. Verfolgen wir nun den Gebrauch des Wortes Artikulation in der phonetischen Litteratur, welche ja bei der phonetischen Definition desselben maßgebend sein muß, so sehen wir, daß es außer den Bewegungen der Lippen und Zunge auf die der innern Organe mehr und mehr angewendet worden, in dem Maße, als man die Wirkungen der letztern analysiert hat: auf die Bewegungen des weichen Gaumens als Nasenventils, des Schlundes (vgl. MANDL, MALADIES DU LARYNX ET DU PHARYNX, 1872, 310: On appelle articulation le mécanisme à l'aide duquel on donne volontairement une disposition déterminée au pharynx), der Stimmbänder. Betreffs der letztern sagt MERKEL, LALETIK 233: 'daß der artikulatorische Apparat nicht erst im Kehlraum beginnt, sondern bereits in der Glottis selbst.' DONDERS, PHYSIOL. D. SPRAAKKL. 18 nennt diese Artikulationsstelle von den Lippen beginnend 'vijfde plaats'. Vgl. KUSSMAUL, STÖRUNGEN DER

werde ich in dieser Abhandlung nur nach ihrer naturwissenschaftlichen Seite besprechen. Ich bemerke dabei aber im voraus, um Mißverständnissen vorzubeugen, daß ich ihre psychophysische, psychische und historische

---

SPRACHE: 'Der Kehlkopf ist ... auch Artikulationsorgan. Man wird ihm die letztere Bedeutung nicht abstreiten dürfen, so lange man das h und die h-Laute überhaupt z. B. das Hha und Ain der Araber [vgl. VOLNEY, L'ALPHABET EUROPÉEN APPLIQUÉ AUX LANGUES ASIATIQUES, 1819, p. 156, wo hamza mit der Benennung articulation vorgeführt wird] nicht aus der Reihe der Buchstaben [Laute] ausstreicht.' v. MEYER, UNSERE SPRACHWERKZEUGE 324: 'Es fragt sich übrigens, ob wir nicht berechtigt sind, noch eine fünfte Artikulationsstelle in dem Kehlkopf, d. h. in der Stimmritze desselben anzuerkennen. — Daß an dieser Stelle entschieden eine Explosiva gebildet werden kann, ist bereits früher ... besprochen worden. — Eine Continua stridula ist daselbst ebenfalls möglich ...' Dieser Auffassung der Physiologen haben sich dann auch Sprachforscher angeschlossen. Vgl. z. B. STORM, ENGLISCHE PHILOLOGIE 52: 'Über die Artikulation der Stimmritze sagt der Verf. ...' Ich selbst habe mich in meiner PHONETIK I 19 über diese Frage zunächst so ausgesprochen: 'Wir definieren als Indifferenz (Inertia) die Stellung eines (Sprach-)Organs, welche es im Zustande der vollkommensten physiologisch möglichen Ruhe, wie im Schlafe, inne hat (Tab. I. 1). ... Wir nennen weiter Artikulation (Articulatio) jede schallbildende oder schallmodifizierende Abweichung von der Indifferenzlage bei den in den Respirationsstrom eingeschalteten Organen ... Die erste und wichtigste Artikulationsstelle (Locus articulationis) ist nach unserer obigen Definition die der Stimmbänder.'

In fernerer Erwägung nun, daß die den Atmungsluftstrom treibenden Bewegungen am Windrohr zur Erzeugung des Lauts gleich notwendig und berechtigt sind wie die hemmenden der Stimmbänder und des Ansatzrohrs; daß, mögen die artikulatorischen Bewegungen der Lippen, der Zunge, des Gaumensegels, der Stimmbänder noch so energisch sein, doch kein Laut hervorgebracht wird, wenn nicht die vom normalen Atmungsrhythmus abweichenden und entsprechend geregelten Bewegungen am Windrohr gleichzeitig stattfinden, bin ich noch einen Schritt weiter gegangen als meine Vorgänger und habe meine demgemäß modifizierten Definitionen S. 210 der PHONETIK folgendermaßen zusammengefaßt:

'1. Definition der absoluten **Indifferenz** als der natürlichen physiologischen Gleichgewichtslage der Sprachorgane in Rücksicht auf die äußere wie innere Lagerung ihrer Teile.

2. Definition der **Artikulation** als der [schallbildenden; vgl. daselbst S. 52, 146] Abweichung der Sprachorgane von der natürlichen Gleichgewichtslage (beim Windrohr Abweichung von dem natürlichen Atmungsrhythmus); hier sind zu unterscheiden:

I. treibende Kräfte des Windrohrs,

II. hemmende Kräfte

a) der Simmbänder,

b) des Ansatzrohrs { α) des nasalen Teils, β) des oralen Teils,

wobei die des untern Schlundkopfs nicht zu vergessen.

3. **Kampf der simultanen Artikulationen**, der treibenden Kräfte einerseits und der hemmenden Kräfte andrerseits ...

4. Definition des **Lauts** als resultierenden aus dem labilen Gleichgewicht der gleichzeitig wirkenden artikulatorischen Kräfte im Kampf.'

Eine ähnliche Auffassung dürfte vielleicht KUSSMAULS Bemerkung (STÖRUNGEN D. SPR. 46) zu Grunde liegen: 'Unter Artikulation begreifen wir die Gesamtheit [!] der innern und äußern Bewegungen, durch welche die Worte als gegliederte Lautkomplexe oder "Wörter" unbekümmert um ihren begrifflichen Inhalt [!] gebildet werden.'

Gegenüber meiner Erweiterung des Begriffs des Wortes Artikulation bemerkt WHITNEY, ON ARTICULATION Sep.-A. S. 2 A. 1: And SIEVERS states [2. A. PHONETIK 18: 'doch plaidiert neuerdings TECHMER für Ausdehnung des Begriffes der Artikulation auch auf die Respiration' sc., was nicht hätte übersehen werden dürfen, sofern sie behufs hörbaren Ausdrucks modifiziert wird, d. h. 'Abweichung von dem natürlichen Atmungsrhythmus' erfährt; man vgl. übrigens SIEV. PHON., S. 17 mit 118, 199] that TECHMER argues (probably in his Anmerkungen, which are not in my hands)

Seiten weder verkenne noch vernachlässigt sehen möchte (vgl. mein Programm in meinen VORBEMERKUNGEN). Zur Historik füge ich noch hinzu, daß sie sich aus Reflexbewegungen vermittelst Anpassung in der Menschheit entwickelt haben und in jedem einzelnen Menschen entwickeln, daß dabei außer den physischen Anlagen die psychischen Faktoren, namentlich auch der Wille von höchster Bedeutung sind, daß endlich neben der natürlichen Entwickelung künstliche Erziehung eintreten kann, durch welche die Artikulationen zu der Vollendung gelangen, wie wir sie im künstlerischen Vortrag und Gesang bewundern.

---

in favor of extending the idea of articulation to the process of breathing [?] also. Das ist ein Mißverständnis seitens WHITNEYS infolge der unvollständigen Wiedergabe meiner Darstellung durch SIEVERS. Nicht auf die Bewegungen am Windrohr behufs Atmung, sondern auf die behufs hörbaren Ausdrucks dehne ich den Begriff von Artikulation aus; sonst müßte ich ja auch folgerichtigerweise die vegetativen Bewegungen der Lippen, der Zunge, des Gaumensegels, des Schlundes, des Kehldeckels beim Saugen, Essen, Trinken Artikulationen genannt haben, wovon niemand weiter entfernt sein kann als ich. Ich wiederhole, den Begriff der Artikulation erweitere ich nur auf die animalen Funktionen des Ausdrucks.

WHITNEY fährt fort: Further than this, surely, no one could go. Was wird WITHNEY sagen, wenn er bei PREYER, DIE SEELE DES KINDES, 1882, 288 liest, daß Kinder anfänglich eine gewisse Zeit 'artikulieren', ohne damit eine Vorstellung fest zu verbinden, d. h. daß man bei ihnen 'inhaltsleere Lautbildungen' beobachtet? Was zu MANDL, MALADIES 312: Il me paraît donc incontestable qu'un certain nombre de mammifères et d'oiseaux et probablement encore d'autres animaux, possèdent une voix articulée; mais elle est pour ainsi dire rudimentaire, comparée à celle de l'homme, qui en diffère par une variété de modifications incomparablement supérieure (auch die vorsichtige ACADÉMIE FRANÇAISE sagt in ihrem Wb.: il y a des oiseaux qui articulent . . .)? Was zu KRATZENSTEIN, welcher an einer Maschine baute, qui pût contrefaire la voix humaine et qui comme un instrument de musique pût par le secours des doigts articuler des mots (unsere ZTSCHR. 92)? Was endlich, wenn ich es wagen sollte, das Wort Artikulation noch weiter auf sichtbare Ausdrucksbewegungen zu übertragen und hörbare und sichtbare Artikulationen zu unterscheiden in Erwägung, daß wir dieselben Lippenbewegungen, welche (sc. mit andern verbunden) bei den Vokalen i, a, u hörbar werden, resp. beim Lächeln, bei Überraschung, beim 'Maulen' sehen? Ähnlich werden ja auch dieselben Ätherschwingungen als Licht gesehen und als Wärme empfunden. Auf diesen Berührungspunkt der hörbaren und sichtbaren Ausdrucksbewegungen hoffe ich später zurückkommen zu können.

Vorderhand war mein Zweck, in dieser etwas lang gewordenen Anmerkung nachzuweisen, daß ich mich weder von dem Etymon des Wortes, noch der Richtung, nach welcher seine Bedeutung in der phonetischen Litteratur sich bisher entwickelt hat, durch einen unerlaubten Sprung entferne, indem ich die zergliederten elementaren Bewegungen aller Teile des Sprachinstruments im Dienste der Sprache **Artikulationen** nenne und daß ich letztern bisher noch immer in sehr unbestimmtem Sinne gebrauchten Ausdruck nicht entarten lasse, indem ich ihn mehr verallgemeinere und zuvörderst physiologisch definiere. Vgl. LEIBNITZ, OEUVRES PHILOS. ED. RASPE, 1765, 304, 305.

I. DAS WINDROHR.

ANATOMISCHE ANALYSE DES WINDROHRS.[1]

Die Wirbelsäule (Columna vertebrarum), das Brustbein (Os sterni) und die zwischen beiden seitlich ausgespannten Rippen (Costae) bilden den Brustkorb (Fig. 21). Jedes in derselben Höhe liegende Rippenpaar kann als Ring betrachtet werden, der sich mit seinen Teilen in den Befestigungspunkten an der Wirbelsäule auf- und abwärts dreht. Die Drehungsachsen liegen nahezu in Horizontalebenen und gehen von hinten und außen nach vorn und innen derart, daß der Kreuzungswinkel der Drehachsen mit der Mittelebene des Körpers von oben nach unten kleiner wird. Hebung der Rippen bewirkt Vergrößerung, Senkung Verkleinerung des Brustraums. Dazu kommen noch Gestaltveränderungen der Rippenringe, welche durch die Beweglichkeit ihrer Teile und die Biegsamkeit namentlich ihrer Knorpel vorn ermöglicht wird. Die Vergrößerung des von der Rippe und ihrem Knorpel gebildeten Winkels trägt zu Erweiterung des Brustraums bei.[2]

Folgende **Muskeln** bewirken die Bewegungen am Windrohr:

Einatmung.

Bei **ruhiger** Einatmung sind thätig:

1. das Zwerchfell (Diaphragma thoracis Fig. 22),
2. die Treppenmuskel des Halses (Scaleni colli Fig. 23),
3. die Rippenheber (Levatores costarum Fig. 24),
4. die äußern und innern[3] Zwischenrippenmuskeln (Intercostales externi et interni Fig. 25).

Bei **angestrengter** Einatmung sind außerdem namentlich thätig:

a) Muskeln am Stamm:

1. der Kopfnicker (Sterno-cleido-mastoideus Fig. 25),
2. der kleinere Brustmuskel (Pectoralis minor Fig. 26),
3. der obere hintere Sägemuskel (Serratus posticus superior Fig. 27),
4. die äußern Muskel der Wirbelsäule (Mm. extensores columnae vertebr. Fig. 28).

b) Muskeln des Kehlkopfs[4], Rachens und Gesichtes, welche in der Folge beschrieben werden.

---

[1] Die Mehrzahl der folgenden Holzschnittfiguren (vgl. das Verzeichnis am Schlusse dieses Artikels) sind aus MERKEL, ANATOMIE UND PHYSIOLOGIE DES MENSCHL. STIMM- UND SPRACHORGANS (ANTHROPOPHONIK). LEIPZIG, AMBR. ABEL, 1857. 2. A. 1863. Sie haben den Vorzug, daß sie besonders für die Zwecke der Phonetik geschnitten sind. Das Werk zeugt von der außerordentlichen Hingabe und Sachkenntnis des Verf. und ist eine unerschöpfliche Quelle für die Phonetiker von Fach.

[2] VOLKMANN, ZUR MECHANIK DES BRUSTKASTENS. ZTSCHR. F. ANAT. I 145. Vgl. ROSENTHAL in HERMANNS HANDBUCH IV. II. 181.

[3] VOLKMANN, ZUR THEORIE DER INTERCOSTALMUSKELN. ZTSCHR. F. ANAT. II 159 ff. Wozu jedoch noch ROSENTAHL in HERMANNS HANDBUCH IV. II 193 zu vergleichen.

[4] Vgl. ROSENTHAL in HERMANNS HANDBUCH IV. II 230.

Als Hilfsmuskeln für die Einatmung und als Hemmungsmuskeln für die Ausatmung werden von Merkel, anthropophonik 26 ff., außer dem kleinen

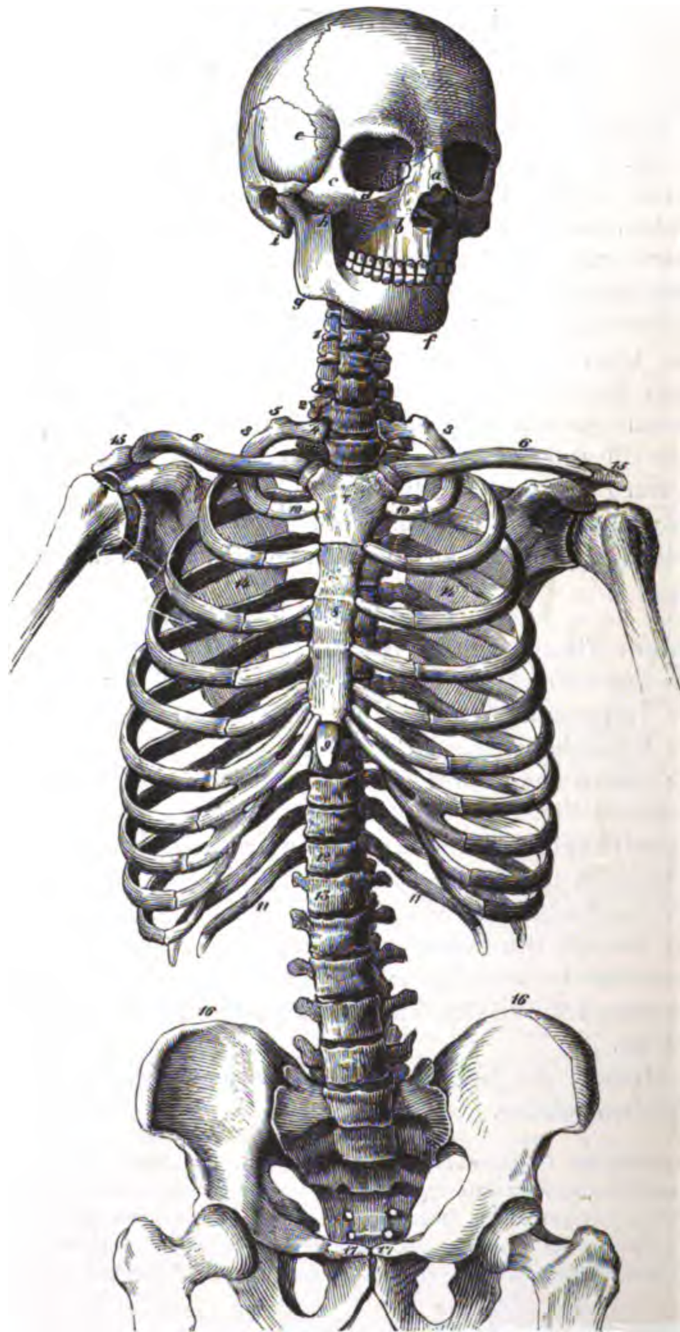


Fig. 21. Knochengerüst des Sprachinstruments.

und großen Brustmuskel (Fig. 25, 26) der große Sägemuskel (Serratus magnus Fig. 29), u. aa. angeführt.

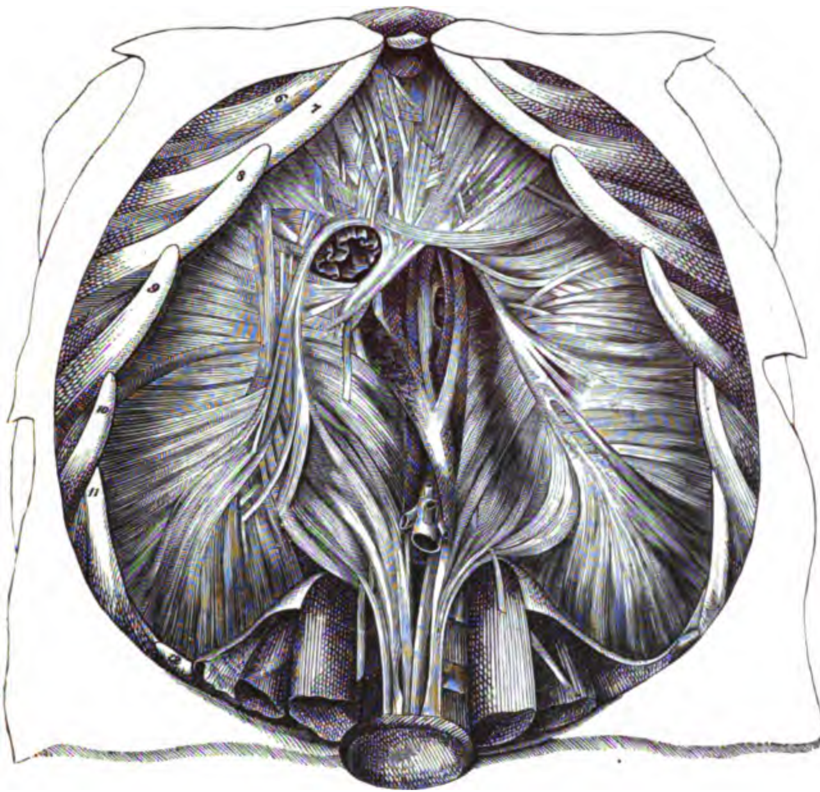


Fig. 22. Zwerchfell (Diaphragma thoracis).

Der hintere Teil hat seinen Ursprung vom 1.—4. Lendenwirbel; der vordere von den 6—7 untern Rippen (Fig. 21). Das Zwerchfell wölbt sich kuppelförmig in den Brustkorb nach oben und verflacht sich bei Zusammenziehung seiner Faserbündel, wodurch der Brustraum vertieft wird. Das Zwerchfell wirkt auch als Regulator zwischen Brust- und Unterleibsraum. Vgl. Fig. 30.

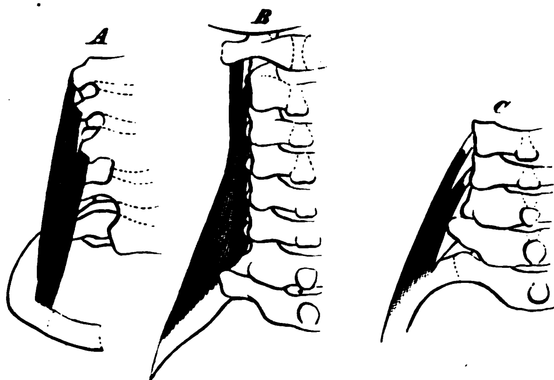


Fig. 23. Treppenmuskeln des Halses (Scaleni colli).

Ursprung: Halswirbel.
Ansatz: erste resp. zweite Rippe (Fig. 21).
Heber der obern Rippen.

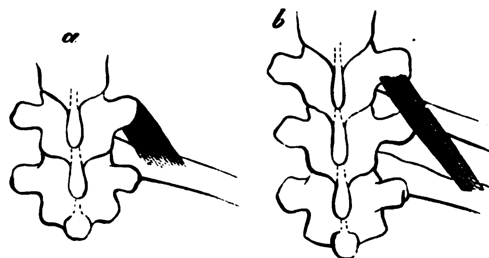


Fig. 24. Rippenheber (Levatores costarum).

Ursprünge: Querfortsätze des 7. Hals- bis 11. Brustwirbels.
Ansatz: je an den nächsten Rippen.
Heber der Rippen.

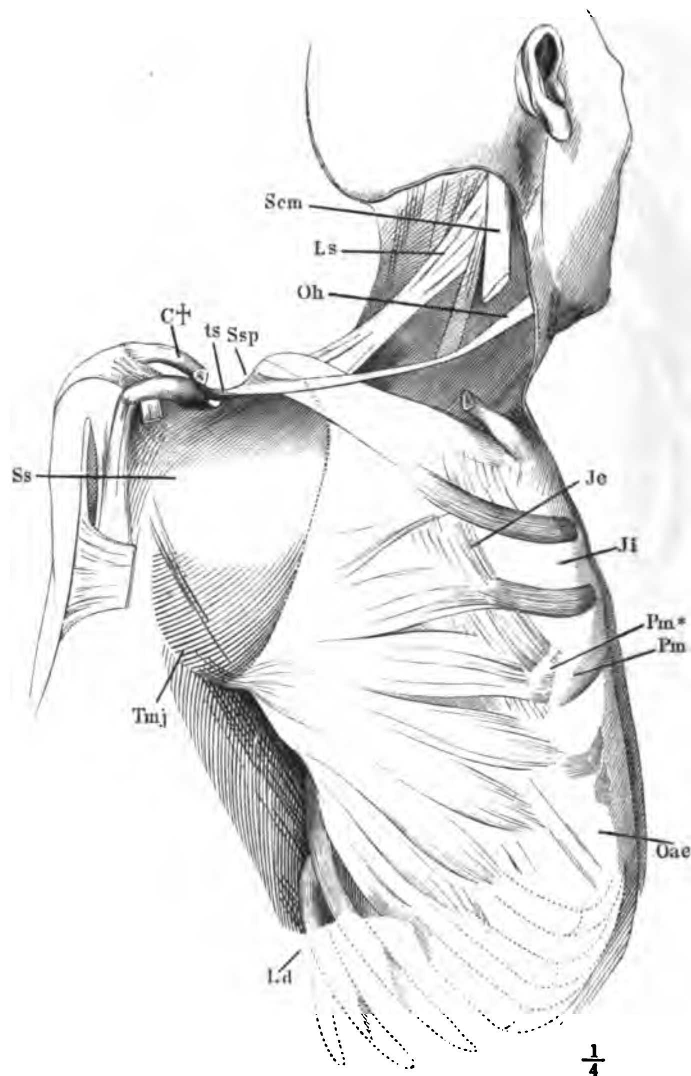


Fig. 25. Muskeln der vordern Brustwand.

(Nach Entfernung des großen und kleinen Brustmuskels, Pectoralis major et minor).

Ie äußere, Ii innere } Zwischenrippenmm. (Intercostales { externi, interni).
Ursprung: untere Ränder der 11 obern Rippen.
Ansatz: obere Ränder der nächstfolgenden Rippen.

Oh Schulterzungenbeinm. (Omo-hyoideus).

Pm kleiner Brustm. (Pectoralis minor), am Ursprung abgeschnitten.

Scm Kopfnicker (Sterno-cleido-mastoideus).
Ursprung: Brust- und Schlüsselbein (Fig. 21 : 7, 6).
Ansatz: Hinterhauptbein.
Heber des Brustkastens.

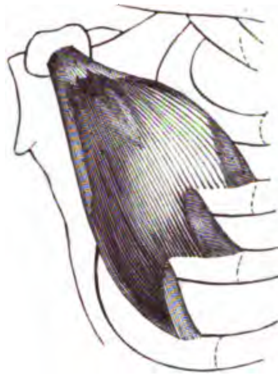


Fig. 26. Kleiner Brustm. (Pectoralis minor).

Ursprung: 2.—5. Rippe.

Ansatz: Rabenschnabelfortsatz des Schulterblatts.

Heber der Rippen.



Fig. 27. Oberer hinterer Sägem. (Serratus posticus superior).

Ursprung: Dornfortsätze des 6., 7. Hals- und 1., 2. Brustwirbels.

Ansatz: 2.—5. Rippe.

Rippenheber.

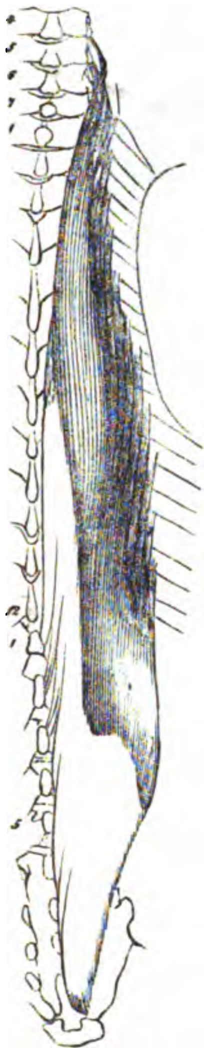


Fig. 28. Strecker des Rückgrats. Äußere Mm. der Wirbelsäule (Mm. extensores columnae vertebralis):

Der Wirbelsäule zunächst der Dornm. (Spinalis).

Inmitten der lange Rückenm. (Longissimus dorsi).

An der äußern Seite der Darmbein-Rippenm. (Ileo-costalis.) Vgl. Fig. 21 : 16.

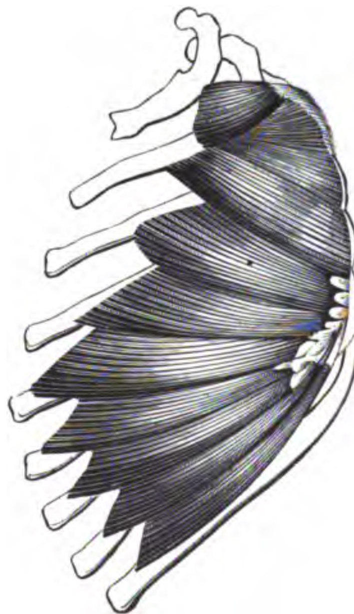


Fig. 29. Großer Sägem. (Serratus magnus).

Ursprung: äußere Fläche der 8—9 obern Rippen.

Ansatz: innerer Rand des Schulterblatts.

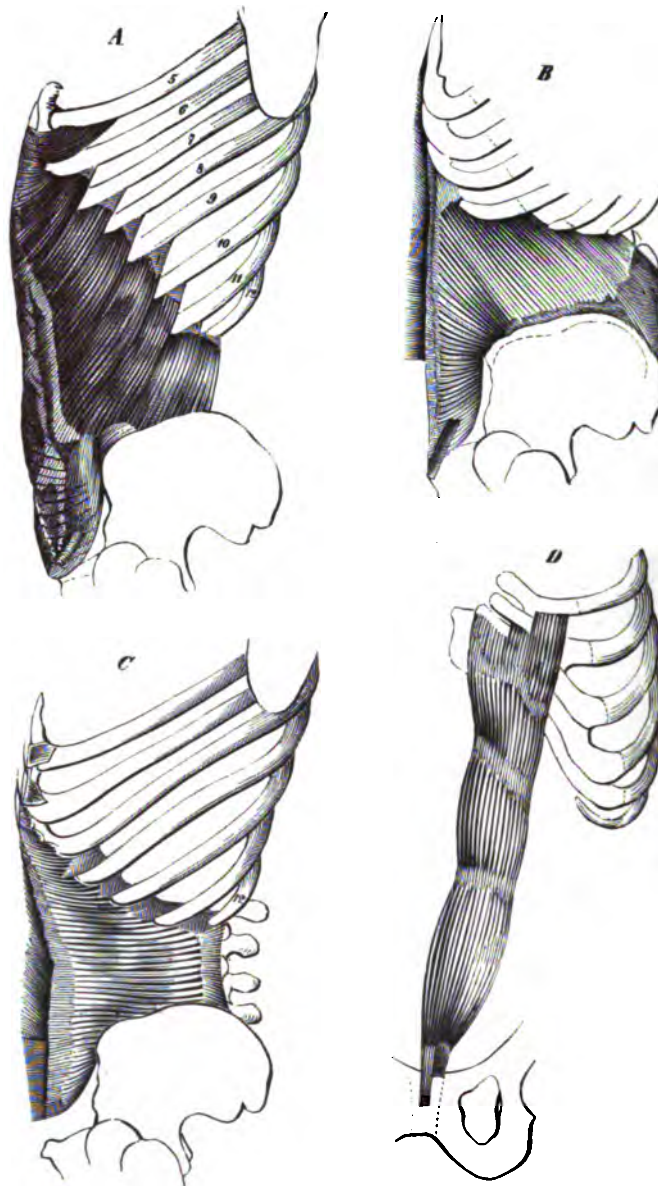


Fig. 30. Bauchmuskeln (Mm. abdominis).

A der äußere schräge (Obliquus ext. s. descendens).
Ursprung: 7 oder 8 untere Rippen. Ansatz: Darmbeinkamm (Crista ossis ilei Fig. 21 : 16) und Sehnenscheide von D.

B der innere schräge (Obliquus int. s. ascendens).
Ursprung: Darmbeinkamm. Ansatz: Sehnenhaut von D.

C der quere (Transversus).
Ursprung: 7.—12. Rippenknorpel, Lenden-Rückensehnenhaut, Darmbeinkamm. Ansatz: Sehnenhaut von D.

D der grade (Rectus).
Ursprung: untere Rippenknorpel und Schwertfortsatz des Brustbeins (Fig. 21 : 9). Ansatz: Symphysis pubis (Fig. 21 : 17). — Verkleinerer des Bauch- und mittelbar des Brustraums.

Ausatmung.

Bei **ruhiger** Ausatmung wird die Verkleinerung des Brustraums lediglich durch die Schwere des Brustkorbs, die Elastizität der Lunge, der Rippenknorpel, der Bauchmuskeln und anderer Teile bewirkt.

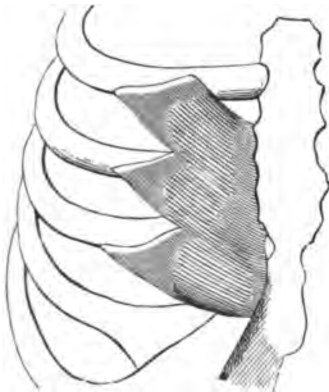


Fig. 31. Dreieckiger Brustbeinmuskel (Triangularis sterni).
Ursprung: Brustbein.
Ansatz: 3.—6. Rippenknorpel.
Niederzieher dieser Rippen.

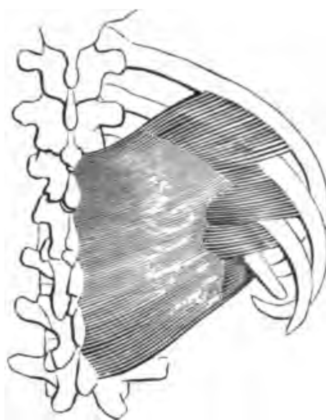


Fig. 32. Unterer hinterer Sägemuskel (Serratus post. inf.).
Ursprung: 11., 12. Brust- und 1., 2. Lendenwirbel.
Ansatz: 8.—12. Rippe.
Niederzieher dieser Rippen.

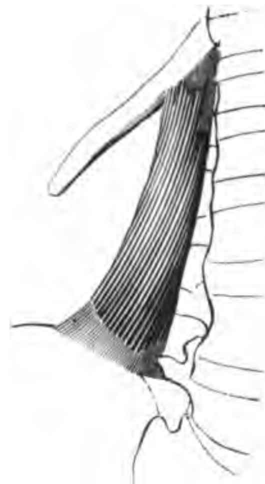


Fig. 33. Viereckiger Lendenmuskel (Quadratus lumborum).
Ursprung: Darmbeinkamm.
Ansatz: Querfortsätze der vier obern Lendenwirbel und 12. Rippe. Fig. 21 : 16, 11.
Niederzieher dieser Rippe.

Bei **angestrengter** Ausatmung sind außerdem thätig:

1. Die Bauchmuskeln (Mm. abdominis Fig. 30), welche den Bauchraum verkleinern und somit mittelbar das Zwerchfell in den Brustraum drängen:
   der äußere schräge (Obliquus ext. s. descendens Fig. 30 A),
   der innere schräge (Obliquus int. s. ascendens Fig. 30 B),
   der quere (Transversus Fig. 30 C),
   der gerade (Rectus Fig. 30 D);
2. der dreieckige Brustbeinmuskel (Triangularis sterni Fig. 31).
3. der untere hintere Sägemuskel (Serratus post. inferior Fig. 32).
4. der viereckige Lendenmuskel (Quadratus lumborum Fig. 33).

In den durch die eben dargestellten Muskeln zu erweiternden oder verengernden Brustraum hängen die beiden Lungenflügel verschiebbar an der Luftröhre (Fig. 34), welche sich zuerst in zwei Äste (Bronchi) teilt und dann mehr und mehr verzweigt bis zu den mit elastischen Wandungen versehenen

Bläschen, durch deren Wandung der Atmungsaustausch von Sauerstoff und Kohlensäure stattfindet. Die Lungen sind luftdicht von dem Brustfell (Pleura) umgeben; zwischen beiden Flügeln liegt das Herz, alle drei werden durch das Zwerchfell (Fig. 22) von der Unterleibshöhle geschieden.

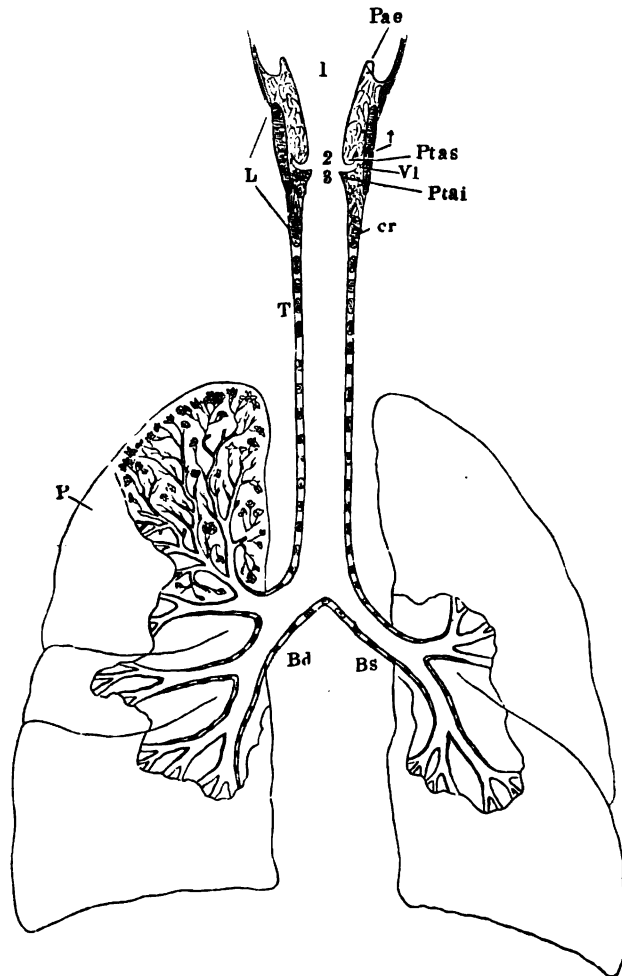


Fig. 34. Schema des Windrohrs.

Die Lungen (Pulmones) P hängen an der Luftröhre (Trachea) T mittelst der Äste (Bronchi) Bd, Bs, welche sich in den Lungen verzweigen und in Bläschen enden. Oben der Kehlkopf (Larynx) L. c r Ringknorpel (Cartilago cricoidea). t Schildknorpel (Cart. thyreoidea). P t a i Stimmband (Plica thyreo-arytaenoidea inferior). P t a s Taschen- oder falsches Stimmband (Plica thyreo-arytaenoidea superior). V l Tasche (Ventriculus laryngis s. MORGAGNI). P a e Stellknorpel-Kehldeckelband (Plica ary-epiglottica).

Bei 3 finden die ersten und wichtigsten Hemmungen durch die Stimmbänder, bei 2 und 1 die hyperlaryngischen Artikulationen statt.

PHYSIOLOGISCHE ANALYSE DES WINDROHRS.

In vollständiger Ruhe befindet sich der Atmungsapparat nur vor der Geburt und nach dem Tode. Während des Lebens ist er für gewöhnlich in regelmäßig rhythmischer Bewegung und es wechseln stetig Ein- und Ausatmung (event. mit Pause), wodurch die Lungen ventiliert, d. h. sauerstoffreichere Luft zu, sauerstoffärmere und kohlensäurehaltige Luft abgeführt werden.[1] Ein erwachsener gesunder Mensch atmet normaler Weise etwa 16—18 mal in der Minute; das Verhältnis der Zahl der Atmungen zu der der Pulsschläge ist = 1:4. Bei gewöhnlichem ruhigem Atmen ist die Dauer einer Einatmung mit der Pause zwischen Aus- und Einatmung nicht ganz so groß wie die der Ausatmung. Nach VIERORDT verhält sich die Einatmungs- zur Ausatmungszeit wie 10 zu 14 bis 24. In bezug auf die in den Lungen enthaltenen Luftmassen unterscheidet man nach HUTCHINSON und VIERORDT verschiedene Atmungsgrade, welche ich Tab. I. Fig. A veranschaulicht und in der Tafelerklärung dazu in Zahlen angedeutet habe. Bei der gewöhnlichen Ein- und Ausatmung sind die Schwankungen im **Druck** des Lungenluftgehalts und der Unterschied zwischen diesem und dem der äußern Luft nur gering.[2] Den mittlern Druck kann man dabei als **phonetische Indifferenz** des Windrohrs bezeichnen.[3]

Die bisher beschriebene unwillkürliche Verrichtung des Atmungsapparats ist seine primäre, eigentliche, nur der Ernährung dienende (vegetative); derselbe Apparat kann sich aber auch in den Dienst des Willens und Ausdrucks stellen, dann werden seine Funktionen animal und innerhalb gewisser Grenzen wesentlich verändert: der Rhythmus wird unregelmäßig; die Dauer der Ausatmung wird größer; die der Einatmung kleiner (Tab. VI. 1); neben der Atmungsluft werden Hilfs- und Ergänzungsluft in Anspruch ge-

---

[1] Den Rhythmus erklärt J. ROSENTHAL, ATEMBEWEG., 1862, 182 durch folgende Widerstandshypothese: 'Die Atembewegungen werden erregt durch den Reiz des Blutes auf das respiratorische Zentralorgan. Der Übergang dieser Erregung auf die betreffenden Nerven und Muskeln findet einen Widerstand, durch welchen die stetige Erregung in eine rhythmische Aktion umgesetzt wird. Dieser Widerstand wird vermindert durch die Einwirkung des N. vagus, vermehrt durch die Einwirkung des N. laryngeus superior [man beachte diesen Antagonismus bei der vegetativen Funktion; er findet auch bei der animalen, phonetischen statt]. Der Grad der Thätigkeit des Zentralorgans ist abhängig von dem Sauerstoffgehalt des Blutes, die Verteilung dieser Thätigkeit auf einzelne Respirationen (und demgemäß die Zahl und Tiefe derselben bei gleichbleibender Erregung) von der Wirkung jener Nerven.' Vgl. ROSENTHAL in HERMANNS HANDB. IV. II 284.

[2] Schon früh hat man die Wichtigkeit der Messung dieses Druckes betont. TH. YOUNG beschreibt in seinen UNTERSUCHUNGEN ÜBER SCHALL UND LICHT (GILBERTS ANN. 1808) eine 'Windwage', welche bei gleichmäßigem Blasen mittelst der Lungen noch den Herzschlag erkennen ließ. Vgl. die Arbeiten von DONDERS, HUTCHINSON u. aa.

[3] Vgl. bei ROSENTHAL in HERM. HANDB. IV. II 177 eine Definition der 'Normalstellung' der Teile des Windrohrs: 'bei welcher der äußere Luftdruck und der Zug der Lungenelastizität nebst der Elastizität und Schwere des Brustkorbs einander gerade das Gleichgewicht halten oder mit andern Worten, eine Stellung, bei welcher die algebraische Summe aller auf die Thoraxwandungen wirkenden Kräfte = Null. Es ist diejenige, welche wir an der Leiche nach Lösung der Totenstarre finden, so lange noch nicht Änderungen in den Elastizitätsverhältnissen der Gewebe durch postmortale Veränderungen derselben eingetreten sind.'

nommen (Tab. I. A nebst Erklärung).[1] Namentlich ist der Druck der Ausatmungsluft sehr veränderlich; wir unterscheiden folgende **Grade** des letztern:

Mittlere Stärke, welche nicht weiter bezeichnet zu werden braucht.

Crescendo: Bezeichnung[2]: stark ..´.; stärker ..˝..

Decrescendo: zu schwach, um einen vollkommenen Laut hervorzubringen ..`..

Crescendo-decrescendo ..^..

Decrescendo-crescendo, namentlich an der Silbenscheide ..ˇ..

Staccato ..!..

Ist der Druck (wie er z. B. bei der gewöhnlichen Atmung statt hat) nicht ausreichend, um überhaupt einen Laut hervorzubringen (phonetische Indifferenz), so entstehen **Pausen**[3], welche wir graphisch durch je nach

---

[1] K. VIERORDT und G. LUDWIG, BEITRÄGE ZUR LEHRE VON DEN ATEMBEWEGUNGEN (ARCH. F. PHYS. HEILK. XIV 253 ff.) haben jene Unterschiede der primären und sekundären Verrichtungen des Atmungsapparates durch Zahlen und Kurven dargestellt, aus welchen nebst den Zeiten und Größen der Atembewegungen auch die jedesmaligen Füllungsgrade der Lungen mit Atemluft ersichtlich sind. Vgl. unsere schematische Atmungsdruckkurve Tab. VI. 1.

[2] In meinem folgenden TRANSSKRIPTIONSVORSCHLAG werden die graphischen Bezeichnungen übersichtlicher zusammengestellt werden; leider werden sich dabei Wiederholungen nicht ganz vermeiden lassen. Vgl. auch meine **Artikulationsschrift** Tab. V. nebst Erklärungen.

[3] Über das Wort **Pause** bedarf es einer Bemerkung. In der Akustik bedeutet es Schallunterbrechung und in diesem Sinne habe ich es im Eingang meiner PHYSIKALISCH-AKUSTISCHEN ANALYSE S. 71 gebraucht. In meiner PHONETIK I 73 habe ich den Begriff akustisch-genetisch zu bestimmen gesucht mit folgenden Worten:

'Wir definieren die Pause als die Unterbrechung von lautlichem Klang und Geräusch, welche Unterbrechung bewirkt werden kann:

1. Durch hinreichende Verringerung der Exspirationsintensität bis zur Respirationsindifferenz;
2. durch jede nicht schallende Inspiration;
3. abgesehen von der Respiration durch vollkommenen dauernden Schluß in Stimmritze oder Ansatzrohr (sc. in beiden Ausgängen, dem nasalen wie oralen, gleichzeitig); [Mangel an Hemmung des Atmungsluftstroms war dabei von mir übersehen];

doch können während des dauernden Schlusses der Stimmritze und überhaupt unabhängig von der Respiration die Schnalzlaute (Poppysmata) und andrerseits bei gehöriger Exspirationsintensität während des dauernden und vollkommenen Schlusses im Ansatzrohr durch Artikulation der Stimmbänder wenigstens für eine kürzere Zeit die Blählaute PURKINʼES erzeugt werden. . . . Wir haben zu unserm Stimmorgane leider nicht zwei abwechselnd wirkende Blasebälge, wie sie bei den Orgeln in Gebrauch sind . . .; deshalb sind wir nicht im stande, über eine gewisse beschränkte Dauer hinaus ohne Unterbrechung zu sprechen, da jede Inspiration notwendig eine Pause im exspirativen Sprechen bedingt. . . . Daher sind in der vernünftigen Rede die Pausen ökonomisch so zu verteilen, daß die physiologisch notwendigen Pausen der Inspiration gleichzeitig die Funktion der psychologisch bedingten Pausen versehen. Eine eingehendere physiologische Erörterung der Pausen mit graphischer Registrierung und Statistik wäre sehr wünschenswert . . .' S. 83: 'Die Einbildung, zu welcher das Syllabieren und die grammatische Bildung so leicht führt, daß nach jeder Silbe oder wenigstens nach jedem Wort im Satz eine Pause stattfindet, muß eine optische Selbstregistrierung eines natürlich, d. h. nicht stockend gesprochenen Satzes sofort ganz zerstören.'

Gegenüber dieser Definition der Pause behauptet HOFFORY in seiner Besprechung meiner PHONETIK (ANZ. F. D. ALT. U. D. LIT. VIII. 3. Juli 1882, 190), daß nicht bloß dauernder Schluß in Stimmritze und Ansatzrohr (vgl. oben ad 3) eine Pause bewirke, sondern auch momentaner: 'eine pause entsteht natürlich jedesmal, wenn ein verschluß — mag er auch nur ganz vorübergehend sein — in der stimmritze oder im ansatzrohr sich bildet; das erstere ist bei dem dänischen sogenannten gestoßenen tone . . . der fall, das letztere bei allen tonlosen verschlußlauten . . ., und solche pausen finden sich in verschiedenen sprachen nicht nur zwischen zwei silben . . .,

ihrer Dauer minder oder mehr große Lücken (dickes Spatium: 1, 2, 3, 4 und Absatz) andeuten. Die verschieden kurze Einatmung, bei welcher der Druck eine negative Größe wird, bedingt selbstverständlich eine Pause, es sei denn, daß man mittlerweile einatmend spreche, welchen Ausnahmefall wir mit ...... bezeichnen.

Um diese verschiedenen Grade des Luftdrucks zu bewirken, treten namentlich die oben S. 111 ff. genannten Muskeln, oft in Widerstreit mit einander, in Thätigkeit; dabei spielt das Zwerchfell nicht bloß als arbeitende, sondern auch als regulierende Kraft eine große Rolle. Auf diesen **Kampf der Atmungsmuskeln unter sich** ('lutte vocale', eine Benennung, welche nicht recht zutrifft) haben zuerst MANDL und MERKEL aufmerksam gemacht.[1] Man beachte dabei, daß die Ausatmung seitens des Menschen bereits ohne Kraftaufwand sich vollzieht, so daß Kraft nur auf die Verstärkung, Modifizierung und Regulierung verwandt zu werden braucht. Diese letztere wird durch die zweibeinige Gangart beim Menschen (wie bei den Vögeln) begünstigt. Genauere Messungen und graphische Selbstregistrierung der verschiedenen Grade des Luftdrucks beim Sprechen sind versucht worden, namentlich von HARLESS, haben jedoch nicht zu solchen Ergebnissen geführt, daß die Phonetiker eine vollkommen objektive Darstellung des dynamischen 'Accents', der Veränderungen des Atmungsdrucks beim Sprechen überhaupt, besonders auch an den Silbenscheiden, darauf gründen könnten. Dieser Teil der Phonetik bedarf also noch vornehmlich weiterer Pflege; mit ihm sollen sich meine nächsten Untersuchungen beschäftigen.

---

sondern auch zwischen den lauten derselben silbe.' Für die Pause zwischen Silben führt H. u. a. Beispielen das deutsche bitte, für die zwischen Lauten derselben Silben das deutsche sitz an.

Dazu habe ich zu bemerken, daß ich in diesen beiden Wörtern, wenn ich sie natürlich spreche, in Wirklichkeit keine Unterbrechung des Schalls höre und theoretisch höchstens eine unendlich kleine als möglich zugeben kann. Für unsere praktischen Zwecke müssen wir hier aber vom unendlich kleinen absehen, ebenso wie es der Musiker thut, welcher doch sonst in Unterscheidung und Bezeichnung der akustischen Erscheinungen den Phonetiker übertrifft. Würde man sonst nicht von uns z. B. auch verlangen können, innerhalb solcher Laute selbst mehrere Pausen anzusetzen, bei welchen langsamer oder schneller sich wiederholender Schluß stattfindet, d. h. bei den Zitter- und bruststimmhaften Lauten (vgl. die lehrreichen autographischen Kurven solcher Laute bei DONDERS, PHYSIOL. D. SPRAAKKL.). Wird aber der Schluß eine endliche Zeit gehalten, so kämen wir wieder zum 'dauernden Schluß'.

In gegenwärtiger rein genetischer Analyse kommt es aber nicht so auf die hörbare Wirkung als auf die Erzeugung an. Die artikulatorische Arbeit befindet sich aber in dem obigen Beispiel sitz gerade am Höhenpunkt, wo HOFFORY eine Pause in der Lautung ansetzen will.

Diese Schwierigkeit bei der Begriffsbestimmung kommt daher, daß die verschiedenen Seiten nicht gehörig auseinander gehalten worden sind. Ähnliche Erfahrung hat man bei den Begriffen Artikulation, Vokal und Konsonant gemacht. Unterscheiden wir also fürderhin, wo es auf wissenschaftliche Definition ankommt, zwischen **Schall-** und **Artikulationsunterbrechung** und gebrauchen wir das Wort **Pause** (παῦσις, pausa = Aufhören) für gleichzeitiges Aufhören von lautlichem Schall und Artikulation. HOFFORY hat mich zu Dank verpflichtet, indem er meine Aufmerksamkeit auf die Schwierigkeit dieser Begriffsbestimmung noch einmal zurückgelenkt hat. Davon wird er mich aber nie überzeugen, daß eine natürlich gesprochene Silbe durch eine meßbare Pause zerrissen werden könne; denn das Wesen der Silbe ist phonetische Einheit.

[1] MANDL, GAZETTE MÉDIC. DE PARIS, 1855, No. 16, 18, 19. MALAD. DU LAR. 254. MERKEL, ANTHROPOPHONIK 53, 55. Der geringste Kraftaufwand findet bei der Zwerchfellatmung, ein größerer bei der Seitenatmung, wobei die untern Rippen gehoben werden, der größte bei der Schlüsselbeinatmung statt, wobei die obern Lippen gehoben werden. Der gewöhnliche Atmungstypus hängt bis zu einem gewissen Grade von der Willkür, der Gewöhnung, der Kleidung und sonstigen 'Umständen' ab.

II. DIE ERSTE UND WICHTIGSTE HEMMUNGSSTELLE DES KEHLKOPFS.

ANATOMISCHE ANALYSE DES KEHLKOPFS.

Der natürliche Regulator für den Atmungsstrom ist oben an der Luftröhre, dem äußersten Ende des Windrohrs, der **Kehlkopf** (Larynx Fig. 34 L). Diesen bilden folgende **Knorpel** (Fig. 35—39):

der Ringknorpel (Cartilago cricoidea Fig. 36),
der Schildknorpel (Cart. thyreoidea Fig. 37),
die beiden Gießbecken- oder Stellknorpel (Cart. arytaenoideae Fig. 38),
der Kehldeckel (Cart. epiglottica Fig. 39).

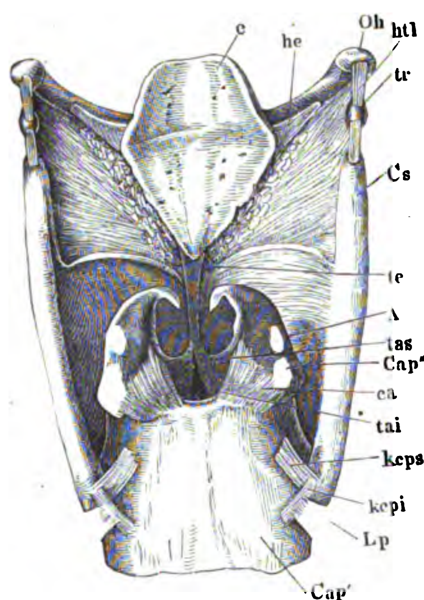


Fig. 35.
Kehlkopfknorpel und Bänder.
Hintere Ansicht.

A Stellknorpelm. (Arytaenoideus), abgeschnitten.
[a Stellknorpel (Cart. arytaenoidea).]
ca Ring-Stellknorpelband (Lig. crico-arytaenoid.).
Cap Andeutung des hintern Ring-Stellknorpelmuskels (Crico-arytaenoideus post.).
Cap' Ursprung.
Cap'' Ansatz.
Cs Oberes Horn des Schildknorpels.
e Kehldeckel (Cart. epiglottica).
[h Zungenbein (Os hyoideum). Vgl. Fig. 44.]
he Zungenbein-Kehldeckelband (Lig. hyo-epiglotticum)
htl Seitliches Zungenbein-Schildknorpelband (Lig. hyo-thyreoideum laterale).
kcpi Unteres, kcps Oberes } hinteres Horn-Ringknorpelband (Lig. kerato-cricoid. post. { inf. sup.).
Lp Andeutung des Kehl-Schlundkopfmuskels (Laryngo-pharyngeus).
Oh Des Zungenbeins große Hörner (Os hyoideum).
t Schildknorpel (Cart. thyreoidea).
tai Unteres, tas Oberes } Schild-Stellknorpelband. (Lig. thyreo-arytaen. { inf. sup.).
te Schildknorpel-Kehldeckelband (Lig. thyreo-epiglotticum).
tr Knorpel im letztern (Cart. triticea).

Zahlreiche **Bänder** verbinden diese Knorpel sowohl mit den benachbarten der Luftröhre einerseits und dem Zungenbein andrerseits, als auch untereinander; dazu kommen (Tab. I. 1; II. 3) die untern wahren und die obern

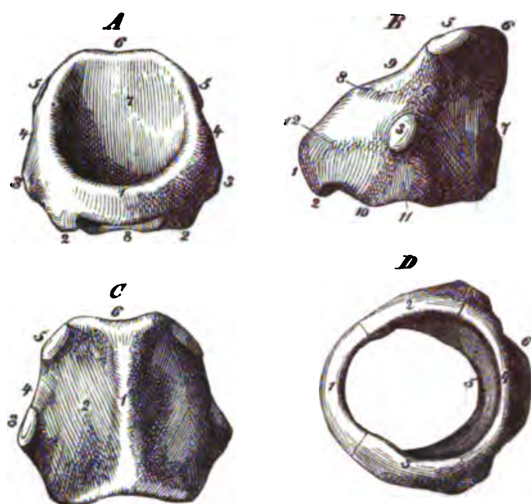


Fig. 36. **Ringknorpel** (Cart. **cricoidea**).

A Vordere, B Seitliche, C Hintere, D Untere } Ansicht.

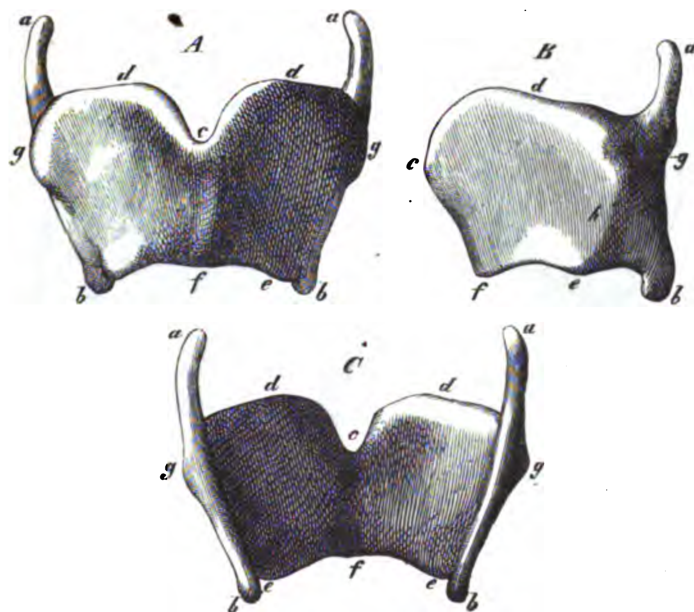


Fig. 37. **Schildknorpel** (Cart. **thyreoidea**).

A Vordere, B Seitliche, C Hintere } Ansicht.

a a Obere Hörner, welche mittelst der seitlichen Zungenbein-Schildknorpelbänder an den großen Hörnern des Zungenbeins hangen.

b b Untere Hörner, mittelst welcher der Schildknorpel sich am Ringknorpel dreht oder umgekehrt (Mandl, Schech, Holmes, Martel).

falschen Stimmbänder oder Taschenbänder (Ligamenta glottidis vera et Ligg. gl. spuria sive ventriculi), welche die Taschen (Ventriculi MORGAGNI) bilden und

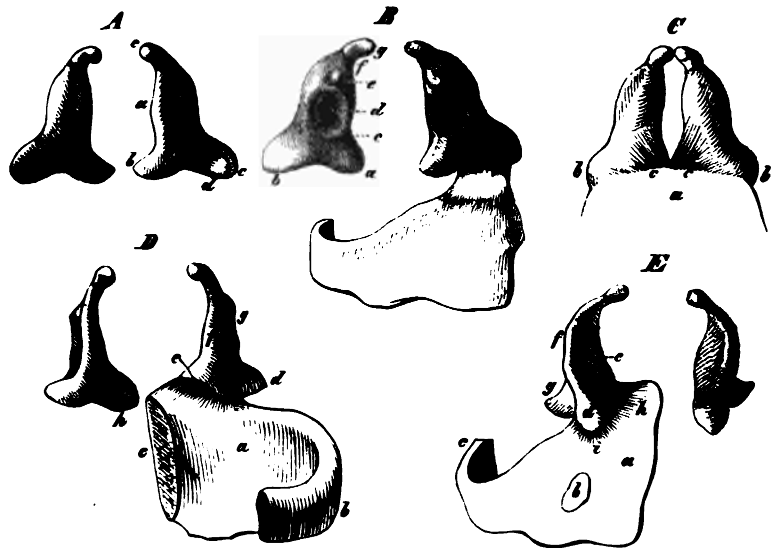


Fig. 38. Gießbecken- oder Stellknorpel (Cart. arytaenoideae).
In ihren verschiedenen Ansichten und Verbindungen mit dem Ringknorpel.

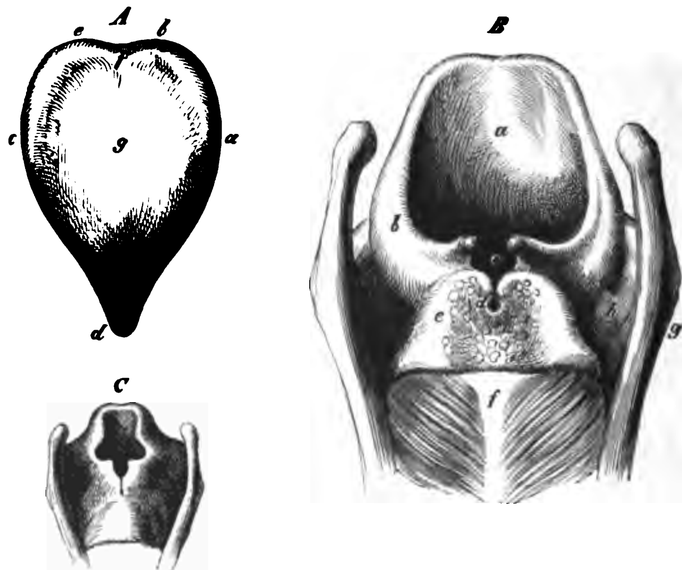


Fig. 39.
A. Kehldeckel (Cart. epiglottica).
B. Kehlkopf des Erwachsenen von hinten.
f Ringknorpel. g Schildknorpel. e Stellknorpel. a Kehldeckel. b Stellkorpel-Kehldeckelfalte.
C. Kehlkopf des Kindes von hinten.

endlich die Stellknorpel-Kehldeckelfalten (Ligg. ary-epiglottica), welche seitlich den obern Ausgang des Kehlkopfs begrenzen.

Dazu folgende **Muskeln:**

a) Muskeln, welche von außen an den Kehlkopf treten und dessen äußere Lage verändern (in welcher Weise dabei die einzelnen Muskeln wirken, ist hier aus den angegebenen Figuren ersichtlich):

1. Brustbein-Schildknorpelmuskel (Sterno-thyreoideus Tab. I. 2).
2. Schildknorpel-Zungenbeinmuskel (Thyreo-hyoideus Tab. I. 2).
3. Kehlkopf-Schlundkopfmuskel (Laryngo-pharyngeus Tab. VII. 1).
4. Griffel - Schlund - Kehlkopfmuskel (Stylo - pharyngo - laryngeus Tab. VII. 1, 2).
5. Schildknorpel-Schlund-Gaumenmuskel (Thyreo-pharyngo-palatinus Tab. VII. 2).
6. Kinn-Kehldeckelmuskel (Genio-epiglotticus s. Levator epiglottidis Tab. I. 1).

b) Innere Muskeln des Kehlkopfs:

α) Erweiterer der Stimmritze, welche in ihrem vordern Teil von den Stimmbändern (**Bänderritze**), in ihrem hintern Teil von den Stellknorpeln gebildet wird (**Knorpelritze** Tab. II.). Hinterer Ring-Stellknorpelmuskel (Crico-arytaenoideus post. Tab. I. 3, 4).

β) Schließmuskeln der Stimmritze:

1. Querer Stellknorpelmuskel (Arytaenoideus transversus Tab. I. 3), schließt die Knorpelritze hinten.
2. Schild-Stellknorpelmuskel (Thyreo-arytaenoideus), drängt die Stimmbänder zusammen und entspannt sie. Zerfällt in einen äußern und innern Teil; in diesem unterscheidet man noch ein Stratum externum et internum, an welches letztere sich das wahre Stimmband (Chorda vocalis) anschließt (Tab. I. 4, 5; II. 13—16).
3. Vorderer Ring-Stellknorpelmuskel (Crico-arytaenoideus ant. Tab. I. 4), schließt die Bänderritze hinten.
4. Ring-Schildknorpelmuskel (Crico-thyreoideus Tab. I. 5), spannt die Stimmbänder und verlängert die Stimmritze.

γ) Erweiterer des obern Ausgangs des Kehlkopfs: Schildknorpel-Kehldeckelmuskel (Thyreo-epiglotticus Tab. I. 5).

δ) Schließmuskel des obern Ausgangs des Kehlkopfs: Stellknorpel-Kehldeckelmuskel (Ary-epiglotticus Tab. I. 5).

PHYSIOLOGISCHE ANALYSE DES KEHLKOPFS.

Musterhaft sind die Untersuchungen von J. MÜLLER am toten Stimmorgan; einfacher MERKELS Methode und Apparat (Fig. 40).[1]

[1] Ich teile dieselben in MERKELS Beschreibung und mit der Originalfigur mit, weil Nichtphysiologen dieselben leicht nachahmen können; unter Umständen kann ja der menschliche Kehlkopf durch leichter zu beschaffende tierische ersetzt werden. MERKEL bemerkt ANTHROPOPHONIK 512: 'Ich habe mir zunächst DESPINEY zum Muster genommen, welcher eben mit gar keiner künstlichen Vorrichtung operierte. Nur gefiel mir nicht, daß er zu seinen Versuchen einen besonderen Bläser brauchte. Der Experimentator muß selbst blasen ... Demnach war meine Methode sehr einfach. Ich stecke ein kurzes Rohr in das Luftröhrenstück, dieses stecke ich in die eine Öffnung eines

Aber welch ein Unterschied zwischen den Leistungen eines ausgeschnittenen Kehlkopfs und denen des lebenden Organs mit dem feinen Spiel der Muskeln! Die frühern Ergebnisse bedurften also der Berichtigung und Ergänzung durch Beobachtung und Experiment am lebenden Kehlkopf. Magendie und Longet beobachteten zwar die Thätigkeit des Kehlkopfinnern an vivisecierten Tieren, und Mende, Ch. Bell, Mayo und Rudolphi in vereinzelten pathologischen Fällen an Menschen, aber eine vollkommnere Analyse der Verrichtungen der innern Teile des Kehlkopfs wurde erst möglich, als durch Garcia, Czekmak u. aa. die Methode der **Kehlkopfspiegelung** (Meth. laryngoscopica) in unsere Wissenschaft eingeführt wurde. Den Apparat, dessen ich mich bei meinen Untersuchungen bediente und der nicht bloß Selbstbeobachtung, sondern auch gleichzeitig Demonstration für einige Zuschauende ermöglicht, ist auf Tab. I. 6 abgebildet. Die Petroleumlampe mit größtem Brenner wirft ihr Licht durch ein Linsensystem auf den runden Reflektor. Von diesem gelangt der Lichtkegel in den möglichst weit geöffneten

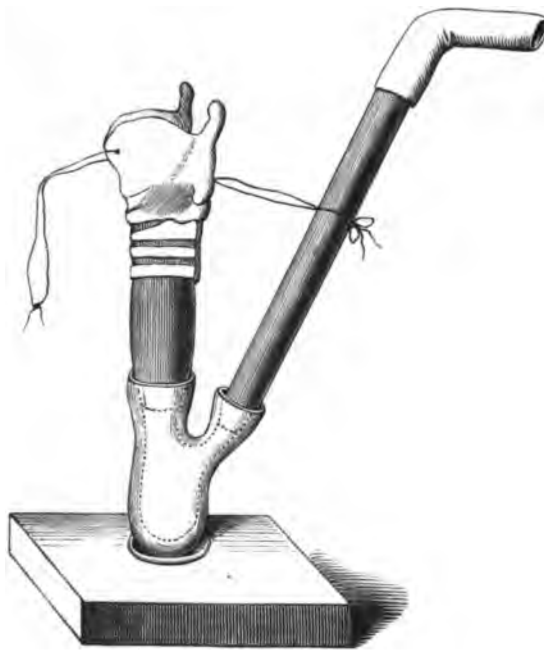


Fig. 40.

Merkels Apparat zu Experimenten am toten Kehlkopf.

ganz gewöhnlichen Pfeifenstiefels, und in die andere Öffnung des letztern kommt ein zweites Rohr aus Hollunder, genau so lang, daß meine Augen, wenn ich es in den Mund nehme, in das Innere des Kehlkopfs, dessen Hinterwand mir zugewandt sein muß, fallen. In der Folge setzte ich dem Mundrohre noch ein Stück elastisches Rohr auf, um die Stellung meiner Augen zum Kehlkopf mehr verändern zu können. Die Gießbeckenknorpel hielt ich entweder bloß, wie Despiney, mit zwei Fingerspitzen, die in die Sinus pyriformes [Tab. VII. 2] eingeführt wurden, zusammen, wobei ich die Muskelfortsätze [Processus vocales Fig. 38, D d; Tab. II. 3] von hinten nach auswärts schob; oder ich stach ganz einfach, nachdem ich beide Knorpel gegeneinander geschoben, hinter dem Processus posterior eine Stecknadel in die Gelenkfläche der Lamina cricoideae [Fig. 38 E], wodurch die Glottis respiratoria [Knorpelritze Tab. II.] besser und exakter geschlossen gehalten wurde, als bei Müller und Liskovius; und von einer Verstümmelung, die bei allen angeführten Versuchern (besonders bei Harless) arg genug ist, kann hier wohl keine Rede sein. Wollte ich die Processus vocales etwas enger oder laxer an einanderliegend haben, so durfte ich bloß die Stellung der beiden Nadeln etwas verändern. Zur Fixierung des Kehlkopfs, der sonst auf seinem Rohr etwas hin- und herschwankte, zog ich einen Faden durch die Lamina cricoid. und zog ihn gegen das Windrohr. Nun konnte ich auch durch einen am Schildknorpel angebrachten Faden, der an irgend einen vor dem Apparat befindlichen unbeweglichen Körper befestigt wurde, einen die Stimmbänder der Länge nach spannenden Zug (Gegenzug) mit leichter Mühe anbringen ... An

Mund, bei hervorgestreckter Zunge, wodurch der Kehldeckel, der sich sonst über die Stimmritze neigt (Tab. II. 2) nach oben und vorn gezogen wird (Tab. II. 3). Von dem oberhalb der Zunge sichtbaren Kehlkopfspiegel (ein zweites Exemplar liegt auf dem Tisch) werden die auffallenden Lichtstrahlen in das Kehlkopfinnere geworfen. Das Bild der dort erleuchteten Teile kommt zum Kehlkopfspiegel zurück und weiter sowohl zum viereckigen Spiegel, in dem es der Selbstbeobachter sieht, als auch zum Auge des Zuschauenden rechts.

Die Ergebnisse meiner Beobachtungen mit diesem Kehlkopfspiegel sind folgende.

Der ganze Kehlkopf, und somit die **Stimmbandebene**, kann mittelst der Muskeln, welche von den Kehlkopfknorpeln nach oben gehen (Tab. I. 2; VII. 1, 2), in verschiedenen Graden aus der Ruhelage gehoben[1], mittelst der entgegengesetzten Muskeln bei angestrengter Einatmung herabgezogen, die Stimmbandebene auch horizontal oder unter verschiedenen Winkeln gegen die Horizontalebene geneigt gestellt werden.

Bei ruhigem Atmen ist die **Stimmritze** offen, beim Einatmen mehr geöffnet, wie Tab. II. 1 zeigt[2], durch den hintern Ring-Stellknorpelmuskel (Tab. I. 3, 4); beim Ausatmen weniger geöffnet, wie in Tab. II. 4, wobei der vordere Ring-Stellknorpelmuskel (Tab. I. 4) ein wenig in Thätigkeit tritt. Die mittlere Lage zwischen beiden ist als **Indifferenz** der Stimmbänder anzusehen (Tab. II. 2, 3), von welcher letztere sich um so weniger entfernen, je ruhiger und schwächer die Atmung ist.

Zwischen der Indifferenz und der größten Öffnung einerseits wie der Indifferenz und dem energischen Schluß andrerseits sind kontinuierliche Reihen von Artikulationen möglich, in welchen wir folgende **Artikulationsgrade** als besonders hervortretend unterscheiden:

1. **Blaseöffnung** (Apertura, Flatus). Bezeichnung: ……̨̨.[3] Tab. II. 1. Hinterer Ring-Stellknorpelmuskel. Keine Schallerscheinung im Kehlkopf.

2. **Hauchenge** (Strictura, Spiritus asper). Bezeichnung: ..̨…. resp. *h*, wenn als selbständiger Laut, ohne Beachtung der Artikulationen des Ansatzrohrs, aufgefaßt. Tab. II. 5. Geringere Wirkung des Schild-Stellknorpelmuskels und des queren Stellknorpelmuskels. Hauchgeräusch, minder oder mehr stark (*h̨*) je nach Enge und Luftdruck.

3. **Flüsterenge** (Vox clandestina). Bezeichnung …, . Tab. II. 6. Schluß

---

einem so vorgerichteten Kehlkopf kann ein Beobachter gleichzeitig blasen, die Schwingungen beobachten, einen Längenzug anbringen, den Seitendruck auf die Stimmbänder einwirken lassen und immer noch eine Hand frei behalten, um in die Glottis [oder oberhalb] ein Hindernis oder ein sonst modifizierendes Instrument einzubringen u. s. w.'

[1] HARLESS und MERKEL haben, der erstere mit einem Fernrohr und Mikrometer, der andere mit einem Zirkel die Hebungen gemessen. MANDL, MALADIES DU LAR., 1872, 239 schlägt eine andere Methode vor: peut-être un procédé analogue au sphygomètre.

[2] Man beachte auf Tab. II. auch die untern schematischen Figuren zu 1—11, welche die ganze Glottis, Bänder- und Knorpelritze, veranschaulichen sollen.

[3] Die Bezeichnungen beziehen sich auf meinen folgenden TRANSSKRIPTIONSVORSCHLAG. Vgl. auch meine ARTIKULATIONSSCHRIFT auf Tab. V. und in den Erklärungen dazu.

der Bänderritze, Enge der Knorpelritze. Schild-Stellknorpelmuskel und vorderer Ring-Stellknorpelmuskel. Flüstergeräusch.[1]

4. **Kopf- oder Oberstimmenge** (Registrum superius). Bezeichnung: ... . Tab. II. 7, 8, 14. Schluß der Knorpelritze. Querer Stellknorpelmuskel, vorderer Ring-Stellknorpelmuskel. Die Bänderritze bis auf einen ganz schmalen Spalt geschlossen, welcher bei den höchsten Tönen am schmalsten und am weitesten nach vorn ist. Nur wenige Fasern des Schild-Stellknorpelmuskels dabei wirksam. Die Stimmbänder schwingen (wenn sie es überhaupt thun) höchstens teilweise mit ihrem innern Rande und bei den höchsten Tönen event. mit ihrem vordern Teile. Hebung des Kehlkopfs. Geringerer Luftdruck. Mehr flötenartiger Klang.

5. **Brust- oder Unterstimmenge** resp. **-schluß** (Registrum inferius). Bezeichnung dieses häufigsten Falls kann erspart werden. Tab. II. 9, 10, 15, 16. Schluß der Stimmritze mit Enge schnell wechselnd oder dauernde Enge der ganzen Stimmritze. Auf- und Abschwingen der Stimmbänder wie durch- resp. aufschlagende Zungen der Zungenpfeife. Geringere Wirkung des Stellknorpelmuskels; energische Zusammenziehung des Schild-Stellknorpelmuskels, sodaß die Stimmbänder breiter sichtbar werden und mit mehr Masse in ihrer ganzen Länge und Breite schwingen. Bei den höheren Tönen Spannung der Bänder durch den Ring-Schildknorpelmuskel. Tab. II. 10. Beim **Sprechen** und mehr noch beim Schreien ist im Ansatz der Schluß energischer, wobei auch der vordere Ring-Stellknorpelmuskel in Thätigkeit tritt, sodaß sich die Stimmbänder über einander schieben und wie aufschlagende Zungen wirken, was beim Aushalten der Stimme und beim **Singen**, wo sie als durchschlagende Zungen schwingen (Fig. 41), wegfällt. Geringere Hebung des Kehlkopfs, stärkerer Luftdruck als bei 4. Zungenpfeifenartiger Klang, beim Ansatz im Sprechen mit mehr Geräusch verbunden.[2]



Fig. 41. Schwingungen der Stimmbänder gleich durchschlagenden Zungen.

Die **Theorie der Stimme in ihren zwei Registern** ist keineswegs abgeschlossen. Fragt man zunächst, was das eigentlich und zuerst klang-

[1] Hauchenge kann in Flüsterenge durch allmähliche Zusammenziehung des vordern Ring-Stellknorpelmuskels übergeführt werden. CZERMAK hat beide Engen wiederholt verwechselt. Bei ungewöhnlich starkem Atmungsdruck (wie bei dem Bühnenflüstern; das natürliche Fl. ist ja gerade sehr leise) werden auch die Stimmbänder selbst ein wenig auseinander getrieben und diese künstliche Flüsterenge hat MANDL, MALAD. DU LAR. 262, wo besonders auf seine Fig. 91 verwiesen wird, dargestellt; er gibt jedoch auch andere Schluß- (besser Enge-) Arten zu mit Figuren, von welchen seine Fig. 92 am meisten zu unserer Tab. II. 6 paßt. Leider ist nun MANDLS Fig. 91 in die meisten Lehrbücher übergegangen als Bild des Flüstertypus; seine Fig. 92 wäre richtiger gewesen.

[2] Man hat eine graphische Methode erfunden, die Schwingungen sich selbst registrieren zu lassen. Vgl. die Arbeiten von DONDERS und ROSAPELLY, über welche ich in meiner PHONETIK berichtet. Seit dem Erscheinen der letzteren hat ÖRTEL seine Abhandlung ÜBER DEN MECHANISMUS DES BRUST- UND FALSETTREGISTERS, 1882. veröffentlicht. Der daselbst auf S. 14 ff. beschriebene pathologische Fall ist von besonderem Interesse. In PHONETIK S. 24 sprachen wir die Hoffnung aus, daß Ö. über seine stroboskopischen Untersuchungen, resp. die Fortsetzung derselben genaueren Bericht geben werde. Dem hat Ö. leider in dieser Abhandlung nicht entsprochen.

erzeugende sei, die ausgetriebene Luft oder die Stimmbänder, so kann man im allgemeinen antworten, daß beide Faktoren zusammenwirken, derart jedoch, daß beim höhern Register der erstere, beim tiefern der zweite Faktor vorwiegt.[1]

Die beiden Register greifen bei derselben Person derart in einander über, daß eine Reihe von Tonhöhen (Voix mixte) sowohl im höheren als im tieferen, also mit verschiedenen Artikulationen und Klangfarben erzeugt werden können. Je nach Geschlecht, Alter und Person werden weiter als individuelle Tonhöhengebiete: Baß, Bariton, Tenor; Alt, Mezzosopran, Sopran unterschieden.

Die **mittlere Höhe** der Stimme beim ruhigen Sprechen liegt im allgemeinen zwischen den mittleren und tiefsten Tönen der Bruststimme jeder Person; sie ist jedoch auch von der Gewöhnung, dem Geschlecht und Alter abhängig. So sprechen Frauen und Kinder meist in den tieferen Tonhöhen des höheren Registers. Von diesem Niveau weicht man im **Sprechen** mehr in allmählichen Übergängen (d. h. nach Klünder etwa von viertel zu viertel Ton) in der Regel nicht über die Grenzen einer Quinte hinaus, ausnahmsweise auch mehr ab, je nach der Stimmung[2], nach der Person, der Mundart und Sprache, der Natur des Wortes[3] und Satzes[4], so jedoch, daß selten die Stimme auf derselben Tonhöhe verharrt (Tab. VI. 2). Wir unterscheiden folgende **Grade:**

steigend ⌌,
gehalten hoch ⌐,

[1] Die Ergebnisse meiner Untersuchungen habe ich in meiner PHONETIK 25 so zusammengefaßt: 'Wir sehen, daß wir es bei den Klängen der verschiedenen Register mit sehr komplizierten Bewegungen zu thun haben, eine Bemerkung, welche wir im Gegensatz zu einseitig abstrakten Auffassungen noch öfter in der Phonetik zu machen haben werden. Die Stimmbandartikulationen allein genügen zur Erklärung der Register nicht ... Bloße Vergleichungen mit verwandten Erscheinungen bei andern Tieren, z. B. mit "singenden" und "flötenden" Vögeln erklären nichts, da die letztern, wie wir gesehen, selber noch der Erklärung bedürfen. Die Vergleichung des Stimmorgans in seiner Gesamtheit mit einem künstlichen Instrument ist nicht glücklicher gewesen, weil man die Instrumente zu speziell gewählt und infolgedessen bei der Durchführung des Vergleichs dem so variablen Stimmorgan Gewalt anthun mußte. Am wenigsten widerspenstig und dem so mannigfaltigen Wechsel des Stimmorgans einigermaßen anzupassen dürfte die elastische Röhre [von Kautschuk] sein ... Die unverengte Röhre würde dem Indifferenzzustand entsprechen. Verengt man dieselbe an einer mittleren Stelle, so würde diese die Artikulationsstelle der Stimmbänder, das eine Ende das Windrohr, das andere das Ansatzrohr vorstellen. Öffnung resp. eine mäßige Annäherung der elastischen Wände ... würde die Blase- resp. Hauchöffnung [besser Blaseöffnung und Hauchenge], eine größere Annäherung ... die Flüsterenge, eine Enge resp. Schluß ... die Stimmenge (und zwar der Bruststimme, wenn die lebendige Kraft des Stroms sich zunächst und zumeist übertrüge auf die genäherten Teile und diese in primäre Schwingungen versetzte, der Fistelstimme, wenn dieselbe sich vorwiegend unmittelbar auf das Luftvolumen des Ansatzrohrs übertrüge und dieses in primäre Schwingungen versetzte) ... Wie vollendet man aber auch dieses Instrument gestalten möge, die Natur würde es nimmer erreichen.'

[2] Frobisher, VOICE AND ACTION, 1880, 88 unterscheidet nach den Intervallen: indifference (2), interest (3), eagerness (5), passion (8).

[3] Bekanntlich werden sonst gleichlautende Wörter z. B. im Chinesischen durch die Stimmhöhe unterschieden.

[4] Über die eigentümliche 'Betonung' bei Fragen, Zweifel, Ruf u. s. w. vgl. schon Pāṇini, I 2, 33; VIII 2, 98. In unserer gewöhnlichen Interpunktion sind Frage- und Ausrufungszeichen, welche Stimmhöhen bezeichnen, wohl von Komma, Semikolon, Kolon, Punkt zu unterscheiden, welche die Dauer der Pausen andeuten.

fallend ⌒,
gehalten tief ⌣,
steigend und dann fallend ⌒,
fallend und dann steigend ⌣,

wobei das Intervall von der unbezeichneten mittleren Stimmhöhe durch die arabischen (höher), resp. die römischen Zahlen (tiefer) bezeichnet wird. Vgl. Tab. V. und Erklärung dazu.

Beim **Singen** werden die einzelnen Tonhöhen im allgemeinen länger gehalten, der Übergang ist, mindestens in Intervallen von $^1/_2$ Ton, ein sprungweiser (Tab. VI. 2) und der Umfang, innerhalb dessen die Tonhöhen wechseln können, ist über $1^1/_2$ Oktave. Zwischen diesem kunstgemäßen 'Singen' und dem 'Sagen' in ihrer beiderseitigen extremen Entwickelung haben wir uns wohl die natürliche Sprache in frühesten Entwickelungszuständen und die rohen Anfänge ältester Gesanges- und Dichtkunst (vgl. das Recitativ) zu denken.[1]

6. **Klappschluß** (Clausura cum una plosione: plosiva, implosiva, explosiva, je nachdem entweder Zu- und Aufklappen unmittelbar nach einander oder bloß Zu- oder bloß Aufklappen vorkommen). Bezeichnung: $\underset{Q}{..}$ resp. *Q*, wenn bei Vernachlässigung der Artikulationen des Ansatzrohrs als selbständiger Laut aufgefaßt (vgl. oben 2. *h*) Tab. II. 11. Vollständiger minder oder mehr energischer Schluß der ganzen Stimmritze, event. mit übereinander geschobenen Bändern. Querer Stellknorpelmuskel, vorderer Ring-Stellknorpelmuskel und Schild-Stellknorpelmuskel. Klappgeräusch.

7. **Zitterschluß** (Clausura cum pluribus plosionibus tardioribus). Bezeichnung: $\underset{R}{..}$ resp. *R*, wenn als selbständiger Laut aufgefaßt (vgl. oben 2. *h* und 6. *Q*). Schluß mit Enge langsamer und regelmäßig abwechselnd. Dieselben Muskeln wie bei 6. wirken etwas weniger energisch, doch mehr dauernd. Knarrgeräusch.

---

[1] In bezug auf die Stimmhöhe haben, wie es scheint, die alten Griechen (vgl. Aristoteles, Poet. XX. Dionys. Thrax, Τέχνη γραμματική. Dionys. Halic., Περὶ συνθέσεως ὀνομάτων, Sect. II. Monboddo, Origin and progress of language, 1773 ff. II 275, 284. Liskovius, Aussprache des griech. u. Bedeut. d. griech. Accente, 1825) und Römer die Sprache weit besser zu analysieren verstanden als die neueren Sprachforscher, die Phonetiker nicht ausgenommen. Am meisten hat man nach dieser Seite in den skandinavischen Sprachen gethan In der That bieten auch das Schwedische und Norwegische ganz außergewöhnliche Stimmhöhen, im Vergleich zu den Stärkeverhältnissen, welche bei den meisten Sprachen aus physiologischen Gründen einander direkt proportional steigen. Nach meinen Beobachtungen spielt die Stimmhöhe auch im Französischen eine eigentümliche Rolle; sie steigt in den 'männlichen' Endsilben treu dem alten 'accentus' der betr. Silbe im Lateinischen, während die Stärke oft mehr den in den modernen, besonders den germanischen Sprachen herrschenden Gesetzen gemäß auf den Stammsilben steigt oder überhaupt schwebend bleibt, wie es vielleicht im Lateinischen der Fall gewesen. Dieses Verhalten ist im Französischen um so schwerer mit bloßem Ohre zu analysieren, als die Stimmhöhen- und Stärkeunterschiede in dieser Sprache ja weit geringer sind als in andern Sprachen, namentlich z. B. als im Schwedischen; übrigens beurteilen Personen mit verschiedener Gewöhnung in Rücksicht auf den 'Accent' fremdartige 'Accente' sehr verschieden. Meine Beobachtung über die französische 'Betonung' bitte ich als eine vorläufige anzusehen, welche ich demnächst durch Selbstregistrierung belegen zu können hoffe. Vgl. T. Merkel, Der franz. Wortton, 1880, S. 7, 8, 22. Storm, Engl. Philol. 434 über Genfer Aussprache. Wulff, Några ord om aksent, 1883. — Den mehrdeutigen Ausdruck 'Accent' werden wir in der Folge S. 169 genauer definieren.

8. **Dauerschluß** (Clausura continua). Bezeichnung $\underset{\mathrm{Q}}{\overset{\cdots}{-}}$. Tab. II. 11 oder 12. Dieselben Muskeln wie bei 6. wirken energisch und dauernd. Keine Schallerscheinung im Kehlkopf.

Die unmittelbar oberhalb der Stimmbänder im **Ausgange des Kehlkopfs** statthabenden Artikulationen gehören streng genommen zu denen des Ansatzrohrs; weil sie aber mit denen der Stimmbänder natürlich verbunden und von ihnen mehr oder minder abhängig auftreten, wollen wir sie schon hier anhangsweise besprechen:

Die von den Stimm- und Taschenbändern beiderseits gebildeteten **Taschen** (Ventriculi Morgagni). Tab. I. 1, 5; II. 3, besonders 13—16. Ihr Hohlraum ist am größten in der Ruhelage, II. 3, 13; er wird kleiner in dem Maße, als die Stimmbänder gespannt werden und gegen einander vorrücken, insofern die verschiebbaren Wandungen der Taschen dabei verbraucht werden.

Die oberen, besser **unechten Stimm- oder Taschenbänder** (Ligamenta glottidis spuria sive Ligg. ventriculi). Tab. I. 1, 5; II. Ruhelage II. 3, 13. Ihre Artikulationen folgen denen der wahren Stimmbänder, doch so daß sie stets mehr offen bleiben als letztere und sich überhaupt nur bei dem energischesten Schluß Tab. II. 12 vollkommen schließen. Zu bemerken ist jedoch, daß sie sich bei dem höhern Register verhältnismäßig enger zusammenschieben als bei dem tiefern (vgl. Tab. II. 7, 8 und 9, 10).

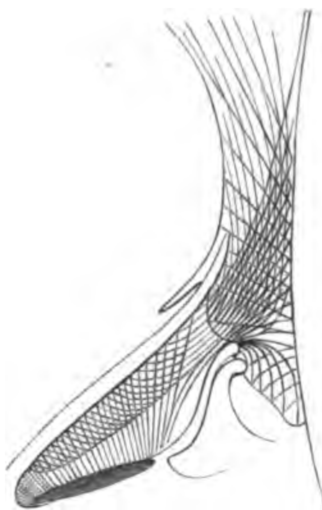


Fig. 42.
Unten die Stimmritze mit der rechten Tasche, rechts davon die Stellknorpel, links der **Kehldeckel** und darüber der hintere Zungengrund; ganz rechts die hintere Schlundwand. Die **Schallwellen** werden zuvörderst an der hintern Wand des Kehldeckels zu der des Schlundkopfs zurückgeworfen und dadurch gedämpft, mehr oder minder, je nach der **Größe des Kehldeckelwinkels**, ehe sie in den obern Teil des Ansatzrohrs gelangen.

Die **Stellknorpel-Kehldeckelfalten** (Ligamenta ary-epiglottica). Fig. 39Bb. Tab. I. 1, 5; II. Ruhelage II. 2, 3. Auch hier haben wir entsprechend den Stimmbandartikulationen die verschiedensten Grade von größter Öffnung (Tab. II. 1) bis zu vollständigem Schluß (Tab. II. 12). Man beachte dabei wieder, daß bei dem höhern Register, besonders bei den höchsten Tönen, die Öffnung geringer ist als bei dem tiefern (vgl. Tab. II. 7, 8 und 9, 10). Erweiterung des Ausgangs des Kehlkopfs wird bewirkt durch den Schildknorpel-Kehldeckelmuskel (Tab. I. 5), zusammen mit dem hintern Ring-Stellknorpelmuskel (Tab. I. 3, 4) und dem Griffel-Kehlkopfmuskel (Tab. VII. 1, 2); Verengerung resp. Schluß durch den Stellknorpel-Kehldeckelmuskel (Tab. I. 5).

Der **Kehldeckel** (Epiglottis). Tab. I. 1, 5; II. 1—12. Fig. 35e, 39A. In der Ruhelage ist der Kehldeckel unter einem Winkel von ungefähr 40° zur Stimmbandebene geneigt, sodaß eine kleine Öffnung zwischen ihm und der hintern Schlundwand bleibt (Tab. II. 2). In Tab. II. 1, 3—12 ist er behufs Kehl-

kopfspiegelung gewaltsam mit der Zunge nach oben und vorn gezogen, so daß die letztgenannten Abbildungen nur annähernd eine Vorstellung von seiner relativen Lage bei den verschiedenen Artikulationen der Stimmbänder geben.

Der Kehldeckel richtet sich hoch auf bei den höhern Tönen (Tab. II. 8, 10), mit kleinerm Krümmungshalbmesser im Horizontalschnitt, und bei hellern Klanglauten infolge der Wirkung des Griffel-Schlund-Kehlkopfmuskels (Tab. I. 1; VII. 1, 2). Der Neigungswinkel des Kehldeckels muß mindestens 45° betragen, wenn die Stimmbandschallwellen hell und klar nach oben und außen reflektiert werden sollen (Fig. 42); er spielt also bei der Klangfarbe der Klanglaute (S. 81, 96, 98; Tab. III. 4—6) eine große Rolle.

Der Kehldeckel sinkt bei tiefern Tönen (Tab. II. 9), bei Hauch- und Flüstergeräusch (Tab. II. 5, 6), und bis zu annäherndem (Tab. II. 11) und vollständigem Schluß (Tab. II. 12) bei artikulatorischem Stimmbandschluß (wie auch beim Schlucken) infolge der Wirkung des Stellknorpel-Kehldeckelmuskels (Tab. I. 5).

III. DAS ANSATZROHR.

ANATOMISCHE ANALYSE DES SCHLUNDKOPFS UND DER NASENHÖHLE.

Der Schlundkopf (Tab. I. 1), in welchen von unten die Luftröhre (Trachea) und Speiseröhre (Oesophagus) münden, lehnt sich hinten an die oberen Halswirbel an und reicht nach oben bis zum Schädelgrunde; nach vorn geht er oben in die Nasen- und in der Mitte in die Mundhöhle über. Wir müssen vom phonetischen Gesichtspunkte folgende drei Teile des Schl. unterscheiden:

1. den **Kehlkopfteil** (Cavum pharyngo-laryngeum), welcher durch den sich gegen die hintere Wand des Schlundkopfs neigenden Kehldeckel von der Mitte abgegrenzt wird;
2. den **Nasenteil** (Cavum pharyngo-nasale), welcher durch das sich gegen die hintere Wand des Schlundkopfs erhebende Gaumensegel von der Mitte abgegrenzt wird;
3. den **Mundteil** (Cavum pharyngo-orale) inmitten zwischen beiden.

Folgende **Muskeln** bewirken die Artikulationen des Kehlkopf- und Mundteils des Schlundkopfs (Tab. VII. 1; resp. I. 1):

a) Quere Schnürer:

1. Kehlkopf-Schlundkopfmuskel (Laryngo-pharyngeus sive Constrictor pharyngis inferior).
2. Zungenbein-Schlundkopfmuskel (Hyo-pharyngeus sive Constrictor pharyngis medius).
3. Kinnbacken-Schlundkopfmuskel (gnatho-pharyngeus sive Constrictor pharyngis superior[1]).

Diese Schnürer bewirken ihrer schrägen Lage nach neben Verengerung eine gleichzeitige und entsprechende Verkürzung des Schlundkopfs.

---

[1] Sein vorderer Teil am Mundvorhof wird Trompeterm. (Buccinator) genannt.

b) Längsmuskeln:

1. Griffel-Schlundkopfmuskel (Stylo-pharyngeus), welcher mit seiner Fortsetzung, dem Schlund-Kehldeckelmuskel (Pharyngo-epiglotticus) den untern oder Schlund-Kehldeckelbogen (Arcus pharyngo-epiglotticus (Tab. I. 1; VII. 2) bildet.
2. Gaumen-Schlundkopfmuskel (Palato-pharyngeus), welcher den hintern oder Gaumen-Schlundkopfbogen (Arcus palato-pharyngeus) (Tab. I. 1; VII. 2; Fig. 43 y) bildet.

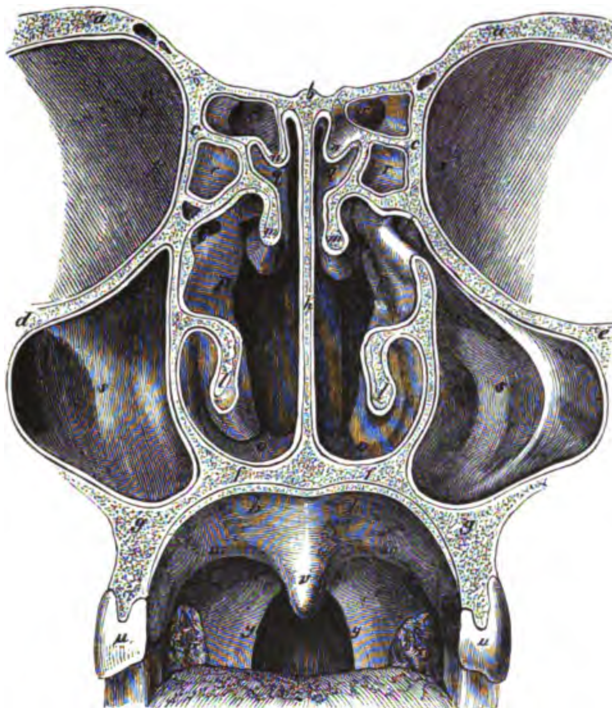


Fig. 43. Frontalschnitt durch Nasen- und Mundhöhle.

Die Nasenhöhle durch die Scheidewand (Septum) k geschieden, mit der untern l, mittlern m, obern Muschel n und den Kieferhöhlen s.

Die Mundhöhle: oben der harte Gaumen f, die Zahnfortsätze g, die Backenzähne u; nach hinten der weiche Gaumen h, der vordere Bogen w, der hintere Bogen y, dazwischen das Zäpfchen v herabhängend und die Mandel x; unten der Zungenrücken.

Der Gaumen-Zungenmuskel (Palato-glossus), welcher den vordern oder Gaumen-Zungenbogen (Arcus palato-glossus Tab. I. 1; VII. 3; Fig. 43 w) bildet, scheidet, wenn er sich zusammenzieht, den Schlundkopf von der Mundhöhle und gehört bereits ganz der letztern an.

Bei den Artikulationen des **Nasenteils** des Schlundkopfs sind thätig, gewissermaßen als Antagonisten der bereits genannten den weichen Gaumen niederziehenden Gaumen-Schlundkopfmuskeln und Gaumen-Zungenmuskeln:

1. Gaumenheber (Levator palati Tab. I. 1; VII. 2);
2. Gaumenspanner (Tensor palati Tab. I. 1; VII. 2);
3. Zäpfchenheber (Levator azygos uvulae Tab. I. 1; III. 1—6; VII. 2; Fig. 43 v).

Alle drei heben den weichen Gaumen gegen die hintere Schlundwand und helfen vom Mundteil den Nasenteil des Schlundkopfs und damit den Weg nach den innern beiden von der Nasenscheidewand (Septum) getrennten Nasenlöchern (Choanae Tab. VII. 2) zur Nasenhöhle mit ihren drei Muscheln (Conchae, inferior, media, superior Fig. 43 l, m, n) und den geräumigen Kieferhöhlen (Fig. 43 s) beiderseits abschließen.

PHYSIOLOGISCHE ANALYSE DES SCHLUNDKOPFS UND DER NASENHÖHLE.

In der Ruhelage ist der Schlundkanal offen und läßt den Atmungsstrom geräuschlos hindurch fließen. Die Artikulationsgrade des Kehlkopfteils des Schlundkopfs haben wir bereits besprochen: es sind Öffnung (größte, größere, kleinere, kleinste), Enge und Schluß zu unterscheiden, wobei neben den bereits im einzelnen genannten Muskeln des Kehlkopfausganges der Kehlkopf-Schlundmuskel (untere Schlundschnürer) den Graden entsprechend wirksam ist.

Im Mundteil, dessen Luftraum von der Lage des Zungenkörpers abhängig ist, haben wir wieder Öffnung in den verschiedenen Graden, Enge, Schluß, wobei der mittlere Schlundschnürer und der hintere Gaumenbogen in Arbeit treten. Mit dem hintern Bogen artikuliert der vordere im allgemeinen in analoger Weise (Fig. 43). In ihrer Ruhelage stehen die hintern Pfeiler etwa 2—3 Cm. von einander, noch weiter die vordern; sie wölben sich in flacherem Bogen. Bei höheren Tönen, namentlich der Oberstimme, nähern sich die Pfeiler der Bogen mehr und mehr und wölben sich oben immer spitzer.

Im **Nasenteil** hängt in der Ruhelage das Gaumensegel schlaff herab, so daß das Zäpfchen in Entfernung von 1—1,5 Cm. über dem Kehldeckel schwebt (Tab. I. 1). Als Abweichungen von dieser Lage ergeben sich die folgenden Artikulationsgrade, welche man mittelst der **Nasenspiegelung** (Rhinoscopia posterior)[1] feststellen kann:

1. **Öffnung** (Apertura nasalis). Bezeichnung: ⁓. Tab. III. 1. Die Muskeln nicht mehr so schlaff wie in der Ruhe. Kein Schall, d. h. an dieser Stelle.

2. **Enge** (Strictura nasalis). Bezeichnung: ∾. Tab. III. 2. Geringere Hebung des weichen Gaumens durch den Gaumenheber, Gaumenspanner und Zäpfchenheber, während aus der hintern Schlundwand ein kleinerer Wulst infolge der Zusammenziehung des obern Schlundschnürers ihm entgegen kommt. Reibegeräusch wie beim Schnarchen.

3. **Klappschluß** (Clausura nasalis cum una plosione). Bezeichnung: ∞. Tab. III. 3. Mit einmaligem Klappen. Energischere Wirkung derselben Muskeln wie bei 2. Klappgeräusch.[2]

4. **Dauerschluß** (Clausura nasalis continua), der wichtigste und gewöhn-

---

[1] Die Nasenspiegelung ist durchaus analog der Kehlkopfspiegelung (Tab. I. 6), nur daß ein kleinerer Spiegel angewandt wird, dessen spiegelnde Fläche, statt nach unten, nach oben geneigt wird, hinter dem Zäpfchen den innern Nasenlöchern zu.

[2] Zitterschluß mit schnarrendem Geräusch beim Schnarchen während der Einatmung zu beobachten, aber nicht in der Sprache.

lichste nasale Artikulationsgrad. Bezeichnung unnötig. Dieselbe Muskelwirkung wie bei 3., nur dauernder. Kein Schall.

Von den geringen Veränderungen der äußern Nasenöffnungen durch Zusammenziehung des Nasenmuskels (Fig. 46 k i; Tab. III. unten links) und anderer können wir hier füglich absehen.

ANATOMISCHE ANALYSE DER MUNDHÖHLE.

Die Mundhöhle wird von dem an den Schädel fest angefügten Oberkiefer (Maxilla superior, Tab. I. 1; III. 7a) mit dem Gaumenbein (Os palatinum), dem Oberkieferbein (Os maxillare superius), den Zahnfortsätzen (Alveoli) und den oberen Zähnen, drei Mahl-, zwei Backen-, ein Eck-, zwei Schneidezähnen jederseits (Dentes molares, buccales, caninus, incisivi); von dem daran unter verschiedenem Winkel beweglichen Unterkiefer (Maxilla inferior) mit den unteren Zähnen und dem hufeisenförmigen Zungenbein (Os hyoideum Fig. 44) als festen Teilen gebildet. Die Zähne scheiden die innere Mundhöhle (Cavum oris) von dem Wangen- und Lippenvorhof (Vestibulum oris).



Fig. 44. Zungenbein (Os hyoideum).
Verschiedene Ansichten desselben mit seinem Körper und seinen großen und kleinen Hörnern: A von vorn, B von hinten, C von oben, D Schnitt in der Mittelebene.

Die innere Mundhöhle: Die Muskeln des hintern und vordern Gaumenbogens und des weichen Gaumens, welche die innere Mundhöhle von dem Schlundkopf und der Nasenhöhle abschließen, haben wir bereits kennen gelernt. Der Boden wird namentlich von dem querverlaufenden Kiefer-Zungenbeinmuskel (Mylo-hyoideus vel Diaphragma oris Tab. I. 1; VII. 1) und dem vordern zweibäuchigen Muskel (Biventer ant. maxillae Tab. I. 2; VII. 3) gebildet.

An der **Zunge** (Lingua), welche in der Ruhelage die innere Mundhöhle ziemlich ausfüllt, unterscheiden wir folgende Muskeln (Tab. VII. 3):

I. **Zungenbeinmuskeln,** welche außerhalb der Zunge bleiben und die äußere Lage der Zunge mittelst des Zungenbeins beeinflussen (Tab. VII. 3):

1. Schulter-Zungenbeinmuskel (Omo-hyoideus Fig. 25), zieht das Zungenbein nach unten.
2. Brust-Zungenbeinmuskel (Sterno-thyreo-hyoideus), zieht das Zungenbeine nach unten.
3. Griffel-Zungenbeinmuskel (Stylo-hyoideus Tab. VII. 2), zieht das Zungenbein nach oben.
4. Kinn-Zungenbeinmuskel (Genio-hyoideus Tab. I. 1, 2; Fig. 45 a[1]), zieht das Zungenbein nach vorn.
5. Zweibäuchiger Zungenbeinmuskel (Biventer anterior et posterior Tab. I. 2; VII. 3), zieht das Zungenbein resp. nach vorn oder nach hinten und oben.

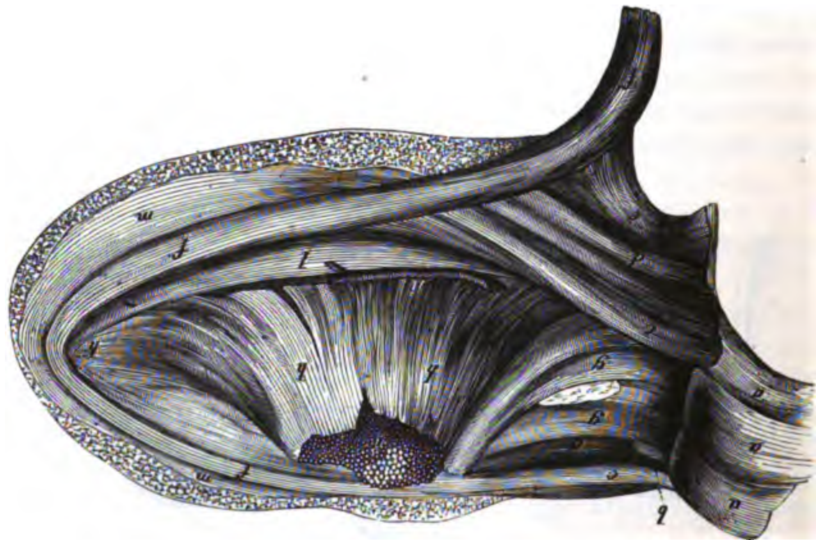


Fig. 45. Muskeln der Zunge von unten und links gesehen.[1]

II. **Äußere Zungenmuskeln,** d. h. solche, die von außen in die Zunge eintreten und die Lage, z. T. auch die Form der Zunge beeinflussen (Tab. VII. 3):

1. Zungenbein-Zungenmuskel (Hyo-glossus Tab. I. 2; Fig. 45 c, d), zieht die Zunge nach hinten und unten.
2. Kinn-Zungenmuskel (Genio-glossus Tab. I. 1, 2; Fig. 45 h), zieht die Zunge nach vorn und unten.
3. Griffel-Zungenmuskel (Stylo-glossus Fig. 45 f), zieht die Zunge nach hinten und oben.
4. Gaumen-Zungenmuskel (Palato-glossus), welcher den vordern Bogen bildet (Fig. 43 w), zieht die Zunge nach oben und hinten.

Die letzten beiden Muskeln verlaufen in der Zunge teils longitudinal, teils transversal; mit letzterm Teil bilden sie also eine Schleife resp. einen

[1] Die Buchstaben in der Figur 45 sind von der entgegengesetzten Seite zu lesen.

Ring, deren Zusammenziehung in frontaler Richtung konkave Wölbung der Zunge nach oben bewirkt; mit jenem Längsteil ziehen sie die ganze Zunge rückwärts.

III. **Innere Zungenmuskeln**, d. h. solche, die ganz im Zungenkörper liegen und die Form der Zunge bedingen:

1. Unterer (Fig. 45 l) und oberer (Tab. I. 1) Zungenlängsmuskel (Lingualis longitudinalis inferior et superior [1]). Beide zusammen verkürzen und verdicken die Zunge. Wirkt der untere allein, so wird die Zunge nach unten konkav, nach oben konvex, die Zungenspitze abwärts gerichtet; wirkt der obere allein, so wird die Zunge nach oben konkav und die Zungenspitze aufwärts gerichtet.
2. Querer Zungenmuskel (Lingualis transversus), welcher von dem mittlern Zungenband (Septum medianum linguae, Tab. I. 1) zum Rande der Zunge (z. T. direkt [2] von Rand zu Rand) verläuft und die Zunge verschmälert und verdickt.

Des Wangenvorhofs Raum wird besonders durch den Backen- oder Trompetermuskel (Buccinator sive Gnatho-pharyngeus Tab. III. links unten; Tab. VII. 1; Fig. 46 L, L″) verändert.

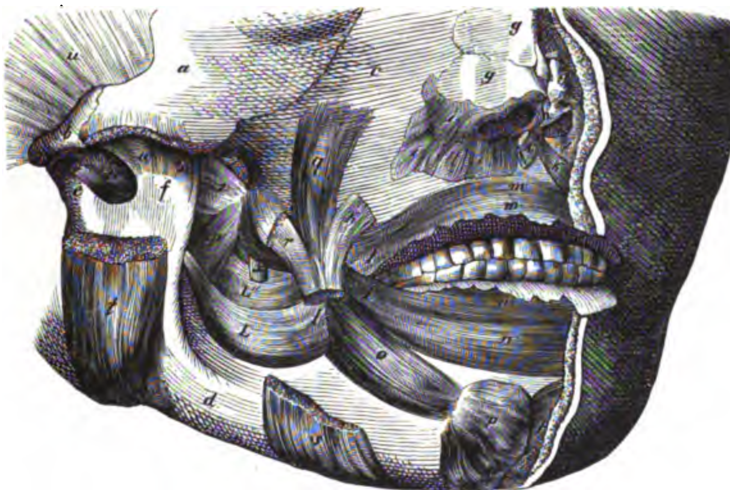


Fig. 46. Muskeln der Mundspalte.
Zur Ergänzung von Tab. III., namentlich für die tiefer liegenden Muskeln.

Die Größe und Form des Raums und der Mündung des **Lippenvorhofs** wird durch die folgenden **Muskeln der Mundspalte** bedingt (Tab. III. links unten und Fig. 46) [3]:

---

[1] Vgl. jedoch H. SACHS, OBSERV. DE LINGUAE STRUCT. PENITIORE. DISS. VRATISL., 1856, 19: Longitudinalis ... superior pars est illorum musculorum, qui in dorso linguae decurrentes originem habent fixam [Stylo- et Palato-glossus Tab. VII. 3]. Longitudinalis inferioris maxima pars formatur musculo linguali inferiore quem ob ossis hyoidei extremitate exoriri supra demonstratum est [Hyo-glossus Fig. 45 l, c, d].

[2] SACHS p. 20.

[3] Vgl. HENLE, HANDB. D. SYST. ANAT. [2] I. III, 1871, 153.
H. v. MEYER, LEHRB. D. ANAT. [3], 1873, 211, 633.

I. Von außen gehen bis an die Lippen (Tab. III.):

1. Der Jochbeinmuskel (Zygomaticus Fig. 46 q) vom Jochbein zum Mundwinkel, den er nach außen und oben zieht.
2. Der sogenannte Lachmuskel (Risorius Tab. III.) von der Sehnenhaut des vordern Kaumuskels zum Mundwinkel, den er nach außen und hinten zieht.
3. Der obere Schneidezahnmuskel (Incisivus superior Fig. 46 k) vom Alveolarrande des ersten obern Schneidezahns zum Mundwinkel, den er gegen die Mittelebene zieht.
4. Der untere Schneidezahnmuskel (Incisivus inferior Fig. 46 o) vom Alveolarrande des Unterkiefers zum Mundwinkel, den er gegen die Mittelebene zieht.

   In Verbindung mit 3 und 4 werden hierher weiter gerechnet:
5. Der Nasenmuskel (Nasalis Fig. 46 i, k; vgl. Tab. III.) von der Nase an die Oberlippe resp. als oberer Schneidezahnm. zum Mundwinkel.
6. Der Kinnmuskel (Mentalis Fig. 46 p) vom Alveolarrande des Unterkiefers zur Kinnhaut resp. als unterer Schneidezahnmuskel (Fig. 46 o) sich bis zum Mundwinkel fortsetzend.[1]

   3, 4, 5 (6?) werden als Vorstülper des Mundes beschrieben.[2]

II. Von außen gehen in die Lippen hinein (Tab. III.):

a) mit queren Fasern:

1. Der Trompetermuskel (Buccinator sive gnatho-pharyngeus Fig. 46 L l; Tab. VII. 1); die Mundöffnung ist ein Spalt in diesem als obersten Schlundschnürer bereits S. 132 erwähnten Muskel, welcher letzterer als Verengerer in lotrechter, als Erweiterer in querer Richtung wirkt.
2. Der obere dreieckige oder Eckzahnmuskel (Triangularis superior sive Caninus Fig. 46 q) von der Eckzahngrube (Fovea canina) zum Mundwinkel und weiter bis in die Unterlippe, wo er quer fächerartig an der entgegengesetzten Seite verläuft.

Klein, zur Kenntnis des Baues d. Mundlippen d. neugeb. Kindes, 1869.
Henke, die obern u. untern Musk. d. Lipp. (Ztschr. f. Anat. u. Entw. I, 1875).
Äby, Muskulatur d. menschl. Mundspalte (Arch. f. mikr. Anat., 1879, XVI 651).
Merkel, Anthropophonik 247, vgl. daselbst 241 Fig. 72.

[1] Merkel, Anthropophonik 256, 262: 'Der Musc. levator menti ist ... der eigentliche Agent der Kom- oder Adpression der Lippen gegeneinander, mögen sie gespannt oder kontrahiert sein, sowie der Umstülpung der Unterlippe. Die Erhebung des Kinns ist dabei große Nebensache. Der Name Adpressor labiorum wäre daher wohl zweckmäßiger, selbst Protrusor labii inferioris wäre noch besser als Levator menti.'

[2] Henle, Handb. I. III 169: Das Spitzen des Mundes zum Pfeifen, Küssen, zum Aussprechen der Vokale O und U ist zunächst nicht Sache des M. sphincter oris, sondern der Mm. incisivi der Ober- und Unterlippe und des M. nasalis lab. sup., wobei unterstützend der M. caninus und die am Rande des Unterkiefers entspringenden Fasern des M. triangularis hinzutreten mögen. Der Sphincter hat aber dabei die Aufgabe, die Mundspalte eng und geschlossen zu erhalten und den Lippenfalten eine gewisse Tension zu erteilen, wozu die eigenen sagittalen Fasern des Lippenrandes mitwirken.' Vgl. Henles Fig. 73 mit der obigen Fig. 46, welche letztere Merkel teilweise de Courcelles, Icones musculorum capitis Tab. III. entlehnt hat.

3. Der untere dreieckige Muskel (Triangularis inferior Fig. 46 s) von dem untern Rande des Unterkiefers zum Mundwinkel und weiter in die Oberlippe, wo er quer verläuft.

Es kreuzen sich beiderseits im Mundwinkel die obern und untern und in beiden Lippen in der Mitte die rechten und linken dreieckigen Muskeln. Sie streben also, die Mundöffnung kreisförmig zu verengern.

b) mit lotrechten Fasern:

1. Der obere viereckige Muskel (Quadratus superior) vom untern Rande der Augenhöhle am Nasenflügel vorbei bis in die Oberlippe, welche er nach oben zieht.
2. Der untere viereckige Muskel (Quadratus inferior) vom untern Kieferrand bis in die Unterlippe, welche er nach unten zieht.

III. Ganz innerhalb der Lippen bleiben die sagittalen Muskeln (Tab. I. 1):

1. Der obere sagittale Lippenmuskel (Sagittalis labii superioris sive Compressor labii KLEIN sive Rectus ÄBY).
2. Der untere sagittale Lippenmuskel (Sagittalis labii inferioris). Beide verlaufen von der innern zur äußern Haut, pressen die Lippen der Dicke nach zusammen und vermehren die Spannung und Elastizität.

Die sämtlichen Muskeln unter II. und III. bilden den Schließer der Mundöffnung (Sphincter oris).

Die Artikulationen der Mundhöhle sind samt und sonders in hervorragender Weise abhängig von den Muskeln, welche den **Kieferwinkel** vergrößern oder verkleinern (Tab. I. 1, 2; III.; VII. 1, 4, 5):

I. Als Erweiterer (Abductores maxillae inferioris) wirken außer der Kraft der Schwere, welche den Unterkiefer nach unten zieht:

1. Der Kinn-Zungenbeinmuskel (Genio-hyoideus Tab. I. 1, 2; VII. 3).
2. Der Kiefer-Zungenbeinmuskel (Mylo-hyoideus vel Diaphragma oris, Tab. I. 1; VII. 1).
3. Der zweibäuchige Zungenbeinmuskel (Biventer Tab. I. 2; VII. 3), alle drei Muskeln, sofern das Zungenbein fixiert ist.
4. Der Hautmuskel des Halses (Platysma myoides sive Subcutaneus colli in Tab. III. oberhalb Fig. 13 in seinem obern Teil angedeutet.

II. Als Verengerer (Adductores maxillae inferioris) wirken:

1. Der äußere und innere Kaumuskel (Masseter exterior et interior Tab. III. unten links, VII. 4, Fig. 46 t).
2. Der Schläfenmuskel (Temporalis Tab. VII. 4; Fig. 46 u).
3. Der äußere und innere Flügelmuskel (Pterygoideus exterior et interior Tab. VII. 2, 5; Fig. 46 v, w).

Die letztern drei Muskeln heben den Unterkiefer, ausgenommen der äußere Flügelmuskel, welcher mit seinen horizontalen Fasern Vor- und Seitwärtsbewegungen des Unterkiefers bewirkt.

PHYSIOLOGISCHE ANALYSE DER MUNDHÖHLE.

Während beim ruhigen Atmen der Nasenkanal der gewöhnliche Luftweg ist, tritt im allgemeinen beim Sprechen an dessen Stelle die Mundhöhle, welche mit ihren sehr beweglichen Teilen im Innern wie an der Mündung die Möglichkeit einer außerordentlichen Mannigfaltigkeit von ineinander übergehenden Artikulationen bietet. In der Ruhelage (Tab. I. 1; IV. 15) hängt das Gaumensegel mit dem Zäpfchen herab. Die Pfeiler des vordern Gaumenbogens stehen weit von einander, oben flach gewölbt. Das Zungenbein ist in mittlerer Lage. Die Zunge gewölbt; die Zungenwurzel nahe an der vordern Fläche des Kehldeckels; der Zungenrücken bei lose geschlossenen Kiefern um wenige Mm. von dem Gaumen entfernt, wenigstens in der Mittelebene (Tab. I. 1), mehr seitlich berührt er den Gaumen lose (Tab. IV. 15). Die Zungenspitze leise hinter die untern Schneidezähne gelegt. Der Unterkiefer dem Oberkiefer fast bis zur Berührung der Zahnreihen genähert, wobei die untern Schneidezähne ein wenig hinter den obern stehen.

Die Artikulationen der **innern Mundhöhle** sind dem Auge und tastenden Finger nicht genügend zugänglich und werden daher am besten mittelst der **Mundspiegelung** (Stomatoscopia)[1] untersucht. Die mit farbigem, nur nicht rotem Klebstoff bestrichene Zunge zeichnet dabei selber ihre Artikulationen am Gaumen und die so gewonnenen Artikulationsbilder (Figurae stomatoscopicae Tab. III., IV.) werden bei Selbstbeobachtung mit größerm nach vorn und oben gerichtetem Kehlkopfspiegel, an andern auch direkt mit bloßem Auge untersucht. Auf diese Weise ist man im stande folgende **Artikulationsstellen** (Loca articulationum) der innern Mundhöhle zu unterscheiden, wo wir es freilich nicht mit scharf abgegrenzten Linien, sondern mit **Gebieten von gewisser Breite**, welche in einander übergehen, zu thun haben:

a) Artikulationsstellen des **Zungenrückens:**

1. Hinterzungen-Gaumensegelartikulation[2] (A. linguo-velaris Tab. III. 5, 13a, IV. 1, 4).
2. Hinterzungen-Gaumenbeinartikulation (A. linguo-palatalis posterior[3] Tab. IV. 2, 5).
3. Mittelzungenartikulation (A. linguo-palatalis media Tab. III. 4; IV. 3, 6).
4. Vorderzungenrückenartikulation (A. linguo-palatatis anterior dorsalis Tab. III. 6, 7a; IV. 3a, 6a).

b) Artikulationsstellen der **Zungenspitze:**

1. Vorderzungenrücken-Spitzenartikulation (A. linguo-palatalis anterior dorso-apicalis Tab. IV. 7, 10).
2. Zungenspitzenartikulation, höchste (A. linguo-palatalis ant. apicalis cacuminalis Tab. IV. 8, 11 *ş*, *ţ*).
3. Zungenspitzenartikulation, höhere (A. linguo-palatalis ant. apicalis postalveolaris Tab. IV. 8, 11 *s̗*, *t̗*).

[1] Vgl. meine PHONETIK I 30.
[2] Die Hinterzungen-Schlundwandartikulation ist bei dem Mundteil des Schlundes 134 angedeutet.
[3] Genauer: an der Grenze zwischen Gaumensegel und -bein.

4. Zungenspitzenartikulation, mittlere[1] (A. linguo-palatalis ant. apicalis alveolaris Tab. IV. 8, 11 *s*, *t*).
5. Zungen-Zahnartikulation (A. linguo-dentalis Tab. IV. 9, 12).

Die Artikulationen des Wangenvorhofs, welche namentlich vom Trompetermuskel bewirkt werden, hängen von denen des **Lippenvorhofs** ab.

In der Ruhelage sind die Lippen lose geschlossen, nur wenig von den Zähnen entfernt, schlaff, wie die Wangen.

An Artikulationsstellen des Lippenvorhofs haben wir:

1. Lippen-Zahnartikulation (A. labio-dentalis), bewirkt durch die Unterlippe und obere Zahnreihe, wobei die erstere minder oder mehr nach innen gezogen werden kann.
2. Lippenartikulation (A. labio-labialis Tab. III. 4—6, 7—13), bewirkt durch Unter- und Oberlippe.

Dabei können die Lippen aus der mittlern Lage in verschiedenen Graden angezogen (Retractio minima, minor, major, maxima; vgl. S. 138: I. 2; II. a), oder vorgestülpt werden (Productio minima, minor, major, maxima; vgl. S. 138: I. 3, 4, 5, 6; II. a 2, 3; S. 139: III.).

An allen Artikulationsstellen der ganzen Mundhöhle unterscheiden wir die im allgemeinen von den Öffnungsgraden des Kieferwinkels abhängigen[2] **Artikulationsgrade:**

1. **Öffnung** von verschiedener **Größe:** größte, größere, kleinere, kleinste (Apertura maxima, major, minor, minima) und **Form:** runde, mittlere oder indifferente, längliche (Ap. rotunda, media sive indifferens, longa). Ohne (beim Übergang zum folgenden zweiten Grad mit kaum wahrnehmbarem) Reibegeräusch (Tab. III. 4—9, 7—13. Bezeichnung Tab. V.); resp. mit Klang beim Pfeifen (Fig. 47).

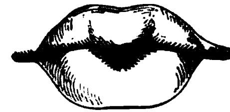


Fig. 47. Mundöffnung beim Lippenpfeifen. Vgl. Tab. III. 13.

2. **Enge** (Strictura) mit vorwiegendem charakteristischem Reibegeräusch (Tab. IV. 1—3a, 7—9, 7a).
3. **Schluß** (Tab. IV. 4—6a, 10—12a):
   a) mit einmaliger Plosion (Clausura cum una plosione) und Klappgeräusch;
   b) mit mehrmaligen langsamer auf einander folgenden Plosionen (Clausura cum pluribus plosionibus) und Knarrgeräusch; letzteres ist bei Erzitterung auch ohne Schluß möglich.
   c) dauernd (Clausura continua).

Die obigen Artikulationen der Mundhöhle finden im allgemeinen in der

[1] Die tiefere würde die folgende Zungen-Zahn-Artikulationsstelle sein, wobei die Zungenspitze sich dem hintern und untern Rande der obern Zahnreihe nähert; nähert sie sich der untern Zahnreihe, so würde das die tiefste sein, welche äußerlich mit der Ruhelage der Zungenspitze zusammenfällt (Tab. I. 1). Bei letzterer kann der Vorderzungenrücken noch gegen die Zahnfortsätze artikulieren (A. linguo-palatalis ant. dorso-alveolaris) mit derselben spezifischen akustischen Wirkung wie 4.

[2] Falls ausnahmsweise die Artikulationsgrade des Kieferwinkels denen der Zunge oder der Lippen nicht entsprechen, sind sie besonders ins Auge zu fassen und zu bezeichnen $\underset{4}{\cdots}$, $\underset{3}{\cdots}$, $\underset{2}{\cdots}$, $\underset{1}{\cdots}$ (resp. größte, größere, kleinere, kleinste Öffnung); $\underset{1/2}{\cdots}$ (Enge), $\underset{0}{\cdots}$ (Schluß). Zitterschluß, wie er bei Zähnklappern zu hören, kommt in der Sprache im engern Sinne des Wortes nicht vor.

Mittelebene derselben statt, d. h. es findet der Atmungsstrom in dieser Ebene verhältnismäßig am wenigsten Hemmung (A. medianae); sie können jedoch auch in den verschiedenen Graden seitlich sein, wobei der in der Mittelebene zumeist gehemmte Atmungsstrom seitlich entweichen muß (A. laterales). Letztere finden namentlich[1] mit der Zungenspitze statt:

Seitliche	Vorderzungenrücken-Spitzenstelle		dorso-apicalis *l*,	
	Zungenspitzenstellen	höchste	apicales . . .	cacuminalis *l*,
		höhere (A. linguolater.	. . .	postalveol. *l*,
		mittlere		alveolaris,
		tiefere		dentalis *l*,
				Tab. IV. 8, 13).

In allen diesen Fällen haben wir uns die Artikulationen als **symmetrisch** an beiden Seiten der Mittelebene vorgestellt. Bei den seitlichen kann der Luftstrom auch einseitig entweichen; wie denn überhaupt **asymmetrische** Artikulationen in der wirklichen Sprache sehr häufig sind.

Erwähnen will ich anhangsweise an diesem Orte, daß bei den von der Atmung unabhängigen **Schnalzlauten** ein doppelter, gleichzeitiger Verschluß an verschiedenen Artikulationsstellen der Mundhöhle zu unterscheiden ist: der eine, gewöhnlich der hintere, dauernd; der andere plosiv. Die Plosion findet in der Mittelebene oder seitlich, auch einseitig, asymmetrisch statt, nachdem zwischen den beiden Verschlußstellen durch eine Art Saugbewegung ein luftverdünnter Raum erzeugt worden. Dabei entsteht grunzendes, schnalzendes, schmatzendes Geräusch. Tab. IV. 14. Bezeichnung ….

Neben den der Form nach erkennbaren Artikulationsgraden lassen sich noch verschiedene **Grade der Energie**, der innern Dichtigkeit und Elastizität der Organe unterscheiden, welche durch intensivere Muskelzusammenziehung bewirkt werden.

Alle Artikulationsgrade aber an den betreffenden Stellen sind hervortretende, theoretisch fixierte Punkte oder besser Gebiete in den Bewegungsbahnen der einzelnen Teile des Sprachorgans, auf welchen die Teile einen Augenblick oder eine endliche meßbare **Zeit** verharren und zu welchen sie von und von welchen sie zu andern Gebieten übergehen. Die Zeit ist dabei ein noch viel zu wenig analysierter Faktor. Wir unterscheiden hier:

normal kurze,
zu kurze ..˘..,
mittlere ..-..,
lange Dauer ..=..

Zur objektiven Bestimmung der relativen Zeitverhältnisse der einzelnen Artikulationen empfiehlt sich besonders die graphische Methode, deren Rosapelly sich bei seinen wertvollen phonetischen Untersuchungen bedient hat.[2]

[1] Es kann auch der Zungenrücken (Kempelen 295) mit dem Gaumen, außerdem der Kehldeckel mit der hintern Wand des Schlundes, das Zäpfchen mit derselben und mit dem hintern Zungenrücken, die Lippen mit den Zähnen seitlich artikulieren; sogar die Zungenspitze mit beiden Zahnreihen zugleich (interdental) und mit der Oberlippe.

[2] Rosapelly, Inscription des phénomènes phonétiques, Trav. du Lab. de M. Marey II, 1876, 109.

Die **Stellungen** der artikulierenden Organe auf jenen Gebieten sind es, welche wir theoretisch fixieren; die Übergänge fassen wir nur dann ins Auge, wenn sie nicht auf kürzestem Wege, oder nicht mit geringstem Kraftaufwand, oder nicht in normal kurzer Zeit bewirkt werden.

In der obigen Zergliederung der Artikulationen ist eine äußerliche Anordnung der Stellen in der Richtung des Ausatmungsstroms von unten nach oben und außen, der Grade von Öffnung zu Schluß inne gehalten. Werden wir aber nach der Wichtigkeit der Artikulationen im Verhältnis zu einander gefragt, so ist es schwer, eine allgemein gültige Antwort zu geben. Wir glauben aber nach der physiologisch-genetischen Seite[1] berechtigt zu sein, die der Stimmbänder als erste Hemmungsstelle und demnächst die am Scheidewege des Ansatzrohrs, die Nasenhemmungsstelle besonders hervorzuheben. Die verschiedenen Stellen der Mundhöhle betrachten wir in nebengeordneter Folge, doch können wir Zungenrücken-, Zungenspitzen-, Unterlippenartikulationen zuvörderst herausheben, eine Überordnung, welche auch in der Wahl der Buchstaben bei Enge und Schluß in unserem TRANSSKRIPTIONSVORSCHLAG zur Geltung kommt. Vgl. S. 162 und Tab. V. oben.

Vergegenwärtigen wir uns nun am Schluß unserer physiologisch-genetischen Analyse noch einmal im Rückblick die **Resultate unserer Zergliederung.** Wir unterscheiden:

A. Phonetische Erscheinungen unabhängig von der Atmung, wie bei den Schnalzlauten .... S. 142 Tab. IV. 14.

B. Phonetische Erscheinungen bedingt durch die veränderte Atmung, die Einatmung, welche nur ausnahmsweise beim Sprechen verwertet wird ...., und die **Ausatmung.** Dabei kommen in Betracht:

I. Das **Windrohr** mit folgenden Artikulationsgraden als Abweichungen von der phonetischen Indifferenz (Tab. V. und VI. 1):

1. mittlere Stärke;
2. crescendo, stark ...., stärker ....;
3. decrescendo, zu schwach, um einen vollkommenen Laut hervorzubringen, ...;
4. crescendo-decrescendo ....;
5. decrescendo-crescendo ....;
6. staccato .....

[1] Vom Gesichtspunkt der Akustik finde ich nichts, was gegen diese Auffassung spräche. Die Psychik ist an diese Frage noch nicht ernstlich herangetreten. Solche Bemerkungen wie: daß die Artikulationen der Stimmbänder mehr Bedeutung für den Ausdruck der 'Stimmung' haben, die des Ansatzrohrs, namentlich der Mundhöhle, mehr für den gedanklichen Ausdruck geeignet seien, sind zu allgemein, als daß sie die Induktion hier sehr fördern könnten. Die Historik hat sich bis jetzt mehr an die zusammengesetzten Erscheinungen der Laute gehalten und hier Gesetze gesucht und gefunden — z. B. die der Lautverschiebungen —; weniger ist ihr dabei die Erklärung solcher Gesetze gelungen. Ich bin fest überzeugt, daß sie für diese Erklärung glücklicher sein wird, sobald sie weiter analysiert und die elementaren Artikulationen und Artikulationsverschiebungen ins Auge faßt. Dabei wird sich dann herausstellen, welche Wichtigkeit die letztern im Verhältnis zu einander bei dem Wandel der Sprache haben und ob die Ergebnisse der Historik der obigen Anordnung widersprechen. Vgl. S. 148 Anm. 3.

II. Die **erste und wichtigste Hemmungsstelle des Kehlkopfs** mit folgenden Artikulationsgraden der **Stimmbänder:**

1. Blaseöffnung Tab. II. 1;
2. Hauchenge Tab. II. 5;
3. Flüsterenge Tab. II. 6;
4. Kopf- oder Oberstimmenge Tab. II. 7, 8, 14;
5. Brust- oder Unterstimmenge resp. -schluß (Tab. II. 9, 10, 15, 16), wobei weiter folgende Stimmhöhen zu unterscheiden sind:
   - mittelhoch,
   - steigend,
   - gehalten hoch,
   - fallend,
   - gehalten tief,
   - steigend und dann fallend,
   - fallend und dann steigend;
6. Klappschluß resp. ϱ Tab. II. 11;
7. Zitterschluß resp. R;
8. Dauerschluß Tab. II. 11 oder 12.

Dazu die Artikulationen der Taschen, der unechten Stimmbänder, Stellknorpel-Kehldeckelfalten, des Kehldeckels.

III. Das **Ansatzrohr:**

a) Der Schlundkopf.

b) Die Nasenhöhle Tab. III. 1—3:
   - Öffnung,
   - Enge,
   - Klappschluß,
   - Dauerschluß.

c) Die Mundhöhle, deren sämtliche Artikulationen von denen des Unterkiefers abhängig sind.

α) Die innere Mundhöhle mit folgenden **Artikulationsstellen** (Tab. III., IV.):

1. des Zungenrückens:
   - Hinterzungen-Gaumensegelartikulation III. 5, 13a; IV. 1, 4,
   - Hinterzungen-Gaumenbeinartikulation IV. 2, 5,
   - Mittelzungenartikulation III. 4; IV. 3, 6,
   - Vorderzungenrückenartikulation III. 6, 7a; IV. 3a, 6a;
2. der Zungenspitze:
   - Vorderzungenrücken-Spitzenartikulation IV. 7, 10,
   - Zungenspitzenartikulation: höchste (cacuminalis) IV. 8, 11, höhere (postalveolaris), mittlere (alveolaris),
   - Zungen-Zahnartikulation IV. 9, 12.

β) Der Lippenvorhof (von dessen Artikulationen die des Wangenvorhofs abhängen):
Lippen-Zahnartikulation.
Lippenartikulation; bei letzterer kommen auch Vor- und Rückgang in Betracht Tab. III. 5, 6.

Bei allen Artikulationsstellen der Mundhöhle sind folgende **Artikulationsgrade** zu unterscheiden:

a) **Öffnung** ohne Schall Tab. III.,
1. in verschiedenen Formen:
runder,
mittlerer,
länglicher;
2. in verschiedenen Größen:
größter,
größerer,
kleinerer,
kleinster.

b) **Enge** mit Reibegeräusch Tab. IV.

c) **Schluß** Tab. IV.:
1. mit einmaliger Plosion (Klappschluß) und Klappgeräusch;
2. mit mehrmaligen langsamer aufeinander folgenden Plosionen (Zitterschluß) und Knarrgeräusch;
3. dauernd (Dauerschluß).

Neben obigen in der **Mittelebene** stattfindenden Artikulationen haben wir noch **seitliche** und zwar namentlich:

a) an folgenden Stellen:
Vorderzungenrücken-Spitzenartikulation *l̨*;
höchste (cacuminalis *l̉*)
höhere (postalveolaris *l̜*) } Zungenspitzenartikulation Tab. IV. 13;
mittlere (alveolaris *l*)
tiefere (linguo-dentalis *l̨*)

b) mit folgenden Graden:
offene *l̨*,
enge *l*,
klappende *ʟ*;

und endlich asymmetrische Artikulationen.

Die **Zeitdauer** kann sein eine:
normal kurze,
zu kurze ˘;
mittlere ¯;
lange ¯.

PHYSIOLOGISCH-GENETISCHE SYNTHESE.

Überschauen wir von dem nunmehr gewonnenen Standpunkte die im vorigen Abschnitt nach Stelle und Grad analysierten Artikulationen, so erkennen wir in ihnen das gemeinsame, daß sie den Ausatmungsstrom verändern und hierdurch dazu beitragen, denselben in Schallschwingungen zu versetzen. Dabei werden in den Artikulationen des Windrohrs in ihrer Gesamtheit **Kräfte lebendig**, welche den Luftstrom nach außen **treiben**, in den Artikulationen des Kehlkopfs und des Ansatzrohrs Kräfte, welche diesen Luftstrom auf seinem Wege nach außen **hemmen**. Aus dem **Kampfe** dieser treibenden und hemmenden Kräfte gehen die Laute hervor, welche wir wohl artikuliert nennen, wenn die Kräfte kürzere oder längere Zeit im **Gleichgewicht** sind. Die **Bedingungsgleichung** des Gleichgewichts ist, daß die algebraische Summe der treibenden gleich der der hemmenden Kräfte sei. Je größer also die erstere ist, desto größer muß auch die letztere sein. Je geringer die Hemmung an der Stelle der Stimmbänder, desto größer muß sie im Ansatzrohr sein und umgekehrt, die Triebkraft des Windrohrs als gleich vorausgesetzt. Künstlich vollendet wird die Artikulation in Dichtung und Gesang, wo die Dauer jenes Gleichgewichts und die Größe der ins Spiel tretenden Kräfte durch den Willen periodisch geregelt wird.

Die Rede, wie der Gesang, ist also im etymologischen und im übertragenen akustischen Sinne des Wortes eine Art '**Konzert**', wenn ich damit auch nicht behaupten will, daß jede Artikulation, welche mit andern gleichzeitig wirkt, für sich eine Schallerscheinung erzeugen würde.

Das einfachste Produkt der Synthese ist der **Laut**[1] (Phthongus, φθόγγος), die kleinste hörbare Gesamtwirkung der konzertierenden Artikulationen, mögen nun die in ihnen lebendig gewordenen Kräfte nur einen Augenblick oder länger dauernd im Gleichgewicht sein. In die lautliche Kombination treten im allgemeinen mehr Artikulationen ein als man glaubt. Bei allen natürlichen Lauten von gehöriger Energie bleibt streng genommen kein Teil der Sprachorgane in vollständiger Ruhe. Die ganze Kolonne tritt zum Artikulationskampf an, sobald nur ein Teil alarmiert wird. Dem entsprechen nicht bloß meine Beobachtungen mit Kehlkopf-, Nasen- und Mundspiegel, sondern auch die anatomischen Thatsachen des innigen Zusammenhangs der phonetischen Zentren und Bahnen.[2]

---

[1] Eigentlich das gehörte; skr. çrutás, gr. κλυτός, lat. -clutus; Wz. klu.

[2] Diese Bemerkung, welche man im Gegensatz zu ältern und leider auch noch neuern einseitigen Auffassungen nicht genug betonen kann, habe ich bereits in meiner PHONETIK I 51 gemacht: 'Zur **Indifferenz** noch ein Wort. Die **absolute physiologische**, welche für die verschiedenen artikulierenden Organe zu beschreiben wir wohl bedacht gewesen sind [Tab. I. 1], kommt in Frage, wenn die Sprachorgane sich ganz zur Ruhe begeben; sie ist ja gewissermaßen ihr Heim. Die **relative** Indifferenz, die Operationsbasis der Kräfte im Felde, welche je nach der Nationalität und Gewöhnung beim Sprechen verschieden sein kann [vgl. Tab. VI. 5 unten links; die Lagenverhältnisse der hemmenden Teile des Sprachorgans mußten in dieser Figur der

Je nachdem nun die einzelnen Artikulationsgrade und -stellen in die Lautfunktion eintreten, erhalten wir folgendes

---

Artikulationsschrift zuliebe leider etwas verschoben dargestellt werden], ist die mittlere Lage, welcher die Organe während ihrer Aktion zustreben und von der aus sie verhältnismäßig am bequemsten die verschiedenen Artikulationen bewirken können. Sie ist es, welche bei den indifferenten [unvollkommenen] Vokalen und Konsonanten den Vereinigungspunkt bildet [dem sie mehr und mehr sich nähern, je unvollkommener sie werden]. In absoluter Indifferenz verharrt, wenigstens so weit meine eigenen stomato-, rhino-, laryngoskopischen Beobachtungen reichen, bei keinem natürlichen Laut von gehöriger Energie irgend eins von den wesentlichen ... artikulierenden Organen. Nehmen wir z. B. den Konsonanten f heraus: was man daran zuerst und lange allein wahrnahm, war die labiale Enge. Erst spät konstatierte man für das rein orale f den nasalen Schluß, über dessen Wesen wir erst durch PASSAVANT völlig aufgeklärt worden sind. Verschiedene damit sich gleichzeitig kombinierende linguale Artikulationen sind erst in den neuesten lautphysiologischen Arbeiten angedeutet worden und von der Mannigfaltigkeit, welche für letztere möglich ist, erhalten wir erst eine Vorstellung, wenn wir die bereits angedeutete Scala der Lippenpfeifklänge vergleichen, bei denen ja die lingualen Artikulationen den Hauptfaktor bilden. Endlich zeigen mir meine laryngoskopischen Beobachtungen eine um so lebhaftere Artikulation der Stimmbänder, bei f freilich immer innerhalb des ersten Grades (der Flatus-Öffnung), je energischer ich die Lautung des f intendiere [die Größe der Öffnung wächst im Verhältnis zu jener Energie]. Dem entsprechen auch die exspiratorischen Artikulationen oder (sagen wir lieber, bis wir uns an die Erweiterung des Begriffs "Artikulation" [vgl. S. 107 der ZTSCHR.] allmählich gewöhnt haben, wonach man alle respirationsschallbildenden willkürlichen Muskelbewegungen einheitlich zusammenfassen und in dieser Einheit Artikulationen: a) des Windrohrs, b) der Stimmbänder, c) des Ansatzrohrs klassifizieren könnte) die exspiratorischen Leistungen, auf welche im einzelnen einzugehen uns hier zu weit führen würde. Von f kommen wir auf p und b mit labialem Schluß. Nun erkannten wir, daß bei absoluter Indifferenz die Lippen geschlossen bleiben. Worin besteht der Unterschied? Erstlich ist der labiale Schluß bei p und b [namentlich dem ersteren] intensiver [und breiter; die Schlußintensität und -breite nimmt in folgender Reihenfolge zu: Indifferenz, m, b, p; vgl. F. H. CŽECH, VERSINNLICHTE DENK- UND SPRACHLEHRE [für Taubstumme] 1836. Tab. 5], hervorgebracht durch Arbeit labialer Muskeln ..., zweitens kommen noch Vor- oder Rückgang in Betracht. Ich will durch mehr Beispiele nicht ermüden. Es ist also als ob, sobald an irgend einem Punkte der Operationslinie alarmiert wird (auf die Art der Alarmierung werden wir später noch zurückkommen), die ganze Linie in Kampfbereitschaft tritt: die physiologische Indifferenz wird im normalen Zustand des Sprechens mindestens zur relativen [so bemerkt auch DARWIN, EXPRESSION OF THE EMOTIONS, 1872, 284: Now when we start at any sudden sound or sight, almost all the muscles of the body are involuntarily and momentarily thrown into strong action. Wenn MERKEL, ANTHROPOPHONIK 60 eine Indifferenz der Exspirationsmuskeln beschreibt, bei welcher Stimme möglich sei, so stimmt das schon nicht mit seinen eigenen Bemerkungen daselbst S. 62, 66: "Zunächst reicht der einfache Exspirationsdruck nie aus, um auch nur den leistesten Ton zu erzeugen; er muß allemal wachsen"]. Bei pathologischen Zuständen [bei schwächlichen und alten Personen] kann freilich die Kraft zur allseitigen Artikulation fehlen (beim Alarm machen sich ja die Kranken auch nicht kampfbereit), wie z. B. beim Stöhnen; und durch eine Art von Dressur gelangt man dahin, z. B. behufs laryngoskopischer Untersuchungen [Tab. I. 6], gewisse Artikulationen zu unterdrücken. In diesen Fällen hat man es aber nicht mehr mit normalen Lauten zu thun ... So wichtig also die absolute Indifferenz ist als der Punkt, von welchem alle Artikulationen von Hause aus ausgehen und wo sie nach ganz vollbrachter Arbeit zur vollständigen Ruhe kommen, in dem System der simultanen Artikulationskombinationen darf ich ihr nach meinen Untersuchungen gar keinen Platz einräumen [wenigstens nicht für die energisch artikulierten natürlichen Laute]. Der ältern Schule gegenüber mit ihren ein-, höchstens zweistelligen Lauten würde ich nicht gewagt haben, mit der Behauptung einer so zusammenhängenden und allgemeinen simultanen Artikulationsinnervierung aufzutreten, fände ich nicht eine Stütze in den Resultaten der feinern qualitativen und quantitativen Lautanalyse der neuern Phonetik und namentlich in den anatomischen, physiologischen und pathologischen Beobachtungen, welche den einheitlichen Zusammenhang der sprachlichen Zentren und Bahnen [Tab. VII. 10] beweisen,

Physiologisch-genetisches System der Laute.

Vgl. die Übersicht der Artikulationen S. 143.

Stimmband-Artikulationsgrade (**Klasse**): geblasene, gehauchte, geflüsterte, oberstimmhafte, unterstimmhafte[1], Stimmband-Klapp-, Stimmband-Zitterlaute (dauernder Stimmbandschluß kommt nicht in Frage).

Nasen-Artikulationsgrade (**Ordnung**): nasale, näselnde, nasenklappende Laute, L. mit dauerndem Nasenschluß.

Mund-Artikulationsgrade (**Gattung**): (Mund-) offene[2], enge, klappende, zitternde Laute, L. mit dauerndem Mundschluß.

Mund-Artikulationsstellen (**Art**): Hinterzungen-Gaumensegel-, Hinterzungen-Gaumenbein-, Mittelzungen-, Vorderzungenrücken-; Vorderzungenrücken-Spitzen-, höchste, höhere, mittlere Zungenspitzen-, Zungenzahn-; Lippenzahn-, Lippen-Laute in der Mittelebene.

Seitliche Vorderzungenrücken-Spitzen-; höchste, höhere, mittlere, tiefere Zungenspitzenlaute.

Kleinere Veränderungen in		
Grad und	. . . .	offnere, geschlossenere;
Stelle	. . . .	innere, äußere.
Indifferenzierung	(**Spielart**):	Partiell unvollkommene, unvollkommene, unvollkommenste, zu schwache, zu kurze Laute.
Stärke,	. . . . . .	mittelstarke, starke, stärkere u. s. w.;
Stimmhöhe,	. . . . . . (**Individuelles**):	mittelhohe, steigende, hochgehaltene, fallende, tiefgehaltene u. s. w.;
Dauer,	. . . . . .	normal kurze, mittellange, lange Laute[3].

. . . welche die Muskeln der Respiration, des Kehlkopfs, des Ansatzrohrs innervieren . . ., einen Zusammenhang, den weiter zu verfolgen eine der interessantesten Aufgaben der mikroskopischen Anatomie und der Physiologie sein wird. Die mit heftigerer Exspiration gleichzeitig ausgelösten antagonistischen Hemmungen erscheinen in ihrer Gesamtheit [zunächst] als Regulator, als "Curator prodigi", damit keine Atmungsluft im Lebenshaushalt verschwendet werde.' Zu den Nerven bemerkt trefflich Ch. Bell, die menschl. hand, übers. von Hauff, 1836, 139, nachdem er die Teile des Sprachorgans angedeutet: 'alles dies muß sympathisch zusammenwirken, ehe auch nur der einfachste Laut entsteht . . . Doch die feine Organisation . . . liegt in den Nerven, mittelst deren alle diese verschiedenartigen Teile zu einem Akte zusammenwirken. Die Maschen des Spinngewebes oder das Takelwerk eines Kriegsschiffs sind einfach und übersichtlich gegen das verborgene Nervennetz, das diese Organe belebt; und fehlt nur ein Faden oder ist einer im geringsten verstimmt, so steht . . . der Mensch da mit offenem Munde, zuckt mit Zunge und Lippen und bemüht sich vergeblich ein Wort herauszubringen.'

[1] Die im System gesperrt gedruckten Benennungen, welche im allgemeinen je die häufigsten Fälle jeder Stufe bezeichnen, können samt etwa entsprechenden graphischen Nebenzeichen in der praktischen Anwendung weggelassen werden.

[2] Mund-Öffnungslaute (**Mundöffner**) im Gegensatz zu den übrigen der Reihe als Mund-Enge-Schlußlauten (**Mundschließern**).

[3] Obiges System, welches sich in seiner äußern Anordnung aus unserer physiologisch-genetischen Methode von selbst ergibt, habe ich bereits in meiner phonetik aufgestellt. Ich

Mit Recht dürfte mancher Leser fragen, welche Stellung nehmen in obigem physiologisch-genetischem System die '**Vokale**' und '**Konsonanten**' ein? und warum vermeidet der Verfasser so geflissentlich die letztern Ausdrücke? Darauf zur Antwort! Die Wörter, Vokale und Konsonanten werden in der Phonetik zu vieldeutig gebraucht: resp. teils in physikalisch-akustischem Sinne für Klang- und Geräuschlaute, teils in physiologisch-genetischem für Mundöffner und -schließer, teils in dem S. 167 noch zu erörternden von Silben-Haupt und -Mitlauten. Ich halte es für wissenschaftlicher, einerseits die Ausdrücke Klanglaute, Mundöffner, Hauptlaute, deren Bedeutungen sich durchaus nicht decken, und andrerseits die Ausdrücke Geräuschlaute, Mundschließer, Mitlaute, deren Bedeutungen sich ebensowenig decken, jeden in dem bereits definierten oder S. 167 zu definierenden Sinne zu gebrauchen. Den Ausdruck Vokale behalte ich mir für Laute vor, welche gleichzeitig Klanglaute, Mundöffner, Hauptlaute sind, und den Ausdruck Konsonanten für Laute, welche gleichzeitig Geräuschlaute, Mundschließer, Mitlaute sind. Mit dieser genauern Unterscheidung hoffe ich nirgends Anstoß zu erregen; sie ist nach demselben Grundsatz gemacht wie die von Schall-, Artikulationsunterbrechung und Pause S. 121. So vermeiden wir hier die Vieldeutigkeit der Grundwörter, welche in der Wissenschaft die Gefahr der Mißverständnisse und Verwirrung mit sich bringt.

Um uns jedoch in unserer naturwissenschaftlichen Methode an die sprachwissenschaftliche Induktion der Phonetik nunmehr möglichst anzuschließen, werden wir jetzt die Gattungen der Mundöffner und -schließer für sich eingehender behandeln.

---

hatte eine Kritik desselben von Seiten der historischen Sprachforscher erwartet. Da dieses System meines Wissens nicht bemängelt worden ist, so will ich hier selbst meine Bedenken gegen meine eigene Darstellung mit Rücksicht auf die Historik aussprechen: In der historischen Entwickelung und Veränderung vieler Laute, namentlich der Mundschließer, nimmt die Artikulationsstelle der Stimmbänder keineswegs eine so hervorragende Bedeutung in Anspruch wie hier, und was die Artikulationen der Mundhöhle angeht, so stehen sich historisch die homorganen Laute näher als die homogenen. Das Lautsystem dürfte sich demnach nach dem Standpunkt der Historik etwa folgendermaßen gestalten:

Individuelles: Dauer, Stärke, Stimmhöhe.
Spielart: Indifferenzierung, kleinere Veränderungen in Grad und Stelle.
Art: Stimmband-Artikulationsgrade.
Gattung: Nasen-Artikulationsgrade.
Ordnung: Mund-Artikulationsgrade.
Klasse: Mund-Artikulationsstellen.

Ein solches Auseinandergehen würde mich bedenklich machen, fände ich es bei Vergleichung des genetischen und des akustischen Lautsystems, welche im innigsten Verhältnis von Ursache und Wirkung stehen und einander also mutatis mutandis entsprechen müssen (vgl. S. 70). Anders ist es aber bei dem historischen Lautsystem. Bei diesem kommt außer dem physiologischen Prinzip auch das psychologische in Betracht, d. h. außer den Naturgesetzen auch die Willkür, wenigstens innerhalb gewisser Grenzen; und diese beiden Parteien können einander wohl widerstreiten. Man wolle also nicht all und jeglichen Laut- resp. Artikulationswandel bloß physiologisch zu erklären suchen; audiatur et altera pars. Nach dieser Seite namentlich ist die Psychik von den Sprachforschern leider viel zu sehr vernachlässigt worden. Vgl. jedoch PAUL, PRINCIPIEN DER SPRACHGESCHICHTE, 1880.

DIE MUNDÖFFNER.

Zur Bildung der **Mundöffner**, welche ich nach der phonetischen Induktion als die **normalen** ansehe, nach denen alle zu bestimmen sind, vereinigen sich vorzüglich folgende Artikulationen:

I. **Kehlkopf-Artikulationen** (A. laryngeae): . . . . . Tab. II., III. 4—6.

1. Äußere Kehlkopflage: am tiefsten, doch noch höher als in der Ruhelage . . . . *a, u* III. 4, 5.
   Am höchsten . . . . *i* III. 6.
   Zwischen der tiefsten und höchsten Stellung haben wir noch eine tiefere (*E*) und höhere (*e*) zu unterscheiden. Hierbei ist mittlere Stimmhöhe vorausgesetzt; denn bei den tiefsten Tönen fällt und bei den höchsten hebt sich der Kehlkopf noch mehr.
2. Grade der Artikulationen der Stimmbänder gegen einander, resp. Enge und Schluß: gehauchte, geflüsterte, oberstimmhafte, unterstimmhafte Mundöffner (vgl. S. 159) II. 5—10.
3. Der Kehldeckelwinkel (gegen die Stimmbandebene Fig. 42) am kleinsten . . . . *a, u* III. 4, 5.
   am größten . . . . *i* III. 6.
   kleiner (*E*), größer (*e*).
4. Artikulationen des Kehl-Schlundkopfs (A. laryngophar.):
   Größte Öffnung . . . . *a, u* III. 4, 5.
   Kleinste Öffnung . . . . *i* III. 6.
   Zwischen beiden haben wir eine größere (*E*) und kleinere (*e*) zu unterscheiden.
   Hierbei ist wieder mittlere Stimmhöhe vorausgesetzt.

II. **Nasen-Artikulationen** (A. nasales): . . . . III. 1—6.

Öffnung, nasale Mundöffner			III. 1.
Enge, näselnde „			III. 2.
Schluß, (reine) „			III. 3.
Beim Schluß steht das Gaumensegel	am tiefsten . . .	*a*	III. 4.
	höher	*u*	III. 5.
	am höchsten . .	*i*	III. 6.

III. **Mund-Artikulationen** (A. orales):

a) In der innern Mundhöhle haben wir für die Mundöffner nur Zungenrücken-Artikulationen (vgl. S. 157):

1. Hinterzungen-Artikulationen (A. linguo-palatales post.):

Größte Öffnung und mittlere Lage der Zunge	*a*	III. 4.
Größte Rundöffnung[1] und geringster Rückgang der Zunge	*A*	
Größere „ „ geringerer „ „ „	*o*	
Kleinere „ „ größerer „ „ „	*˙o*	
Kleinste „ „ größter „ „ „	*u*	III. 5, 13a.

---

[1] Diese Rundöffnungen werden notwendig bedingt durch die in der Zunge quer, der Rückgang durch die darin längs verlaufenden Fasern der Gaumen- und Griffel-Zungenmuskel (Tab. VII. 3).

2. Mittelzungen - Artikulationen (A. linguo - palatales mediae):
   Größte Öffnung und mittlere Lage der Zunge . . . . . . *a* III. 4.
   Andere Öffnungsgrade finden sich an dieser Stelle namentlich bei unvollkommen artikulierten Mundöffnern und bei solchen mit Rück- und Vorgang der Zunge (vgl. III. 5 und 6), bei welcher letzteren sie aber als nebensächlich und von den charakteristischen Öffnungsgraden abhängig, nicht besonders angegeben zu werden brauchen.
3. Vorderzungenrücken-Artikulationen (A. linguo-palatales anteriores dorsales):
   Größte Öffnung und mittlere Lage der Zunge . . . . . *a* III. 4.
   Größte Längsöffnung und geringster Vorgang der Zunge . *Æ*
   Größere „ „ geringerer „ „ „ *E* III. 7a.
   Kleinere „ „ größerer „ „ „ *e* III. 7a.
   Kleinste „ „ größter „ „ „ *i* III. 6, 7a.
   Für die Reihe *Æ E e i* ist diese Vorderzungenrücken-Artikulationsstelle die wichtigste des Mundes.

   b) Im Lippenvorhof:
4. Lippen-Artikulationen (A. labio-labiales): . . . . . III.
   Kleinste Längsöffnung und größter Rückgang der beiden Lippen *i* III. 6, 7.
   Kleinere „ „ größerer „ „ „ „ *e* 8.
   Größere „ „ geringerer „ „ „ „ *E* 9.
   Größte „ „ geringster „ „ „ „ *Æ* 10a.
   Größte Öffnung und mittlere Lage der beiden Lippen *a* 4, 10.
   Größte Rundöffnung und geringster Vorgang der beiden Lippen *A* 10b.
   Größere „ „ geringerer „ „ „ „ *υ* 11.
   Kleinere „ „ größerer „ „ „ „ *o* 12.
   Kleinste „ „ größter „ „ „ „ *u* 5, 13a.
   Für die Reihe *A υ o u* ist die Lippen-Artikulationsstelle die wichtigste des Mundes.
5. Den obigen Öffnungsgraden entsprechen im allg. die des **Kieferwinkels.**

Man beachte, daß wir auf Tab. III. nach den drei Hauptebenen für mediane, frontale und horizontale Veranschaulichung der Artikulationen der wichtigsten Mundöffner Sorge getragen.

Ordnen wir die kombinierten Artikulationsgrade der genannten Stellen mit Ausnahme von I. 2 und II., welche S. 159 besonders besprochen werden sollen, für die Reihen *i . . . a . . . u*, d. h. geben wir Antwort auf die Frage: zu dem Mundöffner *H* gehören welche Lippen-, Zungen-, ... Artikulationen? so erhalten wir die auf folgender Seite oben dargestellte Übersicht.

Vgl. HELLWAG, FORM. LOQUELAE, 1780, §. 59: Vocalis u pronunciatur . . . linguae radice maxime retrorsum elevata lateribus contractis. ANGERMANN, LAUTLEHRE . . . FEHLER DER AUSSPR. 2. A. 1850 §. 7; MERKEL, ANTHROPOPHONIK 803; LALETIK 89; BELL, VISIBLE SPEECH, 1867, 76. Man beachte übrigens, daß an dieser Stelle die Öffnungs-, nicht die Höhengrade das wesentliche sind. So erscheint bei *υ* die Zunge infolge der Änderung des Kieferwinkels und der Lippenöffnung tiefer als bei *a*, und doch ist der charakteristische Öffnungsgrad kleiner als bei *a*.

Synthetische Übersicht der wichtigsten Mundöffnerreihen *i* . . . *a* . . . *u* und der invertierten Mundöffnerreihen *i̯* . . . *a* . . . *u̯*.

Anguli maxillares (4 maximus, 3 major, 2 minor, 1 minimus)	Articulationes labio-labiales		Articulationes linguo-palatales anteriores dorsales		Articulationes linguo-palatales mediae		Articulationes linguo-palatales posteriores		Articulationes nasales	Articulationes laryngo-pharyngeae	Anguli epi-glottici	Leva-tiones laryngis
i	retractio	maxima	apertura longa	minima	apertura longa	minima	linguae productio	maxima	linguae productio	maxima	velo maxime levato	apertura minima	maximus	maxima
e .		major		minor		minor		major		major	. . . .	„ minor	major	major
E . .		minor		major		major		minor		minor	. . . .	„ major	minor	minor
Æ . . .		minima		maxima		maxima		minima		minima	. . . .	„ maxima	minimus	minima
a	situs medius		apertura maxima		apertura maxima		apertura maxima		apertura maxima		velo levato	„ „	„	„
A . . .	productio	minima	apertura rotunda	maxima	linguae retractio	minima	linguae retractio	minima	apertura rotunda	maxima	. . . .	„ „	„	„
ʊ . .		minor		major		minor		minor		major	. . . .	„ „	„	„
o .		major		minor		major		major		minor	. . . .	„ „	„	„
u		maxima		minima		maxima		maxima		minima	velo magis levato	„ „	„	„
i̯	retractio	maxima	apertura longa	minima	linguae retractio	maxima	linguae retractio	maxima	apertura rotunda	minima	velo magis levato	apertura maxima	minimus	minima
e̯ .		major		minor		major		major		minor	. . . .	„ „	„	„
E̯ . .		minor		major		minor		minor		major	. . . .	„ „	„	„
Æ̯ . . .		minima		maxima		minima		minima		maxima	. . . .	„ „	„	„
a	situs medius		apertura maxima		apertura maxima		apertura maxima		apertura maxima		velo levato	„ „	„	„
Œ . . .	productio	minima	apertura rotunda	maxima	apertura longa	maxima	linguae productio	minima	linguae productio	minima	. . . .	„ „	„	„
y̯ . .		minor		major		major		minor		minor	. . . .	„ major	minor	minor
o̯ .		major		minor		minor		major		major	. . . .	„ minor	major	major
u̯		maxima		minima		minima		maxima		maxia	velo maxime levato	„ minima	maximus	maxima

Fassen wir nun zunächst die Mundartikulationen ins Auge und vergleichen die durch dieselben hervorgebrachten Veränderungen der vordern Mundhöhle als des vordersten Teiles des menschlichen Ansatzrohrs mit den S. 98 aufgezählten Resultaten der Experimente mit künstlichen Ansatzrohren, so finden wir überraschende **Übereinstimmung der physikalisch-akustischen und physiologisch-genetischen Synthese:**

1. **Länge:** kleinste bei *i*, bewirkt nicht bloß durch größten Vorgang des Zungenrückens, sondern auch durch größten Rückgang der Lippen (Tab. III. 6, 7a); größte bei *u*, bewirkt im Gegenteil durch größten Rückgang der Zunge und größten Vorgang der Lippen (Tab. III. 5, 13a).

2. **Raumgröße:** kleinste bei *i* (Tab. III. 6, 7a); größte bei *u* (Tab. III. 5, 13a).

3. **Raumform:** innerer Querschnitt senkrecht zur Achse, länglich ovaler bei *i* (Tab. III. 6 oben); rundlich bei *u* (Tab. III. 5 oben).

4. **Mündungsgröße und -form:** größte Öffnung bei *a* (Tab. III. 10); kleinste Längsöffnung bei *i* (Tab. III. 7); kleinste Rundöffnung bei *u* (Tab. III. 13).

Auch hier werden die Mundöffner um so vollkommener, je günstigere Artikulationen sich vereinen; was einesteils fehlt, kann unter Umständen an anderer Stelle kompensiert werden. Ebenso sind hier die physiologisch-genetischen **Abstände** der einzelnen Mundöffner der Reihen *a* Æ E *e i* und *a* A *υ o u* **gleich**, wie früher die akustischen der Klanglaute (S. 78—81).

Zwischen den Reihen 1. Æ E *e i* und
2. A *υ o u*
finden wir die Reihe 3. Œ *ọ ọ ụ*, bei welcher sich je auf den einzelnen Stufen die Zungenartikulationen der ersten mit den Lippenartikulationen der zweiten Reihe kombinieren und die Reihe
4. Æ̣ Ẹ *ẹ ị* = (*Y*) bei welcher sich je auf den einzelnen Stufen die Zungenartikulationen der zweiten mit den Lippenartikulationen der ersten Reihe kombinieren. Man beachte, daß in den Reihen drei und vier für die Wahl der Buchstaben die sichtbare Lippenartikulation maßgebend gewesen. Von den Arten der vierten Reihe, deren Bedeutung Lepsius zuerst betont hat, habe ich bis jetzt leider nur eine Spielart *Y* direkt beobachten können (Tab. III. 15; S. 178). Ordnen wir auch für diese **invertierten Reihen** ...*a*...*ụ* die kombinierten Artikulationen, so ergibt sich die auf vorhergehender Seite unten dargestellte Übersicht.

Sehen wir nun der Einfachheit halber von den ohne Kehlkopfspiegel schwerer festzustellenden nicht oralen Artikulationen, sowie von den, angulare Anordnung der Mundöffner bedingenden Öffnungsgraden des Kieferwinkels[1] ab und ordnen wir die Mundöffner lediglich nach den

[1] Dieselben sind ja im allgemeinen den übrigen Öffnungsgraden der Mundhöhle entsprechend; falls dies ausnahmsweise nicht der Fall sein sollte, wären die Kieferöffnungsgrade (größter, größerer, kleinerer, kleinster) besonders zu bezeichnen resp. durch 4, 3, 2, 1. In unserer PHONETIK sind die Laute, soweit die Mundartikulationen in Frage kommen, nach den Graden der letztern geordnet in der Reihenfolge: Öffnungs-, Enge-, Schlußlaute. Vgl. Tab. V. oben. Solche Anordnung empfiehlt sich besonders für die Historik, wo es darauf ankommt, auch die Übergänge von Mundöffnern zu -schließern und umgekehrt zu verfolgen.

Zungen- und Lippenartikulationen, d. h. halten wir die Antwort auf die Frage bereit: zu der Zungenartik. z, kombiniert mit der Lippenartik. l, gehört welcher Mundöffner? so ergibt sich folgende

Quadratisch-diagonale Übersicht der Mundöffner[1]:

Vocalium systema geneticum.

			Linguae								
			productio et apertura longa				media apertura	retractio et apertura rotunda			
			minima	minor	major	maxima		maxima	major	minor	minima
Labiorum	retractio et apertura longa	minima	*i*								(*Y*) (*i̯*)
		minor		*e*						(*e̯*)	
		major			*E*				(*E̯*)		
		maxima				*Æ*		(*Æ̯*)			
	media apertura						*a*				
	productio et apertura rotunda	maxima				*Œ*		*A*			
		major			*υ̣*				*υ*		
		minor		*ọ*						*o*	
		minima	*ụ*								*u*

Die in den Hauptdiagonalen des Quadrats befindlichen, von *a* als Mittelpunkt in vier Strahlen sich anordnenden Mundöffner sind die **Haupttypen** (Arten). In ihnen entsprechen die sich kombinierenden Öffnungsgrade einander vollkommen. Die Reihen *a . . . i*, *a . . . u* sind die gewöhnlichsten, z. B. im Deutschen, Französischen, Italienischen vertreten; *a . . . ụ* finden wir im Schwedischen und Französischen[2], mit geringerer Energie der Zungenartikulation im Deutschen die entsprechende Reihe *a . . . ü*. Von den Reihen *a . . . i* und *a . . . u* weichen die englischen Reihen *ḁ . . . i̥* und *ḁ . . . u̥*

[1] Beispiele sind auf S. 183 zu finden.

[2] Doch sind im Französischen die Artikulationen nicht ganz so energisch wie im Schwedischen.

insofern ab, als letztere weniger energische Lippenartikulation haben, zumal *ą̥* . . . *į̥*. Von der Reihe *a* . . . *u* entfernt sich andrerseits die schwedische Reihe *a* . . . *ụ* (u_o), indem mit energischen Lippenartikulationen sich weniger energische Zungenartikulationen desselben Grades (*a* . . . *ụ*) oder selbst die nächsten Zungen-Öffnungsgrade kombinieren, also eine Verschiebung der sich kombinierenden Grade eintritt (*a* . . . u_o).[1] Damit ist keineswegs die Zahl der Kombinationen erschöpft. Es kommen dazu die an allen Stellen zu schwach (*H̀*)[2] oder zu kurz (*H̆*) artikulierten unvollkommenen bis zum unvollkommensten Mundöffner, welche ich in meiner PHONETIK durch eine P y r a m i d e v e r a n s c h a u l i c h t e, in deren Grundebene die energisch artikulierten, in deren Spitze der unvollkommenste Mundöffner, zwischen welchen beiden die verschiedenen Grade der unvollkommenen Mundöffner verzeichnet wurden. Im allgemeinen läßt sich behaupten, daß die Laute gewöhnlich, resp. um so energischer oder unvollkommener artikuliert werden, je mehr oder minder dieselben 'betont' werden; vgl. S. 169. In meinem folgenden TRANSSKRIPTIONSVORSCHLAG habe ich versucht, alle diese Mundöffner in einer E b e n e zu veranschaulichen. Hätten wir es bloß mit b i n ä r e n simultanen Artikulationskombinationen zu thun, also z. B. mit je einstelligen Lauten nach der alten Auffassung und den verschiedenen Graden der betreffenden Mund-Stelle, so wäre die Veranschaulichung in der Ebene mit ihren zwei Dimensionen eine einfache Sache; nicht viel schwieriger wäre es, wenn wir bloß t e r n ä r e simultane Artikulationskombinationen hätten, die obigen Mundartikulationen mit den Nasen-Artikulationsgraden; dazu würde die Veranschaulichung im R a u m e mit seinen drei Dimensionen vollständig ausreichen. Da nun aber dazu die Artikulationsgrade der Stimmbänder und all die genannten Nebenartikulationen im Schlunde wie in der Mundhöhle kommen, so müßten wir für die n - f a c h e n simultanen Kombinationen einen Raum mit n D i m e n s i o n e n haben. Man wird hiernach die Schwierigkeiten begreifen, mit welcher die Veranschaulichung der physiologisch-genetischen Synthese bei den Lauten in einer Ebene zu kämpfen hat und nicht allzu hohe Anforderungen an derartige Versuche stellen. Übrigens bleibt die Veranschaulichung, so nützlich sie in der Anwendung auch ist, immer etwas Ä u ß e r l i c h e s, die physiologischen Grundlagen und Prinzipien sind das Wesentliche. Die Außenstehenden beurteilen den Wert des Baues mehr oder nur nach jener Außenseite; doch die Kenner prüfen das durch die Induktion herbeigeschaffte Material und den i n n e r n P l a n des Ganzen. Zu einer solchen gründlichen Prüfung möchte ich den Fachgenossen mein obiges System der Mundöffner empfehlen. Es hat Jahre lang auf meinem Schreibtisch gelegen,

---

[1] Ähnliche Verschiebungen, aber in entgegengesetzter Richtung zeigen sich z. B. im SOESTER niederdeutschen Dialekt: o_u, o_i, e_i, in *spō*$_u$*H̀* (Spur), *dō*$_i$*H̀* (Thür), *bē*$_i$*H̀m* (beten). Andere abweichende Kombinationen der Art werden die Sprachforscher um so mehr konstatieren, je mehr sie sich daran gewöhnen, die Artikulationsgrade an den verschiedenen Stellen gesondert zu beobachten. Frühere Systeme schreckten von solchen gesonderten genaueren Beobachtungen ab, während das meinige im Gegenteil dazu einladet, also in dieser Richtung nur fördernd wirken kann.

[2] Hierbei wird nicht bloß der Resonanzraum verändert, sondern auch die Elastizität der Wandung vermindert, welches letztere die Laute dumpfer macht. Vgl. LISKOVIUS, PFEIFEN MIT HÄUTIGEN WANDUNGEN (POGG. ANN. LVII, 1843). LISK., ZUR THEORIE DER TÖNENDEN LUFTSÄULEN (POGG. ANN. LX, 1843).

und ich würde nicht die so große Zahl der Systeme der Mundöffner (Anordnungen in der Linie, dem Dreieck, Viereck, Kreis, Halbkreis, der Pyramide u. s. w.) noch um eins vermehrt haben, wäre ich nicht durch die akustische Induktion zu ganz entsprechender strahlenartiger Anordnung geführt worden mit *a* in der Mitte und gleichen Abständen der Laute (S. 80). Der Winkel, den die verschiedenen Strahlen mit dem Haupt- und Doppelstrahl *i* . . . *a* . . . *u* bilden, hängt bei den Klanglauten von den Tonhöhen- und Klangverhältnissen, der Winkel der Diagonalen bei den Mundöffnern von der äußern Aufeinanderfolge der Zungen- und Lippenartikulationen ab. In jener Übereinstimmung der durch ganz verschiedene Induktion gewonnenen Systeme darf ich wohl eine Probe finden, welche für die Richtigkeit der Methode spricht (S. 70), ganz abgesehen von der Einfachheit meines Systems der Mundöffner, welches man für aprioristisch halten könnte, hätte ich nicht hier und mehr noch in meiner PHONETIK die induktiven Grundlagen gezeigt, auf denen es erbaut worden. All und jede Artikulationsstellen und -grade, welche in dem System aufgeführt worden, sind von mir an den Mundöffnern der verschiedensten Personen und Sprachen mittelst der angedeuteten Methoden in Wirklichkeit beobachtet worden; keine ist hypothetisch oder bloß als möglich aufgestellt.

Man wird nicht verkennen, daß mein System zwischen den früheren vermittelt, namentlich dem triangulären einerseits und dem quadrangulären andrerseits, um welche besonders in den letzten Jahren mit mehr Erbitterung gekämpft worden ist, als für die Sache förderlich sein kann, sogar mit Hereinziehung nationaler Gesichtspunkte, welche unsrer Wissenschaft als einer mehr denn jegliche andre internationalen nicht frommen.[1]

[1] Ich kann nicht umhin, an dieser Stelle einige Worte über A. M. Bells VISIBLE SPEECH: THE SCIENCE OF UNIVERSAL ALPHABETICS OR SELF-INTERPRETING PHYSIOLOGICAL LETTERS, FOR THE WRITING OF ALL LANGUAGES IN ONE ALPHABET, ILLUSTRATED BY TABLES, DIAGRAMS AND EXAMPLES. INAUGURAL EDITION. 1867. zu sagen, da dieses in den letzten Jahren viel genannte Werk teils unter-, andernteils aber noch mehr überschätzt worden ist, eine Erscheinung, welche sich nur dadurch erklärt, daß von denen, welche das Buch besprochen haben, nur wenige die Geduld gehabt zu haben scheinen, dasselbe ganz durchzulesen, wenn sie es überhaupt einmal zu Gesicht bekommen. A. M. Bell ist ein entschiedenes Talent für Phonetik und mehr noch für Graphik, und hat diesen beiden Teilen der Sprachwissenschaft viel Zeit und Arbeit gewidmet, freilich in seiner etwas einseitigen Weise. Er verfügte leider weder über die notwendigen naturwissenschaftlichen (insonderheit physikalischen, anatomischen und physiologischen), noch sprachwissenschaftlichen Vorkenntnisse, um ein universales phonetisch-graphisches System zu erbauen, wie er es plante und auch mit seinem VISIBLE SPEECH verwirklicht zu haben glaubt. Er gefällt sich soweit als Autodidakt, daß er auf die bisherige Induktion der Phonetik so gut wie keine Rücksicht nimmt, wenn ich auch nicht behaupten will, daß er von gewissen Vorarbeiten nicht Kenntnis gehabt hat.

Die akustische Seite ist in dem Buch vernachlässigt. Die Erzeugung nichtenglischer Laute ist großenteils falsch angegeben; man prüfe z. B. S. 93 und namentlich 94 darauf. Auf seine physiologisch-genetische Analyse, wenigstens die Hauptartikulationsstellen, will ich etwas näher eingehen:

Da Bell Kehlkopfspiegelung nicht geübt zu haben scheint, so dürfen wir uns nicht wundern, daß er die Artikulationsgrade der Stimmbänder ungenügend analysiert hat. Blaseöffnung und Hauchenge werden nicht unterschieden. Flüsterenge der Stimmbänder kennt er nicht, sondern setzt dafür Stimmbandöffnung und hyperlaryngische Enge an. Auf die verschiedenen Register der Stimme geht er gar nicht ein (S. 46 und 38 mit Fig. 1). Aus Garcia, OBSERVATIONS ON HUMAN VOICE (PHILOS. MAG. X 218, 1855; auch ROY. SOC. VII); Czermak, PHYSIOLOGISCHE UNTERSUCHUNGEN

Wir haben in unserer Synthese der Mundöffner uns zuletzt namentlich auf die Mundartikulationen beschränkt; fassen wir jetzt ihre Kombination mit den andern, namentlich denen des **Kehlkopfs** und der **Nase**, welche

---

MIT GARCIAS KEHLKOPFSPIEGEL WIEN. AK. 1858 und desselben KEHLKOPFSPIEGEL I. A. 1859; BRÜCKE, PHONETISCHE TRANSSKRIPTION, WIEN. AK. 1863; MERKEL, FUNKTIONEN DES MENSCHL. SCHLUND- U. KEHLK. 1862 und desselben LALETIK 1866 hätte er sich besser unterrichten können. Einem Phonetiker vom Fach, welcher ein Universalalphabet auf physiologischer Grundlage konstruieren wollte, durften diese Werke eben nicht unbekannt bleiben.

Aus denselben hätte er auch betreffs der nasalen Artikulation lernen können, daß dabei nicht, wie wunderlicher Weise S. 47 vorgetragen und in der Fig. auf S. 13 u. aa. dargestellt wird, der weiche Gaumen mit seiner obern Fläche dicht an die innern Nasenlöcher zur Verschließung derselben gepreßt wird, sondern mit der hintern Schlundwand artikuliert derart, daß wie PASSAVANT, VERSCHLIESSUNG DES SCHLUNDES BEIM SPRECHEN, 1863 nachwies, aus der letztern ein Wulst ihm entgegenkommt. Von der Öffnung hätte er auch Enge, welche namentlich in Dialekten eine Rolle spielt, an der nasalen Stelle unterscheiden sollen (vgl. V. SP. 78).

In der Mundhöhle sind die Artikulationsstellen der Zunge für die Mundschließer S. 38, 39, 51 ff. so mangelhaft analysiert, daß selbst die eifrigsten Kämpen der BELLschen Schule BELLS System derselben aufgegeben haben. Ich darf deshalb wohl, namentlich an dieser Stelle, davon absehen und mich an BELLS Darstellung der Artikulationen der Mundöffner halten, welche von seinen Anhängern so sehr empfohlen wird.

Zunächst werden an vokalischen Zungenstellen S. 72 back und front unterschieden, daneben mixed = back and front, also eine simultane Kombination, wenigstens nach der untern Fig. der S. 38 und der 4. und 6. Fig. der S. 73, der Hinterzunge und der Zungenspitze, in einer Weise, wie ich sie nur in pathologischen Fällen (bei vordern Zahnlücken zur Kompensierung) und bei schnellen Übergängen zwischen Mundöffnern und Mundschließern beobachten konnte. Solche Übergangskombinationen zu Grundpfeilern des Systems der Mundöffner zu machen, muß Verwirrung bringen; sie verdienen überhaupt nur dann die Aufmerksamkeit des Phonetikers, wenn sie ausnahmsweise nicht auf kürzestem Wege oder nicht mit geringstem Kraftaufwand in normal kurzer Zeit bewirkt werden, wie wir S. 143, 172 genauer ausgeführt haben. Wie ich mit Genugthuung sehe, hat BELL, SOUNDS AND THEIR RELATIONS, A COMPLETE MANUAL OF UNIVERSAL ALPHABETICS; ILLUSTRATED BY MEANS OF VISIBLE SPEECH, 1881 (vgl. daselbst die untere Figur dem Titelblatt gegenüber mit der untern Figur der Seite 38 in VISIBLE SPEECH) seine frühere Ansicht der simultanen Kombination der Artikulationen der Hinterzunge und Zungenspitze zurückgenommen (wenigstens in der Zeichnung; im Text S. 8 wird bei mixed noch von both the back and the front gesprochen; in SCIENCE II, Sept. 1883, 352 spricht er endlich von a middle position between front and back) und dafür eine einfache Artikulation der Mittelzunge verzeichnet, welche wir als A. linguopalatalis media beschrieben, oben S. 151. Wer die beiden (in diesem Punkte ganz entgegengesetzten) grundlegenden Figuren von 1867 und 1881 vergleicht, wird erkennen, wie schwankend des Meisters Grundansichten betreffs seiner Erfindung der mixed gewesen und sich nicht wundern, wenn der Meister wie seine Schüler gerade die Kolumne der mixed vowels auszufüllen so viele Schwierigkeiten gehabt haben. Übrigens spielt die mixed-Stellung, also richtiger die Mittelzungenartikulation, eine wichtige Rolle hier nur bei *a* und den unvollkommenen Mundöffnern, insofern letztere ja der Mittelstellung zustreben; das letztere scheint BELL, SOUNDS 42, selbst zuzugeben.

Zungenhöhengrade beschreibt BELL nur drei: high, mid, low; besser wäre es zunächst gewesen, er hätte von kleinerer, mittlerer, größerer Öffnung gesprochen, da die Öffnung, wie wir früher gezeigt, das wesentliche ist und nicht allein von der Zungenhöhe, sondern auch von der Höhe des weichen Gaumens und dem Kieferwinkel abhängt. Übrigens waren schon JAC. MATTHIAE, DE LITERIS 1586; WALLIS, DE LOQUELA 1653, der die Vokale pro triplici . . . in singulis sedibus oris apertura: majori, mediocri, minori einteilt; WILKINS, REAL CHARACTER 1668; HOLDER, ELEMENTS OF SPEECH 1669; HELLWAG, FORM. LOQUELAE 1780, um neuerer Arbeiten nicht zu gedenken, hierin dem Richtigen schon näher gekommen. In dieser ältern Litteratur ist teilweise auch bereits des Vor- und Rückgangs der Zunge gedacht.

An der Lippenstelle unterscheidet BELL S. 16, 71 für die Mundöffner nur Rund-, nicht

ja resp. die **Klasse** und **Ordnung** der Laute bestimmen, noch nachträglich ins Auge.

Blaseöffnung: Die geblasenen Mundöffner haben keine Bedeutung

---

Längsöffnungen. Das mag für die englischen Mundöffner angehen, bei denen bekanntlich die Lippenartikulationen überhaupt und namentlich in der *a* . . *i*-Reihe zur Indifferenz neigen, reicht aber für die kontinentalen, z. B. deutschen, französischen, italienischen Mundöffner, also für internationale Phonetik nicht aus. Der Phonetiker muß erst seinen dialektischen und nationalen Partikularismus in der Phonetik überwunden haben, wenn er über **allgemeine Phonetik** ein kompetentes Urteil fällen will.

Unter der Überschrift LIP-MODIFIED OR 'ROUND' VOWELS bringt BELL eine Bemerkung von allgemeiner Bedeutung über das **Sichentsprechen der kombinierten Lippen- und Zungen-Öffnungsgrade** S. 76: The amount of lip-modification corresponds to the degree of elevation of the tongue; 'High' vowels have the narrowest labial aperture; 'Low' vowels the broadest; and 'Mid' vowels an intermediate aperture (vgl. daselbst 71 und SOUNDS 46). So ist es in der That im allgemeinen, doch gibt es **Ausnahmen**, wo, wie z. B. bei den partiell unvollkommenen Mundöffnern eine geringere oder wie z. B. bei schwedischen Mundöffnern der *a* . . . u_0 Reihe in dem Verhältnis der Lippen- und Zungen-Öffnungsgrade eine größere **Verschiebung** von einem Grad und mehr vorkommen, welche letztere im BELLschen System schwer zu unterscheiden und zu bezeichnen sind.

Was endlich die **unvollkommenen** Mundöffner anbetrifft, deren, in ihrem Parallelismus mit den wohl artikulierten, nicht bloß von LEPSIUS, STANDARD ALPHABET 2. ED., 1863, 49 und BRÜCKE, PHONETISCHE TRANSSKRIPTION, 1863, 16, sondern bereits in sehr ausführlicher Weise von RASK, DANSK RETSKRIVNINGSLÆRE, 1826, 38 ff. gedacht worden, so ist die Benennung derselben mit **wide** zum Teil nicht zutreffend und die Analyse derselben bei BELL (vgl. V. SP. 17, 40, 71, 117, 123; SOUND 10) und seiner Schule ganz ungenügend. Es handelt sich, wie bereits oben angedeutet, in Wirklichkeit um verschiedenartige Unvollkommenheit, entweder an einzelnen Stellen z. B. der Lippen (*H̥*), der Vorderzunge (*H̭*), der Hinterzunge (*H̬*), oder um allgemeine Unvollkommenheit infolge zu schwacher (*H̀*) oder zu kurzer Artikulation (*H̆*). In allen diesen Fällen entfernt sich an den betreffenden Stellen der Öffnungsgrad in den innern Spannungs- und Dichtigkeitsverhältnissen wie in der äußern Lage weniger von der **relativen** Indifferenzlage (Tab. VI. rechts unten) derart, daß bei den Lauten mit kleinster Öffnung: *i*, *u̧*, *u* die Öffnung größer wird, **bei denen mit größerer und größter Öffnung aber kleiner**, woraus sich die Unangemessenheit derselben Benennung **wide** für alle Fälle ohne Ausnahme von selbst ergibt.

Auf weitere, weniger wichtige Einzelheiten kann ich hier nicht eingehen. Das gegebene wird genügen, um zu zeigen, auf welcher **induktiven** Grundlage und mit welchem **analytischen** Material BELL baute. Man wird erkannt haben, daß BELL wenig Neues analysiert hat und das wenige z. T., wie **mixed**, in seinem Hauptwerk verkehrt aufgefaßt hat, um nach Schwanken wieder zu der gewöhnlichen Auffassung von Hinter-, Mittel- und Vorderzungenrücken-Artikulationen der Mundöffner zurückzukehren. Es verlohnt sich also sehr wohl der Mühe, in der Entwickelung der Phonetik über BELL hinaus zurückzugehen, erstens aus historischem Interesse, damit man das Verdienst der einzelnen in **gerechter** Weise und nach **eigener** Prüfung schätzen lerne, und dann, weil wirklich sich in der ältern Litteratur vieles besser dargestellt findet als bei BELL.

Die Art und Weise aber, wie BELL das analytische Material **synthetisch** verarbeitet hat, seine **Systematik**, unterstützt von seiner **Graphik**, ist originell und zeugt von großer Begabung nach dieser Seite. Diese Vorzüge sind es wohl, welche seinem System der Mundöffner die Fürsprache von Forschern wie ELLIS und STORM gewonnen, trotz der Mängel im einzelnen, welche ihnen teilweise nicht entgangen sind. Aber selbst das Gewicht dieser Namen, welches keiner höher schätzen kann als ich, wird nicht im stande sein, die große Menge der Sprachforscher, welche dem induktiven Fortschritt der Phonetik stets vorsichtig zögernd folgt, für ein System zu gewinnen, das sich ausgesprochenermaßen in einen schroffen Gegensatz zur bisherigen Induktion stellt und vollständigen Umsturz bezweckt. Höchstens könnten einige Außenstehende stutzig werden. Dem gegenüber zur Beruhigung habe ich nachzuweisen gesucht, daß die Ergebnisse der physiologisch-genetischen Analyse und Synthese denen der bisherigen physikalisch-akustischen Induktion keineswegs widersprechen, im Gegenteil so vollkommen entsprechen, wie man es nur erwarten durfte.

für die Sprache, insofern weder in der offenen Stimmritze, noch im offenen Ansatzrohr charakteristische Schallerscheinungen erzeugt werden.

Hauchenge: Die gehauchten Mundöffner *a̧*, *i̧*, *u̧* u. s. w. sind bis auf die neuste Zeit (vgl. meine PHONETIK 45) selten gehörig analysiert worden. Die Griechen bezeichneten diese Klasse durch das Zeichen ῾, die Römer durch den Buchstaben *h*. Das mag für die gewöhnlichen praktischen Zwecke genügen, um so mehr als die Art in jedem einzelnen Fall durch die benachbarten Buchstaben angedeutet wird. Doch dürfte sich für wissenschaftliche Zwecke nicht bloß der reinen Phonetik, sondern auch der Historik genauere Analyse empfehlen. Man unterscheidet da doch x_a, x_i, x_u (Tab. IV. 1—3) u. s. w., müßte also mindestens h_a, h_i, h_u u. s. w. auseinander halten. Nach meinem System scheint es mir folgerichtiger *a̧*, *i̧*, *u̧* u. s. w. zu analysieren.

Flüsterenge: Über die Wichtigkeit der geflüsterten Mundöffner für die akustische Analyse habe ich S. 75 gesprochen. Da die Flüsterenge und die Stimme je von verschiedenen Artikulationen der Stimmbänder wie des Schlundkopfs bedingt werden, so darf man freilich nicht die akustischen Produkte der Resonanz bei beiden in der Weise identifizieren als es bisweilen geschehen.

Die stimmhaften Mundöffner, welche im allgemeinen Vokale sind (vgl. jedoch S. 149, 167), sind im obigen zur Genüge besprochen.

Klappschluß: a_Q, i_Q, u_Q u. s. w. findet man namentlich im Anlaut vor den entsprechenden stimmhaften Mundöffnern, z. B. beim französischen 'h aspirée'. Kollektivzeichen der Klasse *Q*.

Zitterschluß: a_R, i_R, u_R u. s. w., z. B. im Niederdeutschen. Kollektivzeichen *R*.

Nasale Öffnung: Nasale Mundöffner $a_{\smile}$, $i_{\smile}$, $u_{\smile}$ u. s. w., zum Teil im Französischen, noch vollständiger in andern Sprachen vorhanden.

Nasale Enge: Näselnde Mundöffner in Dialekten, namentlich des amerikanischen Englisch.

Nasaler Schluß mit verschiedenen Graden der Energie (vgl. S. 150, Tab. III. 4—6): Reine Mundöffner.

Wir sahen oben, daß durch Öffnung im allgemeinen in der Mittelebene und an allen Stellen des Mundes die Gattung der Mundöffner bedingt wird, im Gegensatz zu den Mundschließern. Je nach den verschiedenen Größen und Formen der Öffnung und nach den kombinierten Stellen unterscheiden wir die verschiedenen Arten. Dabei sind z. T. gewisse unter den kombinierten Stellen besonders, aber nie allein, charakteristisch, z. B. die des Vorderzungenrückens für die *i*-Reihe, die der Lippen für die *u*-Reihe.[1] Vgl. S. 151.

In meiner PHONETIK bin ich auf BELLS Arbeiten nicht näher eingegangen, weil ich mir dort 'zur Pflicht gemacht negativer Kritik mich zu enthalten', einen Grundsatz, von welchem ich überhaupt nur in dringenden Fällen abgehen werde, wo die Induktion in den Gebieten, in welchen ich mir ein Urteil erlauben darf, gehemmt oder auf Irrwege gelenkt werden könnte. Man vgl. übrigens WHITNEYS Kritik von BELLS VIS. SP. in ORIENTAL AND LING. STUD. II 301.

[1] Aus unsern früheren akustischen wie genetischen Untersuchungen hat sich ergeben, daß bei den Klanglauten wie Mundöffnern das ganze Ansatzrohr, namentlich der der Mündung zunächst liegende Teil von Bedeutung ist, dessen Resonanz von mehreren Faktoren (vgl. 98, 153) bedingt wird. Die Mundöffner lassen sich also nicht als einstellige Laute behandeln, analog den Mundschließern, deren charakteristisches Geräusch ja im allgemeinen an einer Stelle erzeugt wird.

Neben den bereits erwähnten unvollkommenen Spielarten und denen mit relativ verschobenen Öffnungsgraden möchten wir hier noch der durch die benachbarten Laute beeinflußten Mundöffner, z. B. der 'gutturalisierten', gedenken. Ähnliche Spielarten könnte man unendlich viele aufstellen, wenn man auch die Übergänge von und zu Mundöffnern mit ins Auge fassen wollte. Wir haben bereits erwähnt, in welchen Ausnahmefällen wir auch solche in Betracht ziehen müssen.

Die seitlichen Mundöffner endlich bezeichnen wir als Gattung mit *l̦*, vgl. Tab. V.; man könnte auch noch weiter die Arten: a_l, i_l, u_l u. s. w. unterscheiden. Hierbei hat der Mund im ganzen die Stellungen, resp. für *a*, *i*, *u* u. s. w. und gleichzeitig berührt die Vorderzungenspitze leicht den harten Gaumen (oder nähert sich demselben bis auf eine Enge) in der Mittelebene derart, daß beiderseits Öffnungen bleiben, wodurch dann die Klangfarbe wesentlich verändert wird, ohne daß jedoch Geräusche vorwiegen.

DIE MUNDSCHLIESSER.

Im Gegensatz zu den Mundöffnern wird die Gattung der Mundschließer durch Mundenge und -schluß bedingt. Gehen die artikulierenden Organe des Mundes von kleinster Öffnung z. B. von *i* und *u* zur Enge über oder umgekehrt, so erhält man als Übergangslaute die 'Halbvokale', in den obigen Fällen resp. *j* = *i* und *w* = *u̯* (Tab. V.); wie wir sie auf S. 89 akustischerseits zwischen Klang- und Geräuschlauten fanden. Es können ja auch die seitlichen Laute ihre laterale Enge in Öffnung verwandeln, und *l* zu *l̦* werden und die Zitterlaute können gar zwischen beiden Gattungen hin und her schwanken, wenn die Erzitterung dadurch zustandekommt, daß Öffnung und Enge abwechseln (statt Enge und Schluß): *r̦*.

Wie wir am Schluß des vorigen Abschnitts soeben Spielarten von Mundöffnern kennen lernten, welche unter dem Einfluß von benachbarten Mundschließern sich ändern, so finden wir hier Mundschließer, welche unter dem Einfluß benachbarter Mundöffner deren Artikulationen teilweise in ihre gleichzeitige Artikulationskombination aufnehmen, in verschiedenen Graden der Anähnlichung und zwar unter dem Einfluß von:

1. *i̯*, *i*, *e*, *ε* (Tab. III. 6, 7a) die sogen. 'mouillierten' oder 'palatalisierten' Mundschließer, genauer resp. mit kleinster, kleinerer, größerer Vorderzungenrücken-Längsöffnung, z. B. l_i, n_i, x_i (Tab. IV. 3), p_i (Tab. IV. 12a); n_e u. s. w.
2. *u̯*, *u*, *o*, *ɔ* (Tab. III. 5, 13a, 13, 12, 11):
   a) die sogen. 'labialisierten' Mundschließer, genauer resp. mit kleinster, kleinerer, größerer Lippen-Rundöffnung, z. B. $ş_u$[1] (Tab. IV. 7, *ş* ist schon an sich mit Vorliebe labialisiert), l_u[2], s_o u. s. w.
   b) Die sogen. 'postpalatalisierten' Mundschließer, genauer resp.

---

[1] Buchstaben, welche unten oder rechts unten als Nebenzeichen Modifikationen durch Lippenartikulationen andeuten, sind kursiv, für nicht labiale Modifikationen stehend.

[2] Vgl. R. BRANDSTETTER, DIE ZISCHLAUTE DER MUNDART VON BERO-MÜNSTER, 1883, 12.

mit kleinster, kleinerer, größerer Hinterzungen-Rundöffnung z. B. x_u (Tab. IV. 2)[1].

Über die Synthese der eigentlichen Mundschließer kann ich mich nach all dem früheren kurz fassen. Es kombinieren sich dabei außer den treibenden (vgl. S. 120, 146) die folgenden hemmenden Artikulationen:

I. Artikulationsstelle der **Stimmbänder** (Klasse) Tab. II.

1. Blaseöffnung. Geblasene Mundschließer Tab. II. 1 ⋯ (cc).
2. Hauchenge. Gehauchte Mundschließer Tab. II. 5 ⋯ (c).[2]
3. Flüsterenge. Geflüsterte Mundschließer Tab. II. 6 ⋯ (,).
4. Oberstimmenge. Oberstimmhafte Mundschließer Tab. II. 7, 8, 14 ⋯.
5. Unterstimmenge-Schluß. Unterstimmhafte Mundschließer. Tab. II. 9, 10, 15, 16.
6. Knarrstimmenge-Schluß resp. Zitterschluß. Stimmbandzitterlaut Tab. II. 11 ⋯ (R) ($\mathit{ʀ}$).
7. Klappschluß. Stimmbandklapplaut Tab. II. 11, 12 ⋯ (Q) (*ϙ*).

II. **Nasen**-Artikulationsstelle (Ordnung) Tab. III.

1. Nasen-Öffnung. Nasale Mundschließer Tab. III. 1 ⋯.
2. Nasen-Enge. Näselnde Mundschließer Tab. III. 2 ⋯ (~).
3. Nasen-Klappschluß. Nasenklapplaut Tab. III. 3 ⋯ (∞).
4. Nasen-Dauerschluß. Reine Mundschließer Tab. III. 3.

---

[1] Dies sind nur einige der wichtigsten Beeinflussungen von Mundschließern durch Mundöffner. Dazu bemerke ich in meiner Phonetik 50: 'Geringere Färbungen der Konsonanten durch Vokale, auf welche die neuere Sprachforschung mit Recht aufmerksam zu werden anfängt [vgl. z. B. ACKERMANN, ANALYSE PHYSIQUE DES LANGUES, 1838, 21. ADAM, HARMONIE DES VOYELLES DANS LES LANGUES OURALO-ALTAÏQUES, 1874, 50: Enfin, selon CASTRÉN, il existe une légère différence dans la prononciation de toutes les consonnes, suivant qu'elles précèdent des voyelles fortes ou des voyelles faibles — erstere mit Hinterzungen-Rundöffnungen, letztere mit Vorderzungenrücken-Längsöffnungen. — KRUSZEWSKI, LAUTABWECHSLUNG, 1881, 35: "So müssen ... in allen Sprachen und zu allen Zeiten palatale Vokale die ihnen vorangehenden Konsonanten palatalisieren, wenn auch nicht in gleicher Stärke"], können wir hier nur andeuten. In all diesen Fällen muß neben den vorschallenden konsonantischen Geräuschen die **Resonanz** des Ansatzrohrs besonders bemerkbar werden und in dem Chaos von wirbelnden Schwingungen verschiedenster Geschwindigkeit eine Tonhöhe schon eher sich bestimmen lassen [vgl. oben unsere PHYSIKALISCH-AKUSTISCHE ANALYSE 86]. Wir erinnern hier an unsere bereits früher [hier S. 147] gemachte Bemerkung, daß man an den verschiedenen oralen Artikulationsstellen ganze kontinuierliche Skalen von pfeifenden Klängen durch Einstellung der Mundhöhle hervorbringen kann. Auf demselben Wege sind hier eine Unzahl von Lautvarietäten möglich [namentlich wenn man noch alle Übergänge in Betracht ziehen wollte; hier, aber nur hier, hätte dann die Artikulationskombination, welche BELL, VIS. SP. als "mixed" beschreibt und daselbst durch Zeichnung veranschaulicht, eine gewisse Berechtigung], welche die Schrift noch nie unterschieden und die scharfsinnigste Lautanalyse noch nie erschöpft hat.'

[2] Mit Enge der Taschenbänder und der Stellknorpel-Kehldeckelfalten beim arab. Hha = h_{ι}. Hauchenge ist bei Mundschließern in Wirklichkeit selten zu beobachten, um so mehr Blaseöffnung, wobei der Ausatmungsluftstrom ohne Hindernis um so kräftiger zur Hemmungsstelle des Ansatzrohrs gelangt und der daselbst zu erzeugende charakteristische Schall um so deutlicher hervortritt. Vgl. das S. 146 über die Bedingungsgleichung des Gleichgewichts bemerkte und BRÜCKE, GRUNDZ. D. PHYSIOL. U. SYSTEMATIK DER SPRACHL., 2. A. 1876, 78, 113 über holländ. v z. B. in van = f_{ι}, welchen gehauchten Laut MICHAELIS, KLÄNGE V. D. KONSON., 1879, 40—51 zu erklären sich vergeblich bemüht. Auch die strittige Aussprache des engl. which gehört in gewissem Sinne hierher.

III. **Mund**-Artikulationsgrade (Gattung) und -stellen (Art) Tab. IV.		Enge	Schluß: Klapp-	Zitter-	Dauer-	Schnalz- Tab. IV. 14[1].
a) Artikulationen in der **Mittelebene:**	Tab. IV.					
1. des Zungenrückens:						
Hinterzungen - Gaumensegel - Mundschließer	IV. 1, 4	x γ	k g	r r		
Hinterzungen-Gaumenbein-Mschl. . .	IV. 2, 5	x γ	k g		N N	k g
Mittelzungen-Mschl.	IV. 3, 6	x γ	k g			
Vorderzungenrücken-Mschl.	IV. 3a, 6a	x γ	k g		N	
2. der Zungenspitze:						
Vorderzungenrücken-Spitzen-Mschl. .	IV. 7, 10	s z	t d			
Zungenspitzen-Mschl. höchste (cacum.)	IV. 8, 11	s .	t d		n	t d
Zungenspitzen-Mschl. höhere (postalv.)	IV. 8, 11	s z	t d	r r	n n	
Zungenspitzen-Mschl. mittlere (alveol.)[2]	IV. 8, 11	s z	t d	r r	n n	t d
Zungen-Zahn-Mschl.	IV. 9, 12	s z	t d			t d
3. der Lippen:						
Lippen-Zahn-Mschl.		f v	p b			
Lippen-Mschl.		f v	p b		m m	p b
b) **Seitliche:**	IV. 13					
Zungenrücken-Spitzen-Mschl.		l l				
Zungenspitzen-Mschl. höchste (cacum.) . .		l l				
Zungenspitzen-Mschl. höhere (postalv.) . .		l l				
Zungenspitzen-Mschl. mittlere (alveol.) . . .		l l	L L	L	[3]	L L
Zungenspitzen-Mschl. tiefere (dent.)		l l				

Obenstehende Tabelle der aus den aufgezählten Artikulationen sich zusammensetzenden Mundschließer enthält nur die bekannteren[4]; eine mehr systematische Übersicht ist auf Tab. v. gegeben. Betreffs Transskription vgl. S. 180 ff.

Neben den wohl artikulierten Mundschließern haben wir, wie bei den Mundöffnern, unvollkommene, zu schwache ˎ und zu kurze ᵥ, welche sämtlich der relativen Indifferenz zustreben.

[1] Betreffs der Schnalzlaute vgl. S. 106, 142.
[2] Vgl. S. 141, Anm. 1.
[3] Über nasale und näselnde seitliche Mundschließer vgl. Tab. v.
[4] Beispiele sind auf S. 183 gegeben.

Blicken wir noch einmal auf das gleichzeitige Nebeneinander der treibenden und hemmenden Artikulationen, wie wir es bei den Lauten beboachten, zurück, so erkennen wir folgendes bereits in meiner PHONETIK mehrfach angedeutetes **Gesetz für die Synthese** der am meisten charakteristischen Laute: Je größer die Hemmungen (und damit der Schall) an der Stimmbandstelle, desto geringer im allgemeinen die Hemmungen (und der Schall) im Ansatzrohr und umgekehrt, wobei die treibende Kraft des Windrohrs als gleich vorausgesetzt wird; ein Gesetz, das seine mechanische Erklärung in der Bedingungsgleichung des Gleichgewichts der Artikulationen findet (vgl. S. 146).

Mit obigem ist die lautliche Synthese in ihrem gleichzeitigen Nebeneinander noch nicht abgeschlossen. Es sind bis jetzt nur solche Artikulationen in Rechnung gezogen, welche systematische Lautcharaktere bedingen, die der Klasse, Ordnung, Gattung, Art, Spielart. Wir haben nun noch die individuellen beizufügen: die **Stärke** der treibenden Artikulationen (welcher ja die Summe der hemmenden gleich ist) und die **Stimmhöhe**, wozu endlich die **Dauer** des labilen Gleichgewichts der Artikulationen kommt. Ohne die letzten drei Faktoren tritt kein wirkliches Lautindividuum in Erscheinung.

Die naturwissenschaftliche Seite von Stärke, Stimmhöhe, Dauer ist bereits S. 120, 129, 142 berührt. Mehr Einzelheiten, namentlich über ihr Vorkommen und Verhalten in den Lauten der verschiedenen Sprachen, sind in meiner PHONETIK §. 28, 29, 30 gegeben.

DAS NACHEINANDER DER ARTIKULATIONEN UND LAUTE.

'Wie der Maler nur den prägnantesten Moment der Handlung erfaßt und das Vor- und Nachher nicht unmittelbar darstellt [wohl aber mittelbar andeutet], mit gleicher Abstraktion haben wir in unsrer frühern Betrachtung der Lautarten nur den Höhenpunkt der Artikulation [den des labilen Gleichgewichts der Kräfte im Artikulationskampf] ins Auge gefaßt und von Dauer derselben (wie von Vor- und Rückgang) bis dahin abgesehen ... Die **Zeit** spielt aber in Wirklichkeit bei der Lautung wie bei jeder Bewegung eine Hauptrolle und ist ein **wesentlicher Faktor bei der Synthese.** Freilich ist die Zeitmessung hier keine leichte Sache. Erkannten wir bei den tierischen Anfängen von Artikulationen ... einen steten unbestimmbaren Wechsel, so müssen wir auch beim Menschen, bei dem die Artikulationen doch mehr und mehr in den Dienst der Intelligenz und des Willens getreten sind, zugeben, daß er im natürlichen, d. i. nicht schulmäßig lautierenden Sprechen, von jenem ursprünglichen unaufhörlichen Wechsel sich nicht so sehr weit entfernt hat [und im allgemeinen die Anstrengung des Festhaltens jenes labilen Gleichgewichts, Balancierens, so wenig als möglich verlängert] ... Man kann ... als einfache Dauer eines Lauts das Minimum der Zeit ansetzen, welches er braucht, um vollkommen physiologisch erzeugt und akustisch wahrgenommen zu werden; freilich ein sehr relatives Maß, weil diese Zeit für die verschiedenen Laute und für denselben Laut in verschiedenen Sprachen und bei verschiedenen Personen je nach der Anlage und Übung der Sprachwerkzeuge und des Gehörs sehr verschieden ausfällt. Früher bestimmte man diese Dauer nur roh und subjektiv nach dem Gehör. Für wissenschaftliche Zwecke reicht das keineswegs aus. Jetzt hat man phonographische Mittel, um dieselbe objektiv zu registrieren ... Die Zeit als gleichmäßig sich ändernde und absolut unabhängige Variable stellt sich als einfache Grade dar (Tab. VI. 3) und werden wir die Dauer einzelner Laute am natürlichsten und analog der graphischen Darstellung der andern individuellen Charaktere durch horizontale grade Striche oberhalb des Buchstabens ... bezeichnen ... Bis jetzt haben wir erst wenige objektive Zeitbestimmungen für die Lautungen. Brücke fand das Verhältnis der Dauer langer zu der kurzer Vokale = 5:3 = 1,67, Kräuter = 1,50 ... Von der Dauer der **einfachen Laute** (incl. ihres Vor- und Rückganges) ist natürlich die der Silben und bei weiterer Synthese der Wörter und Sätze abhängig. Daneben kommen für die Gesamtdauer mit in Rechnung die Pausen, welche sich finden können: gar nicht zwischen Lauten derselben Silbe, wenigstens bei natürlicher Aussprache [vom

künstlichen Lautieren müssen wir hier absehen], selten zwischen Silben und zwischen Wörtern (aber auch hier bei dem gewöhnlichen schnellern Sprechen in der Regel nicht), häufiger zwischen Satzteilen und [gewöhnlich zwischen] Sätzen.'[1]

Jene fixierten Höhenpunkte der simultanen Artikulationskombinationen, auf welchen das labile Gleichgewicht der Kräfte im Artikulationskampf stattfindet, können wir als **Stationen der Lautungsbahnen** betrachten. Der Aufenthalt auf denselben kann von zu kurzer ⌄, normal kurzer, mittellanger ·, langer ‗ Dauer sein.

Die **Übergänge** von Station zu Station ('glides' Ellis), welche die frühern Lautphysiologen leider zu sehr vernachlässigten, sind namentlich von Merkel und Bell mehr berücksichtigt worden. Es ist wünschenswert, daß ihnen von den Phonetikern ganz besondere Aufmerksamkeit[2] geschenkt werde (vgl. z. B. die Aspiraten in ihrer Entwickelung zu Affrikaten).

Auf den Übergängen zwischen Lauten können nun folgende Artikulationen stattfinden:

I. Des Windrohrs außer mittlerer Stärke: crescendo, decrescendo[3]; decrescendo-crescendo, phonetische Indifferenz (S. 119, 120); von welchen die letzte eine Pause, die vorletzte eine gewisse Scheidung ⌄ bedingen, die ersteren aber eine innigere Verbindung der Laute ermöglichen. Die so verbundenen einfachen Laute (Monophthongi) werden, wenn es zwei sind, Zweilaute (**Diphthongi**), wenn drei, Dreilaute (**Triphthongi**), wenn mehr, Viellaute (**Polyphthongi**) genannt, gleichgültig welcher Klasse, Ordnung, Gattung, Art, Spielart die einzelnen Laute sind.[4]

II. An der Stelle der Stimmbänder kann entweder ein Angang in der Richtung zur oder ein Abgang von der stärksten Stimme eintreten.

III. Im Ansatzrohr kann entweder Vorgang in der Richtung zur größten Öffnung oder Rückgang in der Richtung zum Schluß stattfinden.

---

[1] Vgl. meine PHONETIK 71 und oben S. 120.

[2] Innerhalb der natürlichen Grenzen vgl. S. 106, 121; nur nicht rein theoretische Analyse und Synthese in der Phonetik, kein Operieren mit unendlich kleinen Größen, welche wir mit unsern Sinnen und Hilfsmitteln nicht wahrnehmen können.

[3] Crescendo-decrescendo und staccato würden den Übergang zur Station erheben.

[4] In meiner PHONETIK 77 habe ich diese Lautverbindungen in folgender Weise definiert: 'Diphthonge nenne ich zwei aufeinander folgende Vokale, incl. *j*, *w*, *r*, (A, vokalische Diphthonge) oder Konsonanten (B, konsonantische Diphthonge), bei welchen 1. nur ein Exspirationsdruck stattfindet (Tab. VI. 1), während 2. die Stimmbandartikulationen und 3. die Ansatzrohrartikulationen des ersten Komponenten in die des zweiten nicht sprungweise, sondern allmählich auf direkter Bahn übergehen, gleichsam wie wenn auf ein und derselben Violinsaite [besser auf Violinsaiten] der Bogen einen ununterbrochenen Strich vollführt, während der [besser Mehrheit] drückende Finger von einer Stelle des Griffbretts zur andern allmählich übergeht ... Sind die beiden unter den obigen Bedingungen aufeinander folgenden Laute nicht beide Vokale oder beide Konsonanten, so haben wir gemischte Diphthonge ... Haben wir anstatt der beiden aufeinander folgenden Lautstationen ... deren mehre ..., welche je zwei auf einander folgende die obigen diphthongischen Bedingungen erfüllen, so haben wir Polyphthonge ...' Da die di- und polyphthongischen Verbindungen in der Majorität sind, so halten wir es für besser, sie unbezeichnet zu lassen und, wo es notwendig wird, lieber Trennung durch ⌄ anzudeuten.

Von der Aufzählung der einzelnen Fälle sehen wir hier der Kürze halber bei der großen Anzahl von Kombinationen ab.

Auch hier kommt als Hauptfaktor die Zeitdauer, ob zu kurz und normal kurz, ob mittellang und lang, in Frage; in den letzten beiden Fällen kann der Übergang als Station aufgefaßt werden.

In der That kann häufig ein Zweifel darüber sein, ob eine Lautung als Übergang oder als Station anzusehen ist, wie ich an einzelnen Beispielen in meiner PHONETIK I 78 gezeigt habe. Damit hängt die Frage eng zusammen, ob eine Lautung (φώνημα oder φθέγξις) Monophthong oder Diphthong oder eine wohlgeschiedene[1] Zweiheit von Lauten ist; diese Frage kann nicht vollkommen entschieden werden, ohne auf die psychische oder wenigstens auf die psychophysische Seite einzugehen, welche wir ja einer spätern Abhandlung vorbehalten.[2] Hier wollen wir nur die Thatsache erwähnen, daß bis 15 Schwingungen in der Sekunde die einzelnen Luftstöße noch gesondert empfunden werden, daß bei etwa 20 Schwingungen die Verschmelzung in der Empfindung beginnt, daß bei etwa 25 regelmäßigen Schwingungen der musikalische Charakter der tiefsten Töne entschieden einheitlich zum Bewußtsein kommt. Hiernach wird jeder eine stimmhafte Lautung, wo die akustische Wirkung der aufeinander folgenden Stimmbandschwingungen eine einfache ist, Monophthong nennen, so lange keine trennenden Artikulationsveränderungen im Wind- und Ansatzrohr stattfinden. Wie aber ist es bei den langsameren Erzitterungen der r-artigen Lautung, welche im allgemeinen auf der Grenze sich befindet, wo die einzelnen Luftstöße zu verschmelzen anfangen? Könnte man vom akustischen Standpunkte hier Zweifel haben, so muß man vom genetischen in Rücksicht auf den einheitlichen willkürlichen Artikulationsakt, welcher die kleinern unwillkürlich sich wiederholenden rhythmischen Veränderungen des Artikulationsgrades auslöst,

---

[1] Die Scheidung findet in verschiedenen Graden und Arten statt; vgl. unsere folgenden Bemerkungen zur Silben-, Wort- und Satzscheide.

[2] Zur vorläufigen Orientierung mag eine Stelle aus LOTZES MIKROKOSMOS II[1] 175 herangezogen werden: 'Sehen wir in der Natur aus zwei Bewegungen bald Ruhe, bald eine dritte mittlere entstehen, in welcher sie unkenntlich untergegangen sind, so bietet sich uns ähnliches im Bewußtsein nirgends dar. Unsere Vorstellungen bewahren durch alle verschiedenen Schicksale hindurch, die sie erfahren, denselben Inhalt, den sie früher besaßen, und nie sehen wir die Bilder zweier Farben in unserer Erinnerung zu dem Gesamtbild einer dritten aus ihnen gemischten, nie die Empfindungen zweier Töne zu der eines einfachen zwischen ihnen gelegenen ... sich mischen und ausgleichen. Nur so lange verschiedene der Außenwelt entspringende Reize noch innerhalb des körperlichen Nervengebiets, durch dessen Vermittelung sie auf die Seele wirken, nach physischen Gesetzen einen Mittelzustand erzeugen, läßt uns dieser, als einfacher Anstoß nun dem Geiste zugeführt, auch nur die einfache Mischempfindung entwickeln, statt der beiden, die wir getrennt wahrgenommen haben würden, wenn die Reize uns gesondert hätten zukommen können ... Das Bewußtsein hält das verschiedene auseinander ... Wenn beide Töne nach einander erklangen, so daß das Sinnesorgan ihre Eindrücke gesondert leiten konnte, so entsteht aus ihren Vorstellungen, welche die Erinnerung aufbewahrt und zu dem Zwecke der Vergleichung beide wieder ins Bewußtsein führt, nicht mehr die Vorstellung eines dritten Tons von größerer Stärke, sondern beide bleiben als gesonderte einander gegenüber ... Die Vergleichung ... besteht in dem Bewußtwerden der eigentümlichen Veränderung, die unser Zustand erfährt, indem wir von dem einen Ton vorstellend zum andern übergehen.'

sich dahin entscheiden, daß man es auch hier noch mit einem einfachen Laut zu thun hat, der aber hart an der Grenze der Di- und Polyphthonge steht.

Die Kombinationsfähigkeit einfacher Laute ist noch nicht genug untersucht worden; sie hängt übrigens auch von den Übergängen ab. Jedenfalls muß dabei die Dauer und Schwierigkeit der letztern namentlich in Rechnung gezogen werden.

DIE SILBE.

Bei der bisherigen Synthese der Artikulationen fanden wir zuvörderst den Laut, Monophthong, als die phonetische Einheit der Artikulationen in ihrem gleichzeitigen Nebeneinander. In dem Nacheinander der Artikulationen unterschieden wir weiter Lautstationen von Übergängen und je nach der Natur der letztern innigere Lautverbindungen wie Di-, Tri- und Polyphthonge von loserer Aufeinanderfolge. Die Darstellung der Polyphthonge und ihre Unterscheidung von den nicht inniger verbundenen Lauten kann aber erst mit der Silbe einen befriedigenden Abschluß finden. Denn die **Silbe**[1] ist eben die kleinste phonetische Einheit der Artikulationen in ihrem Nacheinander und Di-, Tri- und Polyphthonge sind demnach Lautkombinationen innerhalb einer und derselben Silbe. Wir haben hier nicht bloß ein zeitliches Nacheinander der betr. Laute, sondern eine gegenseitige Beeinflussung derselben. Den Hauptlaut der Silbe, welcher durch verhältnismäßig größte Stimmstärke und Öffnung des Ansatzrohrs hervortritt, nennen wir **Phon**, die damit verbundenen Mitlaute **Symphone.**[2] Im allgemeinen sind die Phone Klanglaute und Mundöffner, die Symphone Geräuschlaute und Mundschließer; sie sind es aber nicht immer, weshalb wir die verschiedenen Begriffe je besonders definieren mußten und das Wort **Vokal** für jeden Laut vorbehalten, der gleichzeitig Klanglaut, Mundöffner und Phon ist, und das Wort **Konsonant** für jeden Laut, der gleichzeitig Geräuschlaut, Mundschließer und Symphon ist (vgl. S. 149).

Das eigentliche Wesen der Silbe, wodurch sie sich aus dem Niveau des Redeflusses heraushebt, ist in der phonetischen Litteratur sehr verschieden dargestellt worden, wie ich in meiner PHONETIK 80 ff. vollständiger berichtet habe.[3]

---

[1] Ich habe schon früher S. 107 bemerkt, daß die Griechen die Silbe als ein Produkt der Synthese auffaßten: συλλαβὴ σύλληψις φθόγγων συμφώνων.

[2] Vgl. ὁ φῶνος = μεγαλόφωνος THEOGNOST. GRAMM. AN. 2. 66 und σύμφωνος, ον; τὸ σύμφωνον sc. γράμμα in PASSOWS WB.

[3] Hier möchte ich nur zwei Stellen hervorheben. THAUSING, NATÜRL. LAUTSYST., 1863, 108: Der hellere Stimmton kennzeichnet den Mittelpunkt der Silbe, die Silbenscheide fällt sodann entweder in ein dumpferes Tönen der Stimme oder in dessen gänzliche Unterbrechung oder aber in eine Pause aller Artikulierung überhaupt' (vgl. oben S. 120). WHITNEY, ORIENTAL AND LINGUISTIC STUDIES II, 1875, 293: The governing principle, it seems plain to me, ... is that same antithesis of opener and closer sounds upon which the distinction of vowel and consonant is founded ...; there is a crescendo-diminuendo effect, but no violation of unity. 295: Herein, above all,

Das Resultat meiner Untersuchung über die Silbe sprach ich in meiner PHONETIK 82 mit folgenden Worten aus: 'Alles, was wir vom physiologischen Standpunkt zu sagen wissen, ist, daß der Sprachfluß mit seiner wellenartigen Silbenfolge eine **komplexe Funktion** ist und zwar vor allem

1. der Exspirationsintensität (Tab. VI. 1)[1],
2. der Stimmbandartikulation (Tab. II.; VI. 2),
3. der Apertur des Ansatzrohrs (Tab. VI. 4).

[4. der Zeit (Tab. VI. 3)].

Diese mathematische Funktion würde sich graphisch durch eine Kurve darstellen, deren Berge den Phonen, deren Thäler den Symphonen entsprechen und wo ebensoviel Berge als Silben vorkommen würden (Tab. VI. 1—4). Zu welchem Phon jeder von den zwischen zwei Phonen befindlichen Sym-

---

lies the peculiar character of our speech as articulated, jointed, broken up into distinct yet flexible members. Ich habe bereits in meiner PHONETIK 81 und hier S. 108 darauf aufmerksam gemacht, daß ich den Ausdruck Artikulation anders definiere.

[1] Wenn ich von einem Decrescendo-crescendo an der Silbenscheide spreche, so meine ich, wie ich bereits bei meiner Definition der Pause S. 120 angedeutet, damit nicht, daß der Exspirationsdruck dabei zur Indifferenz herabsinke; das könnte nur bei künstlichem Syllabieren eintreten. Bei natürlichem Sprechen markieren sich so tiefe Einschnitte nicht; gleichwohl ist die Abnahme der Artikulationsintensität im allgemeinen und, gemäß dem Gesetz von dem Gleichgewicht der Artikulationen, im besonderen am Windrohr bei wohl artikuliertem Sprechen unverkennbar und diesem entsprechend habe ich Tab VI. 1—4 schematisch entworfen. Bei flüchtigerer nachlässiger Aussprache verflachen sich die Einschnitte mehr und mehr und können sich ganz verschleifen, wie z. B., wenn man statt 'ist es' 'ist's' spräche, wobei dann gewöhnlich eine kompensierende Längung des bleibenden Silbengipfels stattfindet.

Ich nehme hiermit eine vermittelnde Stellung ein zwischen denen, welche an jeder Silbenscheide eine Pause ansetzen, und WHITNEY andrerseits, welcher die Existenz des silbigen Exspirationshubs ganz in Abrede zu stellen scheint, WHAT IS ARTICULATION 4—5: We have every reason to believe that language began with monosyllabic utterances . . . one such utterance was the equivalent in meaning of a whole modern sentence . . . Then, in the growth of speech, these utterances were made complex, partly by repetition, passing over into reduplication, and partly by association with other like utterances. The association was doubtless at the outset, phonetically as in meaning, a rude and loose one . . .; but it grew closer, in both respects, by practice; and when speech became continuous, an unbroken succession of alternating consonantal and vowel products, then it for the first time gained a fully articulated character. It is by inattention to this that SIEVERS is misled into repeating (2d ed., p. 156), in his definition of the syllable, the old blunder [vgl. STEINTHAL, GESCH. D. SPRACHW. BEI DEN GR. U. RÖM. 563: 'DIONYSIUS THRAX (§ 8): περὶ συλλαβῆς . . . σύλληψις συμφώνου ἢ συμφώνων μετὰ φωνήεντος ἢ φωνηέντων . . . Der Scholiast meint, genauer sei die Definition so zu geben: σύλληψις συμφώνων μετὰ φωνήεντος ἢ φωνηέντων, ὑφ' ἕνα τόνον καὶ ἓν πνεῦμα ἀδιαστάτως ἀγομένη, also: "eine Zusammenfassung von Konsonanten mit einem Vokale oder mit Vokalen, unter einen Ton und einen Atem ohne Unterbrechung gebracht." LONGIN definiert (PROLEGG. zu HEPHAEST. ιγ[1]): ἡ συλλαβὴ παρὰ τοῦτο ὠνόμασται, παρὰ τὸ ποσότητα στοιχείων εἰς ταὐτὸν συλλαμβάνειν, ὧν ἔξεστιν ὑφ' ἕνα φθόγγον παραλαβεῖν [ἂν μὴ] εἴποι τις τὰς μονογραμμάτους'] that it is what 'is produced by an independent continuous effort of expiration (Expirationshub)'. This is true only of the ante-articulated stage of speech.

Wie wir unten auf voriger Seite sahen, nimmt auch WITHNEY für jede Silbe crescendo-diminendo an; hiernach hätten wir für zwei aufeinander folgende Silben ^.^, also doch dazwischen decrescendo-crescendo, wie auch ich behaupte. WHITNEYS und meine Ansicht können hier mithin wohl nur über den Grad des Herabsinkens der Intensität auseinander gehen, welcher selber nur auf dem Wege autographischer Registrierung des Exspirationsdrucks wie der hemmenden Artikulationen analog der von ROSAPELLY angewandten Methode ganz objektiv festgestellt werden kann.

phonen zu rechnen sei, läßt sich physiologisch nicht allgemein gültig feststellen.' Wir können willkürlich eine Silbenscheide eintreten lassen, wo man sie vom physiologischen Gesichtspunkt aus nicht suchen würde.[1] Der Phonetiker kann also nur soviel sagen, daß im allgemeinen Stärke und besonders Stimmstärke und Öffnung des Ansatzrohrs bis zum Phon zu-, von da an abnehmen, wodurch die Einheit der Silbe in sich im Gegensatz zu den andern mit bedingt ist. Es ist dies ein Gesetz, an welches sich einige Völker mehr (wie z. B. die Romanen), andere (wie die Germanen) weniger binden.

Die Untersuchung des Verhältnisses von Silbe zu Wurzel würde uns über die Grenzen des Gebiets, auf welches wir uns in diesem Aufsatz beschränken wollten, hinausführen; die weitere Synthese von Silben zum Wort, von Wörtern zum Satz gehört kaum noch hierher. Zwischen Wort und Wort ist durchaus nicht eine Pause nötig, wie man nach dem vielen grammatischen Analysieren anzunehmen geneigt ist; solche Wortpausen sind beim natürlichen Sprechen selten. Dagegen finden sich Pausen gewöhnlich zwischen Satz und Satz, meist mit einer kürzern oder längern Einatmung verbunden. Wort und Satz bilden auch je phonetische Einheiten[2], welche namentlich ihren Ausdruck in dem findet, was man gewöhnlich '**Accent**' nennt.

Dies ist nun wieder eines jener mehrdeutigen Wörter, bei denen wir in diesem Aufsatz wiederholt stehen bleiben mußten, um Mißverständnissen vorzubeugen. Accentus ist die Übersetzung des gr. προσῳδία 'Betonung' im etymologischen Sinne des Wortes. Die Griechen unterschieden πρ. εἰς τόνους· ἡ ὀξεῖα ...́, βαρεῖα ...̀, περισπωμένη ...̂ (μέση wird daneben angeführt von ARISTOTELES POET. XX). Der Begriff wurde dann noch weiter ausgedehnt z. B. εἰς χρόνους· ἡ μακρά ...̄ und βραχεῖα ...̆, welche letztere in der Metrik der Griechen ja eine so hervorragende Rolle spielten. In neuerer Zeit wird das Wort vorwiegend auf Stärke der Artikulation und namentlich der des Windrohrs angewandt.[3] Hiernach ist also das Wort Accent namentlich für die ungesonderten, nichtsystematischen Eigenschaften der Lautungen gebraucht worden und in diesem Sinne mag man es auch fürderhin im gewöhnlichen Leben thun. Wo es aber auf wissenschaftliche Genauigkeit ankommt, also in der Sprachwissenschaft und speziell in der Phonetik, wird man wohl thun, jenen mehrdeutigen Ausdruck zu meiden und die darin zusammengefaßten Faktoren: **Stärke, Stimmhöhe** und **Dauer** wohl auseinander zu halten.

[1] Vgl. STEINTHAL, CHARAKT. 319: 'Der Mund [ich würde lieber sagen: das Sprachinstrument] kann nicht verschmelzen, was der Geist auseinander hält.'

[2] Die phonetische Einheit ist in dem Nebeneinander der Artikulationen am innigsten bei dem Laut; in dem Nacheinander inniger bei der Silbe, weniger innig bei dem Wort, am wenigsten beim Satz; man erkennt das auch an der gegenseitigen Beeinflussung der gleichzeitigen resp. aufeinander folgenden Artikulationen, welche am größten ist innerhalb desselben Lauts, größer innerhalb derselben Silbe, groß zwischen Silbe und Silbe, geringer zwischen Wort und Wort; ganz hört die Beeinflussung und Kontinuität nirgends im natürlich gesprochenen Satz auf. Vgl. übrigens die morphologische Klassifikation der Sprachen, die 'liaisons' im Französischen und ähnliche Erscheinungen in andern Sprachen z. B. im Sanskrit.

[3] Das Wort auch auf Laute wie z. B. den dänischen Stimmband-Klapplaut ϱ anzuwenden und letztern 'gestoßenen Accent' zu nennen, halte ich nicht für nachahmenswert.

Auf Tab. VI. haben wir den Versuch gemacht, den Fragesatz:

Ist es wirklich wahr?

mit dem Neben- und Nacheinander der Artikulationen, sowohl der systematischen als namentlich der individuellen unserer analytisch-synthetischen Methode entsprechend für das Auge schematisch darzustellen. Zu einer Selbstregistrierung ist von Brücke und Rosapelly ein Anfang gemacht worden.[1] Neuerdings hat Gentilli einen Apparat, den er Glossograph nennt, konstruiert, welcher einige der wichtigeren Artikulationen des Ansatzrohrs, leider aber gar nicht die der Stimmbänder und des Windrohrs verzeichnet. Nach all diesen schätzenswerten Beiträgen zur Phonautographie ist bis jetzt unsere wichtigste Aufgabe noch immer nicht vollkommen gelöst, welche ich in meiner PHONETIK am Ende der Synthese der Laute S. 84 mit folgenden Worten aussprach: 'Eine natürlich gesprochene Rede mit allen ihren Lautungen, deren spezifischen und individuellen Charakteren, dem Neben- und Nacheinander aller Artikulationen sich selbst registrieren zu lassen derart, daß die Indifferenz durch die Abscissenachse, die Artikulationen durch wellenartige Kurven repräsentiert würden.'

Diese Kurven würden auf all die im Laufe dieser Abhandlung angedeuteten offenen oder strittigen Fragen die zuverlässigste Antwort geben. Ich werde, sobald es meine Zeit gestattet, auch meinerseits Versuche machen solche Autographien zu erzielen.

---

[1] Erwähnen muß ich dazu an dieser Stelle Scotts und Königs Phonautograph; vgl. PHONAUTOGRAPHE ET FIXATION GRAPHIQUE DE LA VOIX. COSMOS, 1859, XIV 314. — Donders, DE PHONAUTOGRAAF. ARCH. V. GENEES. 1866 I. — Blake, A METHOD OF RECORDING ARTICULATE VIBRATIONS BY MEANS OF PHOTOGRAPHY (AM. JOURN. SC. 1878). — Preece-Stroh, STUDIES IN ACOUSTICS. ON THE SYNTHETIC EXAMINATION OF VOWEL SOUNDS. ROY. SOC. 1879, XXVIII. — Boudet de Pâris, DES APPLICATIONS DU TÉLEPHONE ET DU MICROPHONE À LA PHYSIOLOGIE ET À LA CLINIQUE, 1880, II. — Über erstere Arbeiten findet man genaueres bei Pisko, DIE NEUEREN APPARATE DER AKUSTIK, 1865, 55 ff.; über die letztern bei Bergonié, PHÉNOMÈNES PHYSIQUES DE LA PHONATION, 1883, 85 ff.

TRANSSKRIPTION

MITTELS DER LATEINISCHEN KURSIVSCHRIFT.

VORSCHLAG ZUM MÖGLICHST EINHEITLICHEN GEBRAUCH IN DER INTERNATIONALEN ZEITSCHRIFT FÜR ALLGEMEINE SPRACHWISSENSCHAFT.

Unter den verschiedenen Schriftgattungen, welche sich im Laufe von Jahrtausenden mit dem Fortschritt der Sprachanalyse entwickelt haben: Satz-, Wort-, Silben-, Laut- und Artikulationsschrift, ist die letzte naturwissenschaftlicherseits die genauste, insofern sie die Bewegungen des Sprachorgans in all seinen wesentlichsten Teilen mittels der Stellungen desselben verzeichnet. So wertvoll die Artikulationsschrift für die besonderen Zwecke des Phonetikers ist, so schließt sie sich vom Gebrauch des gewöhnlichen Lebens wegen der unbequemen Schreibung und des schwierigen Drucks von selbst aus; hier begnügt man sich mit einer gröbern Andeutung des Worts, der Silbe, des Lauts und selbst die beste überlieferte Buchstabenschrift hat nicht die Mittel die Laute auch nur einer einzigen Sprache vollkommen zu bezeichnen.

Für die Zwecke der allgemeinen Sprachwissenschaft als einer mehr denn irgend eine andere internationalen reicht die gewöhnliche Buchstabenschrift keineswegs aus; da aber die Mehrzahl der Sprachforscher die Opfer, welche die Artikulationsschrift verlangt, vor der Hand wohl nicht bringen will[1], so ist eine Art von Kompromiß notwendig, ein Ausbau der Buchstabenschrift mit Berücksichtigung der Resultate der neuern Phonetik. Vorschläge der Art sind von den hervorragendsten Forschern gemacht worden; doch keins der vorgeschlagenen Systeme hat sich allgemeine Anerkennung errungen. Den einen der Verfasser hat man vorgeworfen, daß sie nicht wirkliche Laute, sondern nur fremde Alphabete umschrieben; anderen, daß sie zu wenig auf die Druckereien Rücksicht genommen; noch anderen, daß sie die Zeichen mehr nach Zufall, ohne ein konsequentes System gewählt; den meisten, daß ihre Umschreibung nicht ausreichend sei. Letztern Vorwurf wird man selbstverständlich früher oder später jedem System machen können; er wiegt aber nicht schwer, wenn die Anlage so eingerichtet worden, daß ein Ausbau je nach Bedürfnis dem ursprünglichen Plan gemäß bewirkt werden kann.

Da wir also in der sprachwissenschaftlichen Litteratur zu einer Einigung hierin noch nicht gekommen sind, welcher ich mich mit Freuden anschließen würde; und da es mir andrerseits daran liegen muß eine möglichst einheit-

[1] Die Musiker sind nach dieser Seite opferfreudiger.

liche Transskription wenigstens für die INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT FÜR ALLGEMEINE SPRACHWISSENSCHAFT, wenn auch nur allmählich, zu erzielen, so erlaube ich mir einen Vorschlag dazu den Mitarbeitern und Lesern zur Begutachtung vorzulegen.[1] Ich bin bei der Ausarbeitung desselben eklektisch verfahren, nach gewissenhaftem Studium der einschläglichen Vorarbeiten, und habe mich bemüht möglichst die Klippen zu vermeiden, an welchen man bisher gescheitert ist. Die Grundsätze, von welchen ich ausgegangen, sowie die einzelnen Ausführungen sind im wesentlichen dieselben, welche ich im I. Band meiner EINLEITUNG IN DIE SPRACHWISSENSCHAFT. PHONETIK 1880. I. 51, 56, 57, 67, 69, 72; II. 44—49, 110, 111; Tab. V. dargestellt; doch wird man hoffentlich einen Fortschritt nicht verkennen. Wie weit der folgende Vorschlag von der Vollkommenheit entfernt ist, kann niemand mehr fühlen als der Verfasser.

Grundsätze für die sprachwissenschaftliche Transskription.

Was haben wir zu bezeichnen?

Bei den mannigfachen kontinuierlichen Bewegungen der verschiedenen Teile des Sprachorgans haben wir solche **Stellungen** in ihrem gleichzeitigen Nebeneinander für das Auge zu fixieren, in welchem die lebendig gewordenen artikulatorischen Kräfte für einen Augenblick oder für eine gewisse Dauer (vgl. S. 164) in labilem Gleichgewicht sich befinden (selbstverständlich sofern sie dabei in eigentümlicher Weise 'laut' d. h. hörbar und Ausdruck eines psychischen Inhalts werden). Nur diese Stellungen, gleichsam die hervortretenden Stationen der Lautung bezeichnen wir; Übergänge von Station zu Station nur dann, wenn sie weder auf kürzestem Wege, noch mit geringstem Kraftaufwand, noch in normaler Zeit bewirkt werden. Gelangt z. B. die Zunge von einer mittlern zu einer vordern auf dem Umwege über eine hintere Stelle, oder geht an einer beliebigen Stelle Enge in Öffnung derart über, daß zwischen beiden Schluß stattfindet, oder tritt während des Übergangs ein besonderer einen Teil der Übergangslautung hervorhebender Kraftaufwand oder ein längerer Aufenthalt ein, so ist alles das besonders zu bemerken; werden ja doch in solchen Fällen durch die Kraft des Willens, welcher gegen die natürliche Neigung zur Trägheit ankämpft, zwischen den Hauptstationen Zwischenstationen eingeschaltet. Also in dem Fortgang der Lautbewegungen werden nur die Lautstationen bezeichnet, die in gewöhnlicher, natürlicher Weise erfolgenden Übergänge sind damit implicite angedeutet. Diese Stationen sind aber keineswegs Punkte, sondern Gebiete von gewissem durch die benachbarten Stationsgebiete begrenztem Umfang, innerhalb dessen jene

[1] Der Korrekturbogen ist in kleinerer Zahl von Exemplaren zu vorläufiger Begutachtung versandt worden. Für die Rückäußerungen sage ich meinen besten Dank. In Rücksicht auf die vorläufige Versendung dieses TRANSSKRIPTIONSVORSCHLAGS wurden in denselben manche Bemerkungen aus dem vorhergehenden Artikel aufgenommen, um das Verständnis zu erleichtern. Andrerseits sind die einzelnen Transskriptionen schon früher gelegentlich angegeben, um dem Gedächtnis zu Hülfe zu kommen. Die dadurch verursachten Wiederholungen bitte ich zu entschuldigen.

Stellungen Spielraum haben, je nach den begleitenden Umständen. Wollte man solche Gebiete in Punkte zerlegen, so würde man in unendliche nutzlose Haarspalterei verfallen. Nehmen wir uns auch hier die musikalische Notenschrift zum Muster, welche im allgemeinen in der Teilung der kontinuierlichen Skala nicht weiter als bis zu halben Intervallen geht und die feiner nüancierte Ausführung in jedem Falle dem Sänger oder Geigenspieler überläßt.

Zu welchem Zweck bezeichnen wir?

Graphische Übertragung einer hörbaren in eine sichtbare Ausdrucksbewegung hat im allgemeinen den Zweck, eine flüchtigere Erscheinung zu fesseln und somit Mitteilung für weitere Entfernung in Ort und Zeit zu ermöglichen. Zwischen Personen nun, welche beiderseits die betreffende Sprache resp. sprechen und verstehen, genügt in der Schrift des gewöhnlichen Lebens die ausreichende Andeutung des mitzuteilenden Gedankeninhalts. Für die Zwecke der allgemeinen Sprachwissenschaft kommen neben dieser psychischen Seite noch andere in Frage (vgl. unser Programm), zunächst die naturwissenschaftliche, besonders die zu übertragende Lautung an sich. Als akustische Gesamtwirkung läßt sich der Laut nicht so bezeichnen wie die Musik durch Noten; das ginge vielleicht bei den Klanglauten nach der HELMHOLTZschen Theorie, falls die Eigen- resp. Teiltöne genau und vollständig bestimmt wären; bei den Geräuschlauten aber würde uns die Schreibweise wieder ganz im Stich lassen. Somit sind wir eben auf eine Bezeichnung der den Laut hervorbringenden Bewegungen, resp. Stellungen des Sprachorgans angewiesen, wie oben ausgeführt.

Im allgemeinen handelt es sich ja bei uns darum die lebendige Aussprache von Sprachen, welche in geringerer oder größerer Entfernung gesprochen werden, oder vor kürzerer oder längerer Zeit gesprochen worden sind (Historik), zu bezeichnen, um die Sprachen zu lehren, um ihre Lautverhältnisse zu vergleichen, Laut- resp. Artikulationsgesetze ausfindig zu machen u. s. w. Ist man nun gewöhnt mit den einzelnen Lauten eines bekannten Systems gewisse Buchstaben zu associieren und fallen die betreffenden darzustellenden fremden Laute genau mit den bekannten zusammen, so genügen auch jene bekannten Buchstaben an und für sich. Das dürfte aber in einer INTERNATIONALEN ZEITSCHRIFT FÜR ALLGEMEINE SPRACHWISSENSCHAFT, wo gerade die unbekanntesten und heterogensten Spracherscheinungen mit Vorliebe zur Besprechung kommen sollen, um die induktive Basis möglichst zu erweitern, nicht so häufig der Fall sein. Hier bedarf es also, um die Abweichungen der Laute mit genügender Genauigkeit zu bezeichnen, entweder immer neuer Buchstaben oder, was mehr systematisch durchgeführt werden kann, gewisser Nebenzeichen, deren Zweck es sein muß, die Buchstabenschrift mit den Vorzügen der Artikulationsschrift möglichst auszustatten, d. h. Modifikationen von Artikulationsstellen und -graden zu bezeichnen, so daß jeder, der mit dem Wert der Buchstaben und dieser Nebenzeichen und mit der entsprechenden durch vielseitige Artikulationsgymnastik

zu übenden Handhabung seines Sprachorgans in all seinen Teilen vertraut ist, auf letzterm die fremden Laute abspielen kann, wie der Organist auf der Orgel eine unbekannte Melodie.

Wie haben wir zu bezeichnen?

1. Vor allem gelten hier die alten **Grundsätze:**

   Paria paribus,
   similia similibus,
   dissimilia dissimilibus.

2. Der Aufeinanderfolge der Lautstationen muß die von links nach rechts fortschreitende Reihe der Buchstaben entsprechen derart, daß jeder Station ein bestimmter Buchstabe und nur einer entspricht.

3. Strengste Systematik der Bezeichnung ist Haupterfordernis zur Erleichterung des Verständnisses wie zur Erlernung der Zeichen, welche letztere mit dem, was sie bezeichnen, möglichst in natürlichem oder symbolischem Zusammenhang stehen sollten.

4. Wie in der Natur, so herrscht auch in der Sprache, soweit sie sich nach Naturgesetzen entwickelt, das Prinzip des kleinsten Kraftaufwandes; diesem sollte auch die Transskription zustreben, indem sie den gewöhnlichsten Fall möglichst unbezeichnet läßt, z. B. mittlere Bruststimme, nasalen Schluß u. s. w. Ist ein Zeichen ständig zu gewissen Buchstaben, sei es für längere Transskriptionen gleicher Art oder für eine spezielle Sprache zu schreiben, so setze man es nur einmal als allgemeinen Schlüssel (vgl. die musikalische Bezeichnung) voraus, falls die betreffenden Buchstaben nicht auch ohne das Zeichen vorkommen, in welchem Fall ein Buchstabe zwei Werte bekommen würde, gegen Grundsatz 1 u. 2.

5. Auf die Druckerei ist besonders Rücksicht zu nehmen und die Einheit des Schriftcharakters möglichst zu wahren.

6. Vom Hergebrachten darf man nicht ohne Grund abweichen; natürlich werden hier die Sprachen einer internationalen Transskription am meisten Zugeständnisse zu machen haben, welche wie die englische und französische in ihrer Schrift von dem ursprünglich phonetischen Prinzip sich zumeist entfernt haben.

7. Von allen überlieferten Schriftarten ist die lateinische am meisten verbreitet und entwickelt; sie haben wir also für unsere Transskription zu verwenden. Jedem kleinen Buchstaben der gewöhnlichen lateinischen Kursivschrift wird derjenige Lautwert gelassen, welchen er in der klassischen Zeit hatte, oder (um uns lieber auf eine im ganzen entsprechende Aussprache zu stützen, welche wir selbst direkt beobachten und feststellen können) der Lautwert, welchen er in der neuhochdeutschen Schreibung gewöhnlich hat. Im Druck wird also der laufende Text unsrer Zeitschrift in gewöhnlichen (stehenden) Lettern, event. zur Auszeichnung mit Spatium,

fett, in Kapitälchen, in Majuskeln [1], in fetten Majuskeln in der für die betreffenden Sprachen herrschenden Rechtschreibung gesetzt [2]; die Kursivlettern bleiben der Transskription allein vorbehalten. [3] In der Schrift des Manuskripts wolle man

Spatium durch ~~~~,
fett durch ——,
KAPITÄLCHEN durch ═~~,
MAJUSKELN durch ═══,
FETTE MAJUSKELN durch ≡≡≡,
Transskription durch {....} andeuten.

Indifferente (unvollkommene, d. i. mit unzulänglicher Energie oder Dauer artikulierte) Laute werden durch .^. (zu schwach) und durch .˘. (zu kurz artikuliert, vgl. 9[b] Stärke und Dauer) angedeutet. Partielle Unvollkommenheit der gleichzeitigen Artikulationen z. B. der Lippen ist durch besondere Nebenzeichen z. B. .̥. auszudrücken, vgl. S. 179 Anm. 4.

8. Folgende große Buchstaben der lateinischen Kursivschrift, doch nur in der Höhe der kleinen aus der Zeile nicht hervortretenden Buchstaben, werden wir mit möglichst wenig, ausnahmsweise freilich auch mit mehr verändertem phonetischem Wert gebrauchen:
   A für *a* mit größter Rundöffnung, fr. pâte. [4]
   Æ für *a* mit größter Längsöffnung, fr. patte.
   E für *e* mit größerer Längsöffnung, fr. même.
   H als Kollektivzeichen für jeglichen stimmhaften Mundöffnungslaut [5]

[1] Wir empfehlen Kapitälchen gleicher Größe für den Titel von Büchern, Majuskel als Anfangsbuchstaben für die Eigennamen des Verfassers, des Verlagsorts u. s.w., die dann in Kapitälchen auszusetzen sind.

[2] Der Einfachheit halber für das Deutsche nach der amtlich geregelten Rechtschreibung (DUDENS ORTHOGR. WEGW.), welcher wir alle der lieben Einheit wegen Opfer bringen müssen; für das Englische nach der letzten Auflage von WEBSTER (1880), für das Französische nach der 7. A. des DICTIONNAIRE DE L'ACADÉMIE.

[3] ☛ Mitarbeiter, welche triftige Gründe haben, eine von der für die Zeitschrift vereinbarten abweichende Transskription, z. B. das so weit verbreitete und verhältnismäßig einfachere, weil einfachern phonetischen Anforderungen entsprechende, Standard Alphabet von LEPSIUS, zu gebrauchen, werden im Interesse einheitlicher Verständigung, welche hier ja weit schwieriger und notwendiger wird als in speciellern, nicht internationalen Zeitschriften, gebeten in einer Anmerkung am Eingange des betreffenden Artikels die beiden Transskriptionen in Form eines Schlüssels zu einander in Beziehung zu setzen, soweit als thunlich und erforderlich.

[4] Da in pâte die Lippenrundung fehlt, so wäre deutsches dialektisches Vater besser am Platze.

[5] Dieser Gebrauch entspricht in gewissem Sinne dem Ursprung des Zeichens; vgl. KOPP, BILDER UND SCHRIFTEN DER VORZEIT II. 1821 über indische (128) und semitische (131) Verwechslung der Hauch- und Vokalzeichen. LEPSIUS, LETTRE SUR L'ALPHABET HIÉROGL. 1837. 18: L'aigle désigne originairement comme tous les autres signes-voyelles une aspiration. E. DE ROUGÉ, MÉM. SUR L'ORIGINE ÉGYPTIENNE DE L'ALPHABET PHÉNICIEN 1874. 85: Champollion paraît avoir bien nettement attribué le même caractère d'aspiration faible ou de voyelle, ce qui revient à peu près au même, aux voyelles de l'alphabet hiéroglyphique, car il fait bien remarquer que le même signe correspond aux divers sons-voyelles de la langue copte. Vgl. daselbst auch die folgenden SS. Über die Nützlichkeit von solchen Kollektivzeichen wie *h* und *H* vgl. die schematische Bezeichnung von Endungen in den alten Grammatiken des Sanskrit; *H* empfiehlt sich besonders als Zeichen für den zu findenden oder wechselnden Wurzelvokal; z. B. in der semitischen Wurzel *bHr*. Vgl. F. DELITZSCH, INDOGERMANISCH-SEMITISCHE WURZELVERWANDTSCHAFT 1873. 38, 41.

entsprechend dem gewöhnlichen *h* als Kollektivzeichen für alle gehauchten Mundöffnungslaute.

ȝ für den stimmhaften engen Hinterzungenlaut, im Berliner dialektischen Jot.[1]

L für den seitlichen klappenden Zungenspitzenlaut, Handel.[2]

N für den nasalen Hinterzungenlaut, enge.

ο für *o* mit größerer Rundöffnung, fr. or.

œ für *ö* mit größter Rundöffnung (mit part. Lippenindifferenz in engl. err.)

ö für *ö* mit größerer Mundöffnung, fr. peur.

Q für den Stimmbandklapplaut, im Vokalanlaut im Deutschen und im Inlaut im Dänischen, z. B. dän. hund.

$_Q$ für Laute, deren Artikulationen sich gleichzeitig mit Stimmbandplosion verbinden, im Dänischen.

R für den Stimmbandknarrlaut, in niederdeutschen Dialekten.

$_R$ für Laute, deren Artikulationen sich gleichzeitig mit Knarrstimme verbindet, oft bei Männern mit dickem Halse in individueller Aussprache.

V für stimmhaftes *f*, will.

W für den labio-labialen 'Halbvokal', engl. win.

X für den geblasenen engen Hinterzungenlaut, entsprechend seiner ursprünglichen Bedeutung im Griechischen; der phonetische Wert im Deutschen *ks* könnte hier nie in Frage kommen nach Grundsatz 2. Loch.

Y für die Kombination der lingualen *u*- und labialen *i*-Artikulation, wie sie von Lepsius, über die arabischen Sprachlaute und deren Umschrift, nebst einigen Erläuterungen über den harten *į*-Vokal in den tartarischen, slavischen und der rumänischen Sprache (Berliner Akademie 1861) S. 150 beschrieben worden; ich habe nur Modifikationen dieses Vokals beobachtet; vgl. jedoch S. 152, 153, 154, 178 Übersicht der Vokale. Anm. 8 auf S. 179.

Z für stimmhaftes *s*; hier wird der Majorität der Schreibenden (vgl. die englische, französische Aussprache des *z*) ein Zugeständnis gemacht; der phonetische Wert *ts* in der neuhochdeutschen Schreibung könnte nicht in Frage kommen nach Grundsatz 2. Fr. zèle.

9. Zur Bezeichnung von geringern Abweichungen, besonders von Varietäten und individuellen Eigentümlichkeiten, werden möglichst einfache und in derselben relativen Stellung nach Grundsatz 1 immer gleichwertige Nebenzeichen, um Platz zu gewinnen und genauer zu unterscheiden, in der Schrift teils unterhalb teils oberhalb der Buchstaben, im Druck, wo diese zusammengesetzten Typen nicht vorhanden sind oder durch Unter- resp. Überschneidung der Buchstaben nicht hergestellt werden können, teils unten rechts, teils oben rechts von den Lettern verwendet.

---

[1] Wird häufig mit dem stimmhaften Vorderzungenrückenlaut, dem 'Halbvokal' *j*, welchen man in ja sprechen hören kann, verwechselt.

[2] Wo bei Beispielen die Sprache nicht angegeben wird, sind deutsche gemeint.

Damit unter Umständen zwei Nebenzeichen über einander gesetzt werden können, eins unten, das andere oben rechts, nehme der Drucker sie im allgemeinen im halben Kegel des gewöhnlichen Satzes und alle in einer Stärke.

a) Unter resp. unten rechts von dem Buchstaben Nebenzeichen für systematische ('qualitative') Unterschiede, wo mehrere Nebenzeichen zusammentreffen, in folgender Reihe: der Klasse, Ordnung, Gattung, Art, Spielart.

Klassen (je nach den Artikulationsgraden der Stimmbänder; vgl. S. 127, 144):

Blaseöffnung (Apertura laryngea, Flatus) . . . . «
Hauchenge (Strictura laryngea, Spiritus asper) . . . . ‘
(cum Strictura laryngopharyngea, Spiritus asperior im Arabischen) . . . . ḥ
Flüsterenge (Vox clandestina) . . . . ›
Kopfstimmenge (Registrum superius) . . . . ˄
Bruststimmenge resp. -schluß (Registrum inferius) bleibt unbezeichnet.
Knarrstimmenge resp. Zitterschluß (Vox interrupta, resp. Clausura laryngea cum pluribus plosionibus), vgl. Grundsatz 8 *R* . . . . R
Klappschluß (Clausura laryngea cum una plosione), vgl. Grundsatz 8 *Q* Q
Dauerschluß (Clausura laryngea continua), individuell . . . . . Q̃
(Während der Inspiration erzeugte Laute . . . . ᵞ)

Ordnungen (nach den Artikulationsgraden des nasalen Teils des Ansatzrohrs; vgl. S. 134, 144):

Öffnung (Apertura nasalis) . . . . ˷
Enge (Strictura nasalis), in amerikanisch-englischen Dialekten . . ꭥ
Klappschluß (Clausura nasalis cum una plosione) . . . .[1] ∞
Dauerschluß (Clausura nasalis continua) bleibt unbezeichnet.

Gattungen (je nach den Artikulationsgraden des oralen Teils des Ansatzrohrs; vgl. S. 141, 145):

α) Mediane Öffnung d. i. Öffnung in der Mittelebene (Apertura oralis mediana) mit Arten und Spielarten je nach
der Stelle (Vor- und Rückgang der Zunge und Lippen je in vier Graden, mittlere Lage) und
der Größe und Form der Öffnung (Rund- und Längsöffnung je in vier Größen, mittlere Öffnung), wobei zu beachten, daß mit den Öffnungsgraden der Zunge und Lippen die Größen des Kieferwinkels in gradem, die des Vor- und Rückgangs der Zunge und Lippen in umgekehrtem Verhältnis stehen; vgl. S. 152.

[1] Statt ˷, ꭥ, ∞ wären vielleicht resp. die Zeichen ˷, ˷, ꭥ mehr naturgemäß. Vgl. Tab. III. 1—3 zur Lage des Zäpfchens.

Mundöffner.

Vocalium systema geneticum.

Labiorum[3]			Linguae: productio et apertura longa: minima[1]	minima ind.	minor	minor ind.	major	major ind.	maxima	media[1] apertura resp. indiff.	Linguae: retractio et apertura rotunda: maxima	major ind.	major	minor ind.	minor	minima[1] ind.	minima
		[2]															
retractio et apertura longa	minima		i														(Y) (i̥)[8]
		ind.	i̥[4]	ɩ											Y̥˃		
	minor				e										(e̥)		
		ind.	e_i[9]		e̥	ě											
	major						E						(E̥)				
		ind.					E̥	Ě									
	maxima								Æ		(Æ̥)						
media apertura resp. indiff.									Æ̥ Œ̥	ă[7] a	Ḁ						
productio et apertura rotunda	maxima								Œ	Ḁ	A						
	major	ind.						Ŏ				Ŏ	O̥				
							O̥	Ö			O_A	O̥	O				
	minor	ind.	o_i[9]			ŏ								ŏ	o̥		o_u[9]
					o̥	ö							o_o	o̥	o		
	minima	ind.		ŭ												ŭ	u̥
			u̥[6]	ü				ü[5]							u_o[7]	u̥[5]	u

Die Ziffern der obigen Tabelle beziehen sich auf die Anmerkungen der folgenden Seite.

Anmerkungen zu linksstehender Tabelle.

[1] Linguae productio (sc. maxima) et apertura longa minima in loco art. linguo-palatalis anterioris dorsalis, linguae media apertura in loco art. linguo-palatalis mediae, linguae retractio (sc. maxima) et apertura rotunda minima in loco art. linguo-velaris.

[2] Die Buchstaben in vierseitig punktierter Umrahmung bezeichnen im allgemeinen indifferente oder unvollkommene d. i. zu kurze (...) oder zu schwache (...; *ì*, *è*, ... *ò*, *ù* u. s. w. sind also in der Tabelle an den betr. Stellen zu ergänzen), in dreiseitig punktierter Umrahmung partiell unvollkommene Mundöffner. In diesen Vokalen streben die Organe zu einer mittlern Stelle oder sie entfernen sich vielmehr weniger von derselben als bei den wohlartikulierten Lauten. Vgl. meine früheren Definitionen der Indifferenz, bei der nicht nur die äußern Lagen-, sondern auch die innern Spannungsverhältnisse in Frage kommen (oben S. 109, 142, 147). So haben wir für *a* größere Spannung bei zureichender Dauer, für *ă* Spannung von zu kurzer Dauer, für *à* zu geringe Spannung.

[3] Sollte der Kieferwinkel dem Öffnungsgrade der Lippen ausnahmsweise nicht entsprechen, so bezeichnen wir seinen abweichenden Grad resp. durch ...4, ...3, ...2, ...1 (resp. größte, größere, kleinere, kleinste Öffnung); ...½ (Enge), ...0 (Schluß); vgl. 141 Anm. 2.

[4] ...0 für partielle Unvollkommenheit der Artikulation der Lippen resp. des Kieferwinkels wie im allgemeinen im Gegensatz zu den kontinentalen bei den englischen Vokalen, auch den unvollkommenen, bei welchen letztern der Unterschied freilich so wenig hervortritt, daß wir ihn in unsrer Schrift nicht bezeichnen. Hat man längere Transskriptionen englischer Wörter, so genügt es ...0 als allgemeinen Schlüssel (vgl. Grundsatz 4) einmal voraus zu setzen oder im Gedächtnis zu behalten und im einzelnen kann dann dies Zeichen weggelassen werden.

[5] ...> bedeutet bei Lauten mit hinterer Zungenartikulation, ...< bei Lauten mit vorderer Zungenartikulation, ein Streben zur mittlern Zungenartikulation, welche oft zur partiellen Unvollkommenheit neigt. Solches findet sich in skandinavischen, namentlich in schwedischen Mundöffnern, bei denen die Lippenartikulation entsprechend energischer ist als bei den in derselben Horizontalreihe verzeichneten Mundöffnern andrer Sprachen. Vgl. Tab. III. 14.

[6] ... (wo die Lettern einmal zusammengesetzt vorrätig sind ...) für die a. linguo-palatalis dorsalis der energisch artikulierten *i*-Reihe, ... resp. ... für die der indifferenten *i*-Reihe; erstere sind im Schwedischen, letztere im Deutschen vertreten. Vgl. Tab. III. 7[a].

[7] Hier haben wir neben unvollkommenem *ă* auch energisch artikuliertes *a*. Vgl. unsere frühere räumliche Veranschaulichung des Vokalsystems durch eine Pyramide, in deren Basis die energisch artikulierten Mundöffner, in deren Spitze der unvollkommenste Mundöffner '*H*', zwischen beiden die verschiedenen Grade von unvollkommenen Mundöffnern. So entfernen sich die 'kurzen' Mundöffner außer 'e muet' als Mundöffner unbetonter Endung im Französischen garnicht, im Dänischen weniger, im Deutschen mehr, im Englischen am meisten von der Ebene der wohlartikulierten Mundöffner. Hat man einen andern neu beobachteten Mundöffner einzureihen, so bezeichne man ihn mit dem Buchstaben, welcher in der Diagonale *i* . . . *u* seiner (sichtbarern) Lippenöffnung entspricht und setze darunter in halber Größe den (stehenden) Buchstaben aus derselben Diagonale, welcher seiner Zungenstellung entspricht, z. B. υ_{A}, o_{U}, u_{O}, welche sich entsprechend *ų*, *ǫ*, *ų* in schwed. Dialekten vorfinden, vgl. S. 183 Anm. 6. Falls eine hier noch nicht bemerkte Lippen- oder Zungenöffnung bei wirklichen Mundöffnern beobachtet werden sollte, so würde es genügen resp. eine horizontale oder vertikale Reihe einzufügen; im Prinzip brauchte selbst dann nicht geändert werden, wenn noch, was ich für unwahrscheinlich halte, eine größere Anzahl hier nicht verzeichneter Öffnungsgrade festgestellt würden. Man wolle beachten, daß die Mundöffner, welche in den verschiedensten Sprachen als die klarsten und deutlichsten gehört werden, in den Hauptdiagonalen ihren Platz finden, worüber unsere Bemerkungen zur akustischen Analyse und Synthese zu vergleichen sind (S. 98, 153).

[8] Sollte die *Y* . . . *a*-Reihe (vgl. *Y* S. 153, 176) sich physiologisch vollständiger feststellen lassen als ich sie bisher beobachten konnte, so dürften sich dafür statt der übereinander gesetzten Buchstaben (Anm. 7) *i*, *e*, *E*, *Æ* mit dem Zeichen ...◡ empfehlen, welches letztere an die Rundöffnung der Zunge (vgl. Tab. III. 5 oben) erinnern mag.

[9] Vgl. S. 155 Anm. 1. Nach der Aussprache von Herrn Holthausen.

Mediane Enge (Strictura oralis)
Klappschluß (Clausura oralis cum 1 plosione)
Zitterschluß (Clausura oralis cum plur. plos.)
Dauerschluß (Clausura oralis continua)
} siehe die Arten und Spielarten unten in der Übersicht der Mundschließer (vgl. S. 162).

β) Seitliche Arten und Spielarten (je nach den Artikulationsstellen des oralen Teils des Ansatzrohrs):

Mundschließer.[1]

Consonantium systema geneticum.			Strictura	Clausura: 1 plosio	Clausura: plures plosion.	Clausura: continua	Clausura: poppysmata[2]
α) Articulationes orales medianae:							
linguodorsales	linguo-velaris (cf. *u*)		*x y*	*k g*	*r r*		
linguodorsales	linguo-palatalis posterior		*x y*	*k g*		*N N*	*k g*
linguodorsales	linguo-palatalis media (cf. *a*, *ɔ*)		*x y*	*k g*			
linguodorsales	linguo-palatalis anterior dorsalis[3] (cf. *i*) . .		*x y*	*k g*		*N*	
linguoapicales	linguo-pal. ant. dorso-apic. (lab. partim[4] product.)		*s z*	*t d*			
linguoapicales	linguo-palat. ant. apicalis (labiis partim[4] retractis)	cacuminalis . .	(*s z*)	*t d*		*n*	*t. d.*
linguoapicales	linguo-palat. ant. apicalis (labiis partim[4] retractis)	postalveolaris[5] .	*s z*	*t d*	*r r*	*n n*	
linguoapicales	linguo-palat. ant. apicalis (labiis partim[4] retractis)	alveolaris[3] . .	*s z*	*t d*	*r r*	*n n*	*t d*
linguoapicales	linguo-dentalis		*s z*	*t d*			*t d*
labiales	labio-dentalis		*f v*	*p b*			
labiales	labio-labialis (cf. *u*)		*f v*	*p b*		*m m*	*p b*
β) Articulation. linguolaterales		dorso-apicalis	*l l*				
β) Articulation. linguolaterales		cacuminalis .	*l l*				
β) Articulation. linguolaterales		postalveolaris	*l l*				
β) Articulation. linguolaterales		alveolaris. .	*l l*	*l L*	*l*	6	*l. l*
β) Articulation. linguolaterales		dentalis . .	*l l*				

[1] Vgl. über die entsprechenden arabischen Benennungen von Mundöffnern und Mundschließern, welche letztere man auch Mundhemmer nennen könnte, VOLNEY, L'ALPHABET EUROPÉEN APPLIQUÉ AUX LANGUES ASIATIQUES 1819. 141, 142: SYSTÈME DU GRAMMAIRIEN K'ALĪL.

[2] Wegen der heterogenen Schnalzlaute vgl. oben S. 106, 142, 162.

[3] Mit dem Vorderzungenrücken werden an der alveolaren Stelle oft (nach andern meist) die gewöhnlich mit *s*, *z*, *t*, *d*, . . . bezeichneten Laute hervorgebracht, wobei die Zungenspitze die untere Zahnreihe berührt (art. linguo-palatalis ant. dorso-alveolaris, bei MICHAELIS, ZISCHLAUTE[2] 1883. 93 'gingival dorsal'). Da bei letztern zwar nicht die musikalische Höhe, aber doch der Geräuschcharakter spezifisch derselbe wie bei den alveolaren Vorderzungenspitzenlauten ist, so wollen wir keine besondere Bezeichnung dafür einführen; man könnte sonst ..... anwenden. Vgl. RADLOF, SCHREIBUNGSLEHRE. 1820. 338 ff. MICHAELIS, KLÄNGE D. KONSON. 1879. 14, 23.

[4] Andere begleitende Lippenartikulationen sind möglich je nach den Nachbarlauten. Vgl. S. 160.

[5] Im Polnischen gibt es Varietäten zu den postalveolaren Engelauten, bei welchen sich postalveolare Enge mit unvollkommener Enge an der Stelle der a. linguo-palatalis media gleichzeitig verbindet: siostra Schwester, sierota Waise; ziomek Landsmann, ziemia Erde *s*; *z*. Vgl. Tab. IV. 7[a].

[6] Wegen nasaler seitlicher und geblasener nasaler Laute vgl. noch Tab. V.

Man beachte, daß ‥̬ und ‥̂ konsequent eine Verschiebung der Zunge und Unterlippe resp. nach unten und oben d. i. eine Verschiebung des Grades resp. nach Öffnung und Schluß; ‥˂ und ‥˃ eine Verschiebung der Stelle resp. nach hinten und vorn im Munde bezeichnen; ausnahmsweise deutet ‥̂ einen schwächern Verschiebungsgrad an als ‥˂, speziell von alveolar zu postalveolar. Es würden also z. B. *l̬*, *r̬* offne, 'vokalische' *l*, *r* sein, *i̬* den Übergangslaut von *i* zu *y* = *j*, *u̬* den Übergangslaut von *u* zu *v̬* = *w* andeuten. Die arabischen emphatischen Laute mögen bis auf genauere physiologische Feststellung ihres Wesens durch ‥̱ bezeichnet werden. Vgl. Volney l. c. 165, 166. Lepsius l. c. 130.

b) Über resp. oben rechts von den Buchstaben Nebenzeichen für die

individuellen ('quantitativen') Unterschiede der Stärke, Stimmhöhe und Dauer,

wo mehrere von ihnen zusammentreffen, in der hier angegebenen Folge:

Stärke: crescendo ‥´ oder ‥´́, decrescendo ‥`, so daß ‥´, ‥´́, ‥` resp. stärker, stark, zu schwach bedeuten; crescendo-decrescendo ‥ˆ, decrescendo-crescendo ‥ˇ (ev. Silbenscheide zwischen Lauten, welche nicht diphthongisch gesprochen werden; vgl. S. 168), staccato ‥ˈ; wo die mittlere Stärke unbezeichnet bleibt. Es würde also ‥` genügen, um unvollkommene Laute in 'unbetonter' Silbe zu bezeichnen.[1] Ist die Stärke nicht ausreichend, um überhaupt einen Laut hervorzubringen, also phonetisch indifferent, so erhalten wir Pausen, deren Bezeichnung den Zeitgraden nach auf folgender Seite angegeben wird.

Stimmhöhe: steigend ‥⌐, gehalten hoch ‥‾, fallend ‥¬, gehalten tief ‥_, steigend und dann fallend ‥⌐¬, fallend und dann steigend ‥¬⌐; wobei das Intervall von der unbezeichnet bleibenden mittlern Stimmhöhe durch die arabischen (höher), resp. die römischen Zahlen (tiefer) bezeichnet und auch die Töne des obern Registers (vgl. 9a Klassen) mit angedeutet werden können. Da im allgemeinen ‥´ oder ‥´́ mit ‥⌐, ‥` mit ‥¬ aus physiologischen Gründen verbunden auftreten, bedarf die Stimmhöhe keiner besondern Bezeichnung. Ausnahmen von dieser Regel, wie sie durch die Macht des Willens und die Sitte bedingt, z. B. im Schwedischen, Norwegischen u. a. Sprachen und Dialekten, sowie in individueller Sprechweise vorkommen, erfordern eine genaue gesonderte Angabe der Stärke und Stimmhöhe.

Dauer: lang ‥¯, mittellang ‥˗; normal kurz bleibt unbezeichnet; wird der Laut so kurz gesprochen, daß er nicht vollkommen artiku-

[1] Da wir mit ‥` und ‥̬ vom Individuellen zur Spielart geführt werden, so würden wir jene Zeichen unter den Buchstaben setzen, wären nicht schon die Mundöffner mit den übergesetzten Zeichen zum großen Teil vorrätig. Der Unterschied von ‥` und ‥̬ ist übrigens nicht bloß naturwissenschaftlicherseits zu bemerken, sondern auch von ganz besonderer Bedeutung für die geschichtliche Entwicklung der betreffenden Laute, insofern die 'betonten' unvollkommenen Mundöffner sich zu langen und diphthongischen Mundöffnern entwickeln können, die 'unbetonten' aber meist allmählich verschwinden.

liert werden kann, so wird für den unvollkommenen Laut ˇ, welches zum Unterschiede von ˋ die unvollkommenen Laute in 'betonten' Silben zu bezeichnen genügt ohne ein Nebenzeichen der Stärke (vgl. Anm. 1 auf vor. S.), gesetzt, gleichgültig ob er Mundöffner oder Mundschließer ist (vgl. Grundsatz 7). Ausnahmsweise Längen lassen sich durch Wiederholung der Striche bezeichnen.

Pausen werden durch Spatium angedeutet; kürzeste dem Komma entsprechend durch 1 dickes Spatium, kürzere dem Semikolon entsprechend durch 2, längere dem Kolon entsprechend durch 3, längste dem Punkt entsprechend durch 4. Darüber hinaus Absatz.

Schließlich bemerke ich noch, daß ich wohl weiß, daß sich Stellen und Grade noch feiner unterscheiden ließen als hier geschehen; ich überlasse jedoch dem Urteil der Mitarbeiter und Leser der INTERNATIONALEN ZEITSCHRIFT, ob es mir nach sorgfältiger Erwägung gelungen ist, in Rücksicht auf unsern allgemeinern Zweck, zwischen Haarspalterei und allzugroßer Sparsamkeit in der Bezeichnung die richtige Mitte zu finden. Typographisch einfach kann sich eine Transskription, welche systematische wie individuelle Lautunterschiede in für unsere mannigfaltigen Zwecke, namentlich auch der Phonetik und Dialektforschung, ausreichender Weise bezeichnen soll, natürlich nicht gestalten; eine Bemerkung, welche für diejenigen notwendig sein dürfte, die diesen Fragen etwas ferner stehen und von denen ich im voraus weiß, daß sie meinen TRANSSKRIPTIONSVORSCHLAG nicht einfach genug finden werden.

Beispiele

zu 9ª:

Klassenzeichen:

‹‹	fr. quatre	*katr̤*
‹	Uhu	*ūụu* oder *ūhu*
ḥ	arab. ح	*ḥa*
ʾ	leise	*ʾlÆìzìi* [1]
ᴬ	mädchenhaftes	*ᴬÆì* [1]
ᴿ	individuelles	*ᴿjǝ* [1]
ʀ	meckl. ur = hochd. Ohr	*ūʀ* oder *ūụ*
ᵠ	dän. mand	*mân̤*
ǫ	dän. hund	*hŭǫn*
ᵞ	individuelles	*ᵞja*

Ordnungszeichen:

˜	fr. an	*a̰*
˜ˣ	amerik.-engl. dial. well	*ₓwẼḽ* [1]
∞	sinken	*zíɴx̌ɴ* [2]
	schaden	*ṣăd̆ṇ̆n* [3]
	haben	*hăb̆ṃm* [3]

[1] Das modificierende als Schlüssel vorausgestellte Zeichen bezieht sich auf das ganz Wort, welches resp. mit Flüster-, Kopf-, Knarrstimme, inspirierend, näselnd gesprochen wird.

[2] *x̌* bezeichnet ein unvollkommenes *x̌* mit Explosion ohne Implosion.

[3] *ď*, *b̆* bezeichnen resp. ein unvollkommenes, bloß implosives *d*, *b*; *ṇ̆*, *ṃ̆* resp. ein unvollkommenes, bloß explosives *ṇ*, *ṃ*.

Gattungs-, Arten- und Spielartenzeichen.

Vocalium systema.

i	sieh	*zī*	*i̥* [1]	engl. see	*si̥¯*	*ĭ*	ist	*ĭst* [3]
e	geh	*gē*	*e̥*	- cane	*ke̥¯ĭn*	*ĕ*	dän. fedt	*fĕt* [4]
E	fr. même	*mEm*	*E̥*	- care	*kE̥¯È*	*Ĕ*	fett	*fĔt*
Æ	fr. patte	*pÆt*	*Æ̥*	- man	*mÆ̥n*	*Æ̆*	engl. hat	*hÆ̆t*
a	sah	*zā*	*ḁ*	- father	*fḁ'dH*	*ă*	hat	*hăt*
A	fr. pâte	*pĀt*	*Ḁ*	- dial. all [2]	*Ḁ¯l*	*Ă*	engl. hot	*hĂt*
ʋ	fr. or	*ʋr*	*ʋ̥*	- all	*ʋ̥¯l*	*ʋ̆*	Gott	*gʋ̆t*
o	so	*zō*	*o̥*	- so	*so̥¯ù*	*ŏ*	dän. ost	*ŏst* [4]
u	du	*dū*	*u̥*	- rule	*ru̥¯l*	*ŭ*	muß	*mŭs*
u̧	schwed. hys	*hu̧¯s*	*ü*	Müh	*mǖ*	*ü̆*	Glück	*glü̆k*
o̧	- död	*do̧¯d*	*ö*	Öl	*ȫl*	*ö̆*	dän. lykke	*lö̆kH*
ʋ̧	- börd	*bʋ̧d*	*ʋ̈*	fr. peur	*pʋ̈r*	*ʋ̈̆*	Götter	*gʋ̈̆tr*
	(stockh. Ausspr.)		*Œ̥*	engl. err	*Œ̥¯È*	*Œ̆*	engl. but	*bŒ̆t* [5]

A̧	schwed. ja	*jĀ* [6]	(ʏ) ʏ̥ = (i̥) e̥	russ. мы	*me̥*	
ʋ̧	- ja	*jʋ̄* [6]	*eᵢ*	Soester dial.	*bēᵢHm*	= beten
o̧	- gå	*gō*	*oᵢ*	„ „	*doᵢH*	= Thür
u̧	- bo	*bū*	ü̧ schwed. hus *hǖs* / *oᵤ*	„ „	*spōᵤH*	= Spur

Consonantium systema.

x̧	ach	*ăx*	*ɣ̧*	arab. غ		*k̦*	arab. ق [7]		*g̦*	arab. ق [7]	
x	echt	*Ĕxt*	*ɣ*	berl. sägen	*zĔɣĭm*	*k*	lecken	*lĔkĭm*	*g*	sägen	*zĔgĭm*
x̧	ich	*ix*	*ɣ̧*	- gib	*ɣīp*	*k̦*	Kiel	*kīl* od. *kh¯īl*	*g̦*	gib	*gīp*
x	engl. human	*xū̥mHn*	*ɣ*	engl. year	*ɣī̥È*						
ş	Schuh	*şū*	*z̧*	fr. jeu	*z̧ö̥*	*ţ*	e. choose	*ţşū̥z* [8]	*ḑ*	engl. just	*ḑz̧Œ̆sţ* [8]
ş	d. schw. måls	*mōş*	(*z̧*	)		*ţ*	d. schw. svalt	*svĀţ*	*ḑ*	d. sch. malde	*mĀ'ḑH*
ş	schwed. fors	*fŏş*	(*z̧*	)		*ţ*	schwed. svart	*svăţ*	*ḑ*	schwed. hård	*hōḑ*
s	Fuß	*fūs*	*z*	so	*zō*	*t*	thu	*tū* od. *th¯ū*	*d*	du	*dū*
ş	engl. thin	*şĭn*	*z̧*	engl. thee	*z̧ī*	*ţ* [9]			*ḑ* [9]		

[1] Die partielle Lippenunvollkommenheit ist im Engl. in der *ḁ . . . i̥*-Reihe bedeutender als in der *Ḁ . . . u̥*-Reihe. Vgl. übrigens S. 155.

[2] Mr. E. Booths Ausspr. Die schw. Wörter sind nach Hrn. G. Stjernströms Ausspr. bezeichnet.

[3] In dieser ganzen Kolumne müßte man die Mundschließer nach den betonten unvollkommenen Mundöffner eigentlich mit dem Zeichen der Länge ¯ versehen; reichliche Beispiele mit unbetonten unvollkommenen Mundöffner bietet namentlich die Aussprache der Gebildeten in England, welche durch die Schreibung beeinflußt werden. Sonst streben die unbetonten Mundöffner im Englischen dem unvollkommensten *H* zu.

[4] Weniger unvollkommen als die deutschen und englischen Mundöffner der Reihe. Vgl. S. 179 Anm. 7.

[5] Engl. but habe ich auch als *bĂţ* beobachtet, namentlich bei Amerikanern.

[6] Man könnte zweifelhaft sein, ob man im Schwed. ja den Vokal in das Gebiet *A̧* oder *ʋ̧* rechnen soll. Die Zungenartikulation ist mehr für *A̧*, die Lippenartikulation mehr für *ʋ̧*; also *ʋ_A*, besonders in dialektischer Aussprache vor den kakuminalen Mundschließern.

[7] ق wird teils mit Stimmbandschluß, teils mit Stimme gesprochen (vgl. Brücke, Grundz. d. Physiol. d. Sprachl. [2] 1876. 140.)

[8] Auch *ţş* und *ḑz̧* habe ich mittelst der stomatoskopischen Methode beobachtet.

[9] Wegen der Zahnzwischenräume ist bei *ţ*, *ḑ* die akustische Wirkung resp. wie bei *ş*, *z̧*.

f fein *fÆin*	*v* Wein *vÆin*	*p̢* dial. Pferd *p̢f̢Ěrt* *b̢*
f̢ dial. Pferd *p̢f̢Ěrt*	*v̢* dial. Wein *v̢Æin*	*p* Pein *pÆin* od. *phÆin* *b* Bein *bÆin*
	l̢ dial. schwed. val *vA̧l̢*	
	l̢ engl. well *wĚl̢*	
l̢ Titel *tit̢l̢* [1]	*l* lahm *lām*	*t̢* Hantel *hăn̆n̆∞t̢l̢* [2] *L* Handel *hăn̆dLl*
	l̢ engl. indiv. thee [3] *l̢i̥*	
	poln. *ł*	
r̢ fr. quatre *kÆtr̢*	*r̢* rein *r̢Æin*	
		N engl. sing *siN* *N̢* sinken *ziN̆N̆∞N* [2]
		N̢ fr. signe *siN̢*
		n̢ dial. schwed. malen *mA̧n̢*
		n̢ schwed. barn *bA̧n̢*
r̢ fr. quatre *kÆtr̢*	*r* engl. read *ri̥d*	*n* nein *nÆin* *n̢* finden *fin̆n̆∞* [2]
		m mein *mÆin* *m∞* humpen *hŭmm̆∞m* [2]

t̢ im Chinesischen und Japanesischen. [4]

Transskription des teilweise deutschen, englischen, französischen und schwedischen Vaterunsers.

[5] *fātHrŭnzHr dĚrdubistimhĭmHl gHhÆiliхtvērdHdÆinā̆mH dÆinrÆiхkŏmH*

[6] *d̢Æiwilbidǣnin d̢ǣt̢ Æzitizinh Ěvn givǣsd̢isdēiÄuHdēilibrĚd ÆnfHgivǣs-ÄuHdĚts ÆzwifHgivÄuHdĚtHz*

[7] *enimuzEdúipùEgatatÆsió mEdelivrnudümÆl*

[8] *tú ri^II- kH^3tE—rd i—t ŏ—kmăktn ŏ—kĚ^II-rin i—Ě^II-vighet â^IImH^3n*

---

[1] Bei schnellerm Sprechen.

[2] Hier bezeichnet *N̆∞, n̆∞, m̆∞* resp. unvollkommenes bloß implosives *N∞, n∞, m∞*.

[3] Engl. th wird häufig derart gesprochen, dass die Zungenspitze die Spitze der vordern Oberzähne berührt und seitlich eine Enge läßt. In diesem Fall muß ich Bell gegen seine Schüler, welche point-divided kritisieren, recht geben, auch lip-divided beobachte ich statt *f* resp. *v*.

[4] Vgl. meine PHON. I 173.

[5] Deutsch: Vielfach *r̢* statt *r*.

[6] Englisch: *H̥ s̢ z̢ t̢ d̢ r̢ n̢ l̢* statt *H s z t d r n l*.

[7] Französisch: *r̢* statt *r*.

[8] Schwedisch: II bedeutet, daß die Stimmhöhe von der mittlern Stimmlage zur Sekunde fällt und dann in der folgenden Silbe, resp. schon früher, sich zur Terz statt 3 erhebt.

Übersicht der Werte der Nebenzeichen.

(Man beachte, daß die Nebenzeichen für systematische Charaktere unterhalb, für individuelle Charaktere oberhalb der Zeile stehen; vgl. S. 177, 181).

Nebenzeichen	Stimmbandgrade (Klasse)	Nasengrade (Ordnung)	Mundgrade, Mundstellen u. kleinere Veränd. (Gattung) (Art) (Spielart)	Stärke (Individuelle Charaktere)	Stimmhöhe (Individuelle Charaktere)	Dauer (Individuelle Charaktere)
.			Vorderzungenrücken- resp. höchste Spitzenstelle			
..			wie . nur unvollkommener			
ı				staccato		
‑			emphatisch (arab.)			- mittellang, – lang
‾					hochgehalten	
_					tiefgehalten	
/			dorso-alveolar	stark		
\			postalveolar	zu schwach		
^			mehr nach oben, d. i. geschlossener	cresc.-decrescendo		
v			mehr nach unten, d. i. offener	decr.-crescendo (Silbenscheide)		
>			mehr nach vorn			
<			mehr nach hinten	stärker		
o			labial unvollkommen			
(	gehaucht					
(	geblasen					
)	geflüstert					
◡			invertiert S. 153.			zu kurz
.		nasal				
~		näselnd				
∝		nasenklappend				
⌜					steigend	
⌝					fallend	
⌜⌝					steigend-fallend	
⌝⌜					fallend-steigend	
ı [1]	oberstimmhaft					
4, 3, 2, 1; $^1/_2$, 0			resp. Öffnung: größte, größere, kleinere, kleinste; Enge, Schluß des Kieferwinkels		höhere Intervalle	
IV, III, II, I					tiefere Intervalle	
Spatium: 1, 2 3, 4 Absatz vgl. S. 182						Dauer der Pausen

[1] ‥ (darunter ↑) einatmend (vgl. S. 143); ‥→ : Schnalzlaute.

Der Wert der kursiven Minuskeln ist derjenige, welchen sie in der deutschen Aussprache gewöhnlich haben.

Der Wert der kursiven Kapitälchen ist auf S. 175, 176 in alphabetischer Ordnung angegeben. Statt *ꭥ* kann auch unverändertes Kapitälchen *o* gesetzt werden, wo letzteres von Minuskel *o* hinreichend verschieden ist.

Kleinere nichtkursive Buchstaben als Nebenzeichen unten gesetzt bezeichnen ihrem sonstigen Werte entsprechende nichtlabiale, (kursive, labiale S. 160 Anm. 1) Veränderungen; z. B. l_i, 'palatalisiertes', l_u 'labialisiertes' l; u_o, einen Mundöffner, dessen Lippenöffnung die für u und dessen Zungenöffnung die für o; L_r ein L mit seitlichen langsamer auf einander folgenden Plosionen; $s_{<x}$ ein $s_<$ mit gleichzeitiger Hinterzungenenge (Tab. IV. 7[a]); ‥ (darunter Q) Stimmband-Dauerschluß.

ERKLÄRUNGEN DER TAFELN.

Tab. I.

A. (unten links) Schematische Darstellung der verschiedenen Atmungsgrade nach HUTCHINSON und VIERORDT.

Rückständige Luft (Aer residuus)	= 1230—1640 ccm.		HUTCHINSON.
Hilfsluft (A. reservatus)	= 1248—1804	„	
Atmungsluft (A. respiratorius)	= 367—699	„	VIERORDT.
Ergänzungsluft (A. complementalis)			
Gesamte Atmungsgröße (Capacitas vitalis)	= 3772	„	HUTCHINSON.

1. Die Sprachwerkzeuge in absoluter Ruhe (Inertia).

Windrohr:

Luftröhre (Trachea) zwischen Schilddrüse (Glandula thyreoidea) und Speiseröhre (Oesophagus).

Kehlkopf (Larynx):

Ringknorpel (Cartilago cricoidea). Schildknorpel (Cart. thyreoidea). Stellknorpel (Cart. arytaenoidea) mit WRISBERGschem Knorpel. Stimmband (Chorda vocalis). MORGAGNIsche Tasche (Ventriculus MORGAGNI). Taschenband (Ligamentum glottidis spurium). Querer Stellknorpelmuskel (M. arytaenoideus transversus). Schild-Ringknorpelmuskel (M. thyreo-cricoideus). Kehldeckel (Epiglottis). Stellknorpel-Kehldeckelband (Ligamentum ary-epiglotticum). Vgl. S. 123—125.

Ansatzrohr:

Kehl-Schlundkopfhöhle (Cavum pharyngo-laryngeum). Schlund-Kehldeckelbogen (Arcus pharyngo-epiglotticus). Mund-Schlundkopfhöhle (Cavum pharyngo-orale). Nasen-Schlundkopfhöhle (Cavum pharyngo-nasale). Schlundschnürer, unterer, mittlerer, oberer (M. constrictores, inferior, medius, superior). Vgl. S. 132.

Schlund-Gaumenbogen (Arcus pharyngo-palatinus). Weicher Gaumen mit Heber und Spanner (M. levator et tensor palati). Zäpfchen (M. azygos uvulae).

Nasenhöhle (Cavum nasale): Obere, mittlere, untere Muschel (Concha superior, media, inferior). Vgl. S. 133.

Mundhöhle (S. 135). Zungen-Gaumenbogen (Arcus palato-glossus). Zungenbein (Os hyoideum). Mittleres Zungenbein-Schildknorpelband (Lig. thyreo-hyoideum medium). Zungenbein-Kehldeckelband (Lig. hyo-epiglotticum). Unterkiefer (Maxilla inferior). Kinn-Zungenbeinmuskel (M. genio-hyoideus). Kinn-Zungenmuskel (M. genio-glossus). Mittleres Zungenband (Septum medianum linguae), von welchem seitlich zu den Zungenrändern der quere Zungenm. (M. lingualis transversus). Oberer Zungenmuskel (M. lingualis superior).

Harter Gaumen (Palatum durum, hinten mit dem Gaumenbein (Os palatinum), vorn mit den Zahnfortsätzen (Alveoli). Zähne.

Lippenvorhof (Vestibulum oris). Die Lippen mit sagittalen (oberer und unterer Sagittalm., M. rectus superior et inferior ÄBY), transversalen, vertikalen Muskelfasern. Vgl. S. 138, 139.

Andeutung der Centralorgane: Rückenmark (Canalis vertebralis). Verlängertes Mark (Medulla oblongata). Brücke (Pons Varoli). Nerven V. VII. VIII. IX. X. XI. XII. Kleinhirn (Cerebellum). Lebensbaum (Arbor vitae). Großhirn (Cerebrum). Balken (Corpus callosum). Sehhügel (Thalamus opticus).

2. **Äußere Kehlkopfmuskeln** (nach LUSCHKA).

Brustbein (Os sterni). Ringknorpel (Cartilago cricoidea). Schildknorpel (Cart. thyreoidea). Zungenbein (Os hyoideum). Unterkiefer (Maxilla inferior).

Brustbein-Schildknorpelmuskel (M. sterno-thyreoideus). Ring-Schildknorpelm. (M. crico-thyreoideus). Schildknorpel-Zungenbeinm. (M. thyreo-hyoideus). Zungenbein-Zungenm. (M. hyo-glossus). Zweibäuchiger Unterkieferm. (M. biventer max. inf.). Kinn-Zungenm. (M. genio-glossus). Kinn-Zungenbeinm. (M. genio-hyoideus).

3, 4, 5. **Innere Kehlkopfmuskeln** (nach LUSCHKA).

3. Ringknorpel (Cartilago cricoidea). Stellknorpel (Cart. arytaenoidea) mit dem SANTORINIschen Knorpel (Cart. SANTORINI). Hinterer Ring-Stellknorpelm. (M. crico-arytaenoideus posterior). Querer Stellknorpelm. (M. arytaenoideus transversus).

4. Ringknorpel (Cartilago cricoidea). Schildknorpel (Cart. thyreoidea). Stellknorpel (Cart. arytaenoidea). Ring-Schildknorpelm. (M. crico-thyreoideus). Vorderer und hinterer Ring-Stellknorpelm. (M. crico-arytaenoideus anterior et posterior). Schild-Stellknorpelm. (M. thyreo-arytaenoideus).

5. Ringknorpel (Cartilago cricoidea). Schildknorpel (Cart. thyreoidea). Stellknorpel (Cart. arytaenoidea). Kehldeckel (Epiglottis). Ring-Schildknorpelm. (M. crico-thyreoideus). Schild-Stellknorpelm. (M. thyreo-arytaenoideus). Schild-Kehldeckelm. (M. thyreo-epiglotticus). Stellknorpel-Kehldeckelm. (M. ary-epiglotticus).

6. Veranschaulichung der **Kehlkopf-, Nasen-** und **Mundspiegelung** (Laryngo-, rhino- et stomatoscopia). Selbstbeobachtung mit Demonstration. Vgl. S. 126, 134, 140.

Tab. II.

Stimmbandartikulationen (Articulationes laryngeae).

Kehlkopf-Spiegelbilder (Figurae laryngoscopicae). Die unterhalb 1, 2, 4—11 befindlichen schematischen Abbildungen stellen die ganze Stimmritze, die Bänder- und Knorpelritze dar.

1. Einatmung (Inspiratio) resp. Blaseöffnung (Apertura flatus). Geblasene Laute.

2., 3. Indifferenz (Inertia). Kehldeckel (Epiglottis) in natürlicher Lage (in statu naturali) resp. nach vorn gezogen (protracta).

Stimmritze (Rima glottidis). Stimmband (Ligamentum glottidis verum). Stimmfortsatz (Processus vocalis). MORGAGNIsche Tasche (Ventriculus MORGAGNI). Taschenband (Lig. glottidis spurium). SANTORINIscher und WRISBERGscher Knorpel (Cart. SANTORINI et WRISBERG). Kehldeckel (Epiglottis) mit Wulst (Tumor).

4. Ausatmung (Exspiratio).

5. Hauchenge (Spiritus asper). Gehauchte Laute.

6. Flüsterenge (Vox clandestina). Geflüsterte Laute.

7. 8. Kopf- oder Oberstimmenge (Registrum superius): tiefere, höhere Töne (soni graviores, acutiores). Oberstimmhafte Laute.

9. 10. Brust- oder Unterstimme (Registrum inferius): tiefere, höhere Töne (soni graviores, acutiores). Unterstimmhafte Laute.

11. Knarrstimme (Vox interrupta clausuris tardioribus) resp. Kehlkopfschluß (Clausura). Knarrstimmhafte resp. Stimmbandklapp- und Stimmbandzitterlaute.

12. Oberer Kehlkopfschluß (Clausura hyperlaryngea).

Frontalschnitte durch die Stimmbänder (Sectiones frontales glottidis).

13. Indifferenz (Inertia).

14. Oberstimme (Registrum superius).

15. 16. Unterstimme (Registrum inferius), singend (Vox cantus) resp. anlautend beim Sprechen (Vox impellens loquelae). Bei 16 treten die oberen Stimm- oder Taschenbänder für einen Augenblick bis zur Berührung zusammen.

Tab. III.

Nasen-Artikulationsgrade (Gradus articulationis nasalis).

Schnitte in der Mittelebene (Sectiones medianae) resp. Nasen-Spiegelbilder (Figurae rhinoscopicae, vgl. S. 134).

Die horizontale Linie deutet die Tiefe der Spitze des Zäpfchens in der Ruhelage an (Inertia uvulae).

1. Öffnung (Apertura). Nasale Laute.

2. Enge (Strictura). Näselnde Laute.

3. Schluß (Clausura). Nasenklappende resp. bei dauerndem Schluß reine Mundlaute.

Mundartikulationen der Mundöffnungslaute oder Mundöffner (Articulationes orales vocalium).

Schnitte { frontale, in der Mittelebene. (Sectiones { frontales, medianae).

Bei **4. 5. 6.** deutet die obere hor. Linie wieder die Tiefe der Spitze des Zäpfchens, die untere die der Stimmbänder in der Ruhelage an (Inertia uvulae infimae resp. laryngis exter.). Der Winkel des Kehldeckels gegen die Horizontalebene ist bei 6 größer als bei 4 und 5.

4. Mittlere Zungen- und Lippenlage, größte Öffnung an der Mittelzungen- (Apertura maxima linguo-palatalis media) und Lippenstelle: *a*.[1]

5. Größter Rückgang der Zunge mit kleinster Rundöffnung der Hinterzungen-Gaumensegelstelle (Apertura rotunda minima linguo-velaris); größter Vorgang der Lippen mit kleinster Rundöffnung: *u*.

6. Größter Vorgang der Zunge mit kleinster Längsöffnung an der Vorderzungenrücken-Stelle (Apertura longa minima loci linguo-palatalis anterioris dorsalis); größter Rückgang der Lippen mit kleinster Längsöffnung: *i*.

Lippenartikulationen (Art. labiales).

7. *i*, **8.** *e*, **9.** *E*, **10ª.** *Æ*, **10.** *a*, **10ᵇ.** *A*, **11.** *ɔ*, **12.** *o*, **13.** *u*.

Zungenartikulationen (Art. linguo-palatales).

Mund-Spiegelbilder (Figurae stomatoscopicae, S. 140).

7ª. *i*. Rechts durch Linien statt Punktierung angedeutet, außer *i*: *e*, *E*; links: *ǐ* = *ü*, *ě* = *ö*[2]. In der Fig. ist gleichzeitig die Abgrenzung von: Gaumensegel (Velum), Gaumenbein (Os palatinum), Oberkieferbein (Os maxillare superius), Zahnfortsätzen (Alveoli) angedeutet.

13ª. *u*; rechts *o*, links *ŭ* durch Linien angedeutet.

14. *ü*< und *ụ* resp. in schwedisch hus und hysa.

15. Y_{∞} = russisch ы.

Muskeln der Mundspalte (nach HENLE). Vgl. 137.

Tab. IV.

Mundartikulationen der Mundenge-Schlußlaute oder Mundschließer (Articulationes orales consonantium).

Mund-Spiegelbilder (Figurae stomatoscopicae).

Zungenart. in der Mittelebene (A. linguo-palatales medianae):

	Hinterzungen-Gaumensegela. (Linguo-velaris)	Hinterzungen-Gaumenbeina. (Linguo-palatalis post.)	Mittelzungena. (Linguo-palatalis media)	Vorderzungen-rückena. (Linguo-palatalis anterior dorsalis)
Enge resp. mit vokalischer Öffnung (Strictura resp. cum Apertura voc.)	**1.** X_a	**2.** X_u	**3.** X_i [3]	**3ª.** *X̣*
Schluß (Clausura)	**4.** *k*<	**5.** *k*	**6.** *k*>	**6ª.** *ḳ*

[1] Die Stellung des Gaumensegels ist bei *a* mit höherer Stimme höher als bei tieferer Stimme.

[2] *Æ*, *A* wie überhaupt die Mundöffner mit größter Öffnung geben keine Mundspiegelbilder.

[3] 1. 2. 3. mit, 4. 5. 6. ohne vokalische Resonanz. Man hätte a priori vermuten können, wenigstens nach der

Vorderzungenrücken-Spitzenart. (Linguo-pal. ant. dorso-apicalis).

Enge (Strictura) **7.** *ș* **7**[a]. $ș_x$ = polnisch s′
Schluß (Clausura) **10.** *ț*

Zungenspitzenart. { mittlere, höhere, höchste } (Linguo-pal. ant. apicalis { alveolaris, postalveolaris, cacuminalis)

Enge (Strictura) **8.** { *s*, *s*, *ș* }

Schluß (Clausura) **11.** { *t*, *t*, *t* }

Zungen-Zahnart. (Linguo-dentalis).
Enge (Strictura) **9.** *ș*
Schluß (Clausura) **12.** *ț* **12**[a]. russisches 'mouilliertes' p = *p*ı.

Bei den stimmhaften Enge-Schlußlauten zeigt sich im allgemeinen die Artikulationszone schmaler und (namentlich nach hinten) weniger markiert, wie es ja auch der Gleichgewichtsbedingung der Kräfte im Artikulationskampf gemäß ist. Man beachte, daß im allgemeinen die Artikulationsstelle der Engelaute mehr nach hinten ist als bei den entsprechenden Schlußlauten, worauf man bis jetzt noch nicht aufmerksam geworden zu sein scheint. Vgl. unt. Anm.

13. Seitliche Zungenspitzenart. { tiefere, mittlere, höhere, höchste } (Linguolateralis { dentalis *l*, (polnisch ł) alveolaris *l* postalveolaris *l* cacuminalis *l*).

(Seitliche Zungenrücken-Spitzenart. (linguolateralis dorso-apicalis *l* hinzuzufügen.)

14. Zungenspitzen-Schnalzlaut (Poppysma linguo-pal. ant. apic.) *ț*.

15. Indifferenz (Inertia).

16. $z_{r_<}$ = rz im Slavischen; vgl. 7[a] und III. 15.

Tab. V.

Auf der oberen Hälfte der Tafel ist eine **Übersicht der sich gleichzeitig zu Lauten (Monophthongi) kombinierenden Artikulationen** der verschiedenen homorganen Grade und homogenen Stellen gegeben. Man vgl. das System der Laute im allgemeinen S. 148, das der Mundöffner S. 152, 154, 178, das der Mundschließer S. 162, 180.

Hiernach lassen sich nun alle im System Tab. V. enthaltenen, überhaupt alle mir bekannten Laute mit genügender Deutlichkeit benennen. Ich will das an einigen Beispielen ausführen, wofür ich die in REGELN UND WÖRTERVERZEICHNIS FÜR DIE DEUTSCHE RECHTSCHREIBUNG ZUM GEBRAUCH IN DEN PREUSS. SCHULEN HERAUSGEG. IM AUFTR. DES KÖNIGL. MINIST. 1880 (vgl. auch RAUMERS REGELN und WILMANNS KOMMENTAR 42) für die deutsche Schriftsprache anerkannten Lautarten wähle:

Offener Laut mit kleinster *(i)*, kleinerer *(e)*, größerer *(ɛ=ä)* Lippen- resp. Vorderzungenrücken-Längsöffnung (und die letztere ist die wesentlichere; daher auch Vorderzungenrückenlaute mit kleinster, kleinerer, größerer Längsöffnung), mit größter Öffnung *(a)*, mit kleinerer *(o)*, kleinster *(u)* Lippen- resp. Hinterzungen-Rundöffnung (hier ist die erstere die wesentlichere; daher diese Reihe Lippenlaute mit kleinerer, kleinster Rundöffnung genannt werden kann); mit kleinerer Lippen-Rund- und unvollkommener kleinerer Vorderzungenrücken-Längsöffnung *(ö)*, mit kleinster Lippen-Rund- und unvollkommener kleinster Vorderzungenrücken-Längsöffnung *(ü)* (offene Lippen-Vorderzungenlaute). Wem diese spezifischen Benennungen zu lang erscheinen, sage: *i* etc. sc. mit richtiger Aussprache.

Die gehauchten offenen unter dem Kollektivzeichen h zusammengefaßten Laute mit den

Zungenartikulation, daß die Stelle für die *a*-Varietät von *x* und *k* zwischen der für die *i*- und *u*-Varietäten liegen müßte (und einige Phonetiker sind der Ansicht); die Beobachtung ist dagegen und meine naturgemäßen Zeichnungen erklären sich durch die Größe des Kieferwinkels, welcher die größte Öffnung nach vorn, die verhältnismäßig kleinste nach hinten hat.

den obigen entsprechenden Arten. Für praktische Zwecke genügt der Klassencharakter h, insofern die Nachbarbuchstaben die Art andeuten.

	Hinter-zungen-,	Vorder-zungen-rücken-,	Vorder-zungen-rücken-Spitzen-,	Zungen-spitzen-,	Lippen-Zahn-,	Lippen-Laut:
Nasaler . . .	*N* = 'ng'			*n*		*m*
Enger . . .		*j*		*z* = 's'	*v* = 'w'	
Klappender .	*g*			*d*		*b*
Zitternder . .	*r̡*			*r*		
Seitlicher .				*l*		
Geblasener:						
Enger . . .	*x*[1] = 'ch'		*s*‹ = 'sch'	*s*	*f*	
Klappender .	*k*			*t*		*p*

Die Hinterzungen-, Vorderzungenrücken-Spitzen-, Zungenspitzen-, Zungenzahn-, Lippen- (sowie der seitliche) Schnalzlaute sind dem System der Laute rechts angehängt; außer den stimmlosen sind auch stimmhafte möglich.

Auf der untern Hälfte der Tafel ist meine obigem System angepaßte physiologische **Artikulationsschrift mit Noten** veranschaulicht.

Links unten die verschiedenen Notenköpfe für die Artikulationsgrade:

i kleinste Längsöffnung
e kleinere „
E größere „
Æ größte „
a größte Öffnung
A größte Rundöffnung
U größere „
o kleinere „
u kleinste „

Darunter die Notenköpfe für die anderen Grade in folgender Reihe:

Enge mit Geräusch,
Flüsterenge,
Kopf- oder Oberstimmenge,
Brust- oder Unterstimme,
Knarrstimme,
Schluß mit 1 Plosion (Klappschluß) { stärker ….. / schwächer ….
Schluß mit mehr Plosionen (Zitterschluß),
Dauerschluß.
Seitliche Öffnung,
„ Enge,
Seitlicher Schluß mit 1 Plosion,
„ Schluß mit mehr Plosionen.

(Anstatt der Notenköpfe könnte man auch Ziffern anwenden wie früher in der musikalischen Schrift.)

Rechts unten die horizontalen Notenlinien mit ihren Zwischenräumen für die Artikulationsstellen (derselbe Vertikalstrich für die gleichzeitigen Artikulationen).

[1] Von der Unterscheidung der Spielarten dieser (wie der andern in derselben Vertikalreihe enthaltenen) Spezies sehen wir hier ab. Vgl. WILM. KOMM. 43; doch auch MICHAELIS, KONS. 21.

Stimmband-
Nasen-
Hinterzungen-Gaumensegel-
Hinterzungen-Gaumenbein-
Mittelzungen-
Vorderzungenrücken-
Vorderzungenrücken-Spitzen- } Artikulationsstelle. Vgl. S. 144, 145.
Zungenspitzen- { höchste, höhere, mittlere,
Zungen-Zahn-
Lippen-Zahn-
Lippen-

Der Kieferwinkel ist unten besonders durch $_0$, $_{1/2}$, $_1$, $_2$, $_3$, $_4$ resp. für Schluß, Enge, kleinste, kleinere, größere, größte Öffnung zu bezeichnen, wenn er den andern Artikulationsgraden der Mundhöhle ausnahmsweise nicht entspricht.

Die Notenköpfe und Notenlinien genügen für die Bezeichnung der Klasse, Ordnung, Gattung, Art der Laute.

Für die Spielart Nebenzeichen:

a) links von dem Notenkopf:

˅ ˄ } für Verschiebung des Grades in der Richtung { der Öffnung (nach unten), des Schlusses (nach oben);

› ‹ } für Verschiebung der Stelle in der Richtung { der Ansatzrohrmündung (nach vorn), des Windrohrs (nach hinten).[1]

b) am untern Ende des Vertikalstrichs:

$_o$ für unvollkommene Lippenartikulation.

Für die individuellen Charaktere Nebenzeichen am obern Ende des Vertikalstrichs:

a) Ausatmungsstärke:

<, ⁄ allmählich zu- und plötzlich abnehmend (resp. stärker, stark),

^ allmählich zu- und allmählich abnehmend,

\ plötzlich zu- und allmählich abnehmend (wir werden dies Zeichen für zu schwach gebrauchen),[2]

! plötzlich zu- und plötzlich abnehmend,

˅ allmählich ab- und allmählich zunehmend (resp. Silbenscheider).

b) Stimmhöhe (im Verhältnis zur mittleren nicht zu bezeichnenden Stimmhöhe):

^{2} Sekunde höher, ‾ hochgehalten,

^{IV} Quarte tiefer, _ tiefgehalten,

^{3} allmähliches Steigen zur Terz,

^{III} allmähliches Fallen zur Terz.

c) Dauer (normale kurze Dauer bleibt unbezeichnet):

– längere,

— längste,

˘ zu kurze Dauer.[2]

Für die Pausen die musikalischen Zeichen oder minder und mehr Spatium. Vgl. S. 182.

Die beiden Beispiele unten rechts sind ein chinesisches Wort = Ohr, und ein hottentottisches = lieben, welche beide der phonetischen Transskription besondere Schwierigkeiten gemacht haben.

---

[1] Annähernd ließen sich diese Verschiebungen auch durch die Form der Öffnung resp. die Höhe des Notenkopfs in Beziehung auf die Horizontallinien andeuten und bei gehöriger Vergrößerung könnte der Kontinuität dieser Verschiebungen bis zu einem gewissen Grade nachgegangen werden (vgl. PAUL, ZUR ORTH. FRAGE, 1880, 6).

[2] Zu schwache und zu kurze Artikulation bilden den Übergang vom individuellen zur Spielart. Vgl. S. 181 Anm. 1.

Tab. VI.

Graphische Veranschaulichung der **individuellen** (resp. spezifischen S. 148, 170) Lautcharaktere, schematisch, an dem Satz:

Ist es wirklich wahr?

1. **Ausatmungsintensitätskurve** (die Abscissenaxe entspricht dem Atmosphärendruck): links beim natürlichen Atmen: Ausatmung, Pause (?), Einatmung; rechts beim Sprechen: verlängerte und dem silbigen Sprachfluß entsprechend wellige Ausatmungskurve, verkürzte Pause und Einatmung. Vgl. S. 119.

2. **Stimmhöhenkurve:** links beim Gesang (Recitativ): Stimmhöhe beständiger, von Intervall zu Intervall überspringend; rechts beim Sprechen: stets und in allmählichem Übergehen wechselnd, sowohl nach der Tiefe als nach der Höhe von der mittleren Stimmhöhe, dem 'Sprechniveau' aus. Vgl. S. 129, 130.

3. **Dauer** in Sekunden durch Abschnitte einer geraden Linie versinnlicht. Vgl. S. 164.

4. Öffnungsgrad des Ansatzrohrs im allgemeinen, als besonders wesentlich für die Charakterisierung der Silbe (vgl. S. 167—169).

5. Physiologische Artikulationsschrift mit Noten im Anschluß an Tab. V. Das Schema der artikulierenden Organe (in relativer Ruhelage für deutsche Aussprache) soll auf den natürlichen Platz der durch die horizontalen Notenlinien angedeuteten Artikulationsstellen hinweisen.

6. Physiologische Transskription, wie wir sie S. 171 ff. vorgeschlagen.

7. Gewöhnliche Schrift.

Tab. VII.

1. Schlundmuskeln (S. 132; nach H. v. MEYER, LEHRB. D. ANAT. D. M. W. ENGELMANN).

2. Schlund- und Gaumenmuskeln (S. 133; nach HEITZMANN, ANAT. D. M. W. BRAUMÜLLER).

3. Zungenmuskeln (nach H. v. MEYER). Vgl. S. 136.

4. 5. Kaumuskeln (nach H. v. MEYER). Vgl. S. 139.

6—9. Gehörorgan (S. 73, 74; nach E. WENZEL, ANAT. ATL. 1875. C. C. MEINHOLD & SS.).

10. Akustische und optische Zentren und Bahnen für die Wahrnehmung und die Ausdrucksbewegungen (vgl. über meine Hypothese der Artikulationszentren die Schlußbemerkung der PHON.). Schema nach KUSSMAUL: a Gehörnerv, o Sehnerv. B, B' infrakortikales akustisches, resp. optisches Wahrnehmungszentrum, C, C' infrakortikales akustisches, resp. optisches Ausdruckszentrum. I Intellectorium des Rindengebietes.

a b c b d Bahn für die Lautsprache,
o p q p r für die Schriftsprache;
a b d für Nachsprechen } unverstandener, resp. gehörter oder
o p r für Nachschreiben } gesehener Wörter,
a b c b r für Schreiben nach verstandenem Diktat,
o p q p d für Vorlesen von begriffenen Wörtern.

B" infrakortikales optisches Wahrnehmungs-Hilfszentrum bei Taubstummen, welche Artikulationen vom Munde des Sprechenden ablesen und selber artikulieren lernen.

o u d für Nachsprechen } von unverstandenen vom Munde
o u r für Nachschreiben } abgesehenen Wörtern,
o u z u d für Nachsprechen } von verstandenen Wörtern. —
o u z u r für Nachschreiben }

Obige Tafeln, deren persönlichen Besitz ich mir vorbehalten, erscheinen hier in zweiter vermehrter und wesentlich umgearbeiteter Auflage. Sie wurden zuerst meiner PHONETIK, ATLAS 1880 beigegeben. Von den **Holzschnittfiguren** sind entlehnt aus: v. HELMHOLTZ, TONEMPF. (F. VIEWEG & S.): 9, 10, 14. — HENLE, ANAT. D. M. (F. VIEWEG & S.): 25, 34, 35. — KÖNIG, QUELQUES EXP. D'ACOUST.: 1-8, 15—20. — MERKEL, ANTHROPOPHONIK (A. ABEL): 21—24, 26—33, 36—47.

Den genannten Herren Verfassern resp. Verlegern, welche die Benutzung ihrer Holzschnitte freundlich gestattet, sage ich an dieser Stelle meinen aufrichtigen Dank.

LEIPZIG.

F. TECHMER.

SIGN LANGUAGE.

Sign language is a mode of expressing ideas directly, and independent of oral speech. Communication by gesture strongly influenced, if it did not precede, articulate speech, therefore the study of gesture signs is important to philology. The prevalence of special signs may also show the connection between peoples, and signs have afforded religious, sociologic and historic suggestions. Their use is sometimes systematic between neighboring tribes obliged to communicate without a common language, but when such system has, with the occasion for it, passed away, some of the signs often survive in forcible expression with or without the accompaniment of words, as adjuncts to oratory and impassioned conversation and in ceremonies.

When a system exists, the signs, as in dialogues or narratives, should be noted in the order of making, with translation, if possible, into the oral language of the sign maker, and from that into English, not merely with an interpreter's explanation of his own understanding of the signs. Most of the suggestions which would be appropriate to language and grammar apply to signs, but a marked distinction exists from the fact that signs are produced for concepts rather than for specific words. Signs for all the objects and concepts given below have been noted in North America, and many of them found elsewhere, so they with others of like character, should be sought for.

α) Signs for physical objects, as: Man. Woman. Boy. Girl. Child — baby — offspring. River. Water. Rain. Habitation. Village.

β) Signs for physical qualities, as: Strong. Large. Small.

γ) Signs for events, actions, conditions, etc., as: Chief — head-war. Brave. Fear. Coward. Peace. War. Friend. Enemy. Companion. Prisoner. Surrender. Admiration. Disgust — contempt. Pretty. Ugly. Content — glad. Discontent — anger. Grief. Battle — fight. Destroyed — ruined. Kill. Dead — death. Night. Day — to-day — to-morrow — yesterday. End — done. Enough. Same — similar. Exchange — trade. Male — for persons, — for animals. Female — for persons, — for animals. Fool. Wise. Forget. Bring. Good. Bad. Well. Sick. Wish — to desire. Know — do not. Unterstand — do not. Lie. Truth. Question — interrogation. Yes. No. Ashamed. Year — the several seasons. Young. Old. Property — to have. Deity — Great Spirit. Shaman — Priest — Obeah-man, etc.

δ) Signs for family relationships, as: Father. Mother. Son. Daughter. Brother. Sister. And the father, mother, son or daughter, brother or sister of each of those relations. Also Husband. Wife, etc.

ε) Signs to illustrate methods of counting; also special gestures, to designate fifty, or sixty, or one hundred.

ζ) Signs to illustrate proportionals, comparison, numeral adjectives, etc., as: Equal. Much. Many. Few. Comparison — more, less. Superlative, or intense: Most — very great — very much, etc.

Gesture signs should be described with sufficient detail to allow of their reproduction by a reader. This requires

1. **positions of hands and fingers,** and
2. **their positions and motions relative to the body.**

The more frequent positions of the hands can be noted by a single expression, e. g.,

closed — or fist;
flat, when the fingers are joined and extended;
bowl-shaped, the fingers being joined and curved, so that the tip of the extended thumb touches the inner end of the index;
hooked, with the fingers bent and their tips pointing backward toward the wrist.

Often the hand is closed with the index only extended, curved, or hooked; or the hand may be closed with the thumb raised at right angles to the palm, etc. For brevity, 'hand' may express 'right hand', when that one alone is used.

When a written description cannot readily and distinctly present a gesture, draw a rough outline of the human figure with lines extending from the hand or hands showing the course of their motion. The hands and arms may be merely indicated and pendent and the character

> used to show the beginning, and
× the termination of the sign.

Should the position of any fingers, or of the hand itself change during the motion, the locality of such change can be shown by ⊙.

For rapid motion use a dotted line ...... ;
for less rapid short lines ----;
and for slow movement longer lines — — —.

No illustration will wholly supersede a written description, and facial expression connected with the sign should also be described.

SIGNALS.

Signals executed exclusively by bodily action and distinguished from signs by being made at a greater distance, therefore allowing less of detail, may be identical with, or survivals of, gesture signs used by the same people. They may also be made by action of the person in connection with objects, such as a blanket or lance, or a change of direction either on foot or mounted, also by various devices, such as smoke, fire or dust when the person of the signalist is not visible. Common signals are for Alarm, Beckoning or Direction

toward or from a person or object. Halt! Recall. Peace. Invitation. Submission. Question: Who are you? (Often answered by tribal sign). Discovery of game, of enemy, etc.

PICTOGRAPHS.

Pictographs are connected on the one hand with gesture signs and on the other with hieroglyphs, phonetic systems and alphabets. So far as they are true ideographs they are the permanent direct expression of ideas of which gesture language gives the transient expression. When adopted for syllabaries or alphabets they cease to give the direct and become the indirect expression of the ideas framed in oral speech. Their trace in this use shows the earlier and predominant conceptions. They have been found on stone, skins, bark, wood, bone and ivory, and may be mere idle sketches, but sometimes are totemic, or mnemonic, or descriptive of events in personal or tribal history. Many have been of importance as evidence of migrations, intercourse and other ethnologic facts. The exact locality and the scale of their reproduction should be mentioned, and colors if not accessible can be shown by the ordinary heraldic scheme. Mere descriptions without reproduction are of little value. Probable age and origin and traditions relating to them should be ascertained. Their interpretation by natives of the locality who themselves make pictographs is most valuable especially in reference to such lines as do not represent objects of nature and which may be either conventional or connected with lines of gesture signs.

WASHINGTON.

GARRICK MALLERY.

Bemerkung.

Diese Übersicht über die Zeichensprache hat den Zweck in weitern Kreisen zu ferneren Beobachtungen und Beiträgen in diesem nicht bloß für die Ethnologie und Anthropologie, sondern auch namentlich für die Sprachwissenschaft so wichtigen Teil der Graphik anzuregen. Diesen Zweck zu fördern und das Verständnis obiger kurzer Übersicht zu erleichtern, bringen wir im Anschluß daran mit Erlaubnis des Verf. aus seinem größern Werk SIGN LANGUAGE AMONG NORTH AMERICAN INDIANS, I. ANN. REP. OF THE BUREAU OF ETHNOLOGY, WASHINGTON, 1881 zwei Abschnitte daselbst S. 544—552 und 387—395 mit den Originalfiguren zum Abdruck und bitten diejenigen Mitarbeiter und Leser, welche in der Lage und geneigt sind Beobachtungen nach dieser Seite anzustellen, ihr gesammeltes Material an den Verf. zur Benutzung für seine weitern Veröffentlichungen zu übersenden.

Aufsätze über die Graphik, welche für unsere ZTSCHR. sich eignen, würden auch wir mit Dank entgegennehmen.

D. RED.

SCHEME OF ILLUSTRATION.

In the following pages the scheme of graphic illustration, intended both to save labor and secure accuracy, which was presented in the INTRODUCTION TO THE STUDY OF SIGN LANGUAGE, is reproduced with some improvements. It is given for the use of observers who may not see that publication, the material parts of which being included in the present paper it is not necessary that the former should now be furnished. The TYPES OF HAND POSITIONS were prepared for reference by the corresponding letters of the alphabet to avoid tedious description, should any of them exactly correspond, or by alteration, as suggested in the note following them. These, as well as the OUTLINES OF ARM POSITIONS, giving front and side outlines with arms pendant, were distributed in separate sheets to observers for their convenience in recording, and this will still be cheerfully done when request is made to the present writer. When the sheets are not accessible the TYPES can be used for graphic changes by tracing the one selected, or by a few words indicating the change, as shown in the EXAMPLES. The OUTLINES OF ARM POSITIONS can also be readily traced for the same use as if the sheets had been provided. It is hoped that this scheme, promoting uniformity in description and illustration, will be adopted by all observers who cannot be specially addressed.

Collaborators in the gestures of foreign uncivilized peoples will confer a favor by sending at least one photograph or sketch in native costume of a typical individual of the tribe, the gestures of which are reported upon, in order that it may be reproduced in the complete work. Such photograph or sketch need not be made in the execution of any particular gesture, which can be done by artists engaged on the work, but would be still more acceptable if it could be so made.

ORDER OF ARRANGEMENT.

The following order of arrangement for written descriptions is suggested. The use of a separate sheet or part sheet of paper for each sign described and illustrated would be convenient in the collation. It should always be affirmatively stated whether the 'conception or origin' of the sign was procured from the sign-maker, or is suggested or inferred by the observer.

Word or idea expressed by Sign: ....

DESCRIPTION:

....
....
....

CONCEPTION OR ORIGIN.

....

Tribe: ....

Locality: ....

Date: .... 188 ..

....

Observer.

OUTLINES FOR ARM POSITIONS IN SIGN LANGUAGE.

The gestures, to be indicated by corrected positions of arms and by dotted lines showing the motion from the initial to the final positions (which are severally marked by an arrow-head and a cross—see EXAMPLES), will always be shown as they appear to an observer facing the gesturer, the front outline, Fig. 1, or side, Fig. 2, or both, being used as most convenient.



Fig. 1.



Fig. 2.

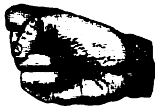
The special positions of hands and fingers will be designated by reference to the TYPES OF HAND POSITIONS. For brevity in the written description, 'hand' may be used for 'right hand', when that one alone is employed in any particular gesture. When more convenient to use the profile figure in which the right arm is exhibited for a gesture actually made by the left hand and arm it can be done, the fact, however, being noted.

In cases where the conception or origin of any sign is ascertained or suggested it should be annexed to the description, and when obtained from the gesturer will be so stated affirmatively, otherwise it will be considered to be presented by the observer. The graphic illustration of associated facial expression or bodily posture which may accentuate or qualify a gesture is necessarily left to the ingenuity of the contributor.[1]

[1] Wir würden dazu eine graphische Darstellung analog unserer **Artikulations-Notenschrift** (vgl. Tab. v. nebst Erklärung) empfehlen. Den Gebieten resp. Stellen für den sichtbaren Ausdruck: Kopf mit Stirn, Augen, Nase, Mund; Rumpf; oberen Extremitäten mit den Händen und Fingern; unteren Extremitäten würden die horizontalen Notenlinien, den Ausdrucksbewegungen resp. Stellungen, Notenköpfen ähnliche möglichst natürliche und symbolische Zeichen oder Buchstaben und Zahlen entsprechen an Vertikallinien, welche die Gleichzeitigkeit andeuten. Auf diese Weise würden sich die gesamten akustischen und gleichzeitigen optischen Ausdrucksbewegungen in gleichmäßiger Weise mit beliebiger Genauigkeit graphisch verzeichnen lassen.

D. RED.

TYPES OF HAND POSITIONS IN SIGN LANGUAGE.



A—Fist, palm outward, horizontal.



B—Fist, back outward, oblique upward.



C—Clinched, with thumb extended against forefinger, upright, edge outward.



D—Clinched, ball of thumb against middle of forefinger, oblique, upward, palm down.



E—Hooked, thumb against end of forefinger, upright, edge outward.



F—Hooked, thumb against side of forefinger, oblique, palm outward.



G—Fingers resting against ball of thumb, back upward.



H—Arched, thumb horizontal against end of forefinger, back upward.



I—Closed, except forefinger crooked against end of thumb, upright, palm outward.



J—Forefinger straight, upright, others closed, edge outward.



K—Forefinger obliquely extended upward, others closed, edge outward.



L—Thumb vertical, forefinger horizontal, others closed, edge outward.

Fig. 3.



M—Forefinger horizontal, fingers and thumb closed, palm outward.



N—First and second fingers straight upward and separated, remaining fingers and thumb closed, palm outward.



O—Thumb, first and second fingers separated, straight upward, remaining fingers curved, edge outward.



P—Fingers and thumb partially curved upward and separated, knuckles outward.



Q—Fingers and thumb separated, slightly curved, downward.



R—Fingers and thumb extended straight, separated, upward.



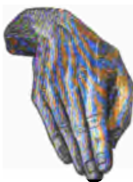
S—Hand and fingers upright, joined, back outward.



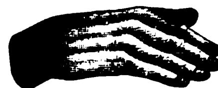
T—Hand and fingers upright, joined, palm outward.



U—Fingers collected to a point thumb resting in middle.



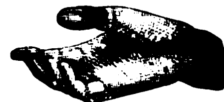
V—Arched, joined, thumb resting near end of forefinger, downward.



W—Hand horizontal, flat, palm downward.



X—Hand horizontal, flat, palm upward.



Y—Naturally relaxed normal; used when hand simply follows arm with no intentional disposition.

Fig. 4.

NOTE CONCERNING THE FOREGOING TYPES.

The positions are given as they appear to an observer facing the gesturer, and are designed to show the relations of the fingers to the hand rather than the positions of the hand relative to the body, which must be shown by the outlines (see OUTLINES OF ARM POSITIONS) or description. The right and left hands are figured above without discrimination, but in description or reference the right hand will be understood when the left is not specified. The hands as figured can also with proper intimation be applied with changes either upward, downward, or inclined to either side, so long as the relative positions of the fingers are retained, and when in that respect no one of the types exactly corresponds with a sign observed, modifications may be made by pen or pencil on that one of the types, or a tracing of it found most convenient, as indicated in the EXAMPLES, and referred to by the letter of the alphabet under the type changed, with the addition of a numeral —e. g., A 1, and if that type, i. e., A, were changed a second time by the observer (which change would necessarily be drawn on another sheet of types or another tracing of a type selected when there are no sheets provided), it should be referred to as A 2.

EXAMPLES.

Word or idea expressed by sign: To cut, with an ax.

DESCRIPTION.

With the right hand flattened (X changed to right instead of left), palm upward, move it downward to the left side repeatedly from different elevations, ending each stroke at the same point. Fig. 5.

CONCEPTION OR ORIGIN.

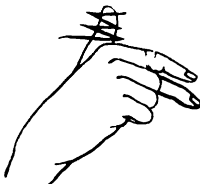
From the act of felling a tree.



Fig. 5.

Word or idea expressed by sign: A lie.

DESCRIPTION.



L 1, Fig. 6a.

Touch the left breast over the heart, and pass the hand forward from the mouth, the two first fingers only being extended and slightly separated (L 1—with thumb resting on third finger, Fig. 6 a). Fig. 6.

CONCEPTION OR ORIGIN.

Double-tongued.

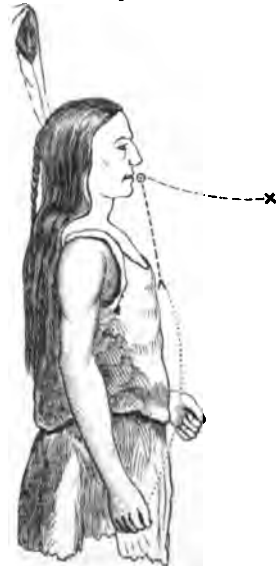


Fig. 6.



Fig. 7.

Word or idea expressed by sign:
To ride.

DESCRIPTION.

Place the first two fingers of the right hand, thumb extended (N 1, Fig. 7a) downward, astraddle the first two joined and straight fingers of the left (T 1, Fig. 7b), sidewise, to the right, then make several short, arched movements forward with hands so joined. Fig. 7.



Fig. 7a.

CONCEPTION OR ORIGIN.

The horse mounted and in motion.



Fig. 7b.

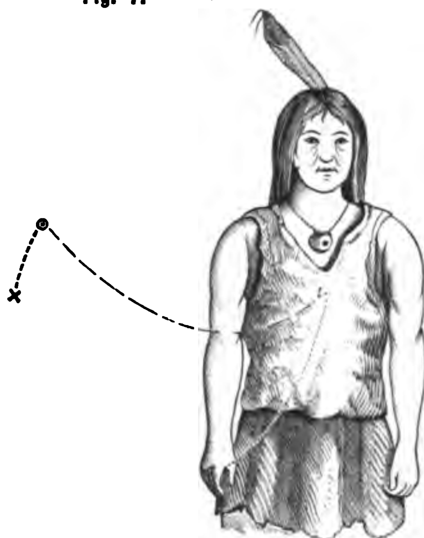


Fig. 8.

Word or idea expressed by signs:
I am going home.

DESCRIPTION.

(1) Touch the middle of the breast with the extended index (K), then

(2) pass it slowly downward and outward to the right, and when the hand is at arm's length, at the height of the shoulder,

(3) clinch it (A) suddenly and throw it edgewise toward the ground. Fig. 8.

CONCEPTION OR ORIGIN.

(1) I, personality;
(2) motion and direction;
(3) locality of my possessions—home.

EXPLANATION OF MARKS.

The following indicative marks are used in the above examples:

.... Dotted lines indicate movements to place the hand and arm in position to commence the sign and not forming part of it.

------------ Short dashes indicate the course of hand employed in the sign, when made rapidly.

– – – – – – – Longer dashes indicate a less rapid movement.

—— —— —— Broken lines represent slow movement.

> Indicates commencement of movement in representing sign, or part of sign.

× Represents the termination of movements.

⊙ Indicates the point in the gesture line at which the hand position is changed.

NOTABLE POINTS FOR FURTHER RESEARCHES.

It is considered desirable to indicate some points to which for special reasons the attention of collaborators for the future publication on the general subject of sign language may be invited. These now follow:

INVENTION OF NEW SIGNS.

It is probable that signs will often be invented by individual Indians who may be pressed for them by collectors to express certain ideas, which signs of course form no part of any current language; but while that fact should, if possible, be ascertained and reported, the signs so invented are not valueless merely because they are original and not traditional, if they are made in good faith and in accordance with the principles of sign formation. Less error will arise in this direction than from the misinterpretation of the idea intended to be conveyed by spontaneous signs. The process resembles the coining of new words to which the higher languages owe their copiousness. It is observed in the signs invented by Indians for each new product of civilization brought to their notice.

An interesting instance is in the sign for steamboat, made at the request of the writer by White Man (who, however, did not like that sobriquet and announced his intention to change his name to Lean Bear), an Apache, in June, 1880, who had a few days before seen a steamboat for the first time. After thinking a moment he gave an original sign, described as follows:

Make the sign for water, by placing the flat right hand before the face, pointing upward and forward, the back forward, with the wrist as high as the nose; then draw it down and inward toward the chin; then with both hands indicate the outlines of a horizontal oval figure from before the body back to near the chest (being the outline of the deck); then place both flat hands, pointing forward, thumbs higher than the outer edges, and push them forward to arms'-length (illustrating the powerful forward motion of the vessel).

An original sign for telegraph is given in NATCI'S NARRATIVE, infra.

An Indian skilled in signs, as also a deaf-mute, at the sight of a new object, or at the first experience of some new feeling or mental relation, will devise some mode of expressing it in pantomimic gesture or by a combination of previously understood signs, which will be intelligible to others similarly skilled, provided that they have seen the same objects or have felt the

same emotions. But if a number of such Indians or deaf-mutes were to see an object — for instance an elephant — for the first time, each would perhaps hit upon a different sign, in accordance with the characteristic appearance most striking to him. That animal's trunk is generally the most attractive lineament to deaf-mutes, who make a sign by pointing to the nose and moving the arm as the trunk is moved. Others regard the long tusks as the most significant feature, while others are struck by the large head and small eyes. This diversity of conception brings to mind the poem of THE BLIND MEN AND THE ELEPHANT, which with true philosophy in an amusing guise explains how the sense of touch led the 'six men of Indostan' severally to liken the animal to a wall, spear, snake, tree, fan, and rope. A consideration of invented or original signs, as showing the operation of the mind of an Indian or other uncivilized gesturer, has a psychologic interest, and as connected with the vocal expression, often also invented at the same time, has further value.

DANGER OF SYMBOLIC INTERPRETATION.

In the examination of sign language it is important to form a clear distinction between signs proper and symbols. The terms signs and symbols are often used interchangeably, but with liability to misconstruction, as many persons, whether with right or wrong lexical definition, ascribe to symbols an occult and mystic signification. All characters in Indian picture-writing have been loosely styled symbols, and, as there is no logical distinction between the characters impressed with enduring form and when merely outlined in the ambient air, all Indian gestures, motions, and attitudes might with equal appropriateness be called symbolic. While, however, all symbols come under the generic head of signs, very few signs are in accurate classification symbols. S. T. COLERIDGE has defined a symbol to be a sign included in the idea it represents. This may be intelligible if it is intended that an ordinary sign is extraneous to the concept and, rather than suggested by it, is invented to express it by some representation or analogy, while a symbol may be evolved by a process of thought from the concept itself; but it is no very exhaustive or practically useful distinction. Symbols are less obvious and more artificial than mere signs, require convention, are not only abstract, but metaphysical, and often need explanation from history, religion, and customs. They do not depict but suggest subjects; do not speak directly through the eye to the intelligence, but presuppose in the mind knowledge of an event or fact which the sign recalls. The symbols of the ark, dove, olive branch, and rainbow would be wholly meaningless to people unfamiliar with the Mosaic or some similiar cosmology, as would be the cross and the crescent to those ignorant of history. The last named objects appeared in the class of emblems when used in designating the conflicting powers of Christendom and Islamism. Emblems do not necessarily require any analogy between the objects representing, and the objects or qualities represented, but may arise from pure accident. After a scurrilous jest the beggar's wallet

became the emblem of the confederated nobles, the Gueux of the Netherlands; and a sling, in the early minority of LOUIS XIV, was adopted from the refrain of a song by the Frondeur opponents of MAZARIN. The portraiture of a fish, used, especially by the early Christians, for the name and title of JESUS CHRIST was still more accidental, being, in the Greek word ἰχθύς, an acrostic composed of the initials of the several Greek words signifying that name and title. This origin being unknown to persons whose religious enthusiasm was as usual in direct proportion to their ignorance, they expended much rhetoric to prove that there was some true symbolic relation between an actual fish and the Saviour of men. Apart from this misapplication, the fish undoubtedly became an emblem of CHRIST and of Christianity, appearing frequently on the Roman catacombs and at one time it was used hermeneutically.

The several tribal signs for the Sioux, Arapahos, Cheyennes etc., are their emblems precisely as the star-spangled flag is that of the United States, but there is nothing symbolic in any of them. So the signs for individual chiefs, when not merely translations of their names, are emblematic of their family totems or personal distinctions, and are no more symbols than are the distinctive shoulder-straps of army officers. The crux ansata and the circle formed by a snake biting its tail are symbols, but consensus as well as invention was necessary for their establishment, and the Indians have produced nothing so esoteric, nothing which they intended for hermeneutic as distinct from descriptive or mnemonic purposes. Sign language can undoubtedly be and is employed to express highly metaphysical ideas, but to do that in a symbolic system requires a development of the mode of expression consequent upon a similar development of the mental idiocrasy of the gesturers far beyond any yet found among historic tribes north of Mexico. A very few of their signs may at first appear to be symbolic, yet even those on closer examination will probably be relegated to the class of emblems.

The point urged is that while many signs can be used as emblems and both can be converted by convention into symbols or be explained as such by perverted ingenuity, it is futile to seek for that form of psychologic exuberance in the stage of development attained by the tribes now under consideration. All predetermination to interpret either their signs or their pictographs on the principles of symbolism as understood or pretended to be understood by its admirers, and as are sometimes properly applied to Egyptian hieroglyphs, results in mooning mysticism. This was shown by a correspondent who enthusiastically lauded the DAKOTA CALENDAR (edited by the present writer, and which is a mere figuration of successive occurrences in the history of the people) as a numerical exposition of the great doctrines of the Sun religion in the equations of time, and proved to his own satisfaction that our Indians preserved hermeneutically the lost geometric cultus of pre-Cushite scientists.

Another exhibition of this vicious practice was recently made in the interpretation of an inscribed stone alleged to have been unearthed near

ZANESVILLE, Ohio. Two of the characters were supposed, in liberal exercise of the imagination, to represent the A and Ω of the Greek alphabet. At the comparatively late date when the arbitrary arrangement of the letters of that alphabet had become fixed, the initial and concluding letters might readily have been used to represent respectively the beginning and the end of any series or number of things, and this figure of speech was employed in the book of Revelations. In the attempted interpretation of the inscription mentioned, which was hawked about to many scientific bodies, and published over the whole country, the supposed alpha and omega were assumed to constitute a universal as well as sacred symbol for the everlasting Creator. The usual menu of Roman feasts, commencing with eggs and ending with apples, was also commonly known at the time when the book of Revelations was written, and the phrase 'ab ovo usque ad mala' was as appropriate as 'from alpha to omega' to express 'from the beginning to the end'. In deciphering the stone it would, therefore, be as correct in principle to take one of its oval and one of its round figures, call them egg and apple, and make them the symbols of eternity. In fact, not depending wholly for significance upon the order of courses of a feast or the accident of alphabetical position, but having intrinsic characteristics in referenae to the origin and fruition of life, the egg and apple translation would be more acceptable to the general judgment, and it is recommended to enthusiasts who insist on finding symbols where none exist.

SIGNS USED BY WOMEN AND CHILDREN.

For reasons before given it is important to ascertain the varying extent of familiarity with sign language among the members of the several tribes, how large a proportion possesses any skill in it, and the average amount of their vocabulary. It is also of special interest to learn the degree to which women become proficient, and the age at which children commence its practice; also whether they receive systematic instruction in it. The statement was made by TITCHKEMÁTSKI that the Kaiowa and Comanche women know nothing of sign language, while the Cheyenne women are versed in it. As he is a Cheyenne, however, he may not have a large circle of feminine acquaintances beyond his own tribe, and his negative testimony is not valuable. Rev. A. J. HOLT, from large experience, asserts that the Kaiowa and Comanche women do know and practice sign language, though the Cheyenne either are more familiar with it than the Kaiowa or have a greater degree of expertness. The Comanche women, he says, are the peers of any sign-talkers. Colonel DODGE makes the broad assertion that even among the Plains tribes only the old, or at least middle-aged, men use signs properly, and that he has not seen any women or even young men who were at all reliable in signs. He gives this statement to show the difficulty in acquiring sign language; but it is questionable if the fact is not simply the result of the rapid disuse of signs, in many tribes, by which cause women not so frequently called upon to employ them, and the younger generation, who have had no

necessity to learn them, do not become expert. Disappearing Mist, as before mentioned, remembers a time when the Iroquois women and children used signs more than the men.

It is also asserted, with some evidence, that the signs used by males and females are different, though mutually understood, and some minor points for observation may be indicated, such as whether the commencement of counting upon the fingers is upon those of the right or the left hand, and whether Indians take pains to look toward the south when suggesting the course of the sun, which would give the motion from left to right.

A suggestion has been made by a correspondent that some secret signs of affiliation are known and used by the members of the several associations, religious and totemic, which have been often noticed among several Indian tribes. No evidence of this has been received, but the point is worth attention.

POSITIVE SIGNS RENDERED NEGATIVE.

In many cases positive signs to convey some particular idea are not reported, and in their place a sign with the opposite signification is given, coupled with the sign of negation. In other words, the only mode of expressing the intended meaning is supposed to be by negation of the reverse of what it is desired to describe. In this manner 'fool—no', would be 'wise', and 'good—no', would be 'bad'. This mode of expression is very frequent as a matter of option when the positive signs are in fact also used. The reported absence of positive signs for the ideas negatived is therefore often made with as little propriety as if when an ordinary speaker chose to use the negative form 'not good', it should be inferred that he was ignorant of the word 'bad'. It will seldom prove, on proper investigation, that where sign language has reached and retained any high degree of development it will show such poverty as to require the expedient of negation of an affirmative to express an idea which is intrinsically positive.

DETAILS OF POSITIONS OF FINGERS.

The signs of the Indians appear to consist of motions more often than of positions—a fact enhancing the difficulty both of their description and illustration—and the motions when not designedly abbreviated are generally large, free, and striking, seldom minute. It seems also to be the general rule among Indians as among deaf-mutes that the point of the finger is used to trace outlines and the palm of the hand to describe surfaces. From an examination of the identical signs made to each other for the same object by Indians of the same tribe and band, they appear to make many gestures with little regard to the position of the fingers and to vary in such arrangement from individual taste. Some of the elaborate descriptions, giving with great detail the attitude of the fingers of any particular gesturer and the

inches traced by his motions, are of as little necessity as would be, when quoting a written word, a careful reproduction of the flourishes of tailed letters and the thickness of down-strokes in individual chirography. The fingers must be in some position, but that is frequently accidental, not contributing to the general and essential effect. An example may be given in the sign for white man which Medicine Bull, infra, . . . made by drawing the palmar surface of the extended index across the forehead, and in LEAN WOLF'S COMPLAINT, infra, . . . the same motion is made by the back of the thumb pressed upon the middle joint of the index, fist closed. The execution as well as the conception in both cases was the indication of the line of the hat on the forehead, and the position of the fingers in forming the line is altogether immaterial. There is often also a custom or 'fashion' in which not only different tribes, but different persons in the same tribe, gesture the same sign with different degrees of beauty, for there is calligraphy in sign language, though no recognized orthography. It is nevertheless better to describe and illustrate with unnecessary minuteness than to fail in reporting a real distinction. There are, also, in fact, many signs formed by mere positions of the fingers, some of which are abbreviations, but in others the arrangement of the fingers in itself forms a picture. An instance of the latter is one of the signs given for the bear, viz.: Middle and third finger of right hand clasped down by the thumb, fore- and little finger extended crooked downward. See EXTRACTS FROM DICTIONARY, infra. This reproduction of the animal's peculiar claws, with the hand in any position relative to the body, would suffice without the pantomime of scratching in the air, which is added only if the sign without it should not be at once comprehended.

MOTIONS RELATIVE TO PARTS OF THE BODY.

The specified relation of the positions and motions of the hands to different parts of the body is essential to the formation and description of many signs. Those for speak, hear, and see, which must be respectively made relative to the mouth, ear and eye, are manifest examples; and there are others less obviously dependent upon parts of the body, such as the heart or head, which would not be intelligible without apposition. There are also some directly connected with height from the ground and other points of reference. In, however, a large proportion of the signs noted the position of the hands with reference to the body can be varied or disregarded. The hands making the motions can be held high or low, as the gesturer is standing or sitting, or the person addressed is distant or near by. These variations have been partly discussed under the head of abbreviations. While descriptions made with great particularity are cumbrous, it is desirable to give the full detail of that gesture which most clearly carries out the generic conception, with, if possible, also the description of such deviations and abbreviations as are most confusing. For instance, it is well to explain that signs for yes and no, described with precise detail as in EXTRACTS FROM DICTIONARY, infra, are also often made by an Indian when wrapped in

his blanket with only a forefinger protruding, the former by a mere downward and the latter by a simple outward bend of that finger. An example may be also taken from the following sign for **lie, falsehood,** made by an Arikara, Fig. 9, in which the separated index and second fingers are moved sidewise in a downward line near but below the mouth, which may be compared with other executions of the motion with the same position of the fingers directly forward from the mouth, and with that given in LEAN WOLF'S COMPLAINT, . . . in which the motion is made carelessly across the body. The original sign was undoubtedly made directly from the mouth, the conception being 'two tongues', two accounts or opposed statements, one of which must be false, but the finger-position coming to be established for two tongues has relation to the original conception whether or not made near or in reference to the mouth, the latter being understood.



Fig. 9.

It will thus be seen that sometimes the position of the fingers is material as forming or suggesting a figure without reference to motion, while in other cases the relative position of the hands to each other and to parts of the body are significant without any special arrangement of the fingers. Again, in others, the lines drawn in the air by the hand or hands execute the conception without further detail. In each case only the essential details, when they can be ascertained, should be minutely described.

SUGGESTIONS FOR COLLECTING SIGNS.

The object always should be, not to translate from English into signs, but to ascertain the real signs and their meaning. By far the most satisfactory mode of obtaining this result is to induce Indians or other gesturers observed to tell stories, make speeches, or hold talks in gesture, with one of themselves as interpreter in his own oral language if the latter is understood by the observer, and, if not, the words, not the signs, should be translated by an intermediary linguistic interpreter. It will be easy afterward to dissect and separate the particular signs used. This mode will determine the genuine shade of meaning of each sign, and corresponds with the plan now adopted by the Bureau of Ethnology for the study of the tribal vocal languages, instead of that arising out of exclusively missionary purposes, which was to force a translation of the Bible from a tongue not adapted to its terms and ideas, and then to compile a grammar and dictionary from

the artificial result. A little ingenuity will direct the more intelligent or complaisant gesturers to the expression of the thougths, signs for which are specially sought; and full orderly descriptions of such tales and talks with or even without analysis and illustration are more desired than any other form of contribution.

The original authorities, or the best evidence, for Indian signs—i. e., the Indians themselves—being still accessible, the collaborators in this work should not be content with secondary authority. White sign talkers and interpreters may give some genuine signs, but they are very apt to interpolate their own improvements. Experience has led to the apparently paradoxical judgment that the direct contribution of signs purporting to be those of Indians, made by a habitual practitioner of signs who is not an Indian, is less valuable than that of a discriminating observer who is not himself an actor in gesture speech. The former, being to himself the best authority, unwittingly invents and modifies signs, or describes what he thinks they ought to be, often with a very different conception from that of an Indian. Sign language not being fixed and limited, as is the case with oral languages, expertness in it is not necessarily a proof of accuracy in any one of its forms. The proper inquiry is not what a sign might, could, would, or should be, or what is the best sign for a particular meaning, but what *is* any sign actually used for such meaning. If any one sign is honestly invented or adopted by any one man, whether Indian, African, Asiatic, or deaf-mute, it has its value, but it should be identified to be in accordance with the fact and should not be subject to the suspicion that is has been assimilated or garbled in interpretation. Its prevalence and special range present considerations of different interest and requiring further evidence.

The genuine signs alone should be presented to scholars, to give their studies proper direction, while the true article can always be adulterated into a composite jargon by those whose ambition is only to be sign talkers instead of making an honest contribution to ethnologic and philologic science. The few direct contributions of interpreters to the present work are, it is believed, valuable, because they were made without expression of self-conceit or symptom of possession by a pet theory.

SIND DIE LAUTGESETZE NATURGESETZE?

Als der hauptsächlichste Grundsatz der neuesten Richtung der vergleichenden Sprachforschung (der sogenannten jung-grammatischen Schule), gleichsam als deren Fundament, wird der Satz betrachtet: 'die Lautgesetze sind Naturgesetze; sie wirken überall ausnahmslos. Wenn Ausnahmen von den Lautgesetzen vorkommen, so ist deren Grund auf einem anderen Gebiete als dem lautlichen zu suchen.'

Ich habe diesen Satz gleich bei seinem ersten Bekanntwerden für einen Irrtum gehalten und will in den nachfolgenden Zeilen die Gründe, die mich zu dieser Ansicht bestimmten, kurz auseinandersetzen.

Ich bemerke beiläufig, daß dieser Satz zunächst auf die engere Schule Schleichers zurückgeht und nur unter Rücksichtnahme auf dessen Ansicht von der Sprache als einem Naturorganismus und der Sprachwissenschaft als einer Naturwissenschaft begreiflich wird, eine Ansicht, die ich in meinem grundriss der sprachwissenschaft widerlegt zu haben glaube und deren Widerlegung beinahe alle neueren sprachwissenschaftlichen Schriften W. D. Whitneys gewidmet sind.

Wir wollen den gewichtigen Satz zuerst vom allgemeinen Standpunkte prüfen.

Aus der Fassung des Satzes geht, wie ich glaube, hervor, daß die Anhänger desselben unter den ausnahmslos wirkenden Naturgesetzen bloß die physikalischen Gesetze meinen können, da nur diese die oben angegebene Bedingung erfüllen. So viel wir wissen, sind aber diese ausnahmslos wirkenden Naturgesetze auch ewig, d. h. sie nehmen für uns keinen Anfang und wir können auch für ihre Wirksamkeit kein Ende absehen. Die physikalischen Gesetze wirkten z. B. zur Zeit des Archimedes ebenso wie heutzutage und werden auch nach Jahrtausenden ohne die geringste Veränderung fortwirken.

Können wir den Lautgesetzen der Sprache das Prädikat der Ewigkeit zugestehen, können wir annehmen, daß dieses oder jenes Lautgesetz, z. B. zur Zeit Homers ebenso gewirkt habe, wie es heutzutage wirkt?

Müssen wir nicht, wenn wir die Lautgesetze für Naturgesetze erklären, dann konsequent auch innerhalb der Sprache jede Entwickelung leugnen? Nach dem strengen Naturgesetze ist z. B. k immer k und kann nie zu tš werden; letzteres wäre eine völlige Aufhebung des Naturgesetzes. Man rede hier nicht von Association und ähnlichen Dingen; es handelt sich ja um das erste aus k entstandene tš. Wie reimt sich die auf solche Weise bewerkstelligte Aufhebung des Naturgesetzes mit der ausnahmslosen Wirkung desselben?

Wenn die Lautgesetze einer Sprache ausnahmslos wirkende Naturgesetze sind und dadurch jede Veränderung, resp. Entwickelung ausgeschlossen ist, muß die Sprache ewig in einem und demselben Zustande verharren, es bleibt aber dann z. B. der durch die vergleichende Sprachforschung nachgewiesene Prozeß der Entwickelung der indogermanischen Grundsprache zu jener Menge von Sprachen und Dialekten, die uns näher bekannt sind, vollkommen rätselhaft.

Es steht aber noch eine andere Interpretation des gewichtigen Satzes 'die Lautgesetze sind Naturgesetze' offen, nämlich jene, daß man unter den Naturgesetzen nicht die sogenannten physikalischen Gesetze versteht, sondern die sogenannten Typengesetze, welche durch das Zusammenwirken mehrerer Naturgesetze in der organischen Welt sich erzeugen. Doch wenn man genauer darüber nachdenkt, sieht man bald, daß derlei Gesetze hier nicht gemeint sein können, da nach der einzig richtigen Selectionstheorie (dem Darwinismus), welchem auch SCHLEICHER huldigte, ursprünglich eine Mannigfaltigkeit angenommen wird, die infolge des sogenannten Kampfes ums Dasein sich später zu einer Einheit entwickelt. Diese Einheit ist aber keine so starre, daß sie die ursprüngliche Mannigfaltigkeit gänzlich aufhöbe. Dieses Gesetz auf die Sprache angewandt, hätten wir infolge des Zusammenwirkens mehrerer physikalischer Vorgänge zunächst eine Mannigfaltigkeit der Typen und dann erst eine Auswahl derselben durch den menschlichen Geist anzunehmen, die zu einer endlichen Einheit führt. Und dann wären nicht die toten Lautgesetze, sondern der lebendige menschliche Geist die eigentliche Quelle der ausnahmslosen Wirkung der ersteren, eine Ansicht, die dem Dogma: 'die Lautgesetze sind Naturgesetze' diametral entgegengesetzt ist.

Nachdem durch diese allgemeinen Betrachtungen jedermann das Unsinnige des Satzes 'die Lautgesetze sind Naturgesetze' einleuchten dürfte, werde ich in kurzem zeigen, daß die **Lautgesetze entstehen**, wobei sie nicht ausnahmslos wirken, und **vergehen**, d. h. deren Wirkung einbüßen, wodurch wieder Ausnahmen entstehen.

In der Sprache des AVESTA wird vor Suffixen, die mit t anlauten, der auslautende Konsonant der vorangehenden Wurzel, sofern er den Verschlußlauten k, g (c', g', d. i. tš, dž), t, d angehört, in die Affrikaten der entsprechenden Organreihe, also in χ, s (für ϑ) umgestaltet. Statt uk-ta- 'gesprochen' steht uχ-ta- (von der Wurzel vac'), statt yuk-ta- 'verbunden' steht yuχ-ta- (von der Wurzel yug'), statt yātumat-te$_{\circ}$ma- 'am zauberischesten' steht yātumas-te$_{\circ}$ma-, statt bad-ta- 'gebunden' steht bas-ta- (von der Wurzel band).

Dagegen bleiben die Verschlußlaute der labialen Organreihe in der Regel unversehrt, d. h. werden nicht in die Affrikate f verwandelt. Man sagt z. B. hap-ta 'sieben', ge$_{\circ}$re$_{\circ}$p-ta- 'ergriffen' (von der Wurzel ge$_{\circ}$re$_{\circ}$β), dap-ta- 'getäuscht' (von der Wurzel dab). Diese Lautregel bildet also eine Ausnahme der vorigen. Es kommt aber taf-ta- 'erhitzt, zornig' für tap-ta- (von der Wurzel tap) vor, welches wiederum eine Ausnahme der zweiten Regel bildet, dagegen in völliger Uebereinstimmung mit der Hauptregel sich befindet.

Die richtige Interpretation dieses anscheinend verwickelten Thatbestandes gibt uns das Neupersische an die Hand. Dort bezieht sich die erste Regel, die Hauptregel, auf alle drei Organreihen (Gutturale, Dentale, Labiale) und avest. hapta 'sieben' kehrt dort als haft, ge̥re̥pta- 'ergriffen' als giriftah wieder.

Wir sehen hier ganz deutlich, wie ein Lautgesetz entsteht, d. h. von einem bestimmten Punkte aus sich immer weiter verbreitet. Bei den Gutturalen und Dentalen ist das Gesetz im AVESTA ganz durchgedrungen, dagegen ist es bei den Labialen bloß zu einem Ansatze desselben (tafta-) gekommen. Im Laufe der Zeit ist von diesem Ansatze aus das betreffende Lautgesetz auch hier vollständig durchgedrungen, wie das Neupersische beweist.

Ich habe hiermit nachgewiesen, daß Lautgesetze entstehen; es bleibt nur noch übrig, nachzuweisen, daß Lautgesetze vergehen, d. h. ihre Wirkung einbüßen.

In den slavischen Sprachen besteht das Gesetz, daß vor den e- und i-Lauten vorangehende Gutturale zu Palatalen (tš u. s. w.) resp. Lingualen (ts u. s. w.) umgewandelt werden. Im Altslovenischen wirkt dieses Gesetz ausnahmslos und in den jüngeren slavischen Sprachen und Dialekten zeigen jene Formen, welche auf die altslovenischen zurückgehen, in der Regel eine ebenso strenge Anwendung des in Rede stehenden Gesetzes. Dagegen kommen Fremdworte in der alten Sprache vor, welche diesem Gesetze vielfach widersprechen. So z. B. kedrŭ = κέδρος, kelarĭ = κελλάριος, cellarius, keramida = κεραμίς, kidarĭ = κίδαρις, kivotŭ = κιβωτός, kinovijarchŭ = κοινοβιάρχης. In gleicher Weise finden sich in den neueren slavischen Dialekten Formen, welche in der alten Sprache solche voraussetzen, in denen das betreffende Lautgesetz gleichwie in den Fremdworten nicht gewirkt hat. Dieselben möge man bei MIKLOSICH, VGL. GRAMM. (2. A.) I S. 247 nachsehen.

Da die Verwandlung der Gutturalen vor e- und i-Lauten in Palatale resp. Linguale urslavisch ist, so müssen wir annehmen, daß schon damals, als die obigen Fremdworte in die Sprache eindrangen, dieses Lautgesetz nicht mehr als lebenskräftiges wirkte, da diese Fremdworte sonst von dem Gesetze ergriffen worden wären. Das betreffende Gesetz fing also schon damals zu erlöschen an, bis es in den heutigen Dialekten vollkommen verschwand. In den letzteren, namentlich im Tschechisch-Slovakischen kommen nämlich genug Formen vor, welche e- und i-Laute hinter Gutturalen zeigen, was nicht möglich wäre, wenn das betreffende Lautgesetz als solches noch fortwirken würde.

Danach können wir es als eine Thatsache betrachten, daß die Lautgesetze sowohl einerseits entstehen, als auch andererseits ihre Wirkung verlieren, d. h. gänzlich verschwinden[1], nicht aber gleich den Naturgesetzen ewig und unvergänglich sind.

Wenn ich mir einen Vergleich erlauben darf, dann würde ich die Lautgesetze mit jenen Gesetzen vergleichen, welche in den Bereich der menschlichen Sitten und Gewohnheiten gehören, z. B., um ein ganz einleuchtendes Beispiel zu wählen, mit den Gesetzen der **Mode**. Die Gesetze der Mode sind keineswegs so willkürlich als mancher vielleicht glaubt; auch

sie haben ihre bestimmten Gründe, nur dürfen wir dieselben nicht in der Natur, sondern vielmehr im Menschen und in der von ihm gebildeten Gesellschaft suchen.

Indem ich den Vergleich der Lautgesetze mit den Gesetzen der Mode weiterführe, erlaube ich mir die nachfolgende Betrachtung:

Es hätte jemand eine Untersuchung über die Mode der Haartracht in den letzten Jahrhunderten zu führen und wäre hierbei auf Bilder aus den Jahren 1760 und 1860 angewiesen. Derselbe würde finden, daß 1760 alle auf den Bildern vorkommenden Personen weiß gepudertes zurückgekämmtes Haar mit einem kürzern oder längern Zopf tragen, während 1860 alle Personen das Haar in seiner natürlichen Färbung, bald in seiner natürlichen Länge, bald kurz abgeschnitten zeigen. Er würde dann von seinem Standpunkte ganz richtig folgende Sätze deduzieren: 'im 18. Jahrhundert herrschte der Zopf, im 19. dagegen die natürliche Haartracht. Da die Bilder keine Ausnahmen zeigen, müssen wir die beiden Gesetze als ausnahmslose Naturgesetze statuieren.'

Nehmen wir nun an, es käme später ein Bild aus dem Jahre 1806 zum Vorschein, auf welchem einige Figuren die Haartracht des 18., andere jene des 19. Jahrhunderts zeigen, dann würde das 'ausnahmslose Naturgesetz' in einem ganz anderen Lichte erscheinen. Man würde finden, daß das Gesetz des 18. Jahrhunderts am Beginn des 19. im Schwinden begriffen war und das Gesetz des 19. Jahrhunderts am Anfange desselben sich zu entwickeln begann und erst nach und nach bis zum Jahre 1860 zu einer ausnahmslosen Wirkung gelangte.

Dem Sprachforscher stehen für die Erforschung der Sprachgesetze in der Regel leider bloß einzelne Modebilder zur Verfügung und zwar solche, welche die bereits zur vollen Entwickelung gelangte Mode zeigen. Aus solchen einzelnen Bildern gleich auf Naturgesetze zu schließen, scheint mir doch nicht ganz statthaft zu sein.

WIEN.

FRIEDRICH MÜLLER.

ZEPHYROS UND *G*ĀHUSHA.

Ich bin meiner Überzeugung, die ich nun schon vor 37 Jahren in meinen ersten Beiträgen zur vergleichenden Mythologie (SELECTED ESSAYS VOL. I, p. 299) ausgesprochen, nie untreu geworden, daß nämlich eine wissenschaftliche Theorie der alten Götterlehre nur möglich ist auf Grundlage einer wissenschaftlichen Etymologie der alten Götternamen. Solche Gleichungen wie Zeus = Dyaus, Hera = *Svāryā, Hermeias = Sārameya, Eos = Ushas, Charis = Harit, Nyx = Ni*s*, Helios = Sūrya, Uranos = Varu*n*a, Erinnys = Sara*n*yū, Pān = Pavana, Dionysos = *Dyuni*s*ya, Orpheus = *Ri*bhu, Prometheus = *Pramantha, Mars = Marut, Wotan = Vāta, ignis = Agni, vox = Vā*k*, Perkúna = Par*g*anya, Bogu = Bhaga[1] u. s. w., sind in meinen Augen die einzigen sichern Balken, auf denen das Gerüst einer Wissenschaft der Mythologie erbaut werden kann. Hier handelt es sich um Thatsachen, nicht um Theorien; und wenn gleich in dieser ältesten und vorhistorischen Periode der Sprachgeschichte die phonetischen Gesetze nicht immer mit derselben Strenge hervortreten als in der spätern Sprachgeschichte, so bleibt doch genug unantastbares Beweismaterial übrig, um allen Zweifel über die einstmalige wirkliche Existenz einer allgemeinen mythopöischen Periode in der Entwickelung des arischen Menschengeistes ein für allemal scharf abzuschneiden.

Die Ausgrabungen in diesem mythologischen Herculanum sind aber in letzter Zeit durchaus nicht so rasch vorwärts gegangen, als man wohl wünschen könnte, und doch liegt noch mancher Torso gar nicht so tief unter der Oberfläche verschüttet, daß man die Lust zum Graben verlieren sollte Anbei ein kleiner Beitrag.

Unter den vielen von den A*s*vinau, d. h. den Heroen von Tag und Nacht, geretteten Helden findet sich auch *G*āhushá. Dies ist ein Derivativ von *G*ahus, und mag also durch 'Sohn des *G*ahus' übersetzt werden.

So lesen wir RIGVEDA I, 116, 20:

Párivish*t*am *g*āhushám vi*s*váta*h* sīm sugébhi*h* náktam ūhathu*h* rá*g*obhi*h*, Vibhindúnā Nāsatyā ráthena vi párvatān a*g*arayū' ayātam.

BENFEY übersetzt[2]: 'Den *G*āhusha, umringt von allen Seiten, entführet nachts ihr durch gut gangbare Lüfte; mit dem durchbrechenden Gespann, Nāsatyas, durchschrittet ihr, nichtalternde, die Wolken.'

---

[1] INDIA, WHAT CAN IT TEACH US, p. 183.

[2] ORIENT UND OCCIDENT, III, p. 162.

Grassmanns Übersetzung bietet nichts Neues, und 'Berge' statt 'Wolken', was sich auch bei Ludwig und im vedārthayatna findet, ist kaum ein Fortschritt. Ludwig, der früher Parivish*t*a für ein Nomen proprium hielt, hat jüngst in den Anmerkungen der Benfeyschen Auffassung den Vorzug gegeben. Der Sinn ist also: 'Ihr habt den *G*āhusha, obgleich er von allen Seiten umringt war, auf leicht gangbaren Lüften nachts davongetragen; ihr Nāsatyas, ihr nie alternden, durchschrittet die Wolken auf durchbrechendem Wagen.' Die einzige andere Stelle, in der *G*āhushá sich findet, ist rv. vii, 71, 5: *G*āhushám *s*ithiré dhātam antáḥ, d. h.: Ihr setztet den *G*āhusha in Freiheit.

Von welcher Wurzel kommt nun *g*ahus und *g*āhusha? Man meint gewöhnlich von hā, redupliziert *g*ahā, wovon auch das bekannte Partizipium *g*ahitá per fas et nefas abgeleitet wird. Wie dies vermittelst *kh*andasy ubhayathā und bahula*m* *kh*andasi herzustellen ist, kann man in sāya*n*a i, 116, 10 leicht ersehen. Bis man jedoch analoge Formen, wie etwa dadita von dā, oder dadhita von dhā wird aufweisen können, werden wir solche Formen, selbst als vedische Anomalien, schwerlich gutheißen dürfen. Ich halte also *g*ahitá für ein Partizipium von einer Wurzel *g*ah, die allerdings in den Dhātupā*th*as keine Stelle hat, die aber ihre Nebengänger in gah und gāh findet, und tauchen, versinken bedeutet. Daß diese Wurzel gah auch als gabh und gadh existierte, und Worten wie gabhīra, βαθύς, ἄ-βυσσος, ja selbst βάπτω zur Erklärung dient, sehe man bei Curtius, grundzüge, p. 474.

Hiernach könnte also *g*ahus und *g*āhusha zunächst den Eintaucher, den Untergehenden, den Endymion bedeuten, und daß unter den Rettungsthaten der A*s*vinau nicht wenige sind, die sich auf die Rettung und das Zurückbringen der untergehenden Tagessonne oder Jahressonne beziehen, ist wohl jetzt allgemein anerkannt (siehe Myriantheus, die açvins, 1876).

Dieselbe Wurzel gah, in ihrer vollern Form gabh, scheint mir nun das griechische ζόφος zu erklären. Dieses bedeutet zuerst den Westen, dann den Abend, die Dunkelheit, die Dunkelheit des Winters, das Dunkel des Hades. Ζόφος mit κνέφας, γνόφος, δνόφος zu verbinden, ist ebenso unmöglich, als es vom Hebr. zāphōn, Mitternachtsgegend, abzuleiten.

Bedeutete aber ζόφος den Westen, den Untergang, und erinnern wir uns des Ausspruchs der Inder, dass die Winde die Söhne der Weltgegenden sind (*kh*ānd. up. 3, 15, 2, tāsā*m* di*s*ā*m* vāyur vatsa*h*), so erkennen wir leicht, dass ζέφυρος, der Abendwind, der Westwind ist, und daß wir in ζέφυρος, mit dem Suffix ura, eine Parallelform zu *g*āhusha, mit dem Suffix usa, haben. Dies wußten wohl auch die Alten, denn Aristoteles (ventorum situs et appellationes, ed. Didot, vol. iv, p. 45, l. 40) schreibt: ζέφυφος καὶ οὗτος τόδε τὸ ὄνομα διὰ τὸ ἀφ' ἑσπέρας πνεῖν· ἡ δ' ἑσπέρα . . . Hier ist offenbar ζόφος, im Sinne von δύσις, ausgefallen. Erinnern wir uns dabei, daß der Euros ἀπ' ἀνατολῆς weht, so werden wir auch kaum zweifeln, daß Εὖρος, der Morgenwind, wirklich mit Eos und Ushas zusammenhängt, und nicht wie Curtius vermutet, mit εὔω, versengen. Dasselbe gilt von Auster.

Über die Vertretung von skr. *g* durch griech. ζ läßt sich streiten. Daß aber γ und ζ selbst auf griechischem Boden dialektisch vikarieren, sieht man aus γεύσασθαι und ζεύσασθαι, ἐπιζαρέω neben βαρύς, skr. guru, πεφυζότες und πεφυγότες etc. (CURTIUS, l. c. p. 479).

Ich halte also *G*āhushá im VEDA für einen der vielen halbvergessenen Namen der Abendsonne und übersetze:

'Ihr habt den Abendsonnenhelden, obgleich er von allen Seiten umringt war, auf leicht-gangbaren Lüften nachts davon getragen; ihr Nāsatyas, ihr nie alternden, durchschnittet die Wolken auf durchbrechendem Wagen.'

OXFORD, März 1883.

F. MAX MÜLLER.

DE LA CATÉGORIE DU GENRE.

Dans un ouvrage dont je n'ai eu connaissance que ces jours derniers[1], Mr. G. Oppert divise les langues en deux grandes classes suivant qu'elles expriment concrètement ou abstraitement: les degrés de parenté, la 3ème personne des deux nombres, la 1ère personne du pluriel, le genre, le nombre etc. Sans me prononcer quant à présent sur la valeur intrinsèque de cette classification, je voudrais mettre en lumière l'insuffisance de la théorie du **Genre** incidemment présentée par l'auteur, et à cette occasion compléter la monographie que j'ai publiée au cours de cette année.[2]

Selon Mr. G. Oppert, le fait qui s'est tout d'abord imposé à l'attention de l'homme c'est que parmi les êtres qui l'entourent, les uns sont vivants, les autres sans vie; d'où, la classification vitaliste en noms animés et en noms inanimés.

Postérieurement, les êtres vivants doués de la faculté de raisonner ont été distingués des êtres vivants ne jouissant pas de cette faculté; d'où, la classification trinaire en noms animés rationnels, en noms animés irrationnels et en noms inanimés. L'auteur remarque, en passant, que l'homme aurait procédé à cette classification sans l'assistance de la femme, et parfois à son détriment.

Dans la suite des temps, la classification précédente se serait transformée en deux classifications plus simples: 1° êtres rationnels, êtres irrationnels, êtres inanimés; 2° êtres rationnels, êtres irrationnels.

Enfin 'une observation plus attentive des créatures qui nous entourent fait bientôt découvrir la diversité sexuelle qui pénètre la création tout entière. L'existence du sexe est une réalité non moins que la présence de la vie; mais si le sexe est adopté comme point de départ d'un système méthodique devant comprendre les êtres vivants, les objets inanimés et les idées abstraites, on sera bientôt obligé de recourir à l'imagination. La présence ou l'absence de la vie est un fait a primâ facie, tandis que l'existence du genre et ses variétés sont discernées dans leurs rapports avec la vie, dans leur dépendance de la vie. Il ressort de là qu'une classification basée sur la vie en tant que réalité a une tendance vers la concrétion, tandis qu'une division fondée sur une qualité dont la vie est le substratum incline vers l'abstraction. L'admission du genre, ce représentant grammatical du

---

[1] G. Oppert, On the classification of languages. Madras. 1879.

[2] L. Adam, Du genre dans les diverses langues. Paris. 1883.

sexe, comme base d'une classification est l'indice d'un tour de pensée imaginatif, car elle exige la personnalisation des êtres inanimés auxquels l'imagination prête une vie artificielle en leur assignant un genre. C'est ce qui se produit nécessairement dans les langues qui ne reconnaissent que deux genres, par exemple dans les langues sémitiques, et aussi dans celles qui en possèdent trois, par exemple dans les langues aryennes, où les objets inanimés sont regardés comme mâles ou comme femelles suivant la fantaisie de celui qui parle.'[1]

On peut faire à cette théorie plusieurs objections. Et d'abord, nombre de langues concrètes accusent l'absence de toute classification des êtres, et alors même que la liste des idiomes dans lesquels il y a des traces de classification pourrait être accrue — ce qui n'est pas douteux — il ne sera jamais vrai de dire que la division des êtres en plusieurs classes ait été un concept ontologique commun à tous les peuples. Non seulement cette assertion serait contredite par la grammaire générale comparée, mais il serait absolument téméraire d'avancer, même à titre d'hypothèse, que là où toute classification fait actuellement défaut, les êtres ont été primitivement divisés en deux ou en trois classes. Ainsi que les mythologues l'ont constaté, la phase initiale de tous les peuples a été caractérisée 'par la tendance à considérer tous les phénomènes, tous les êtres, tous les corps de la nature comme pourvus de volontés et de sentiments pareils à ceux de l'homme. La parole de Bossuet: Tout était Dieu, excepté Dieu lui-même, s'applique assez exactement à ce premier état mental de l'homme. Tout y est animé, tout y vit.'[2] Mr. Powell dit très bien à ce sujet: In the lowest and earliest stage everything has life; everything is endowed with personality, will and design; animals are endowed with all the wonderful attributes of mankind; all inanimate objects are believed to be animate; trees think and speak; stones have loves and hates; hills and mountains, springs and rivers, and all the bright stars have life. . . . In this stage of philosophy everything is a god. Let us call it hecastotheism.[3]

Comme tous les peuples ont débuté par cette phase de l'hécastothéisme, il faut tenir pour légitime et pour avérée l'hypothèse inverse de la précédente, à savoir que la division des êtres en plusieurs classes n'a été nulle part un concept ontologique primitif. Dès lors, la difficulté du problème consiste à expliquer, non pas l'absence, mais bien la présence d'une classification dans un certain nombre de langues.

Sous le bénéfice de cette observation, dont l'importance n'échappera pas aux linguistes, il est vrai de dire que la classification vitaliste est la plus ancienne, car elle est nécessairement contemporaine du début de la période du zoothéisme qui a suivi immédiatement celle de l'hécastothéisme. L'homme ne se distingue pas encore des animaux, mais il a brisé les mailles du filet qui l'enserrait, et s'il continue à réputer vivants un certain nombre des êtres inanimés, c'est que toujours des débris du passé se maintiennent pendant

[1] G. Oppert, on the classification of languages. P. 71.

[2] Girard de Rialle, la mythologie comparée. P. 2.

[3] J. W. Powell, sketch of the mythology of the North American Indians. 1881. P. 30.

quelque temps à côté des nouveautés. L'histoire tout entière est là pour en témoigner.

Mr. G. OPPERT fait succéder à la classification vitaliste, une classification plus complexe, dans laquelle les êtres animés ou vivants se subdivisent en rationnels et en irrationnels. Cette classification est celle du nahuatl où les êtres sont divisés en trois classes: 1° les êtres vivants doués de raison (l'homme, la femme, le serpent, le chacal, le coq, le moustique etc.); 2° les êtres vivants privés de raison et les êtres inaminés réputés vivants (le mouton, le cochon, la punaise, la montagne etc.); 3° les étres inanimés (la pierre, la maison etc.). Il y a là un concept ontologique dont la formation peut être rapportée au début de la période physithéiste de Mr. POWELL, alors que l'homme s'est distingué des animaux inférieurs, mais que des débris de l'hécastothéisme et du zoothéisme subsistent encore.

Logiquement, la classification des êtres en rationnels et en irrationnels pourrait être rapportée à la fin de cette même période, l'homme ayant fini par se distinguer des animaux supérieurs. Mais il me parait très douteux qu'elle ait été une simplification de la classification précédente. J'inclinerais plutôt à penser qu'elle a eu pour base le fait caractéristique du langage articulé.

Quoiqu'il en soit, on peut objecter à Mr. G. OPPERT que la raison et le langage sont, non moins que le sexe, des qualités de la vie; que l'opération intellectuelle par laquelle ces qualités ont été détachées de leur substratum constitue une abstraction, partant que ces deux classifications ne sont point exclusivement basées sur une idée concrète.

En regard de ces trois classifications: vitaliste, vitaliste-rationnelle, rationnelle, Mr. G. OPPERT place la classification sexuelle qui impliquerait la personnalisation des êtres inanimés, aussi bien dans les langues à deux genres que dans celles qui en admettent trois.

Il est très vrai que les êtres inanimés sont personnalisés dans les langues de la 1ère catégorie, puisque tous y sont doués d'un sexe. Mais il en est différement dans les langues de la 2ème catégorie, c'est-à-dire dans les langues aryennes où les êtres ont été divisés en trois classes suivant qu'ils sont réputés mâles, femelles ou sans sexe. Il importe peu que l'analogie et l'imagination aient entrainé nos ancêtres aryens soit à masculiniser ou à féminiser des êtres dépourvus de sexe, soit à neutraliser des êtres mâles ou des êtres femelles. Leur concept ontologique peut légitimement être ramené à l'état où il se présente aujourd'hui dans la langue anglaise. Au surplus, il est infinement vraisemblable que la classification sexuelle aryenne a été précédée d'une classification vitaliste contemporaine de la période du zoothéisme. Les êtres étaient alors divisés en animés et en inanimés. Plus tard, sous l'influence de causes qui nous échappent, les êtres animés ou vivants furent subdivisés en mâles et en femelles, au lieu de l'être en rationnels et en irrationnels.

Quant à la classification sexuelle des Sémites et des Chamites, elle procède directement, ainsi que je l'ai dit ailleurs, d'une classification basée sur le degré d'intensité du principe vital. La classe des êtres réputés

doués d'une vie plus intense est devenue celle des êtres réputés mâles; la classe des êtres réputés doués d'une vie moins intense est devenue celle des êtres réputés femelles. Cet aboutissement à la distinction générique n'est pas un fait isolé; on sait en effet, que dans la langue hottentote, la distinction actuelle du genre masculin et du genre féminin procède directement de l'emploi de suffixes les uns augmentatifs, les autres diminutifs.

Mr. G. Oppert a omis de s'expliquer sur un certain nombre de langues concrètes dont les classifications impliquent l'abstraction plus ou moins absolue de la qualité sexuelle.

En caraïbe, en goajira, en taensa, les êtres sont divisés en deux classes: 1° les hommes, les aminaux mâles, un certain nombre d'êtres inanimés; 2° les femmes, les animaux femelles, la grande majorité des êtres inanimés. Cette classification procède d'un concept analogue à celui des anciens Sémites: l'inégalité de la force vitale.

Dans les langues moxo et baure, la femme est distinguée de l'homme (genre andrique, genre gynique), mais les animaux femelles sont rangés dans une 3ème classe, à côté des animaux mâles et des êtres inanimés (genre métanthropique). Cette classification procède vraisemblablement d'une classification ayant pour base la raison ou le langage. Mais, sous quelles influences, la distinction sexuelle s'est-elle indroduite dans la classe des êtres rationnels? Le P. Marbau constate que peu d'années après la conquête, la classification tout entière était déjà chancelante.

Enfin, Mr. G. Oppert s'est borné à faire une simple allusion à la classification iroquoise-chiquito où les femmes sont rangées, dans une classe inférieure, à côté des animaux des deux sexes et des êtres inanimés tandis que les hommes et les dieux forment à eux seuls la classe supérieure. Il est impossible d'admettre que cette classification procède d'une classification basée sur la raison, en effet la femme jouait, dans le gouvernement civil des tribus iroquoises, un rôle tel que sa relégation dans la classe inférieure ne peut s'expliquer par la méconnaissance de ses facultes intellectuelles.

La question du **Genre** comporte des problèmes délicats dont la solution présentera de grandes difficultés tant que nous ne connaîtrous pas exactement, pour chaque peuple, la succession des périodes mythologiques. Mais c'est bien dans cette voie qu'il faut s'engager pour arriver à mettre en pleine lumière le secret d'une catégorie grammaticale demeurée jusqu'à ce jour absolument inexpliquée.

Nancy, 25 mars 1883.

LUCIEN ADAM.

THE PERSON-ENDINGS OF THE INDO-EUROPEAN VERB.

Professor DELBRÜCK, in his interesting EINLEITUNG IN DAS SPRACHSTUDIUM, rests his defence of the agglutination theory of BOPP on the assumption of a relationship between the personal terminations of the verb and the personal pronouns. Every theory on the origin of inflection must start, he says, from the 'Thatsache einer die Erklärung durch Zufall ausschließenden Ähnlichkeit zwischen einigen Personalsuffixen und Pronominibus' (p. 70). Why we must start from this particular 'fact', he does not explain, tho' I suppose he had in mind CURTIUS's attempt to show that verbal flexion is older than nominal flexion, an attempt which, as I have elsewhere endeavored to prove, seems to me the exact converse of what is warranted by the evidence. Nor does he explain why we must accept as a 'fact' what has been denied by more than one scholar. Accepting it as a 'fact', however, as I myself formerly did, it by no means follows that we are compelled to go further and accept the agglutination theory. When the general type of a language is inflectional, new forms will naturally adapt themselves to the general type, and words, such as the English l i k e, will pass in time into inflections. Even if we suppose the personal terminations of the verb to have originally been personal pronouns no light will be thrown on the origin of flexion, since in becoming flectional suffixes they would only have followed the analogy of the nominal declension. Before the origin of flexion can be discovered, a satisfactory account must be given of the origin of the case-endings of the noun.

But is the relationship between the personal terminations of the verb and the personal pronouns really a 'fact'? I also once thought so, but further study has convinced me that I was wrong. When we try to analyse the terminations of the verb, we find that they connect themselves, not with the personal pronouns, but with the suffixes of the noun.

That this is the case with the infinitive will be denied by no one, nor will it be denied that the infinitive may be, and often has been, used in place of the persons of the finite verb. FICK has gone further and has pointed out, with the hand of a master, that the first person sing. of the Ātmanepada present in Sanskrit is itself nothing but an infinitive.[1] B h á v - e or a d - é are as much infinitives as v i d - é, and cháye stands by the side of

---

[1] GÖTTINGER GEL. ANZ. 6. APRIL 1881.

chéte. No known phonetic laws will enable us to extract the Greek -μαι from -μαμι, but -αι is the Greek infinitive ending which corresponds with the Sanskrit -e. As FICK has noticed, the Latin dedī is the Indian dadé. We may, therefore, conclude that just as the participle amamini in Latin continued to be employed as a second person plural, so too in Latin und Sanskrit old infinitives continued to be used as first persons singular. There is no reason why a similar use of the infinitive should not have survived elsewhere in the verb.

Now the resemblance between the personal endings of the verb and the personal pronouns turns out, when closely examined, to be really illusory. It exists only in the case of the first person singular. All attempts to connect the third person with a personal pronoun have been unsuccessful, while it is only in Greek, where an original tw has become s, that the second personal pronoun resembles the termination of the second person of the verb. Between the dual and plural forms of the pronouns and of the verbs it is difficult to discover any likeness whatsoever.

On the contrary between φέροντι and the participle φέροντες there is an unmistakable connection, while, as regards the nasal, φέροντι bears the same relation to φερέτι[1] that adántas does to adatás. But φερέτι is a stem of exactly the same formation as γενετι (γένεσις): Cp. Sanskrit stems like ramáti, vṛkáti. That there is no difficulty in an abstract noun being used to denote the third person of the verb is proved by Turkish, where dogd is 'a striking' and 'he struck', as well as by Semitic grammar.[2] I will not decide, however, whether φερέτι is the locative of a stem φερέτι or whether it is the stem itself, tho' my own inclination would be to regard it as a locative; in any case it seems to me impossible to dissociate it from a noun like γένεσις.

Equally impossible is it, as it seems to me, to dissociate φέροντι from the present participle φέροντες. Both in Turkish and Semitic the present participle is used as a third person, and it is perhaps the most natural way in which primitive man could express this grammatical relation. How φέροντες became φέροντι I conceive to be as follows. In the first and second persons plural the terminations -μες and -τες stood by the side of -με and -τε (Skt. -ma, -ta). The analogy of these persons caused a form φέροντε to spring up by the side of φέροντες in the third person, and the termination of φέροντε was in its turn assimilated to that of φερέτι. I think there can be little doubt that the 'secondary' termination of the third person plural (-οντ) was due to assimilation to the 'secondary' termination of the third person singular.

If we now turn to the first person singular we shall find that its supposed connection with the first personal pronoun is refuted by the discovery of SCHERER and BRUGMANN that -μι and -m were not the only suffixes by which

---

[1] The accentuation is based on FICK's discovery that, where ο and ε are correlated, ε marks the accented vowel, ο the unaccented one. Bhávati, bhávanti, and tudáti, tudánti are due to contamination.

[2] SAYCE on THE TENSES OF THE ASSYRIAN VERB, JRL. OF THE ROYAL ASIATIC SOCIETY IX. I. (1876).

it was denoted. The suffix -a served the same purpose, and if we may judge from the preponderating employment of this suffix in Greek and Latin it was more in use than -μι. Now -a has no resemblance whatever to the first personal pronoun. On the other hand it is a nominal suffix. So also is -m, especially when it is remembered that in forms like ἔχεϝm̥ (ἔχευα) the m is sonant just as it is in an accusative like ποδm̥. Between the nominal and the verbal m̥, m no phonetic distinction can be drawn. The question now arises: which is the older form, -μι or -m, since it is plain that they cannot be dissociated from one another? For my part, I see no possible way of deriving -m from -μι; there is no known phonetic law which would permit it, and assimilation is equally out of the question. On the other hand, the analogy of φερέτι would easily explain the transition of φέρομ into φέρομι. It therefore seems to me that -m̥, -m is the more original form of the first person singular, from which -μι has been created by assimilation to φερέτι, and consequently that the first person singular of the verb was primarily a noun in the objective case. It was, in fact, the object of the first personal pronoun.

If the 'secondary' ending -m is the older, the 'primary' -μι being the product of analogy, it will follow that the 'secondary' ending -ς of the second person singular is also older than the 'primary' -σι. If so, we have again a common nominal suffix, and our only hesitation would be as to whether we should regard this suffix as here denoting the subjective (or nominative) case, or as being the suffix which we find in abstracts like γένο-ς. In any case, I believe that the verbal conjugation was primitively φέρομ, φερές, φερέτι and not φέρομι, φερέσι, φερέτι. In the past tenses analogy acted in a contrary way to what it did in the present, the termination of the third person φερέτι being here assimilated to those of the first and second persons, thus producing the 'secondary' termination -τ.[1]

Just as we find -α by the side of -m in the first person, so also we find -θα by the side of -s in the second. This -θα must be closely related to the -θι- of the imperative, and both -θα and -θι are nominal suffixes. That they did not originally denote a specific person is clear from the fact that -θα also appears in the first person plural where it is attached to the terminations -μες and -με (-μεσθα, -μεθα). According to Apollonios there was an Æolic form -μεθεν, which bears the same relation to μεθα that οὐρανό-θεν does to ὕπαι-θα. By the side of -θεν there also existed -θε in the second person pl., like -με by the side of -μεν; but I suspect that the vocalic termination was influenced by that of φέρε-τε. At any rate, it cannot be compared with the Skt. -dhwe and -dhwam.

The forms of the first person plural are -με (which has been lost in Greek and Latin, except in combination with -θα), -μεν and -μες. The origin of -μεν seems to be the same as that of the ν ephelkystikon; -μεν came to stand by the side of -με like κέν by the side of κέ, νύν by that of νύ, or ἡμῖν by that of ἄμμι, and in Jonic and Lesbian succeeded eventually in

[1] I reserve the 3. person sing. of the perfect for future discussion.

banishing -με altogether.[1] Perhaps in Æolic the analogy of the middle form in -μεθεν had something to do with this result. In -με-ς we find the same suffix as in the second person singular, while -με, like -τε, presents us with the termination that we have in ἄμμε, σφέ or the dual παῖδε. In -μεσθα the attachment of -θα to -μες is similar to that of -σι to -ς in a word like πόδεσσι; πόδες : πόδεσσι :: φέρομες : φερόμεσθα.

The dual forms -va, -vas, -vahi etc. I shall for the present leave aside.[2] It has already been recognized that the Greek middle form -μεθον has been modelled after the 2. and 3. persons in -(σ)θον, and that these have followed the analogy of the active -τον, -την. The two latter are merely accusatives of nouns in -το- and -τη, and it is impossible to discover any relics of personal pronouns in them. They must be ranked along with the verbal adjective in -τό-ς and the middle person-ending in -το, of which, however, I am not prepared to offer an explanation any more than of the middle person-ending -μαν (-μην).

Against the hypothesis of a nominal origin of the forms of the finite verb no syntactical objections can be raised. There are many languages which do not possess a true verb, and the Polynesian verb is really a noun.[3] From time to time we find constructions surviving in the Indo-European languages themselves which point to an age when the primitive Indo-European had not as yet evolved the conception of a verb. The original ἐγhόμ φέρομ 'I (am) a bearer' differed but little from the Latin ego Verbum, and τϝέμ φερές was exactly equivalent to tu scelus. The meaning of the sentence was determined by the context and the order of the words which composed it; it was only gradually that this meaning came to be transferred from the context and attached to the terminations of the words themselves. LUDWIG's principle of adaptation will alone account for the fact that the verbal person-endings are not self-explanatory, that is to say, do not contain the singular, dual, and plural forms of the personal pronouns. If they did so, there would be as little difficulty in proving the fact as there is in the case of the first and second persons of the Semitic verb.

OXFORD.

A. H. SAYCE.

[1] We must, however, remember that -μεν is a termination of the infinitive and reappears in -μεναι and the participial -μενος. As κέν is older than κέ, so it is very possible that -μεν is older than -με. In this case -μεν and -με will be independent forms, -με being possibly due to assimilation to -τε.

[2] Va and vas are related to -ϝεν (as in φερε-ϝεν = φέρειν) as ma and mas are to -μεν. Compare also Vedic dā-vane, Greek δοϝέναι (δοῦναι), as well as the Sanskrit suffixes -dh-wē, -dh-wam.

[3] See STEINTHAL, CHARAKTERISTIK DER HAUPTSÄCHLICHSTEN TYPEN DES SPRACHBAUES pp. 156—176.

ZUR FRAGE NACH DEN
VERWANDTSCHAFTSVERHÄLTNISSEN
DER INDOGERMANISCHEN SPRACHEN.[1]

I.

Die Sprachen und Mundarten, die zusammen den indogermanischen Sprachstamm ausmachen, ordnen sich in sieben oder acht Gruppen: das Arische (Indisch und Iranisch), das Armenische, das Griechische, das Italische, das Keltische, das Germanische, das Baltisch-Slavische und als achtes Glied vielleicht das noch nicht genügend untersuchte Albanesische. Sehen wir hier von der letztgenannten Sprache ab, so sind die übrigen Glieder alle gegen einander scharf und deutlich abgegrenzt. Es gibt in dem von den Indogermanen bewohnten Terrain keine zu ihrem Sprachstamme gehörige Sprachmasse, von der es zweifelhaft sein könnte, ob sie zur einen oder zur andern Gruppe gehöre. Innerhalb der einzelnen Gruppen zeigt sich meistens reiche dialektische Entfaltung, und einzelne Dialekte im Innern der Hauptgruppen lassen sich wieder gegenüber andern Dialekten desselben Sprachzweiges zu einer engern Einheit verbinden. Innerhalb des arischen Zweiges schließen sich einerseits die indischen, andrerseits die iranischen Dialekte, innerhalb der baltischslavischen Gruppe ebenso die baltischen und die slavischen zu besonderen Verbänden zusammen; außerdem erinnere ich z. B. an die westgermanischen Dialekte, die sich im germanischen Zweig als ein Ganzes dem Nordischen und dem Gotischen entgegenstellen.

Die Beobachtung, daß in den einzelnen Hauptgruppen zwei oder mehrere Mundarten unter sich wieder ein besonderes Ganzes ausmachen, regte nun die Frage an, ob nicht auch von den Hauptgliedern einzelne zu einander in näherer Beziehung stehen, gegenüber allen anderen eine besondere Einheit bilden. Es trat die sogenannte Stammbaum- oder, wie ich lieber sage, die Spaltungstheorie auf, die besonders durch SCHLEICHER zu Ansehen gelangte. Über den Modus der Spaltung der Ursprache gingen die Ansichten auseinander. Um das Jahr 1870 war die verbreitetste Ansicht, die indogermanische Grundsprache habe sich, infolge einer Teilung und geographischen Trennung des indogermanischen Urvolks, zunächst in zwei Sprachen gespalten, eine,

[1] Dieser Aufsatz war, bis auf unwesentliche Zusätze und Abänderungen, im Herbst 1878 niedergeschrieben. Durch seine Veröffentlichung erfülle ich die in OSTHOFFS und meinen MORPHOLOG. UNTERSUCHUNGEN III, 74 gegebene Zusage. — In der Umschreibung des Sanskrit folgt Verf. der Weise der AUFRECHTschen RIGVEDAAUSGABE (BERLIN 1861), nur daß er AUFRECHTS ṛi durch ṛ ersetzt. Die Transskription des Altbaktrischen ist die JUSTIsche, jedoch s und sh' statt JUSTIS ç und s (s. HÜBSCHMANN, KUHNS ZTSCHR. XXIII, 6 und Verf. MORPH. UNTERS. II p. III). Das Litauische ist nach SCHLEICHER, das Slavische in der in der idg. Sprachwissenschaft üblichen Weise geschrieben. Alle diese Umschreibungen sind gesperrt gedruckt.

aus der die arischen, und die andere, aus der die europäischen Sprachen sich entwickelten; die europäische Ursprache sei dann wiederum infolge geographischer Trennung des Volksstammes in eine nordeuropäische, die Mutter des Germanischen und des Baltisch-Slavischen, und eine südeuropäische, die Mutter des Keltischen, Italischen und Griechischen, auseinander gegangen; in Südeuropa statuierten dann die einen wieder eine besondere gräkoitalische, die anderen eine besondere italokeltische Grundsprache, oder man betrachtete die drei Sprachen als Drillingsschwestern. Diese ganze Auffassung stützte sich, ebenso wie die Annahme besonderer Dialekteinheiten innerhalb jeder der sieben Hauptgruppen, auf besondere Übereinstimmungen, welche die zu der Einheit verbundenen Sprachen gegenüber den anderen aufwiesen. Z. B. gründete man die Annahme der europäischen Urgemeinschaft hauptsächlich auf das e, das die europäischen Sprachen übereinstimmend dem arischen a entgegenstellen (z. B. in griech. φέρω, lat. ferō u. s. w. gegenüber aind. bhárāmi), und die Annahme der gräkoitalischen Grundsprache unter anderem darauf, daß nur das Griechische und das Italische o-Stämme weiblichen Geschlechts haben, wie griech. ἡ φηγός, lat. haec fāgus.

Neben die Spaltungstheorie trat im Jahre 1872 JOH. SCHMIDTS sogenannte Wellen- oder besser Übergangshypothese (DIE VERWANDTSCHAFTSVERHÄLTNISSE DER INDOGERMANISCHEN SPRACHEN. WEIMAR, 1872). SCHMIDT sagte, die Idee des Stammbaumes, die Vorstellung, daß sich die indogermanische Grundsprache durch fortgesetzte Spaltungen und Gabelungen zu den Einzelsprachen, dem Arischen, Griechischen, Italischen u. s. w., entwickelt habe, sei unzulässig. Solche Übereinstimmungen, wie sie zwischen den Sprachen beständen, die von den Anhängern der Spaltungshypothese zu besonderen Einheiten zusammengefaßt würden, fänden sich auch zwischen solchen Sprachen, die von diesen Gelehrten in Gegensatz zu einander gestellt würden. Besondere Gemeinsamkeiten verbänden allerdings z. B. das Germanische und das Baltisch-Slavische mit einander, aber zeigten sich auch zwischen Baltisch-Slavisch und dem im Südosten angrenzenden Arischen und auf der anderen Seite auch zwischen Germanisch und Keltisch, und weiter sei das Keltische ebenso mit dem Italischen, dieses mit dem Griechischen und endlich dieses mit dem Arischen durch spezielle Übereinstimmungen unlöslich verknüpft.[1] Jede Sprache bilde zwischen den Nachbarinnen zur Rechten und zur Linken das vermittelnde Bindeglied; überall nur continuierliche Vermittelung, nirgends eine scharfe Abgrenzung, wie sie die Spaltungstheorie zur notwendigen Voraussetzung habe.

In dieser Polemik gegen die Spaltungstheorie traf SCHMIDT im wesentlichen zusammen mit MAX MÜLLER, der in demselben Jahre (ÜBER DIE RESULTATE DER SPRACHWISSENSCHAFT. STRASSBURG, 1872. S. 18 ff.), unter Hinweis darauf, daß eine Anzahl von Übereinstimmungen jedesmal zwischen je zwei benachbarten Sprachen, Slavisch und Deutsch, Deutsch und Keltisch, Keltisch und Italisch u. s. w., aufgefunden worden sei, erklärte, die Frage nach den Graden der Verwandtschaft zwischen den verschiedenen Sprachen, sofern man darauf historische Folgerungen in Bezug auf Verzweigung der Völker baue, sei eine

[1] Das Armenische wurde damals noch nicht als besonderes Glied neben dem Arischen angesehen.

der Natur der Sache nach fruchtlose. Max Müller begnügte sich mit der Abweisung des Stammbaums. Nicht so Schmidt.

Er zog aus dem Vorhandensein aller jener besonderen Übereinstimmungen zwischen je zwei geographisch benachbarten Sprachen diese Folgerung. In vorhistorischer Zeit wurde in dem indogermanischen Gebiet von den Indern im Osten bis zu den Kelten im Westen eine im großen Ganzen einheitliche Sprache gesprochen, zwar nach den verschiedenen Örtlichkeiten mit verschiedener dialektischer Färbung, aber so, daß die Übergänge von einer Sprachvarietät zur andern überall ganz allmähliche waren und der Nachbar überall den Nachbar verstand und als einen ansah, der dieselbe Sprache redete wie er selbst. In damaliger Zeit nun kamen an verschiedenen Stellen des indogermanischen Terrains die Spracherscheinungen auf und verbreiteten sich allmählich über ein gewisses Gebiet, die uns in geschichtlicher Zeit als besondere Übereinstimmungen zwischen benachbarten Sprachen entgegentreten, z. B. der Übergang der urindogermanischen k-Laute in Zischlaute im baltisch-slavisch-arischen Gebiet, der Übergang von bh in m in den Suffixen des Dat. Instr. Plur. im Germanisch-Baltischslavischen (got. Dat. mahti-m, lit. Instr. aki-mìs, abulg. pątĭ-mi) u. s. w.[1] Nun bedurfte es aber einer Erklärung, daß in historischer Zeit vielfach doch unleugbar scharf trennende Sprachgrenzen bestehen, wie zwischen Baltisch-Slavisch und Arisch, zwischen Germanisch und Baltisch-Slavisch u. s. f. Von unmerklichen Übergängen, wie sie Schmidt für die vorhistorischen Zeiten voraussetzte, kann hier nirgends die Rede sein. Schmidt deutete diese Thatsache so. Auf verschiedenen Punkten des ganzen indogermanischen Sprachgebietes gewannen einzelne kleinere Stämme über ihre nächsten Nachbarn das Übergewicht und nötigten ihnen ihre Sprachvarietät auf. Dadurch kamen die Vermittelungsdialekte, die bis dahin von dem Dialekt des sich ausbreitenden Stammes zu den Mundarten der ferner wohnenden Stämme allmählich hinübergeleitet hatten, in Wegfall, und es berührten sich nunmehr Dialekte, die sich stärker von einander unterschieden, es waren jetzt wirkliche Sprachgrenzen vorhanden.

[1] Bezeichnend für Schmidts Anschauungen ist folgender Ausspruch von ihm in Kuhns Zeitschrift XXIII, 337: 'Das a von quattuor ist [gegenüber dem e, das dieses Zahlwort in allen anderen europäischen Sprachen, auch im Oskischen und Umbrischen aufweist, griech. τέσσαρες u. s. w.] einzig und allein unter der Voraussetzung begreiflich, daß auf irgend einem oder mehreren Punkten des europäischen Sprachgebietes das erste a von katvar zu e erhöht wurde, und daß die Erhöhung sich dann allmählich über das ganze Sprachgebiet verbreitete, nur einen Winkel nicht erreichte, in welchem katvar bestehen blieb und später zu quattuor wurde.' (Damals glaubte Schmidt noch an urindogermanisches a als den Vorgänger des europäischen e; jetzt, nachdem sich das europäische e gegenüber dem arischen a als das ursprünglichere erwiesen hat, beurteilt er das a von quattuor anders, s. Kuhns Ztschr. XXV, 49.) Wegen des Verhältnisses der ebenfalls e aufweisenden Formen osk. petora umbr. petur zu lat. quattuor bemerke ich, daß Schmidt auch die dialektischen Verschiedenheiten innerhalb der einzelnen Sprachzweige (Arisch, Griechisch etc.) durch seine Übergangstheorie erklärt, worin er großenteils nachweisbar Recht hat. Darauf die Aufmerksamkeit gelenkt zu haben, daß die mundartlichen Unterschiede im Innern der sieben Sprachgruppen vielfach durch eine von einem oder mehreren Punkten ausgehende 'wellenförmige Ausbreitung' von Sprachneuerungen entstanden sind, betrachte ich als das Hauptverdienst und als den bleibenden Gewinn der von mehreren Gelehrten voreilig in Bausch und Bogen zurückgewiesenen Schmidtschen Untersuchungen.

Schmidts Hypothese fand mehr Widerspruch als Zustimmung, und die Diskussion der Frage förderte nichts prinzipiell neues zu Tage, bis Leskien in der Einleitung seiner Schrift über die Deklination im Slavisch-Litauischen und Germanischen (Leipzig, 1876) zeigte, daß die Spaltungs- und die Übergangstheorie einander gar nicht so durchaus ausschließen, wie man zuerst annahm. Leskien sagte, jedenfalls habe man davon auszugehen, daß das idg. Urvolk ursprünglich in einem im Verhältnis zur späteren Ausdehnung des Sprachgebietes nur kleinen Terrain saß. Es widerspreche aller historischen Wahrscheinlichkeit, daß die Ausbreitung, die die idg. Völkerfamilie in der historischen Zeit zeigt, die unmittelbare Folge nur allmählichen ununterbrochenen Vorwärtsschiebens sei, wie es bei der Schmidtschen Anschauung von den vorhistorischen Sprachzuständen notwendig vorausgesetzt werden müsse; es hätten bis zur vollendeten Okkupation des ganzen ungeheuren Gebietes jedenfalls auch geographische, den Zusammenhang des Volkes und der Sprache aufhebende Trennungen stattgefunden, wie solche auch in jüngeren geschichtlichen Zeiten nachweisbar zu sprachlicher Differenzierung Anlaß gegeben hätten. Die Idee eines 'Stammbaums' habe also an sich hohe Wahrscheinlichkeit. Die von vielen vertretene Spaltungstheorie aber könne aufrecht erhalten werden, wenn man die Spracherscheinungen, die für Schmidt der Grund waren, die bis dahin geltende Spaltungshypothese und die Sonderverbände wie den Baltischslavisch-Germanischen abzulehnen, als dialektische Varietäten in die vor jeder Ausbreitung des indogerman. Volkes auf einem nur engen Terrain gesprochene Grundsprache verlege.[1] In diesem uridg. Sprachgebiet können z. B. die Vorfahren der baltisch-slavischen Völker mit ihren Nachbarn zur einen Seite, den Ahnen der Arier, gemeinsam eine Anzahl von k-Lauten zu Zischlauten verschoben haben (aind. çatám, lit. szìmtas = ἑκατόν centum), und diese Verschiebung blieb auf diesen Teil des uridg. Sprachgebietes beschränkt. Dann trat in diesem Gebietsteil eine Volksspaltung ein. Die Urahnen der baltisch-slavischen Stämme trennten sich gemeinsam mit ihren Nachbarn zur andern Seite, den Vorfahren der Germanen, von den Ariern ab, wobei denn zugleich die Germanen nach der den Lituslaven entgegengesetzten Seite hin den Zusammenhang mit den Kelten verloren, und es begann nun die besondere Geschichte des baltischslavisch-germanischen Sprachastes. Die Lituslaven behielten ihre gemeinschaftlich mit den Ariern aus den k-Lauten entwickelten Zischlaute bei und blieben durch sie immer im Gegensatz zu den Germanen, sowohl in der Periode der besonderen baltischslavisch-germanischen Volkseinheit als auch später, nachdem sie sich von den Germanen getrennt und das Sonderleben des baltisch-slavischen und das des

[1] Auch schon Max Müller hatte in den Vorlesungen I², 181 und Über die Resultate der Sprachwissenschaft S. 20 die engeren Beziehungen, die bald zwischen diesen, bald zwischen jenen Sprachen sich zeigen, auf dialektische Verschiedenheiten der indogermanischen Grundsprache zurückgeführt. An jener Stelle sagt er: 'Es scheint für den Augenblick das geratenste zu sein, jede der nördlichen Klassen [d. h. der europäischen Sprachen der indogermanischen Familie] bis zu ihrem eigenen Dialekt zurück zu verfolgen und für die spezielleren Übereinstimmungen zwischen solchen Sprachen, wie z. B. der slavischen und teutonischen, in der Annahme eine Erklärung zu suchen, daß die Vorfahren dieser Rassen vom Anfang an gewisse mundartliche Besonderheiten beibehielten, welche sowohl vor als nach der Trennung der arischen Familie vorhanden waren.'

germanischen Zweiges begonnen hatten. So lassen sich die Spaltungstheorie und die Übergangstheorie vereinigen.

Nach Leskiens Darlegungen ruhte die Frage nach der inneren Gliederung des idg. Sprachstammes im großen und ganzen, und wenn heutzutage die meisten Sprachforscher zwar an der Vorstellung festhalten, daß hauptsächlich durch eine fortgesetzte Differenzierung im Sinne der Spaltungstheorie die sieben idg. Hauptsprachzweige ins Leben traten, aber doch die für jeden von diesen anzunehmende besondere Ursprache (die arische, armenische, griechische u. s. f.) direkt aus der idg. Grundsprache herleiten, also keine baltischslavisch-deutsche, gräkoitalische u. s. w. Grundsprache als Durchgangsstufe aufstellen, so hat dieses in erster Linie seinen Grund darin, daß die meisten Spracherscheinungen, die früher zu gunsten engerer Einheiten angeführt werden konnten, im Laufe der letzten Jahre eine andere sprachhistorische Deutung erfahren haben, durch welche sie die ihnen früher beigemessene Beweisfähigkeit verloren. So zerfloß z. B. das Hauptargument, das man vordem für die europäische Ureinheit vorbrachte, das gemeinsam europäische e gegenüber dem arischen und, wie man glaubte, urindogermanischen a, in nichts mit der Erkenntnis, daß das e bereits der idg. Grundsprache eignete und das arische a aus e hervorgegangen ist.

2.

So viel zu allgemeiner Orientierung über die Geschichte des in Rede stehenden Problems.[1] Durch Joh. Schmidts Kritik der 'Stammbaumtheorie' war dasselbe eine Zeit lang zur Tagesfrage geworden. Seit einer Reihe von Jahren ist es in den Hintergrund getreten und hat fast ganz geruht. Aber die Wichtigkeit der Frage verlangt, daß man sie stetig im Auge behalte und daß sie möglichst allseitig beleuchtet werde.[2] Ich erlaube mir die Aufmerksamkeit der Leser dieser Zeitschrift auf einen Punkt zu lenken, der bei den Erörterungen des Verwandtschaftsproblems von Anfang an keine genügende Berücksichtigung gefunden hat und, wäre er schärfer ins Auge gefaßt worden, die ganze Debatte wohl wesentlich vereinfacht hätte. Wir fragen: **was kann Kriterium des engeren Zusammenhangs zweier Sprachen in einem größeren, auf einer gemeinsamen Ur- oder Grundsprache beruhenden Sprachenverband sein und wie weit reicht die Beweiskraft der Kriterien in Ansehung der sieben idg. Sprachzweige?** Was sich uns hierbei für die indogermanischen Sprachen ergibt, auf die allein ich es zunächst abgesehen habe, gilt mutatis mutandis für alle Sprachstämme und alle genealogischen Klassifikationen.

Schmidt hatte bei seiner Polemik gegen die Anhänger der Gabelungs-

[1] Eine etwas ausführlichere Darstellung enthält H. v. d. Pfordtens Aufsatz Die Frage nach den Verwandtschaftsverhältnissen der idg. Sprachen im Ausland 1883, No. 3. Vgl. auch Delbrück, Einleitung in das Sprachstudium S. 129 ff., wo indessen (S. 134 f.) Schmidts und Leskiens Ansichten nicht scharf genug auseinandergehalten sind.

[2] Eine allgemein gehaltene, theoretische Auseinandersetzung über Entstehung von Dialekten, der wohl niemand seine Zustimmung versagen wird, enthält das XII. Kapitel von Pauls Principien der Sprachgeschichte S. 231 ff.

theorie darin ganz recht und es ist ein nicht gering anzuschlagendes Verdienst seiner nüchtern und konsequent vorgehenden Untersuchung, es klar gezeigt zu haben: wenn die Übereinstimmungen, auf die man die Annahme einer europäischen, gräkoitalischen u. s. w. Grundsprache basierte, wirklich etwas bedeuteten, so heischten auch die Spracherscheinungen Berücksichtigung und Deutung, die das Arische mit dem Baltisch-Slavischen, das Germanische mit dem Keltischen u. s. w. verbinden und nach SCHMIDTS Meinung der Spaltungstheorie im Wege stehen. Auch darin hatte SCHMIDT recht — was er wiederholt hervorhob —, seine Gegner hätten noch kein einziges positives zwingendes Kriterium für den Stammbaum beigebracht. Aber ebenso unrecht hatte er einerseits darin, daß er meinte, die Annahme eines 'Stammbaumes' als unzulässig und die speziellen Beziehungen zwischen je zwei aneinander grenzenden Hauptsprachen als nur durch seine Übergangshypothese erklärbar erwiesen zu haben, und andrerseits darin, daß er behauptete, **das Zusammentreffen von zwei Sprachen in etwas der Ursprache fremdem, erst später entwickeltem könne nicht auf Zufall beruhen** (VERWANDTSCHAFTSVERHÄLTNISSE S. 19 f.), ein Satz, der vielfach stillschweigend anerkannt worden ist.

Darüber ist man heute allgemein einig oder sollte es doch sein: wirkliche Beweisgründe für die engere Zusammengehörigkeit zweier oder mehrerer Sprachen können **nur solche Übereinstimmungen sein, welche Abweichungen von den übrigen Sprachen desselben Stammes sowie zugleich von der allgemeinen Grundsprache sind, also gemeinsam vollzogene Neuerungen.** Aber sollte hier das Zusammentreffen der beiden Sprachen nicht oft lediglich auf Zufall beruhen d. h. jede der Sprachen unabhängig auf dieselbe Neuerung verfallen sein? Der Gesamthabitus der idg. Sprachen blieb ja auch nach dem Auseinandergehen des Urvolkes im wesentlichen derselbe und die psychische und leibliche Organisation der Träger und Vererber der Sprache im ganzen die gleiche, die Anlässe zu Neubildungen waren vielfach dieselben: warum also, bei gleichen Ursachen, nicht auch gleiche Wirkungen? Ist es nicht z. B. Zufall — diesen Ausdruck wird man immerhin beibehalten dürfen —, daß präkr. jīa- 'das Leben' wie gr. βίος und wie air. bíu béo 'lebendig' gleichmäßig ohne das ursprünglich am Ende der Wurzelsilbe vorhandene v auftreten, das in aind. jīva-, kymr. byw, lat. vīvu-s, got. qiva-, lit. gývа-s, abulg. živŭ bewahrt ist? Und nimmt man es nicht auch z. B. als ein Spiel des Zufalls hin, daß im Germanischen und Armenischen die ursprünglichen Mediae in gleicher Weise zu Tenues verschoben sind, wie in got. taíhun armen. tasn gegenüber aind. dáça griech. δέκα u. s. w.? Warum sollte man es also z. B. nicht ebenso als ein zufälliges Zusammentreffen betrachten dürfen, daß die uridg. Mediae aspiratae im Griechischen und Italischen zu Tenues aspiratae verschoben wurden, wie in gr. θυμός urital. *thūmos (fūmus) gegenüber aind. dhūma-s, zumal da auch das Zigeunerische, worauf ASCOLI KUHNS ZTSCHR. XVII, 242 f. hinweist, denselben Wandel zeigt, z. B. thuv = dhūma-? Schon POTT hob in seinem die Methode der Klassifikation der Sprachen behandelnden Aufsatz MAX MÜLLER UND DIE KENNZEICHEN DER SPRACHVERWANDTSCHAFT (ZTSCHR. D. D. MORGENL. GES.

ix, 405 ff.), wenn auch in Ansehung einer genealogischen Sprachklassifikation im weitesten Sinn, doch auch für unseren Fall mutatis mutandis vollkommen zutreffend, hervor: 'Der Mensch aller Zonen kann, vermöge seiner Gleichartigkeit an Geist und Körper innerhalb der Verschiedenheit, in unabhängigster Weise auf denselben Gedanken geraten und ihn in der Sprache zu Worte kommen lassen; warum nicht?' Und daran knüpft er die Bemerkung: 'Man hat aber, was sich freilich im allgemeinen schwer oder gar nicht, für den Einzelfall auch meist nur unter sorgfältigster Berücksichtigung der begleitenden Umstände bestimmen läßt, zu berechnen, wo das Maß der Möglichkeit für wechselseitig unbeeinflußte Übereinstimmung solcher Art, zu weit ausgedehnt, in Unmöglichkeit umzuschlagen droht, so daß man zu anderen Erklärungsarten greifen muß' (S. 420). Einige Sätze weiter heißt es: 'Der Zufall darf nicht ganz außer aller Berechnung bleiben, und gerade er mit seiner Seltsamkeit macht uns oft am meisten zu schaffen, weil er leicht die Sinne bestrickt und zu Fehlschlüssen verleitet. Zu sagen, wo Zufall waltet, wo nicht, ist auch für die Sprachforschung eine oft schwer zu lösende Aufgabe' (S. 421). Ähnlich sagt jetzt Paul principien S. 242: 'Im einzelnen Falle ist es schwer zu entscheiden, ob zu der Übereinstimmung in der Entwickelung wirklich gegenseitige Beeinflussung beigetragen hat. Die Unmöglichkeit eines Zusammentreffens auch bei ganz selbständiger Entwickelung läßt sich kaum je darthun.'

Ich glaube nun, auf die Erfahrung mich stützend, daß oft Sprachen unabhängig von einander denselben Weg der Neuerung betreten, daneben auch auf Grund einer anderen unten zu erörternden Thatsache, zeigen zu können, daß ein engerer Zusammenhang irgend welcher der sieben durch starke und deutliche Grenzen von einander geschiedenen idg. Hauptsprachen, sei es im Sinne der Spaltungstheorie oder in dem der Übergangshypothese, bis jetzt nicht irgend wahrscheinlich gemacht ist und, mit Ausnahme vielleicht des Italo-keltischen, vermutlich nie wird wahrscheinlich zu machen sein. Auf die ganze erdrückende Masse der dabei in Betracht kommenden Spracherscheinungen kann an dieser Stelle nicht eingegangen werden; das, worauf es ankommt, wird aber auch bei Vorführung nur einer Auswahl von Beispielen sich klar machen und so sich das, was ich beweisen will, beweisen lassen.

Die früher von den Anhängern der Spaltungstheorie und von Schmidt als Kriterien engeren Zusammenhanges vorgebrachten Gemeinsamkeiten, die infolge der neueren Untersuchungen eine andere sprachgeschichtliche Beurteilung erfahren und dadurch ihre Gültigkeit als Verwandtschaftskriterien verloren haben, werde ich größtenteils unerwähnt lassen. Dagegen füge ich einige in den früheren Untersuchungen der Verwandtschaftsfrage bei Seite gelassene Übereinstimmungen zwischen Nachbarsprachen hinzu, die heutzutage die Anhänger der beiden Theorien für diese geltend machen könnten.

3.

Zunächst hat man aus der Gleichmäßigkeit der Lautentwickelung in benachbarten Sprachen näheren Konnex gefolgert.

Gleichmäßig im **Arischen** und **Griechischen** erscheint die idg. 'nasalis sonans' (der silbebildende Nasal) als a, z. B. aind. tatá- gr. τατό-ς = lat. tentus, uridg. tn̥tó-s, und dieses Lautgesetz erleidet beiderseits die Ausnahme, daß vor i̯ (i consonans) nicht a, sondern an (beziehentlich am) entsteht, z. B. aind. udanyáti 'strömt' (zu udán- 'Wasser') für *udn̥yáti, gr. μελεδαίνω (zu μελεδών) für *μελεδανιω und weiterhin *μελεδn̥i̯ω (vgl. MORPHOL. UNTERS. II, 203 ff.). Die anderen europ. Sprachen bewahren durchgängig den Nasal, und ihnen schließt sich das Armenische, vielleicht auch das Phrygische an (OSTHOFF MORPH. UNTERS. I, 114, Verf. ebend. II, 221).

SCHMIDT hat wiederholt betont, das Arische und das Griechische gingen in der Behandlung von idg. k² (q nach anderer Bezeichnungsweise) vor e und i in bemerkenswerter Weise Hand in Hand, indem im Arischen c, im Griechischen durch Vermittelung eines Palatals τ entstehe im Gegensatz zu k und π in anderen Lautkombinationen wie z. B. in der indogermanischen Lautverbindung k²o; gr. τ könne nicht aus ku̯ entstanden sein (vgl. τίς gegenüber lat. quis), und so trenne sich hier das Griechische von den europäischen Sprachen, die vor e und i ku̯ = idg. k² aufwiesen. Daß die Herleitung von τ aus ku̯ lautphysiologisch unmöglich sei (SCHMIDT, KUHNS ZTSCHR. XXV, 141), ist ein Irrtum. So gut wie aus urslav. *kvisti (blühen) durch *k'u̯'isti hindurch (d. h. die ganze Lautgruppe ku̯ wurde von der Erweichung ergriffen) abulg. cvisti entstand[1], kann τίς durch *k'u̯'is auf *ku̯is zurückgeführt werden. Gehen wir von urgriech. *ku̯is aus, wie schon FICK, DIE EHEMALIGE SPRACHEINHEIT u. s. w. S. 18 that, so erklärt sich am leichtesten und vollkommen genügend das ττ des homer. lesb. ὅττι (s. MORPHOL. UNTERS. IV, 407 ff.). Auch läßt sich so das neuestens aufgetauchte thessal. κίς (LOLLING, MITTEIL. DES D. ARCH. INST. IN ATHEN VII, 61), in dem schwerlich 'der ursprüngliche Guttural des Interrogativstammes erhalten ist' (ROBERT, HERMES XVII, 474), leicht deuten. So wie in mhd. querch = ahd. twerg und ähnl. ward tu̯ zu ku̯ verschoben. Doch bleibt auch die Möglichkeit, daß tis durch *tjis (vgl. kypr. σίς = τίς) und weiter *kjis hindurch zu κίς wurde. Die Übereinstimmung zwischen Arisch und Griechisch reduziert sich also darauf, daß palatale Vokale Palatalisierung bez. 'Dentalisierung' vorausgehender Konsonanten bewirkten. Das ist aber eine so häufige Erscheinung auf indogermanischem Sprachgebiet (vgl. z. B. abulg. četyrije = lit. keturì, ital. cento franz. cent = lat. centum, lett. zits = lit. kìtas u. s. w.), daß diese Gemeinsamkeit nicht ins Gewicht fällt.

Das idg. Zahlwort penk²e (aind. páñca gr. πέντε) erscheint sowohl allgemein**italisch** als auch allgemein**keltisch** infolge einer Assimilation der beiden Tenues als *quenque: lat. quinque, air. cóic u. s. w., ebenso idg.

---

[1] Ob die im Rumänischen und Italienischen vor e und i aus lat. qu hervorgegangenen Palatale, wie in rum. ce qui quid, coace coquere, cincĭ quinque, ital. cuocere, cinque (DIEZ I⁴, 265, 481), zunächst aus reinem k entstanden oder ob zuerst die ganze Lautgruppe qu palatalisiert wurde und dann erst u̯ schwand, mögen die Romanisten entscheiden. Daß die Einwirkung des palatalen Vokals auf den k-Laut erst begann als das u̯ völlig untergegangen war, halte ich, in Ansehung des abulg. cvisti, nicht für so selbstverständlich wie JOS. EGGER. STUDIEN ZUR GESCH. DES IDG. CONSONANTISMUS 1880, S. 28.

pek²ō 'ich koche' (aind. pácāmi) als *quequō: lat. coquō, air. cucann. pistrinum u. s. w.[1] Auf diese besondere Übereinstimmung der beiden Sprachzweige hat zuerst Windisch (Kuhn-Schleichers beitr. VIII, 22) hingewiesen. Joh. Schmidt jen. lit.-ztg. 1877, Art. 247 (S. 11 des Separatabzugs) vergleicht nhd. dial. kiken aus piken (piquer).

Die Übereinkunft des **Griechischen, Italischen** und **Keltischen** in dem b von βοῦς, lat. bōs, air. bó gegenüber dem g von aind. go- u. s. w. (idg. g²) wöge schwerer, wenn nicht die Fälle wären wie gr. βίος, lat. vīvus, air. bíu, wo die eine der drei Sprachen (lat. v- = gv-) einen Laut zeigt, der aus b nicht hergeleitet werden kann.

Gr. βαίνω f. *βανιω, lat. veniō, air. tóiniu aus *do-feniu (Zimmer, Kuhns ztschr. XXIV, 218 f.) von der Wurzel g²em- 'gehen' setzen eine Grundform g²m̥-i̯ō voraus. Also gemeinsamer Übergang von m in n, vielleicht vermittelt durch einen Nasalvokal (vgl. Mahlow, die langen vokale a e o S. 63); zu vergleichen ist derselbe Übergang vor u̯ im Arischen, z. B. aind. Part. jagan-vás- (neben jagm-ús-) für *jagm̥vás-, vgl. morph. unters. II, 203 ff. Im Lateinischen könnte, wie quoniam = quom-iam zeigt, der Wandel in jüngerer Zeit erfolgt sein. Auch fragt sich, ob nicht zur Herstellung des n im Präsens Formen wie in-ventu-s = g²m̥tó- mit einem wie in septentriō u. a. durch folgendes t hervorgerufenen n mitgewirkt haben (Kuhns ztschr. XXIII, 592).

Im **Germanischen** und **Slavischen** wird zwischen sr die Explosiva t geschoben, z. B. anord. straumr 'Strom', abulg. o-strovŭ 'Insel' von Wurzel sreu-, aind. srávati. Im Litauischen ist dieser Lautwandel nicht durchgehends vorhanden, z. B. strovė̃ 'Strömung' neben srovė̃, und es ist noch nicht ermittelt, in welchen Dialekten und in welchem Umfang der Vermittelungslaut eingetreten ist (vgl. Pott w. wb. I, 1373, Bezzenberger, zur gesch. d. lit spr. 88 und beitr. III, 134, Brückner, litu-slav. stud. I, 59, Leskien-Brugmann lit. volksl. u. märch. 291). Außerhalb des germ. und baltisch-slav. Gebiets begegnet dieser Lautprozeß im Altfranzösischen (distrent für disrent, neufranz. dirent, vgl. Diez II⁴, 243, Risop, Gröbers ztschr. f. rom. philol. VII, 62), vielleicht auch in dem Wort Στρύμων, von dem nicht sicher ist, welchem Dialekt es angehört (s. Fick, die ehemalige spracheinheit S. 423).[2]

Im **Baltisch-slavischen** und im **Arischen** erscheinen die uridg. k¹-Laute als Zischlaute, ebenso im **Armenischen**, z. B. aind. dáça, abaktr. dasa, armen. tasn, abulg. desętĭ, lit. dészimtis gegenüber gr. δέκα u. s. w. Ferner auch in dem mit dem Armenischen vermutlich enger zusammenhangenden **Phrygischen**, z. B. ἀζήν Akk. ἀζένα 'Bart' = armen. tsnōt, gr.

---

[1] Osthoffs Vermutung (morph. unters. I, 94), daß das italisch-keltische *quenque seinen Anlaut qu in Anlehnung an das Wort der Vierzahl, lat. quattuor, air. cethir, kymr. petguar, erhalten habe, scheitert an *quequō = idg. pek²ō.

[2] Wie sich lat. -br- in consobrīnus u. dgl. durch Vermittelung von -str- aus -sr- solle herleiten lassen (Joh. Schmidt, Kuhns ztschr. XXV, 42), verstehe ich nicht. Wäre -sr- zu -str- geworden, so wäre es mit dem ursprünglichen str in struo, ustrina u. s. w. zusammengefallen und dann doch wie dieses behandelt worden d. h. unverändert geblieben. Ich bleibe bei meiner stud. IX, 393 gegebenen Deutung.

γένος (s. FICK, SPRACHEINHEIT 411 ff., HÜBSCHMANN, KUHNS ZTSCHR. XXIII, 48). k[1] mag in der idg. Grundsprache etwa das k unseres Wortes kind gewesen sein.

Wenn k[2], wie wahrscheinlich ist, ursprünglich qu war, so stimmen Arisch, Armenisch, Baltisch-slavisch darin überein, daß sie das labiale Element fallen ließen, z. B. aind. ká-s, lit. kà-s, abulg. ko-toryj gegenüber lat. quo-d u. s. w., armen. akn 'Auge' vgl. ὄπωπα. Indessen beachte man dabei, daß aus qu auch in anderen Sprachgebieten k entsteht; so wird durchgehends im Irischen das urkeltische qu zu k, z. B. cethir quattuor[1], und im Französischen das lateinische qu zu k, z. B. quatre d. i. katre = quattuor (Wörter mit einem ku̯ gesprochenen qu wie quadrupède sind später eingebracht und gelehrten Ursprungs). —

Daß derartige Übereinstimmungen zufällig sein können, wird nun klar, wenn man sieht, wie oft Sprachen unzweifelhaft unabhängig von einander denselben Lautwandel vornehmen. Erinnert ist schon an die armenisch-germanische Verschiebung der Mediae zu Tenues und an den intervokalischen Ausfall von v im Prākrit, Griechischen und Irischen. Noch einige Beispiele, die sich leicht vermehren ließen. Die idg. Lautverbindung eu (eu̯) wird im Kretischen, Lateinischen und Baltisch-slavischen zu ou (ou̯), woraus im Litauischen au (av), und fällt so mit idg. ou (ou̯) zusammen, z. B. kret. ψουδία = ψευδῆ, alat. doucō für *deucō = got. tiuha, lat. novus abulg. novŭ = gr. νέϝο-ς, lit. naújes = got. niujis, alat. sovos (suus) lit. savàs-is = gr. ἑός, d. i. *σεϝό-ς. Im Lateinischen ist das alte eu noch erhalten in dem Leucesie des Salierliedes, falls die Form für gesichert gelten darf (vgl. JORDAN, KRIT. BEITR. 31 f.). — Im Elischen sowie im Westgermanischen und Nordischen ist idg ē zu ā geworden (während ĕ nicht die gleiche qualitative Veränderung mitmachte), z. B. el. ϝράτρᾱ aus ϝρήτρᾱ, ahd. tāt 'That' = got. ga-dēds. Dasselbe ē geht im Neugriechischen, Gotischen,[2] Irischen und in jüngeren slavischen Dialekten in ī über. — Qu wird zu p im Griechischen, Oskisch-Umbrischen, Rumänischen, Britannischen, z. B. gr. ποῦ neben herodoteischem κοῦ, osk. petora und rumän. patru = lat. quattuor, brit. petuar = air. cethir. — Im Griechischen und im Keltischen geht idg. -m in -n über, z. B. Akkus. gr. τό-ν, air. ech n-aile equum alium, während es im Lateinischen und Arischen -m bleibt. Mit jenen Sprachen geht das Germanische, got. þan-a = τόν, und wenn slav. sŭn- = sŭ- in sŭn-ešti u. a. und apreuß. san- in san-insle 'Gürtel' aus *som- entstanden sind, so wäre dieser Wandel auch für die baltisch-slavische Gruppe anzunehmen. — Wie im Iranischen und im Griechischen s- zu h- wird, so auch im britannischen Zweig des Keltischen: abaktr. hana-'Greis', gr. ἕνο-ς ἕνη, kymr. hen 'Greis' gegenüber aind. sána-,

[1] Das qu ist auf den irischen Ogaminschriften noch unverändert: Corpi-maqvas, woraus später corb-mac. S. ZEUSS[2] 66.

[2] Im Krimgotischen mīne, schlīpen, mycha = mēna, slēpan, mēki bei Vulfila. In den got. Bibelhandschriften (6. Jahrh.) öfter ei (d. i. ī) und i statt ē und umgekehrt, woraus wenigstens eine von ī nicht weit abliegende Aussprache des ē folgt. Vgl. außerdem die got. Eigennamen auf -mir (statt -mērs) bei den lateinischen Schriftstellern (DIETRICH, ÜBER DIE AUSSPR. DES GOTISCHEN S. 63 f.)

air. sen, lat. senex. — Kretisch αὐκά = ἀλκή wie franz. haut = lat. altus, niederl. woud = nhd. wald, lit. dial. saudus = sałdùs (Bezzenberger, beitr. z. gesch. d. lit. spr. 73, Leskien-Brugmann, lit. volksl. 287). — Intervokalisches m geht im Keltischen und in neuarischen Sprachen (wohl durch die Mittelstufe eines nasalierten u consonans hindurch) in v über, z. B. neukymr. dofetig (d. i. dovetig) domitus = dometic in älterer kymrischer Orthographie, kurdisch zavā 'Schwiegersohn' = pers. (gilanisch) zamā abaktr. zāmātar-, hind. nev (neo) = skr. nemi-'Umkreis', s. Ascoli, kritische studien 189 ff. — Aus pt hervorgegangenes ft wird im Keltischen, Niederdeutschen sowie im Umbrischen zu cht, z. B. air. necht corn. noit neptis (vgl. das Verhältnis von air. recht zu kymr. reith 'Recht') nd. nicht = ahd. nift neptis, umbr. screhto- = osk. scrifto- scriptus. — Im Prākrit und im Italienischen werden kt und pt zu tt, z. B. prākr. mutta- = skr. muktá-, ital. cotto = coctus (vgl. auch kretisch Λύττος neben Λύκτος), prākr. satta ital. sette = skr. saptá lat. septem. — Prākr. ninna- oder niṇṇa- = skr. nimna- wie ital. colonna = lat. columna.[1] — Im jüngeren Avestischen und im Prākrit zeigt sich b- für dv-, z. B. in beiden Sprachen bi- = aind. dvi- (vgl. Bartholomae, handbuch der altiran. dialekte S. 39, E. Müller, beitr. z. gramm. des jainaprakr. 43), und ebenso steht lat. bi- für dvi-. — Syrakusisch δρίφος aus δίφρος wie italien. dial. frebbe = febbre, crompare = comprare. — Durch Dissimilation entstand aus lit. néndrė 'Schilfrohr' (gr. νάθραξ Fick, wb. I³, 126) in mehreren Dialekten léndrė wie ital. Bologna aus Bononia, span. Antolin aus Antoninus; aus ved. carcūryate das skr. can̆cūryate wie lit. Mangarytà aus Margarytà; aus lit. purpurìnis 'purpurn' purpulìnis wie ahd. murmulōn aus murmurōn (lat. murmurāre), u. dgl. m. — Obwohl ein lit. *seszuras für szészuras (= abulg. svekrŭ gr. ἑκυρός abaktr. qasura- u. s. w.) nicht mehr nachweisbar ist, so wird man doch das Zusammentreffen in der Assimilation der Zischlaute mit aind. çváçura- = *svaçura- (Joh. Schmidt, jen. lit.-ztg. 1877, Art. 247, S. 11 des Separatabzugs) schon deshalb für zufällig halten müssen, weil im Litauischen auch szą-szłavýnas neben są-szłavýnas 'Kehrichthaufen' und żażyvóti neben zażyvóti 'schnupfen' (= weißruss. zaz̆ivác̈, poln. zażywać) erscheint (Leskien-Brugmann a. a. O. 291). Vgl. auch aind. shashṭhá- sextus für urar. *svashthá-, ved. áshāḍha- 'unüberwindlich' für *asaz̆ḍha-, Jul. v. Fierlinger, Kuhns ztschr. XXVII, 195.

Daß die gleichen lautlichen Umgestaltungen auf verschiedenen Sprachgebieten öfters unabhängig von einander eintreten, macht auch Curtius, stud. VII 269 gegen Joh. Schmidts Auffassung des gr. τ = aind. c (= idg. k²) geltend und erwähnt als Beispiel, daß die Mailänder und Franzosen gleich den Griechen u in ü verwandeln. Freilich scheint Curtius dabei ganz entgangen zu sein, daß er mit seiner Bemerkung auch einer ganzen Reihe von Argumenten für die Stammbaumtheorie, als deren Anhänger er sich bekannt, die Beweiskraft abspricht.

---

[1] Eine größere Sammlung von gleichartigen Lautaffektionen im Prākrit und in den romanischen Sprachen bietet Fr. Haag, vergleichung des prakrit mit den roman. sprachen, Berlin, 1869.

4.

Wir wenden uns zur **Stammbildungs-** und **Flexionslehre.** Es ist schon öfters, z. B. von LESKIEN, DEKL. p. XXVII, hervorgehoben worden, daß auf diesem Gebiete vorzugsweise die Kriterien engerer Verwandtschaft gesucht werden müßten. Dies ist auch meine Ansicht. Aber wie steht es mit der Beweisfähigkeit der vorgebrachten Übereinstimmungen?

Zunächst haben wenig Gewicht solche in zwei oder mehreren benachbarten Sprachen zugleich vorliegenden Formationen, deren Ursprung und deren Verhältnis zu den korrespondierenden, mit ihnen lautlich sich nicht deckenden Formen anderer Sprachen noch ganz im Dunkeln liegt. Von diesen Formationen kann nicht mit Sicherheit behauptet werden, daß sie Neubildungen der nachgrundsprachlichen Zeit seien: die betreffenden Nachbarsprachen können unabhängig von einander altes Erbgut bewahrt haben. Das gilt z. B. von den auf ō ausgehenden Formen gr. ἐγώ (daneben ἐγών) und lat. egō gegenüber aind. ahám abulg. azŭ got. ik; eine rein lautliche Umbildung von *egŏm für die klassischen Sprachen anzunehmen verbieten die Lautgesetze. Ferner von den gemeinschaftlich n im Inlaut aufweisenden Genitiven des Pronomens der 1. Person abulg. mene lit. máno abaktr. mana gegenüber aind. mama; diese Übereinstimmung im n betont JOH. SCHMIDT, VERWANDTSCHAFTSV. S. 13, bemerkt aber JEN. LIT.-ZTG. 1877, Art. 247, Sep. S. 13 richtig, 'daß wir gar nichts sicheres darüber wissen, wie diese Form in der Ursprache gelautet hat'. Weiter auch von got. anord. vit 'wir beide', anord. it 'ihr beide' und lit. vedu vedvi, jùdu jùdvi gegenüber aind. āvā́m, yuvā́m, gr. νώ, σφώ, abulg. vě, va. Daß derlei Gemeinsamkeiten, so lange das Verhältnis der Formation zu den verwandten der andern Sprachen noch nicht aufgeklärt ist, nicht viel besagen, wird noch klarer, wenn man z. B. bedenkt, daß das mediale Partizipialsuffix aind. -māna- gr. -μενο- lat. -mino- gleichmäßig im Umbrisch-oskischen und im Baltisch-slavischen, auf zwei geographisch getrennten Gebieten, als -mo- erscheint, umbr. persni-mu precator osk. censa-mu-r censetor (vgl. MORPHOL. UNTERS. I, 168 ff.), lit. nészama-s abulg. neso-mŭ, oder daß die geographisch am weitesten getrennten Indogermanen, die Kelten und Arier, und nur diese, zu den Stämmen der Zahlwörter drei und vier eine besondere mit s gebildete Femininform haben: air. teoir, cetheoir, aind. tisrás, cátasras. Daß derartige Übereinstimmungen wie gr. ἐγώ lat. egō mit -ō immerhin verdienen notiert zu werden, ist natürlich auch meine Ansicht, nur bestreite ich, daß ihnen bei dem gegenwärtigen Stande der Forschung eine Beweiskraft als Kriterien engerer Beziehung zweier Sprachen zu einander inne wohne.

Von anderer Art sind andere Gemeinsamkeiten, auf die man hingewiesen hat oder im Sinne der Spaltungs- und der SCHMIDTschen Hypothese hinweisen könnte:

Im **Arischen** und **Griechischen** finden sich Denominativa von o- und ā-Stämmen so gebildet, als läge ein konsonantischer Stamm zu Grunde, z. B. bhuraṇyáti 'er ist rührig' von bhuraṇa- 'rührig', turaṇyáti 'er ist eilig' von turáṇa- 'eilig', adhvaryáti 'er versieht den Gottesdienst' von adhvará-

'gottesdienstliche Handlung', pr̥tanyáti 'er kämpft' von pr̥'tanā- 'Kampf', gr. λιταίνω von λίτανος, καθαίρω von καθαρός, μειλίσσω von μείλιχος, ἰύζω von ἰυγή. Daneben stehen die Denominativbildungen wie devayáti, pr̥tanāyáti, φιλέω, τιμάω, die den korrespondierenden der andern idg. Sprachen gleichkommen. Entweder nun haben wir es bei jenen Formen mit Neubildungen nach der Analogie von Denominativa wie udanyáti (von udán-), bhishajyáti (von bhisháj-) und τεκταίνω (von τέκτων) κηρύσσω (von κήρυξ) zu thun, oder es lagen von Anfang an bhuran̥ya- und *bhuran̥aya-, pr̥tanya- und pr̥tanāya- im Präsens nebeneinander, auf die verschiedenen Personen verteilt (infolge ursprünglicher Betonungsverschiedenheiten), und das Arische und Griechische führten die kürzere Form durch das ganze Paradigma hindurch. Das erstere ist das wahrscheinlichere.

Das demonstrative ὅς 'der' (attisch ἦ δ' ὅς u. s. w.) ist vermutlich das aind. saḥ, so, neben sa, s. Delbrück, synt. forsch. IV, 139. Uridg. war jedenfalls die Form ohne -s vorhanden, aind. sá, gr. ὁ, got. sa, und unzweifelhaft ist die idg. Form *so nicht aus *sos entstanden sondern umgekehrt *sos eine Umbildung von *so nach der Analogie der zahlreichen Nominative auf -o-s. Man darf vermuten, daß *so-s erst in nachgrundsprachlicher Zeit aufkam.

Im **Griechischen** und **Italischen** ist der Ausgang des Gen. Plur. der pronominalen ā-Stämme (τάων, istārum, aind. tásām) auf die nominalen ā-Stämme übergegangen: θεάων, lat. deārum, osk. egmazum, umbr. hapinaru.

Nom. Akk. Plur. Neutr. ved. yugá, abulg. iga, got. juka, ags. as. fatu weist auf uridg. *jugō. Die aus dieser Grundform lautlich nicht zu erklärenden Formen gr. ζυγᾰ und lat. jugă sind nach Kluge (beitr. z. gesch. d. germ. conjug. 27) und Osthoff (morph. unters. II, 119) Umbildungen nach dem Muster der konsonantischen Stämme, wie γένε-ᾰ gener-ă.[1]

Wie in mehreren gr. Dialekten im Part. Perf. Akt. die alte Flexion -ώς -ότος nach der Analogie der mit -nt- gebildeten Participia (φέρων φέροντ-ος) umgestaltet erscheint, z. B. πεφρίκοντας, ἐρρίγοντι (Curtius, verb. II², 180 f.), eine Neuerung, die man für urgriechisch halten darf, so findet sich im Lateinischen, vor- und nachklassisch, zu memini das Participium meminens (Neue II², 617).

Der Ausgang gr. -ικό-ς lat. -icu-s in Formen wie ὀρφανικός von ὀρφανό-ς, πολεμικός von πόλεμο-ς, modicus von modu-s, bellicus von bellu-m beruht wahrscheinlich auf Übertragung von Formen wie φυσι-κό-ς, μαντι-κό-ς, civi-cu-s, hosti-cu-s, amni-cu-s.

Nach der Analogie des Verhältnisses von λέγει zu λέγοντι (att. λέγουσι) und von legit zu legunt haben die Griechen und Römer zur Imperativform λεγέτω legitō (aind. bháratād) eine 3. Pers. Plur. λεγόντω (lakon., delph., arkad.) leguntō geschaffen. Daß diese Pluralform zur Form *legetōd erst nachträglich zugebildet wurde, zeigt der Umstand, daß die letztere ursprüng-

[1] Mahlows abweichende Auffassung (die langen vokale a e o 76 f.) hat für mich nichts überzeugendes. Über ahd. Plur. wort, das Mahlow im Ausgang von got. vaúrda trennen will, sieh Sievers in Paul-Braunes beitr. v, 93 ff.

lich allen Personen und allen Numeri diente. Im Griechischen finden sich neben λεγόντω (daraus weitergebildet λεγόντων) auch andere Pluralisierungen der ursprünglichen Form auf -tōd, wie ἔστων und ἔστωσαν zu ἔστω. S. SCHERER Z. GESCH. D. D. SPR.[2] 339 f., Verf. MORPHOL. UNTERS. I, 163 ff., OSTHOFF, ZTSCHR. F. ÖSTERR. GYMN. 1880, S. 64 ff., GAEDICKE, DER ACC. IM VEDA 225, THURNEYSEN, KUHNS ZTSCHR. XXVII, 179.

Im Griechischen und Italischen ging der Ausgang der z. B. durch aind. ávedisham vertretenen uridg. Kategorie des s-Aoristes, zu der im Griechischen die Präterita ᾔειν (vgl. aind. áyishṭa) und ᾔδειν (vgl. ávedisham) gehören, auf reduplizierte Perfektstämme über, so daß die Formen wie ἐπεποίθειν und totonderam entsprangen (MORPHOL. UNTERS. III, 16 ff.). Daß die letzteren Formen direkt einen uridg. Formentypus fortsetzen, wird durch den Hinweis auf die aind. Formen wie ábubhojīs, arirecīt (MAHLOW, KUHNS ZTSCHR. XXVI, 583) nicht erwiesen. Denn neben -īs und -īt kommen die Ausgänge mit -s-, -isham u. s. w., im ind. Plusqu. nicht vor; arirecīt verhält sich also zu ajagan (WHITNEY § 818) wie ā́sīt zu ā́s = dor. ἦς, d. h. es ist eine ind. Neubildung, wofür es auch WHITNEY ansieht. Zudem ist durchaus nicht ausgemacht, daß -īs -īt aus Formen mit dem Aoristcharakter -s- (*-is-s *-is-t) hervorgegangen sind.

Im **Italischen** und **Keltischen** erscheinen die idg. femininen -ti-Stämme wie aind. matí- durch dasselbe n-Suffix weitergebildet: lat. mentiō mention-is, umbr. natine = lat. nātiōne, osk. medicatinom iudicationem, air. er-mitiu gen. er-miten (Stamm er-mitin-) reverentia.

Von den Deutungen des mediopassivischen r in beiden Sprachgebieten ist nur die von WINDISCH in KUHN-SCHLEICHERS BEITR. VIII, 465 gegebene annehmbar.[1] Danach ist das r identisch mit dem r der aind. medialen Personalendungen der 3. Pers. Plur. -re -rate etc. Im Arischen tritt der Konsonant im Medium nur vor der eigentlichen Personalendung auf, z. B. çe-r-ate, im Italischen und Keltischen gewöhnlich hinter derselben, z. B. lat. sequitu-r, air. sechetha-r, vor derselben nur in lat. seque-r-is seque-r-e. In den arischen Aktivausgängen 3. Plur. aind. -ur abaktr. -are, 3. Dual. aind. -atur abaktr. -atare würde, wie in sequitu-r, das r am Schluß stehen[2], falls dieses aktivische r, wie WINDISCH vermutet (mündliche Mitteilung im Jahre 1878), mit unserem medialen gleich ist. Daß das mediale r in der idg. Grundsprache nur der 3. Pers. eignete, macht zunächst das Arische, dann aber auch der Umstand wahrscheinlich, daß das Irische das r zwar im Medium

[1] Als unhaltbar hat sich erwiesen die früherhin beliebte Zurückführung von vesco-r auf *vescō-se 'ich nähre sich'. Man staunt, daß diese Erklärung wieder von LEO MEYER VERGL. GRAMM. I[2], 113 wie etwas ganz selbstverständliches vorgetragen wird. Auch VICTOR HENRY in seiner soeben erschienenen ÉTUDE SUR L'ANALOGIE EN GÉNÉRAL etc. p. 50 bleibt bei *vescō-se, sucht aber wenigstens diesen Ansatz gegenüber den gegen ihn erhobenen Einwänden zu rechtfertigen. Es geschieht dieses freilich in einer Weise, die klar zeigt, daß die alte Theorie eben nicht zu retten ist. Der Rhotazismus, d. h. der Übergang des -s in -r, soll hier schon in einer Periode der keltisch-italischen Urgemeinschaft geschehen sein. C'est ainsi que, bien que l'assibilation soit un phénomène ionien, on observe une assibilation panhellénique dans le type φέρει = *φέρεσι pour *φέρετι' [? !].

[2] Das schließende -e der abaktr. Endungen -are -atare hat keinen etymologischen Wert.

durch alle Personen durchführt wie das Lateinische, aber im Passivum auf die. 3. Pers. Sing. und Plur. beschränkt. Die besondere Übereinstimmung zwischen Italisch und Keltisch würde demnach darin bestehen, daß das r von der 3. Pers. auf die 2. und 1. Pers.[1], und, sollte das Element ursprünglich nur im Plural (und Dual) vorhanden gewesen sein, daß es von diesem auf den Sing. und zwar zunächst auf die 3. Pers. Sing. übertragen wurde. Einigermaßen vergleichbar wäre hiermit, daß im Dorischen von der 3. Plur. ἴσαντι 'sie wissen' d. i. *Ϝιδ-σαντι (vgl. εἴξασι, γεγράφαται) die Flexion ἴσᾱμι ἴσαις ἴσᾱτι ἴσᾰμεν ἴσᾰτε ausging (stud. IX 296 f., G. Meyer gr. gr. § 444, 550), daß die in alexandrinischer Zeit aufkommende 3. Pers. Plur. Imperf. ἐκαλοῦσαν (1. Sing. ἐκάλουν) den Anstoß gab zu der Flexion ἐκαλοῦσα ἐκαλοῦσες u. s. w. und daß im Serbischen die 3. Plur. dadu dant (neben dam das' u. s. w.) das Paradigma dadem dades' u. s. w. (nach pletem pletes') hervorrief. Jegliche Beweiskraft für engeren Sprachzusammenhang würde dem keltisch-italischen r abgehen, wenn dieses nicht nur mit dem r von ind. -re u. s. w. identisch wäre, sondern, wie Bezzenberger in seinen beitr. II, 270 annimmt, auch im gr. δεῦρο δεύρω (2. Plur. δεῦτε) steckte; doch ist dies eine äußerst zweifelhafte Kombination, und jedenfalls dürfte man nicht, wie Bezzenberger thut, von einem *δευρεσο ausgehen, da man nach den griech. Lautgesetzen von da aus weder zu δεῦρο noch zu δεύρω gelangt.

Die auffallendste Übereinstimmung zwischen Italisch und Keltisch ist das b-Futurum der abgeleiteten Verba, wie air. no charub lat. amābō. Daß wir es hier mit Neubildung gegenüber der idg. Grundsprache zu thun haben, ist besonders darum wahrscheinlich, weil derartige Tempusbildungen den abgeleiteten Verba von Haus ganz gefehlt zu haben scheinen. Aber wie diese Tempusbildung an uridg. Sprachgut anknüpfen? Daß eine 'Zusammensetzung mit Wzl. bhū-' vorliege, ist leichter gesagt als der Nachweis geliefert, wieso die Form eine solche Zusammensetzung sein könne. Zunächst ist klar, daß nur von einer Zusammenrückung flektierter Formen, nicht von einer eigentlichen Komposition die Rede sein kann. Sind die vorderen Bestandteile von amā-bō. habē-bō audī-bō (später audiēbō) infinitivartige Formen? Liegen solche auch in ī-licet, patē-faciō u. dgl. vor, wo Deecke, ohne eine genügende lautliche Rechtfertigung geben zu können, Abkürzung aus īre licet, patēre faciō statuierte (facere und fieri, 1873)?[2] Haben Leskien und Joh. Schmidt mit ihrer Vermutung recht, daß das abulg. Imperf. dělaachŭ (Präs. dělają) auf *dělā-jěchŭ zurückgeht und als zweiten Bestandteil das Imperf. von Wzl. es- (*ēs-o-m, vgl. gr. ἔον) enthält, so daß diese Zusammenrückung die Berechtigung erwiese, bei amā-bō an jene 'Zusammensetzung mit bhū-' zu denken? Das Schlußelement -bō stünde für *bhu̯-ō und wäre entweder ein Präsens nach der 6. Klasse oder der Konj. zu aind. ábhūvam gr. ἔφυν (vgl. bhúvam Whitney § 836); letztere Auffassung würde durch die slav. Konditionalform 3. Plur. bą (Miklosich III³, 81; IV, 816) gestützt, die mit -bunt

---

[1] Ist das r von aind. -ur -atur mit dem medialen r identisch, so würde auch im Arischen Übertragung von der 3. auf eine 2. Pers. vorliegen: das -athur der 2. Dual. wäre als eine Neubildung nach Maßgabe des Verhältnisses von -tas zu -thas anzusehen.

[2] Vgl. Joh. Schmidt, Kuhns ztschr. XXVI, 397, Fr. Stolz zur lat. verbalflexion I, 10.

zusammen auf *bhu̯-o-nt fußte. Aber es ist auch denkbar, daß amābō habēbō audībō Neubildungen nach flābō plēbō ībō u. dgl. sind und dieses die ursprünglichste Schicht der b-Futura war (diese letztere Klasse von Futura scheint allerdings im Keltischen nicht vorzukommen), und daß hier ein 'Wurzeldeterminativ' bh vorliegt, vergleichbar dem dh von aind. sá-dhati, gr. πλή-θω, abulg. i-dą ja-dą, ahd. brā-tan.[1] Nun kommt auch noch in Betracht, daß von flābō amābō das Imperfekt flābam amābam nicht getrennt werden kann; dadurch wird die ganze Frage noch komplizierter. Ich erwähne das alles nur, um zu zeigen, daß die in Rede stehende keltisch-italische Futurform noch nicht sicher erklärt ist. Gleichwohl bleibt sie die wichtigste Übereinstimmung zwischen den beiden Sprachzweigen, und nament-lich in dem Fall, daß die Bildung auf der Verbindung eines Infinitivs mit *bhu̯ō beruhen sollte, wäre an selbständig in beiden Sprachzweigen ge-schehene Neubildung kaum zu denken.

Mit den lat. Formen wie amāssō turbāssitur prohibēssō, amāssim prohibēssim scheint, wie ich MORPH. UNTERS. III, S. 40 f. (vgl. auch S. 85) gezeigt habe, das air. s-Präteritum, z. B. ro charus, dollécius, zusammen zu hangen. Diese Formation darf, weil sie nur bei den abgeleiteten Verba vorkommt, ebenfalls nicht direkt ins Urindogermanische hinaufgerückt werden.

Eine speziell **keltisch-germanische** Neubildung könnte sein die Er-weiterung der mit Suffix -ter- gebildeten Nomina durch -ak-, z. B. air. Stamm natr-ac- 'Wasserschlange', Gen. Sing. natrach, got. vereinzelt brō-þrahans fratres. Im Irischen tritt dieses -ac- bei den Verwandtschaftswörtern erst in späterer Zeit auf, z. B. neuir. bráithreacha. Im Lateinischen er-scheint an der Stelle des -ak- als Erweiterung -īc-, z. B. natr-īc-s, das ī dieses Suffixes ist das ī von aind. dātr-í 'Geberin'.

Für das **Germanische** und **Baltisch-slavische** kommen in Betracht die mit m anlautenden Kasussuffixe: Dat. Plur. got. þri-m anord. þri-mr, Instr. Sing. lit. aki-mì abulg. pąte-mĭ, Instr. Du. akì-m pątĭ-ma, Instr. Plur. aki-mìs pątĭ-mi, Dat. Plur. aki-mus (akìms) pąte-mŭ. Daß dieses m aus dem in apreuß. tebbei abulg. tebě tibi regelrecht verschoben vorliegenden idg. bh entstanden sei, ist nicht wahrscheinlich zu machen. Das annehmbarste ist SIEVERS' Vermutung (PAUL-BRAUNES BEITR. IV, 391), daß es in der idg. Grundsprache einen Instr. Sing. auf -mi gab, und daß das m dieses Suffixes im Germanischen und Baltisch-slavischen das bh der bhi-Suffixe im Plural und Dual verdrängte (vgl. ποσσί statt *ποσσυ = aind. patsu nach der Singularform ποδί = padi). Dieses Suffix des Instr. Sing. -mi hat OSTHOFF mittlerweile mit gutem Fug in dem aind. sanemi 'von Alters her' angenommen, das von sana- ebenso gebildet wäre wie abulg. těmĭ von to-, und er vermutet es auch in lat. olim, interim u. dgl. Gemeinsam wäre also den Nachbarsprachen das Eindringen des m vom Singular in den Plural (und

[1] Lat. -bō aus -dhō herzuleiten ist des Keltischen wegen nicht möglich, da b hier nicht aus dh entsteht. Nur wer sich entschlösse die keltische Futurbildung aus dem Lateinischen ent-lehnt sein zu lassen, dürfte es wagen, plēbō mit πλήθω (vgl. plēbēs und πλῆθος), ībō mit abulg. idą zu identifizieren, hätte sich aber zuvor noch wegen des lat. b = dh mit dem von OSTHOFF, JEN. LIT.-ZTG. 1878 Art. 476 aufgestellten Lautgesetz abzufinden.

Dual). Mit Sievers und Osthoff stimmt in der Hauptsache Bartholomae überein, der im Handbuch der altiran. Dialekte 68 so urteilt: 'Die indogerm. Ursprache hatte Suffixe mit mx und mit bhx, die sich auf die verschiedenen in Betracht kommenden Kasus verteilten; in den Einzelsprachen wurde der Suffixanlaut in divergierendem Sinn uniformiert.'

Hassencamp, Über den Zusammenhang des lettoslav. u. german. Sprachst. S. 26 betont, daß in beiden Zweigen die schwache Form des Suffixes des Part. Perf. Akt. im Masculinum durch -io- weitergebildet erscheine: Gen. Sing. lit. áug-us-io abulg. pek-ŭsʼa, got. bēr-us-jōs. Die Bedeutung dieser Übereinkunft wird erheblich herabgedrückt durch gr. ἰδυῖοι 'Aufseher' neben Fem. ἰδυῖα (vgl. Kuhns Ztschr. XXIV, 81).

Baltischslavisch-arische Gemeinsamkeiten, die hier geltend gemacht werden könnten, kenne ich nicht. Joh. Schmidt (Verwandtsch. 14 u. Jen. Lit.-Ztg. 1877, Art. 247) hebt hervor, nur diese Sprachen besäßen dualisch flektierte Dvandvakomposita: aind. mitrāvaruṇau 'Mitra und Varuna', abulg. bratŭsestroma Dat. 'Bruder und Schwester'. Die Thatsache an sich ist richtig, aber ich kann nicht finden, daß dieses Zusammentreffen 'höchst bedeutsam' sei. Zunächst ist zu bemerken, daß sich mitrāvaruṇau und bratŭsestra in der Bildung gar nicht entsprechen, indem das vordere Kompositionsglied dort ein Stamm, hier ein Nom. Sing. ist. Zur Vergleichung mit dem slav. Kompositum wäre vielmehr pitā-putrau 'Vater und Sohn', hotāpotārau 'Ausrufer und Reiniger' heranzuziehen gewesen. Nun ist es aber gewiß das natürlichste, wenn man zur Erklärung von abulg. bratŭsestroma sich nicht auf die komplizierte Entwickelungsgeschichte der ind. dualischen Dvandva bezieht, sondern die slavische Bildung zunächst vom Boden des Slavischen aus zu begreifen sucht. Ich nehme an, bratŭsestra ist eine Zusammenrückung der Nominative Sing. bratŭ sestra. Der feminine Ausgang -a, der mit dem des Nom. Akk. Du. der o-Stämme (raba) zusammentraf, und die Bedeutung ('Bruder und Schwester' = 'die beiden Geschwister') gaben Anlaß, daß man bratŭsestra weiter flektierte als wäre es der Dual eines o-Stammes, daher bratŭsestroma. Wegen des erstarrten Nominativs im ersten Glied vergleiche man auch Jisusŭ-Christosŭmĭ Ostr. Ev. Joh. I, 17, Jisusŭ-Christosa ibid. XVII, 3, ferner unseren Gen. jedermanns, gr. Νεά-πόλεως neben Νέας πόλεως, aind. Instr. trayo-daçabhis 'dreizehn' (vgl. Verf. Stud. IX, 262 ff.). Ist diese Auffassung von bratŭsestroma, wie ich nicht zweifle, die richtige, so ist das in Rede stehende Zusammentreffen zwischen Slavisch und Indisch bedeutungslos. —

Unter den angeführten Übereinstimmungen zwischen benachbarten Sprachen sind einige, die für engere Verwandtschaft zu sprechen scheinen. Um aber auch hier im Urteil nicht vorschnell den Faktor 'Zufall' auszuschließen, bedenke man, wie oft man auch hinsichtlich der Neuerungen im Gebiet der Flexions- und Stammbildungslehre um die Annahme nur zufälligen Zusammentreffens gar nicht oder nur schwer herumkommt. Ich gebe einige Beispiele.

Nachdem die ind. Volkssprachen die Dualflexion der Nomina aufgegeben hatten, wurde im Pāli die Form ubho = skr. ubhau für alle drei Ge-

schlechter gebraucht, wie im Lateinischen ambō als Mask. und Neutr., duō zugleich auch als Fem. fungierte (NEUE II², 145). Von ubho aber wurde ein Instr. Abl. ubhobhi und ein Lok. ubhosu und entsprechend im Prākrit von do = dvau ein Instr. dohim̤ und ein Abl. dohinto gebildet (LASSEN, INST. 318, E. KUHN, BEITR. ZUR PALI-GR. 91, TORP, DIE FLEXION DES PALI 20), ein Vorgang, der seine genaue Entsprechung in der Bildung von lat. duō-bus ambō-bus von duō ambō aus hat.

Der skr. Lok. Plur. yuvasu d. i. *yuvn̥-su von yuvan- wird im Pāli nach der Analogie der Kasus, die die Stammform yuvān- enthalten (wie Nom. Plur. yuvāno) zu yuvāsu umgestaltet. In gleicher Weise gingen im Griechischen die alten Lokative φρασί von φρήν, *τεκτασι von τέκτων, *ἀγκασι von ἀγκών[1] mit α = n̥ nach der Analogie der Kasus mit den Stammformen φρεν- τεκτον- ἀγκων- in φρεσί τέκτοσι ἀγκῶσι über. Vgl. auch ἡδέσι statt *ἡδύσι nach ἡδέ(F)-ες.

Die ursprüngliche Verteilung der verschiedenen Gestalten von -ter- (z. B. mā-ter- mā-tr̥- mā-tr- in dem Paradigma des Wortes Mutter) wurde in den verschiedenen Sprachzweigen vielfach gestört, indem die starke Stammform in das Gebiet der schwachen Stammformen eindrang oder umgekehrt. In diesen Neuerungen gingen die einzelnen Sprachen oft ohne jeden Zweifel unabhängig von einander denselben Weg. Z. B. Gen. Sing. gr. μητέρος, air. máthar (d. i. *māteros), lit. motèrs gegenüber den die alte Regel festhaltenden gr. μητρός, lat. mātris, got. fadrs, abaktr. brāthro; Gen. Plur. gr. μητέρων, air. máthar n-, abulg. materŭ, lit. moterú gegenüber den alten Formen gr. πατρῶν, lat. mātrum, got. fadrē, abaktr. dugedrām. Umgekehrt gr. θύγατρα, lat. frātrem, abaktr. brāthrem gegenüber den alten Formen gr. θυγατέρα, abaktr. brātarem u. s. w. Ähnliches läßt sich bei allen stammabstufenden Deklinationen beobachten; vgl. z. B. got. Gen. Plur. guman-ē (neben altem aúhsn-ē = aind. ukshn̥-ám) und griech. τεκτόν-ων (neben altem ἀρν-ῶν).

Im Slavischen werden die neutralen -es-Stämme vielfach nach der Analogie der -o-Stämme flektiert und umgekehrt, z. B. von slovo = gr. κλέFος Gen. slova statt slovese und von dělo 'Werk' (o-Stamm) Gen. dělese statt děla (SCHOLVIN, DIE DECLIN. IN D. PANNONISCH-SLOVENISCHEN DENKM. DES ALTKIRCHENSLAVISCHEN S. 15, 54). Den Anlaß zu diesen Neuerungen gab das Zusammenfallen der Endung des Nom. Akk. Sing. Eine gleichartige Vermischung derselben Stammklassen begegnet in den ind. Volkssprachen. Z. B. von mánas- (μένος) im Prākrit Lok. man̤e (skr. mánasi), von tápas- im Pāli Instr. tapena (skr. tápasā), umgekehrt im Jainaprākrit von joga- (skr. yóga-) Instr. jogasā (skr. yógena). Schuld an diesem Flexionstausch war die gleiche Gestaltung des Ausgangs des Nom. Akk. der neutralen -as-Stämme (tapo tápas) und des Nom. der männlichen a-Stämme (jogo yógas). S. LASSEN, INST. 316, E. MÜLLER 52, E. KUHN 78, TORP 28. Vgl. auch gr. σκότος σκότου und das später auftretende σκότος σκότους und lat. pondus -eris neben Abl. pondō (s. SAUSSURE, MÉM. SUR LE SYSTÈME PRIMITIF DES VOYELLES p. 79 f.).

[1] Vielleicht steckt *ἀγκασι noch in ἀγκάς, das bei HOMER sich überall ἀγκάσ' schreiben läßt (JOH. SCHMIDT, KUHNS ZTSCHR. XXV, 39), doch vgl. MORPH. UNTERS. III, 69.

Vielfach sind in verschiedenen Sprachgebieten konsonantische Stämme durch Suffix -o- erweitert worden. Z. B. wie got. nasjand-a- 'Heiland' (Nom. nasjands, Gen. nasjandis, Vok. nasjand u. s. w.), so abaktr. jaidhyan͂t-a- von jad- 'flehen, bitten' (Nom. jaidhyan͂to, Dat. jaidhyan͂tāi), prākr. carant-a- = skr. cárant- (Nom. caranto, Gen. carantassa u. s. w.). Wie die Verwandtschaftswörter im Westgermanischen großenteils in die Analogie der o- und ā-Stämme eintreten, z. B. ahd. Sing. Gen. bruoderes, Dat. bruodere, Plur. bruoderā, tohterā, ags. Sing. Gen. fäderes, Plur. fäderas u. s. w., so im Pāli Plur. Instr. pitarebhi, Gen. pitarānaṃ, Lok. pitaresu, abaktr. Plur. Akk. mātaras̃-ca.

Das Italische und das Baltisch-slavische erweitern die konsonantischen Stämme in gleicher Weise durch -i-: lat. homin-i-bus wie abulg. kamen-e-mŭ (kamen-ĭ-mŭ), lit. akmen-i-mus; lat. can-i-s wie lit. dial. szun-ì-s szunė̃s.

Im Griechischen und Litauischen sind mehrere Kasus des Pronominalstammes to- in die Analogie der nominalen o-Stämme eingetreten: Gen. Pl. Mask. τῶν (τούτων) und tú gegenüber aind. téshām, abulg. těchŭ, anord. þeira, apreuß. steison; Fem. Sing. Gen. τῆς und tós gegenüber aind. tásyās, got. þizōs; Dat. τῇ und taí gegenüber aind. tásyai, got. þizai.

Der lit. Nom. més 'wir' ist ebenso eine Neubildung nach dem Stamm ma- (Gen. máno u. s. w.) wie neugriech. ἐμεῖς 'wir' nach ἐμε-. Vgl. auch pāli mayaṃ = skr. vayám, prākr. vaaṃ.

In den an Zahlwörtern vorgenommenen flexivischen Neuerungen (s. Osthoff, morph. unters. I, 92 ff., Baunack, Kuhns ztschr. XXV, 225 ff.) treffen öfters verschiedene Sprachen zusammen. Z. B. wie im Indischen die alte Form ashṭaú 8 = gr. ὀκτώ u. s. w. nach saptá (sápta) 7, náva 9 und dáça 10 zu ashṭá (áshṭa) umgestaltet wurde, so entstand auch im Irischen ocht n- nach secht n-, nói n- und deich n-. Die gleiche Neuerung zeigen auch afries. ahtunda mhd. achtende (got. noch ahtuda), vulgärlat. Octember, abulg. Oktębrĭ statt lat. Octōber, gr. ὀκτά-κις und ὀκτά-πους statt ὀκτώ-πους. Alles dieses sind einzelsprachliche Neuerungen; ein uridg. ok'tm̥ (wie septm̥ u. s. w.) anzusetzen wird wohl niemand für gerechtfertigt halten.

Im Germanischen und Slavischen ging in gleicher Weise die Endung der 1. Sing. -mi der Verba ohne thematischen Vokal, welche in der ältesten Zeit des Sonderlebens dieser Sprachzweige den Verba mit thematischem Vokal fremd war, auf diese Verba über, z. B. ahd. salbōm habēm gibon, abulg. imamĭ, serb. djelam pletem. Vgl. morph. unters. I, 139. ff.

Wie im Pāli neben die 1. Sing. Opt. paceyya und paceyyaṃ = skr. páceyam die Form pace d. i. *pacem trat, wozu die Formen pace = skr. páces, pace = skr. pácet u. s. w. Anlaß gaben (vgl. E. Kuhn 105 f.), so trat im Griechischen an die Stelle von *φέρο(ι)α (= idg. bhéroi̯m̥) und neben φέροιμι, das selbst ebenfalls Neubildung ist, die Form φέροιν, die ein paarmal im Attischen nachweisbar ist.[1] An die Stelle der 3. Plur. Opt.

[1] Bei der Seltenheit der Form -οιν und in anbetracht der sogleich zu besprechenden 3. Plur. delph. φέροιν ist mir die von Osthoff, morph. unters. IV, 302 gegebene Erklärung unwahrscheinlich.

φέροιαν (elisch ἀποτίνοιαν) aus idg. bheroi̯-n̥t und neben das in MORPH. UNTERS. IV, 294 erklärte φέροιεν stellte sich im delphischen Dialekt die Form φέροιν nach dem Muster von ἔφερον; in analoger Weise entstand german. *beraind, got. baírain-a, statt *berai̯und.

Von Formen wie got. 2. Sing. Prät. vas-t fralaus-t löste sich -st als selbständiger Ausgang ab, so entstand saísō-st, im Ahd. kan-st, und vom Präteritum ging -st auf alle Tempora und Modi über: schon ahd. gibist neben gibis, ags. finde-st, nhd. gibst, findest u. s. w. In derselben Weise wurde im Griechischen die dem gotischen -t entsprechende Endung -θα (vgl. KLUGE, KUHNS ZTSCHR. XXVI, 90 f.) in den griechischen Perfektformen οἶσ-θα, ἠρήρεισ-θα, ἦσ-θα (vgl. MORPH. UNTERS. IV, 411) in Verbindung mit vorausgehendem σ zu einer neuen Personalendung, die auch auf andere Tempora und Modi überging, z. B. lesb. ἔχεισθα, homer. ἐθέλῃσθα, βάλοισθα, THEOGN. εἴησθα. Die Neubildung ags. nhd. findest für findis steht also mit lesb. ἔχεισθα für ἔχεις genau auf derselben Linie. Vgl. OSTHOFF, KUHNS ZTSCHR. XXIII, 319 ff., G. MEYER, GRIECH. GRAMM. § 448.

Die Reduplikationssilbe des Perfekts hatte in der idg. Grundsprache in allen Wurzelklassen den Vokal e: aind. babhúva, gr. πεφύασι, ἕσταμεν, böot. ἀποδεδόανθι, alat. pepugero, stetī, dedī, air. cechla audivi von Wzl. k'reu- 'hören' (WINDISCH, KUHNS ZTSCHR. XXIII, 239 ff. 245), sescaind scandit, got. skaískaid, faífāh. Vgl. JOH. SCHMIDT, KUHNS ZTSCHR. XXV, 32. 73. In gleicher Weise wurde nun im Arischen und im Lateinischen bei den u- und i-Wurzeln (im Latein auch in anderen Fällen) der Reduplikationsvokal an den der Wurzelsilbe angeglichen: aind. tutóda für *tatoda, riréca für *raréca = λέλοιπα, lat. pupugī für älteres pepugī, sciscidī für *scescidī (poposcī für peposcī, umbr. pepurkurent). Ebenso air. ro lil adhaesit wie aind. lilyé, falls nicht lil, was die ir. Lautgesetze zulassen, aus älterem *leli durch Infektion entstand (die 3. Plur. ro leltar adhaeserunt entscheidet natürlich nichts.)[1]

In der 2. Plur. der Tempora mit thematischem Vokal hatte dieser von Haus die Gestalt -e-: gr. φέρ-ε-τε, air. do-berid = *ber-e-te, got. baír-i-þ, abulg. ber-e-te. Im Westgermanischen und im Litauischen drang aus den Personen mit -o- (-a-) dieser Laut ein: ahd. wegat, lit. vė́żate.

Wie das skr. syām (= lat. siem, got. sijau) unter der Einwirkung der Präsensformen mit Stammform es- (ar. as-) im Pāli zu assam̦ wurde, so trat im Griechischen für *σιην *ἐσιην ein, woraus εἴην. Umgekehrt ging die starke Stammform es- unter der Einwirkung der schwachen s- ihres anlautenden Vokals verlustig im prākr. mhi d. i. *smi = skr. ásmi und im lat. und osk. sum d. i. *sm(i) aus *esmi; das von VARRO überlieferte esum statt sum scheint von ihm nur erschlossen zu sein, s. JORDAN, KRIT. BEITR. 136 ff. — Statt skr. itá = ἴτε von émi = εἶμι kam im Pāli etha, im Prākrit edha auf (-tha -dha ist die

[1] Die Ansicht HÜBSCHMANNS und KLUGES, von Wzl. bheid- (beißen) habe in der idg. Grundsprache der starke Stamm bhebhoid-, der schwache bhibhid- gelautet (KLUGE, BEITR. ZUR GESCH. D. GERM. CONJ. 53), ist wenig wahrscheinlich. Gesetzt indessen, sie träfe das richtige, so gingen Arisch, Lateinisch, Irisch wenigstens in dem Punkt zusammen, daß sie das i der schwachen Stammform in die starke übergeführt hätten.

nachträglich eingeführte primäre Personalendung), ebenso im Lateinischen eite īte. — Der nach der Analogie der Formen mit dadā- geschaffenen 2. Sing. Imper. dadāhi im Pāli — die ältere Sprache hat daddhí und dehí — entspricht die homerische Neubildung δίδωθι. Umgekehrt nach dadmás u. s. w. schon im Sanskrit vereinzelt dádmi statt dádāmi und häufiger im Pāli dammi (Kuhn 98, Torp 81), und in analoger Weise wurde im Baltisch-slavischen zu dem nach der Analogie von Sing. *dedō-mi aus ded- umgebildeten schwachen Pluralstamm dōd- (urbaltischslavisch 2. Plur. *dōste, 3. Plur. *dōdinti) ein Sing. *dōdmi geschaffen, lit. dúmi dústi, abulg. damĭ dastĭ (Mahlow, die langen vokale a e o 84). Näher noch liegt der Vergleich von ind. dádmi mit dem alit. demi desti d. i. *ded-mi *ded-ti von Wurz. dhē-. — Nach tastámbha: tastabhúr (vgl. πέπονθα: πεπαθυῖα) ist im Indischen zu babándha = got. band ein Plural *babadhúr = got. bundun anzunehmen; die dafür erscheinende Form babandhur ist dieselbe Neubildung wie unser banden statt bunden. Wie vedisch viveçur yuyopimá nach vivéça yuyópa für vivicúr yuyupimá eintraten, so gr. ἔοιγμεν ἐοίκαμεν nach ἔοικα statt *ϜεϜιγμεν (vgl. ἔικτον ἐίκτην und ἐπέπιθμεν) und εἰλήλουθμεν nach εἰλήλουθα statt *εἰλήλυθμεν (ἐληλύθαμεν). — Got. 1. Plur. Prät. skōbum ist eine Neubildung statt *skăbum nach dem Sing. skōf; ebenso lat. scābimus statt *scăbimus nach dem Sing. scābī. Vgl. gr. λέληκα: λελᾰκυῖα und ähnl. mit bewahrter Stammabstufung.

Wie die Inder statt *sīmá = lat. sīmus hd. sīm sīn die Form syā́ma nach der Analogie des Sing. syā́m einführten, so stellte sich im Griechischen in jüngerer Zeit εἴημεν nach εἴην neben εἶμεν = *ἐσῖμεν; εἴημεν deckt sich nach doppelter Umbildung der Grundform zufällig mit pāli assāma. Andererseits ist lat. sīs, das für siēs (= skr. syā́s) nach dem Muster von sīmus sītis gebildet wurde, mit dem ahd. as. sīs übereingekommen, das durch dieselbe Analogiewirkung aus *siēs umgeschaffen wurde; und im Gotischen hat sich zur 1. Sing. Opt. viljau nach dem Muster des Plur. vileima die 2. Sing. vileis gestellt, wie im Lateinischen velīs statt *veliēs nach velīmus gebildet wurde.

Neben dádhāti und dádāti schon im Vedischen vereinzelt Formen wie 3. Sing. dádhate, dádati, 3. Plur. ádadanta. Die Ebenbilder dieser sind lit. dedù und neugr. δίδω.[1] Entsprechend aind. tíshṭhati, lat. sistō, air. airissid perstatis aus *pari-sistite = lat. sistitis (Zimmer, kuhns ztschr. XXIV, 203) gegenüber gr. ἵστημι.

Im Gotischen stehen neben einander man munum (vgl. gr. μέμονα μέμαμεν), skal skulum und nam nēmum, stal stēlum. Die Formen nēmum stēlum sind Neubildungen nach dem Muster von sētum gēbum u. s. w. In gleicher Weise ist im Indischen nach der Analogie der Perfektklasse sasā́da: sedimá neben altem tatn-e (vgl. gr. τέτα-ται) die Form ten-é, neben mamn-āthe men-āthe und neben jajar-ur jer-úr, neben titir-ur ter-úr aufgekommen.

In den Formen wie σχοίην (lesb. ἀγαγοίην, λαχέην), πεποιθοίην, νικῴην =

[1] Altgr. τίθομαι τίθοιτο u. dgl. ist schlecht bezeugt.

νικαοίην, φιλοίην = φιλεοίην erscheint das -ιην der Verba auf -μι angefügt, ein Flexionswechsel, zu dem der Ausgang der 3. Plur., σχοῖεν = δοῖεν, den Anlaß gab. Ebenso wurde im Pāli zur 1. Sing. paceyya(ṃ) = skr. páceyam und zur 3. Plur. paceyyuṃ = skr. páceyur eine 3. Sing. paceyya statt pace (= skr. pácet) und eine 1. Plur. paceyyāma statt skr. pácema neu gebildet, vgl. 1. Sing. assaṃ 3. Plur. assu(ṃ) neben 3. Sing. assa 1. Plur. assāma. Wahrscheinlich ist das -yā- von syám auch in den mit Primärendung versehenen Formen 2. Sing. paceyyāsi 2. Plur. paceyyātha enthalten. Vgl. E. Kuhn 102 ff., Torp 82 ff.

Wie zu dadhāmi im Pāli ein Fut. dadhassati d. i. *dadhāsyati, so bei Homer zu δίδωμι die Futurform διδώσω.

Aind. pṛcchāmi und lat. poscō beruhen auf idg. *pṛk'-skó; die Wurzel ist prek'- (aind. praç-ná-, prakshyā́mi, lat. prec-or). Die durch die konsonantischen Assimilationen bewirkte Verundeutlichung der Präsensform ließ im Indischen das Perfekt papráccha, im Lateinischen das Perfekt poposcī aufkommen.

In mehreren griechischen Dialekten ist Fut. πράξω nach der Analogie von τενέω = *τενεσω zu πραξέω umgeändert worden. Parallel damit geht im Pāli die Umbildung des Futurs dakkati = skr. drakshyáti zu dakkissati (gleichsam skr. *drakshyishyati) nach dem Vorbild der Formen wie gamissati = skr. gamishyáti (E. Kuhn 116).

5.

Ferner hat man die Übereinstimmung benachbarter Sprachen in **syntaktischen Erscheinungen** als Kriterium engerer Verwandtschaft benutzt.

Daß es im **Griechischen** und **Italischen** weibliche o-Stämme gibt, wie ἡ φηγός und haec fāgus, ist oft als Beweis für die engere Beziehung der beiden Sprachen zu einander angesehen worden. Die ratio dieses Geschlechtswechsels — denn die o-Stämme waren von Haus aus nur maskulinisch-neutrisch, gleichwie die ā-Stämme nur feminin waren — ist von mir im Liter. Centralbl. 1878, S. 983 f., danach auch von Delbrück, Synt. Forsch. IV, 12 f. dargelegt worden; vgl. auch Verf. Fleckeis. Jahrbb. 1880, S. 660 f., M. Ruge, Bemerk. zu den griech. Lehnwörtern 1881, S. 13. Danach ist es eine Genusveränderung, die ganz parallel geht der im Slavischen, Griechischen und Lateinischen vorfindlichen, zuerst von Joh. Schmidt richtig gedeuteten Erscheinung, daß weibliche ā-Stämme sich mit Attributen in maskuliner Form verbinden. So gut nun letzterer Geschlechtswechsel auf verschiedenen Gebieten selbständig vor sich ging (das Griechische und Lateinische rechne man dabei immerhin gegenüber dem Slavischen als Einheit), so konnte sich auch jene Verweiblichung der o-Stämme im Griechischen und im Italischen unabhängig von einander vollziehen.

Im **Germanischen** und **Baltisch-slavischen** haben die Präsentia mit Nasalsuffix oder -infix inchoative und intransitive Bedeutung, wie abulg. vŭzbŭną und lit. pa-bundù 'ich erwache', got. us-geisna 'ich erschrecke'. Ob diese von Joh. Schmidt Verwandtsch. 8 erwähnte Gemeinsamkeit für die Ver-

wandtschaftshypothesen von Beweiskraft ist, ist unklar, weil die Geschichte dieser nasalen Präsensstammklassen noch in vielen Beziehungen im Dunkel liegt. Ähnlich steht es, um dies hier anzufügen, mit dem germ.-slavischbaltischen Suffix -isko-, got. barnisks 'kindisch', lit. tėviszka-s 'väterlich', abulg. žensků 'weiblich'. Daß dieses Suffix das gr.-lat. -iko-s mit eingeschobenem s sei, ist eine durch nichts wahrscheinlich zu machende Annahme. Man wird vorläufig wohl bei Schleichers Ansicht bleiben müssen, daß unser -isko- mit dem gr. -ισκο- von παιδίσκος, στεφανίσκος u. a. identisch ist, dann handelt es sich nur um eine Funktionsdifferenz, und wie diese aufzufassen ist, hat die Zukunft zu lehren. Da das deutsche -iska- höchst wahrscheinlich in die romanischen Sprachen übertragen wurde (z. B. ital. bambinesco 'kindisch', span. arenisco, Diez II⁴, 388 f.), so ist auch die Möglichkeit nahe gelegt, daß die Slaven das Suffix von den Germanen entlehnten oder umgekehrt.

Die Bildung des bestimmten Adjektivs im **Baltisch-slavischen** (abulg. dobry-jĭ, lit. geràs-is) hat, worauf Schmidt, Verwandtsch. 5 aufmerksam macht, ihre nächste Parallele an einem Gebrauch des Pronomens ya- im **Iranischen**: abaktr. kharem yim ashavanem 'den heiligen Esel'. Nach dem, was jetzt in bezug auf die Entwickelungsgeschichte des baltisch-slav. bestimmten Adjektivs festgestellt ist (s. Leskien, Dekl. 130 ff.), ist der Vergleich zutreffend und die Übereinstimmung jedenfalls beachtenswert. —

Ich zweifle nicht daran, daß tiefer dringende Forschung auf dem Gebiet der vergleichenden Syntax noch manche besondere syntaktische Übereinstimmungen zwischen benachbarten Sprachen aufdecken wird. Aber sicher ist auch, daß die idg. Sprachen auch auf diesem Gebiet oft unabhängig von einander dieselben Neuerungen vorgenommen haben. Dafür ein paar Beispiele.

Im Griechischen hat öfter der Nom. Plur. die Funktion des Akk. Plur. mit übernommen, z. B. attisch βασιλῆς und βασιλεῖς, elisch χάριτερ; dieselbe Erscheinung zeigen die a-, i- und u-Stämme im Westgermanischen, z. B. ags. dagas gegenüber got. dagōs dagans. — Russ. batjuško, der Vokativ von batjuška 'Väterchen', fungiert zugleich als Nominativ; ebenso sind die gr. Nominative Mask. auf -ă wie μητίετα, εὐρύοπα, ἱππότα der Form nach Vokative (s. Morph. unters. II, 199, Vetter, zur gesch. d. nominalen dekl. im russischen 1883, S. 48).

Der im Griechischen und im Indischen auftretende sog. Genetivus absolutus ist dadurch zustandegekommen, daß ein nominaler oder pronominaler Genitiv, mit dem sich ein appositives Partizip verband, mit diesem aus dem grammatischen Zusammenhang ausschied und sich selbständig machte (s. Classen, beobachtungen über den Homer. sprachgebrauch 1867, S. 160 ff., de Saussure, de l'emploi du génitif absolu en sanscrit 1881). Die Geschichte dieser Konstruktion in den beiden Sprachgebieten, namentlich das späte Auftreten derselben im Indischen, zeigt aber, daß ein Zusammenhang nicht besteht.

Die Entwickelung des Demonstrativpronomens so sā tod (aind. sa sā tad, gr. ὁ ἡ τό etc.) zum Artikel im Indischen, Griechischen und Germanischen gehört, wie der Gebrauch dieses Pronomens im ältesten Sanskrit und im ältesten Griechisch lehrt, dem Einzelleben der Sprachen an.

Von den zwei Hauptbedeutungen, die das Perfekt in den idg. Sprachen

aufweist, der als Perfectum praesens (intensivum) und der als Perfectum historicum, darf die zweite, die aus der ersten entstand, deshalb nicht für urindogermanisch gelten, weil sie im Griechischen erst in sehr später Zeit, jedenfalls nicht vor dem alexandrinischen Zeitalter auftritt. Wir finden die präteritale Bedeutung, das historische Perfektum, im Arischen, Lateinischen, Keltischen und Germanischen schon von Anfang der historischen Überlieferung neben der alten präsentischen Bedeutung[1], und man muß wenigstens im Arischen die Funktion als Tempus der Vergangenheit (DELBRÜCK ALTIND. TEMPUSL. S. 101 ff., BARTHOLOMAE DAS ALTIRAN. VERB. S. 237 ff.) selbständig und unabhängig von der gleichartigen Entwickelung im Westen aufgekommen sein lassen.

Das aind. çakya- 'möglich, thunlich' hat eine unpersönliche Konstruktion, z. B. RĀM. 3, 41, 21 (GORR.) na çakyam rakshitum prāṇān, und eine persönliche, z. B. Ind. Spr. [2] No. 1870 kṛtāntavihitam karma yad bhavet pūrvanirmitam | na çakyam anyathā kartum piṇḍitais tridaçair api, wörtlich 'Eine vom Schicksal angeordnete That, die vorher schon bestimmt ist, ist nicht möglich selbst von allen Göttern zusammen abgeändert zu werden'. Durch eine Vermischung von beiden Konstruktionen entsteht nun die Konstruktion wie z. B. ÇĀK. p. 63, 4 (BURKH.) çakyam aravindasurabhir an'gair anan'gataptair aviralam ālin'gitum pavanaḥ 'Der lotusduftende Wind kann von meinen liebesgequälten Gliedern fest umfangen werden' (wörtlich: δυνατὸν περιπλέκεσθαι ὁ ἄνεμος). Ebenso ist die analoge Konstruktion von yukta- entsprungen in der Prākritstelle ÇĀK. p. 69, 10 tā juttam se ahilāso ahiṇandidum (skr. tad yuktam asyā abhilāsho 'bhinanditum) 'Daher ist es angemessen, ihr Verlangen gut zu heißen'. Vgl. HÖFER, ZTSCHR. F. D. WISS. D. SPR. II, 181 ff. In derselben Weise vereinigen sich in russisch-litauischen Mundarten die beiden Wendungen sunkùs iszgy'dyt szìtas żmogùs (schwer zu heilen ist dieser Mensch) und sunkù iszgy'dyt szìtą żmógų (es ist schwer, diesen M. zu heilen) zu der neuen Wendung sunkù iszgy'dyt szìtas żmógus. Vgl. LESKIEN-BRUGMANN, LIT. VOLKSL. U. MÄRCHEN 323. Daß diese litauische Neuerung in direktem historischem Zusammenhang mit der gleichartigen indischen stehe, daran ist nicht zu denken.

Der Bildung des Futurums mit habēre im Romanischen, z. B. ital. canterò = cantar ho (DIEZ II[4], 120), entspricht das Futurum mit imeˇti 'haben' im Slavischen, z. B. abulg. piti imamĭ 'ich werde trinken', kleinruss. pysaty mu 'ich werde schreiben' (MIKLOSICH III[2], 127, 285; IV, 863 f.).

Das Demonstrativpronomen to- (idg. so sā tod, gr. ὁ ἡ τό) ist auf griechischem und auf germanischem Boden zum satzverbindenden Relativum geworden: Il. A 388 αἶψα δ' ἀναστὰς | ἠπείλησεν μῦθον, ὃ δὴ τετελεσμένος ἐστί = Er sprach ein drohendes Wort, das nun vollendet ist.

6.

Es bleibt nun noch ein Wort über die Übereinstimmungen im **Wortschatz** zu sagen. Um die engere Verwandtschaft benachbarter Sprachen

[1] Im Irischen liegt diese letztere z. B. noch vor in adgén sa (cognovi) cod. Wirc., WINDISCH, KUHNS ZTSCHR. XXIII, 219.

darzuthun, hat man vielfach Sammlungen von solchen Wörtern angelegt, die sich nur in diesen zu besonderer Einheit zusammengefaßten Sprachen finden oder in diesen eine Bedeutungsentwickelung aufweisen, die in den andern Sprachen nicht vorkommt. Daß diese Sammlungen Resultate ergeben hätten, die die angenommenen engeren Verbände wirklich erwiesen, wird heute wohl niemand behaupten wollen. Das Ungenügende tritt in mehreren Beziehungen zu Tage. Hervorgehoben ist schon von andern, daß Vergleichungen des Wortschatzes 'sehr veränderlich und abhängig sind von der veränderlichen und vermehrbaren etymologischen Erkenntnis und bei verschiedenen Sammlern zu recht verschiedenen Resultaten führen' (LESKIEN, DEKL. p. XXIII); daß immer die Möglichkeit offen gehalten werden muß, daß ein Wort, das wir nur in einigen Sprachen finden, in den andern auch vorhanden gewesen, aber ausgestorben ist; und daß sich in großer Anzahl auch solche Wörter beibringen lassen, die nur in geographisch getrennten, weder von den Anhängern der Stammbaumhypothese noch von SCHMIDT näher zusammengebrachten Sprachen sich vorfinden, z. B. aind. kakúd- f. 'Kuppe, Gipfel, jede hervorragende Spitze' kukúdmant- 'gipfelnd' = lat. cacūmen, aind. çaphá- 'Huf' = ahd. huof, gr. ἕλκω 'ziehe' = lit. vełkù, lat. juventa = got. junda.[1] Dazu kommt, daß wir gar nicht wissen, wie oft in vorhistorischen Zeiten eine Sprache von der benachbarten entlehnt hat. Bedenkt man, an wie vielen Punkten des idg. Sprachengebietes in den historischen Zeiten Wortentlehnungen in mehr oder minder großem Umfang stattgefunden haben, so ist es wenig wahrscheinlich, daß in den vorhistorischen Zeiten nur so wenige Wortübertragungen sollten vorgekommen sein, als man bis jetzt mit Hilfe der Lautgesetze oder sonstwie ermittelt hat. SCHMIDT sagt S. 35 richtig: 'Die Worte, welche entlehnt wurden, da die miteinander in Austausch tretenden Sprachen einander noch näher standen als in historischer Zeit, vor Eintritt der später das Kriterium der Entlehnung gebenden Lautgesetze, oder deren Formen sich mit den Lautgesetzen beider in Frage kommenden Sprachen vertragen, diese Worte von den urverwandten zu scheiden sind wir bis jetzt noch außer Stande.' Es ist daher wahrscheinlich, daß in den Wörtersammlungen, die den näheren Zusammenhang zweier benachbarter Sprachen darthun sollen, manche Wortvergleichung unterläuft, die beiseite bleiben müßte, weil das betreffende Wort auf der einen Seite Fremdwort ist. Und in manchen Fällen darf man eben in diesem Betracht gewiß manche Wortzusammenstellung beanstanden, der in Ansehung der Verwandtschaftsverhältnisse Beweiskraft beigemessen wird. Namentlich gilt dieses von den Übereinstimmungen in Zahlwörtern. JOH. SCHMIDT S. 22 sieht die gemeinsame Benennung der

---

[1] Wörter und Wurzeln, die das Italische allein mit den nordeuropäischen Sprachen teilt, stellte LOTTNER, KUHNS ZTSCHR. VII, 179 zusammen, germanisch-arische und lateinisch-arische Wörter SCHMIDT, VERWANDTSCH. 50 und 65 und FICK, DIE EHEMALIGE SPRACHEINHEIT 41 und 144. Nach FICK erweist sich auf Grund des Wortschatzes das Germanische als genau ebenso nahe dem Arischen stehend als die baltisch-slavischen Sprachen, und das Verhältnis der italisch-arischen zu den griechisch-arischen Wurzeln und Wörtern stelle sich zwar etwa wie 1 zu 2, aber das lasse sich daraus erklären, daß der griechische Sprachschatz überhaupt ein doppelt so reicher sei als der italische.

Zahl 1000 in den beiden nordeuropäischen Zweigen (got. þūsundi, lit. túkstantis, abulg. tysąšta) und im Griechisch-Arischen (gr. äol. χέλλιοι d. i. *χεσλιοι, aind. sa-hasra-) als ein wichtiges Zeugnis für nahe Verwandtschaft an. Vor ihm hatte LOTTNER (KUHNS ZTSCHR. VII, 24) geurteilt, die Übereinstimmung im Worte tausend reiche hin, die Behauptung einer slavisch-germanischen Grundsprache zu sichern (vgl. auch SCHLEICHER, BEITR. I, 14). Aber BOPP, VERGL. GRAMM. II³, 91 vermutet, daß das Wort tausend von den baltisch-slavischen Sprachen aus dem Germanischen entlehnt sei, und SCHERER, Z. G. D. D. SPR.², 590 vermutet ebenfalls Entlehnung, nur in umgekehrter Richtung. Entlehnungen sind gerade bei Zahlwörtern vielfach nachweisbar; so stammen armen. hazar (HÜBSCHMANN, KUHNS ZTSCHR. XXIII, 403), krimgot. hazer, magy. ezer, nslov. kroat. jezero vom abaktr. hazanˊrem, npers. hazār 1000; nslov. tauzˇent (neben jezero) von unserm tausend; serb. hiljada, bulg. hiljad vom gr. χιλιάς; russ. sórok 40 vom ngr. σαράκοντα; krimgot. suda 100 gehört entweder zunächst zu abulg. sŭto, mit dem es im Vokal der ersten Silbe auffallend zusammenstimmt, oder zum abaktr. satem[1]; unser dutzend, million, korn. mylyon aus dem Romanischen; ebendaher das kymr. vyrd 10000 = myrias (Z.² 321), und auch air. míle, kymr. mil 1000 ist nach EBEL, KUHN-SCHLEICHERS BEITR. I, 432 möglicher Weise mit lat. mille nicht urverwandt, sondern dem Lateinischen entlehnt. Bedenkt man nun, einen wie regen Verkehr zwischen den germanischen und slavischen Stämmen die zahlreichen schon in vorhistorischer Zeit herübergekommenen germanischen Lehnwörter im Slavischen voraussetzen[2], so sehe ich nicht, wie die Übereinstimmung der nordeuropäischen Sprachen im Wort tausend als ein ʻwichtiges Zeugnisʼ für engere Verwandtschaft hingestellt werden könne. Ebensowenig kann aber auch der Gleichung sa-hasra- = χέλλιοι in Ansehung der griechisch-arischen Gemeinschaft ʻerhebliche Beweiskraftʼ zuerkannt werden. Wie sich lit. -lika in vënuᵒ́-lika 11 und dvý-lika 12 u. s. w. zu got. -libi- (tvalif tvalibim 12) verhält, mit dem es oft zusammengestellt worden ist (SCHMIDT S. 7), ist noch rätselhaft. -lika kann von alit. liekas (lėkas) ʻder elfteʼ und weiter von lëkù ʻlasseʼ schlechterdings nicht getrennt werden (s. SMITH in KUHN-SCHLEICHERS BEITR. I, 507, BEZZENBERGER, BEITR. Z. G. D. L. SPR. 184), dem lit. lëkù entspricht got. leihva, und so müßte nun auch -libi- zu dieser Wurzel gehören. Nun kommen zwar Labialisierungen der uridg. k²-Laute im Germanischen unzweifelhaft vor, wie vulfs statt *vulhva-z = lit. vìłkas (vgl. FICK, BEZZ. BEITR. V, 169, wo indeß die meisten Beispiele unsicher sind), aber das germanische līhvan zeigt nirgends f bez. b als Vertreter des idg. k² (vgl. Partic. as. far-liwan, ags ligen). -libi- ist daher mit GRIMM, GRAMM. II, 946 zu bi-leiban ʻbleibenʼ zu ziehen, das man freilich von derselben Wurzel leik²- hat herleiten wollen, das aber richtiger mit lit.

[1] Vielleicht ist auch abulg. sŭto gar kein echt slavisches Wort. Nach slav. Lautgesetzen wäre bekanntlich *sęto zu erwarten. Ist sŭto nicht, zunächst aus *sotó hervorgehend, aus dem Iranischen herübergekommen?

[2] Z. B. abulg. chlěbŭ Brot = got. hlaifs, chyzŭ Haus, gonĭsti σώζεσθαι = got. ganisan. S. MIKLOSICH, DIE FREMDWÖRTER IN DEN SLAV. SPRACHEN, DENKSCHR. DER WIENER AKAD. D. WISS. XV, 73 ff.

limpù aind. limpámi 'kleben' zusammengestellt wird (FICK, I³, 194). Man darf also, wie die Dinge liegen, nur einen Parallelismus der Bedeutungsentwickelung bei verschiedener Wurzel annehmen, einen Parallelismus, der allerdings so auffallend ist, daß man an bloß zufällige Übereinstimmung nicht glauben mag. Vgl. noch RUMPELT, DIE DEUTSCHEN PRONOMINA UND ZAHLWÖRTER 145 ff. und SCHERER Z. G. D. D. SPR.² 584.

7.

Ehe ich aus dem bisher dargelegten die Schlußkonsequenzen ziehe, muß ich noch einem Einwand begegnen, den man mit Rücksicht auf einige von mir oben als zufällig bezeichnete Übereinstimmungen zwischen geographisch getrennten Sprachen erheben könnte. Ich nahm an, z. B. die germanisch-armenische Verschiebung der idg. Mediae zu Tenues wie in got. taíhun, armen. tasn = aind. dáça, die litauisch-griechische Umgestaltung des Gen. Plur. des Pronominalstammes to- nach dem Muster der nominalen Deklination (tú und τῶν gegenüber aind. téshām), die griechisch-italisch-slavische Maskulinisierung von ā-Stämmen (νεανίας, scrība und sluga), seien unabhängig von einander erfolgt. Man könnte nun einwenden, möglicherweise hätten in einer vorhistorischen Zeit die Germanen einmal eine Zeit lang neben den Armeniern gesessen, damals mit ihnen gemeinsam die Verschiebung der Mediae vorgenommen und dann sich von ihnen getrennt, ebenso hätten die Griechen einmal sich mit den Litauern berührt und damals gemeinschaftlich mit ihnen den Gen. Plur. *tōm (horum) gebildet, und so in den andern entsprechenden Fällen. Prinzipiell ist derlei gewiß denkbar. Aber wer wollte sich zu den Konsequenzen verstehen? Es wäre leicht, einem auf diesem Wege das Zugeständnis abzuzwingen, daß in vorhistorischen Zeitläufen die verschiedenen Stämme und Stammesgruppen in einem fortwährenden Hin- und Herwandern die Kreuz und die Quer, von einem Ende des idg. Sprachgebietes zum andern müßten begriffen gewesen sein. Und womit wäre das wahrscheinlich zu machen? Um indessen selbst diesem Einwand, den jemand vielleicht gegen die Annahme der Zufälligkeit der Übereinstimmung erheben könnte, die Spitze bieten zu können, habe ich oben vorzugsweise auf solche Gemeinsamkeiten hingewiesen, deren Zufälligkeit sich darin deutlich dokumentiert, daß wenigstens auf dem einen der Sprachgebiete die Neuerung erst in einer jüngeren Periode der geschichtlichen Zeit ins Leben getreten ist, z. B. lat. pupugī für älteres, historisch nachweisbares pepugi gegenüber aind. tutóda. Und die Beispiele für solche Gemeinsamkeiten ließen sich, wie jeder Kenner der idg. Sprachen leicht sieht, ohne große Mühe noch beträchtlich vermehren.

8.

Rekapitulieren wir nun kurz. Bei der Frage, ob zwei Sprachen innerhalb eines größeren Sprachenverbandes eine engere Einheit bilden, können nur solche Übereinstimmungen in Betracht kommen, die sich als gemeinsam vollzogene **Neuerungen** darstellen. Hier ist man aber auf Schritt und Tritt der

Gefahr ausgesetzt irre zu gehen, einerseits weil verwandte Sprachen oft ganz unabhängig von einander denselben Weg der Neuerung betreten, anderseits, und das betrifft besonders die lexikalischen Übereinstimmungen, weil oft eine Sprache von der andern entlehnt und uns die Mittel fehlen, um alle in vorhistorischen Zeiten geschehenen Entlehnungen als solche zu erkennen.

Nun wird man fragen: wenn es so steht, wenn untrügliche Anzeichen näheren Zusammenhangs irgend welcher von den sieben Hauptzweigen des idg. Sprachstammes nicht vorhanden sind, woher hat man denn das Recht die iranischen Dialekte und das Indische, die baltischen und die slavischen Dialekte, und weiterhin die griechischen, die italischen, die keltischen und die germanischen Mundarten zu je einer besonderen Einheit zusammenzuschließen? Worauf gründet sich hier, im engeren Kreis, die Überzeugung von näherer Gemeinschaft?

Hierauf ist zu antworten: **Es ist hier nicht eine einzelne und sind nicht einige wenige auf zweien oder mehreren Gebieten zugleich auftretende Spracherscheinungen, die den Beweis der näheren Gemeinschaft erbringen, sondern nur die große Masse von Übereinstimmungen in lautlichen, flexivischen, syntaktischen und lexikalischen Neuerungen, die große Masse, die den Gedanken an Zufall ausschließt.**

Wenn Delbrück, Einleitung in das Sprachstudium S. 136 sagt, daß die iranisch-indische Gruppe 'schon durch die gemeinsame Verwandlung des alten e in a zusammengehalten werde', so kann ich dem nicht beistimmen. Eine solche Gemeinsamkeit für sich allein kann sehr wohl zufällig sein. Aber es kommen sehr zahlreiche andere hinzu (die sich jeder ohne große Mühe selbst zusammensuchen kann), und eben diese große Anzahl liefert den Beweis. So würde auch für die baltisch-slavische Einheit z. B. die Erweiterung der konsonantischen Stämme durch -i- in den Kasus mit konsonantisch anlautenden Kasusendungen (lit. akmen-i-sè = abulg. kamen-ĭ-chŭ u. s. w.) für sich allein, für die Einheit der germanischen Dialekte z. B. die Lautverschiebung für sich allein kein ausreichender Beweis sein. Es treffen hier und in den analogen Fällen zahlreiche Übereinstimmungen zusammen, und es sind ihrer in manchen Fällen so viele, daß man bei Betrachtung von Sprachproben schon auf den ersten Blick die Überzeugung engeren Zusammenhangs gewinnt; namentlich tragen hierzu vielfach die zahlreichen lexikalischen, insonderheit die semasiologischen, Übereinstimmungen bei.

Man suche also, will man die Annahme von Einheiten wie der germanisch-baltischslavischen und griechisch-italischen aufrecht erhalten, die Zahl der bis jetzt vorgebrachten gemeinsamen Neuerungen, deren überall nur sehr wenige sind nach unserem heutigen Wissen, wesentlich zu erhöhen. So lange ihrer nur so wenige sind, hat man kein Recht engere Gemeinschaft zu statuieren, und ich fürchte, daß, mit Absehung vom Keltisch-italischen, es nie gelingen wird, das auch nur einigermaßen wahrscheinlich zu machen, was früherhin vielen bereits als erwiesen galt. Das Keltische und Italische nehme ich deshalb aus, weil hier ein paar bedeutsame Übereinstimmungen, vor allem das b-Futurum, bereits nachgewiesen sind, und es zugleich sehr wohl möglich ist, daß die fortschreitende Aufhellung der Geschichte der keltischen Sprachen

noch so viele keltisch-italische Gemeinsamkeiten zu Tage fördern wird[1], daß damit der engere Verband mindestens wahrscheinlich zu machen ist.

Können die zwischen Arisch und Baltischslavisch, zwischen diesem und Germanisch u. s. f. bestehenden Gemeinsamkeiten in der oben dargelegten Weise als zufällig gelten, so sind sie auch kein Beweisgrund mehr für die Ansicht, daß die idg. Ursprache schon vor der ersten Abtrennung eines Volksteiles dialektische Verschiedenheiten besaß. Diese Ansicht trifft ohne Zweifel das richtige, aber sie kann sich vorläufig nur auf die allgemeine Erwägung stützen, daß die Sprache eines einigermaßen zahlreichen Volksstammes, die eine längere Entwickelung hinter sich hat, ohne mundartliche Differenzen überhaupt nicht denkbar ist (s. Joh. Schmidt, vokal. II, 186, Bréal, journal des sav. 1876, p. 633, Paul, principien 241, Delbrück, einleitung 136).[2]

9.

Noch ein Punkt bedarf einer kurzen Erläuterung, der engstens mit den obigen Darlegungen zusammenhängt und für die Rekonstruktion der idg. Grundformen von Bedeutung ist. In wie vielen von den sieben Hauptzweigen muß eine Spracherscheinung nachgewiesen sein, um als urindogermanisch gelten zu können? Diese Frage war, wie Joh. Schmidt S. 29 richtig bemerkt, nicht schwer zu entscheiden, so lange man sich der Spaltungshypothese gemäß die nach rückwärts konvergierenden Linien eines mehrfach verästeten und verzweigten Stammbaumes zeichnete. Heute kann man zunächst nur sagen, die Wahrscheinlichkeit dafür, daß man es mit einer urindogermanischen Form oder Gebrauchsweise zu thun habe, wächst mit der Zahl der Sprachen, in der sich eine Spracherscheinung vorfindet. Zugleich aber wird man auch sagen dürfen, je weiter die Sprachen, in denen dieselbe Erscheinung vorkommt, geographisch von einander abliegen, um so sicherer geht man in der Zuerteilung urindogermanischen Adels. Denn daß dieselbe Form in mehreren Sprachen zugleich auftritt, beruht gewiß in nicht wenigen Fällen auf Entlehnung in vorhistorischer Zeit, und mit der geographischen Trennung verringert sich die Wahrscheinlichkeit der Entlehnung.

Es muß aber auch die besondere Qualität der Erscheinungen in Betracht gezogen werden, wenn es sich darum handelt, zu entscheiden, ob sie urindogermanisch sind oder nachursprachlich, und hier kann der Fall eintreten, daß Majorität gar nichts besagt.

Vor allem gilt dies von den Lauterscheinungen. Wenn man z. B. das

---

[1] Vgl. z. B. den noch rätselhaften Gen. Sing. der o-Stämme: air. maic ogm. maqi filii und lat. equī.

[2] Bréal an der im Text angeführten Stelle meint, die zwischen aind. nakhá- und gr. ὄνυχ- ahd. nagal, zwischen gr. θεός und lat. deus, zwischen gr. θύρα und aind. dvār- bestehenden Konsonantendifferenzen seien ohne Zweifel zu erklären 'par le mélange des dialectes au sein de la langue mère'. Ich kann mich hiervon nicht überzeugen. Auch hinsichtlich der zwischen aind. ahám mit h und gr. ἐγώ mit γ hervortretenden Verschiedenheit, die bekanntlich auch noch in einigen andern Fällen vorhanden ist, würde ich den Rekurs auf die Dialekte der idg. Grundsprache vorläufig nicht hinreichend gerechtfertigt finden.

bh von aind. bhárāmi bhávāmi bhrâtar- u. s. w., obwohl dieser Laut in keiner anderen idg. Sprache wiederkehrt und zwei Sprachen, Griechisch und Italisch, dafür die Tenuis aspirata (gr. φέρω, urital. *pherō) und fünf Sprachen, Keltisch, Germanisch, Baltisch-slavisch, Armenisch, Iranisch, dafür die Media (air. berim, got. baíra, abulg. bera̧, armen. berem, abaktr. barāmi) aufweisen, für den urindogermanischen Laut hält, so geschieht dieses auf Grund von lautphysiologischen Erwägungen, an deren Berechtigung niemand zweifelt. Auch auf dem Gebiet der Stammbildung und Flexion ist oft nicht die Rücksicht auf die Majorität der Sprachen maßgebend, sondern die Rücksicht darauf, ob eine Bildung leicht als Neubildung einer nachursprachlichen Periode angesehen werden kann oder nicht. Obwohl z. B. das reduplizierte Präsens von stā- 'stehen' in drei Sprachen, im Arischen, Italischen und Keltischen, in einer Form auftritt, als deren indogermanische Grundgestalt man 1. Sing. *stistō, 3. Sing. *stisteti, anzusetzen hätte, so betrachtet man doch auf Grund des einen griechischen ἵστημι als idg. Grundform *stistāmi, 3. Sing. *stistāti[1], und nimmt an, daß diese Form in jenen drei Sprachen Umbildung nach Analogie der Verba wie *bherō erfahren hat. Höchstens kann man in solchen Fällen darüber zweifelhaft sein, ob nicht die Neubildung sich bereits in der idg. Ursprache neben die ältere Form gestellt hatte. In unserem Fall würde dann das Griechische von den beiden uridg. Formen nur die alte Form, das Arische, Lateinische, Keltische nur die Neubildung, die übrigen Sprachen keine von beiden erhalten haben. Man wird aber gut thun, bei Formen, die sich mit Wahrscheinlichkeit als nach dem Muster anderer Formen vollzogene Umbildungen älterer ebenfalls noch irgendwo nachweisbarer Formationen erweisen, auch wenn sie in mehreren Sprachen zugleich auftreten, mit der Zurückverlegung in die Periode der idg. Urgemeinschaft zurückhaltend zu sein, um so zurückhaltender, je näher es lag, die Neubildung vorzunehmen. Denn verlege ich diese in die idg. Ursprache, so fälle ich ein Urteil, das für sämtliche idg. Sprachen Konsequenzen hat, und irre ich hier, so ist der Fehler schwerer gut zu machen als wenn ich irrig die Neuerung erst auf dem Boden der Sprachen eingetreten sein lasse, in denen die Form thatsächlich vorliegt. Ich halte es also für vorsichtiger, aind. tishṭhati, lat. sistit air. airissid = *pari-sistite als nachursprachliche Neubildungen zu betrachten; Anlässe zur Umbildung der alten Form *stistāti waren in jeder der drei Sprachen vorhanden. Ebenso schreibe ich den von den Pronomina herübergekommenen Ausgang -oi des Nom. Plur. der nominalen o-Stämme im Griechischen, Lateinischen, Keltischen und Slavischen (λύκοι, poploe fir, vlŭci), neben dem der ursprüngliche Ausgang -ōs noch im Arischen, Oskisch-umbrischen und Germanischen vorliegt (vr̥kās, Núvlanús, vulfōs), noch nicht der idg. Grundsprache zu. Diese Vorsicht muß auch auf dem Gebiet der Syntax walten. Ich wage es z. B. nicht, den Gebrauch des Perfekts als erzählendes Tempus (Perfectum historicum), obgleich er im Arischen, Italischen, Keltischen und Germanischen vorliegt, für bereits urindogermanisch

[1] Nach OSTHOFF in PAUL-BRAUNES BEITR. VIII, 540 ff. vielmehr *sistāmi *sistāti, auf welche Differenz hier nichts ankommt.

auszugeben. Denn man würde zu der bedenklichen Annahme genötigt sein, das Griechische habe in vorhomerischer Zeit diesen Gebrauch verloren und erst in der nachklassischen Zeit wieder neu entwickelt.

Jedenfalls ist es bei dem gegenwärtigen Stand der Frage nach der inneren Gliederung des idg. Sprachstammes außerordentlich schwierig, allgemeingiltige Normen ausfindig zu machen, nach denen man bestimmen könnte, was jedesmal für ursprachlich zu halten sei, was nicht. In sehr vielen Fällen wird man sich vorläufig einfach mit einem non liquet bescheiden und auf die Aufschlüsse rechnen müssen, die unsere rüstig fortschreitende Wissenschaft künftig geben wird.

Leipzig, Mai 1883.

Karl Brugmann.

Nachträge.

Zu § 1 Anfang. Durch den mir soeben zukommenden Aufsatz von Gustav Meyer die stellung des albanesischen im kreise der idg. sprachen (Bezzenbergers beitr. VIII h. 3) scheint erwiesen zu sein, daß das Albanesische sich als achtes selbständiges Glied neben Arisch, Armenisch, Griechisch u. s. w. stellt. Jedenfalls ist die Ansicht aufzugeben, daß zwischen Griechisch und Albanesisch eine nähere Verwandtschaft bestehe.

Zu § 2 Anfang Anmerk. 1. Eine sehr eingehende Darstellung der Geschichte des Verwandtschaftsproblems bringt jetzt das schöne Buch von O. Schrader, sprachvergleichung und urgeschichte, Jena, 1883, S. 66—109. Man vergleiche auch, was wir oben in § 6 über Entlehnungen im Wortschatz bemerkt haben, mit Schraders Erörterungen desselben Gegenstandes in den Abschnitten S. 109—116, 201—206 und sonst passim.

Leipzig, August 1883.

K. B.

Druckfehler:

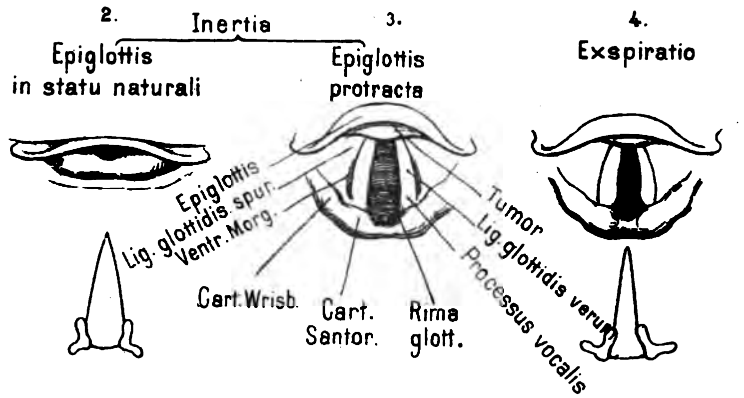
Seite 162 Tabelle Zeile: Mittelzungen-Mundschließer lies $g_{>}$ statt g
„ 180 „ „ linguo-velaris lies $g_{<}$ statt g
„ 180 „ „ linguo-palatalis media lies $g_{>}$ statt $g_{\backslash}$
„ 185 „ „ geblasen lies ‘‘ statt ‘

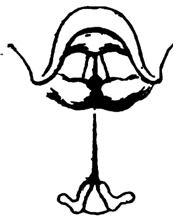
In obigen Stellen sind die betreffenden Nebenzeichen während des Drucks ganz oder teilweise abgebrochen.

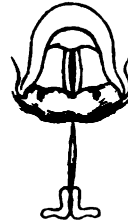
In dem transskriptionsvorschlag sind die einander sehr ähnlichen Kapitälchen *O*, *S* und Minuskeln *o*, *s* beim Setzen leider öfter verwechselt worden. D. Red.

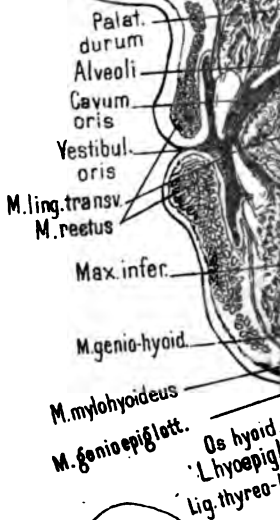
Tab. II.

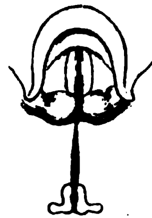
Articulationes Laryngeae
Figurae laryngoscopicae

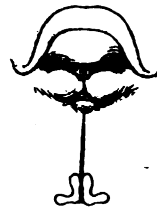






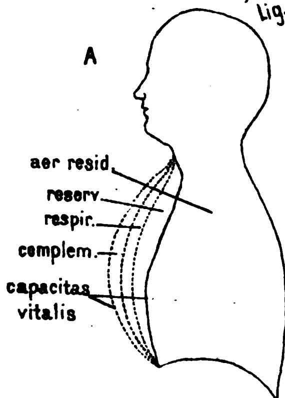









Sectiones frontales glottidis

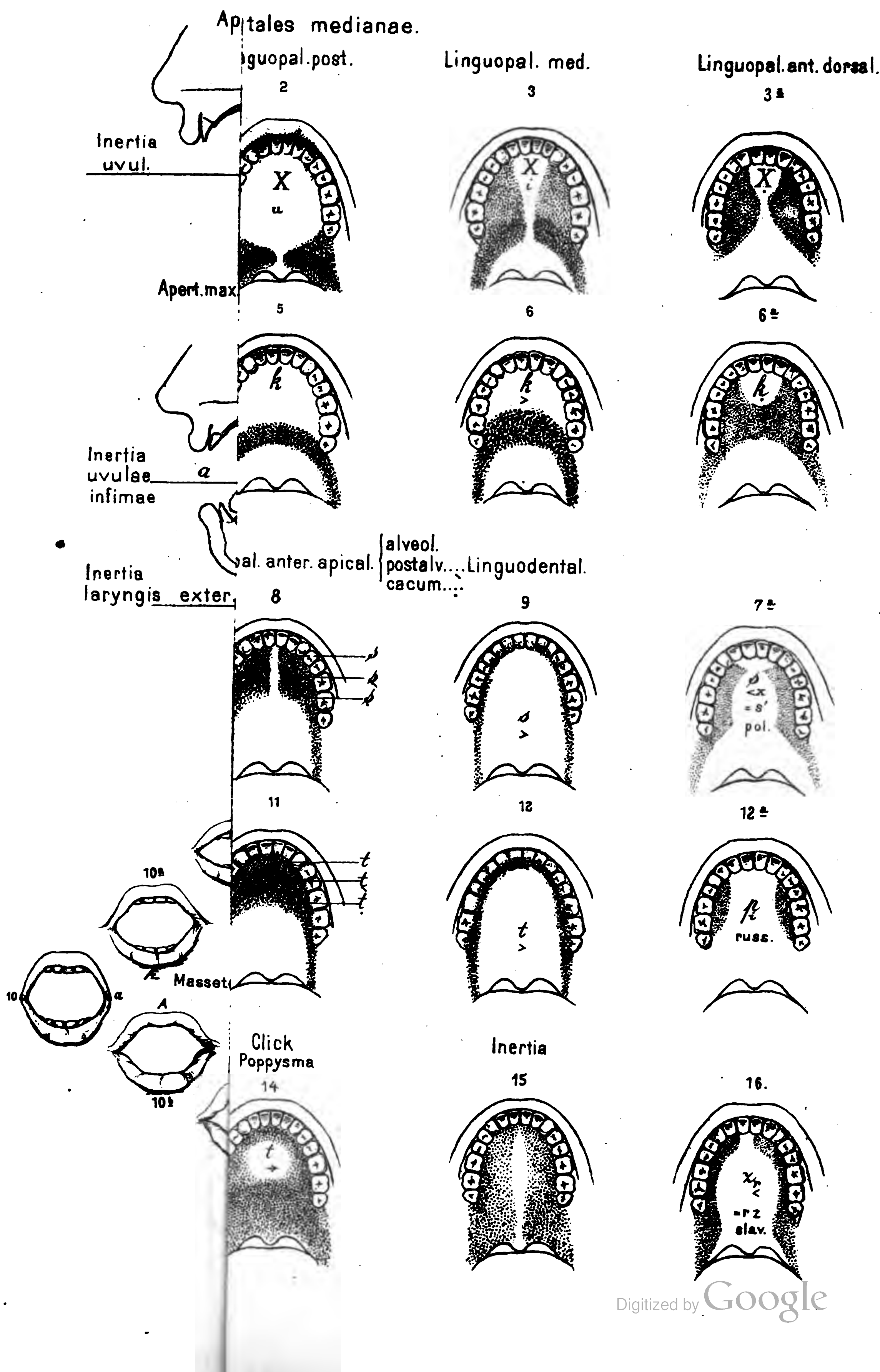







Techmer, Phone

F. Foedisch lithogr.
C. Kirst lith. II. ed.


Tab. IV.
orales consonantium
atoscopicae
Ap tales medianae.
guopal. post.
Linguopal. med.
Linguopal. ant. dorsal.
2
3
3 a
Inertia
uvul.
Apert. max.
5
6
6 a
Inertia
uvulae
infimae
Inertia
laryngis exter.
pal. anter. apical.
alveol.
postalv.
cacum.
Linguodental.
8
9
7 a
pol.
11
12
12 a
russ.
10 a
10
Masset
10 b
Click
Poppysma
14
Inertia
15
16.
rz
slav.

Articulationum loca homogenicorum.

h

a. lar			
a. na	nua		
a. ora	rict.	claus. 1 plos.	cl pl pl
a. medianae species		g	
		d	
		d	
		d	
		b	
		b	
a. lateral.			

*(v

C hea verti

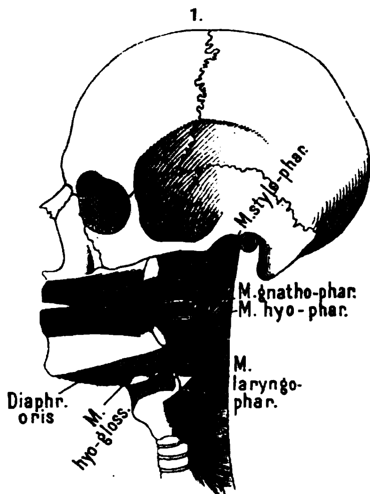
vocis

secunda acutior tenuta.

paul. de- et paul. increscens (resp. syllaba- cum divisione)

s
v
r
r
v
c
c
c
a
s
c
c

1.

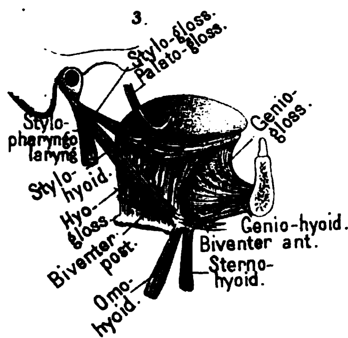




Cornu
oss.hy

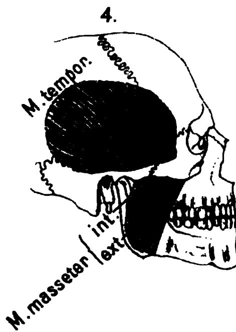
C
Wrist
O
Santi

3.

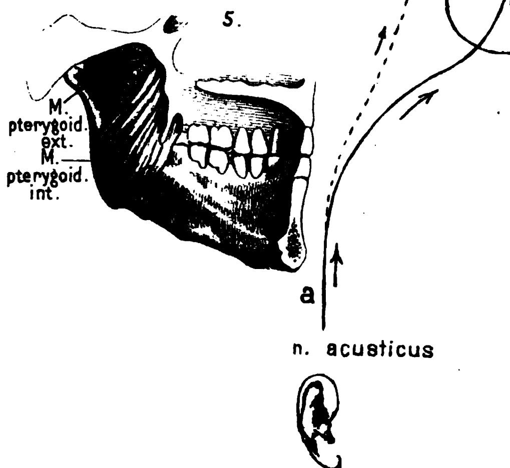


Centra e
acusti

4.



5.



ÜBER DEN EINFLUSS DES LITAUISCHEN AUF DIE FINNISCHEN SPRACHEN.[1]

Schon als die Ostseefinnen ihre Wohnplätze noch im Innern Rußlands, etwa in der Umgegend von Moskva hatten, traten sie in Verkehr mit germanischen Stämmen. Dieser Verkehr wurde aber immer lebhafter, als sie sich von den Mordvinen getrennt und auf dem Wege nach den Ostseeländern begriffen waren; das fällt ungefähr in die Zeit der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung, da die entlehnten Wörter vielfach eine ältere Lautstufe bekunden als die Sprache Vulfilas.

Alle jetzigen finnischen Sprachen an der Ostsee, sowie das Lappische bildeten damals eine gemeinschaftliche Gruppe. In allen ist nämlich das Entlehnte ungefähr gleichmäßig repräsentiert. An die Küsten der Ostsee gelangt, trennten sich aber die verwandten Völker von einander und wir können von diesem Zeitpunkte an eine neue Epoche der Entlehnung wahrnehmen, die sich, von Entlehnungen in späterer Zeit abgesehen, auf die altnordische Sprache bezieht. In Übereinstimmung mit der geographischen Verbreitung der Ostseefinnen ist diese Entlehnung am stärksten bei den Lappen vertreten, kommt ziemlich häufig im Finnischen vor, nimmt aber allmählich gegen Osten und Süden ab. Da nun ein beträchtlicher Teil der aufgenommenen Lehnwörter in Form und Laut nicht mehr dem noch erhaltenen Altnordischen entspricht, sondern sich der älteren in den frühesten skandinavischen Runeninschriften auftretenden Gestalt desselben anschließt, muß die Berührung der verschiedenen finnischen Stämme mit den Skandinaviern schon in diesen frühen Jahrhunderten angefangen haben. Als weiterer Schluß ergibt sich, daß die Wanderungen der gemeinschaftlichen Ostseefinnen aus dem Inneren Rußlands nach dem Ostseegestade und ihr Zerfallen in die verschiedenen jetzt bestehenden Gruppen in einem verhältnismäßig kurzen Zeitraume von etwa zwei- oder dreihundert Jahren stattgefunden haben.

In dieselbe Periode der Wanderungen und des Auseinandergehens scheint nun auch die Berührung mit den Litauern zu gehören. Schon während der gemeinschaftlichen mordvinofinnischen Epoche wurde das dekadische Zahlensystem der Arier aufgenommen und auf einheimischem Boden ausgebildet. Unsicher ist, ob nicht dabei auch slawische Stämme mitgewirkt haben, da die Zahl Hundert (sata) besser mit einer slawischen Sprachform als mit dem Litauischen übereinstimmt. Der Verkehr mit slawischen Völkern muß jedoch bald aufgehört haben; die nach Westen oder Nordwesten ziehenden Finnen stoßen

[1] Zu seiner Transskription schreibt der Hr. Vf., daß 'keine ungewöhnlichen Zeichen vorkommen außer dem õ, welches dem estnischen zwischen o und ö liegenden tieflautigen Laute entspricht.'
D. Red.

auf litauische Stämme, die von nun an die bleibenden Nachbarn einiger derselben wurden.

Der Entwickelungsstandpunkt dieser nach Nordwesten ziehenden Finnen war nicht ganz unbedeutend. Nach einer von mir der finn. Litteraturgesellschaft neulich eingereichten Abhandlung worin ich den genuinen Kulturstandpunkt dieser Ostseefinnen zu schildern versucht habe, brachten sie mit sich sowohl Renntiere als Viehherden, Pferde und Hunde, ackerten ihre Felder mit einer Art Pflug und Egge, bauten wenigstens Gerste und Spelt, umgaben ihre Hütten und den Hofplatz mit einer Umzäunung, bearbeiteten Metalle, trieben Handel, hielten Knechte, die wohl als Kriegsbeute genommen wurden und nahmen Steuern oder Abgaben auf. Das Familienleben war sehr entwickelt, eine einheimische Dichtkunst machte ihre ersten Versuche, das Leben zu erheitern, und die religiösen Vorstellungen entsprachen diesem Entwickelungszustand. So weit war die Kultur auf einheimischem Boden in den Wolgagegenden vorgeschritten. Durch die früheste Berührung mit den Germanen kamen wohl neue Kultureinflüsse hinzu: man hielt Schafherden (wenn das Schaf nicht früher bekannt war) und Hühner, sammelte die Ernte in Scheunen, lernte das Gold kennen, schmiedete Schwerter in der Esse, gebrauchte verbesserte Kisten, Ruder, Schlittenkufen, Nadeln, backte das Brot in anderer Weise, hatte Hemden, Kissen, Frauenröcke, verwendete Segel auf größeren Seen; besonders aber kamen mehrere entlehnte abstrakte Begriffe in Gebrauch.

Wie öfters bei Entlehnungen aus fremden Sprachen bezeichnen daher die Begriffe, welche aus dem Litauischen in die finnischen Sprachen übergegangen sind, nicht alle vollständig neue Anschauungen und Gegenstände, sondern repräsentieren, wie es im heutigen internationalen Verkehr der Fall ist, gewöhnlich Verbesserungen, zuweilen auch nur ein Gefallen an dem fremden Ausdruck. Der Ackerbau war den Finnen bekannt. Als neue Getreidearten lernte man nun aber Roggen und Erbsen, sowie Flachs bauen, nahm den Begriff Samen, Getreide, Heu, Gehege auf, sowie einige Benennungen für Egge, Furche, die man doch wohl früher gekannt hatte. Dagegen begann man erst jetzt Fuhrwerke auf Rädern zu gebrauchen.

Die größte Verbesserung der materiellen Lage scheint durch Einführung der litauischen Häuserbauart bei den Finnen eingetreten zu sein. Nicht nur der Name für Wohnstube tupa, sondern auch für Darrstube rīhi zum Trocknen und der Name einer Wohn- und Badestube pirtti, sowie der Name Wand seinä sind nämlich entlehnt.

Von Haustieren wurden wohl jetzt Schweine porsas, Schafe oinas und Ziege ūhi allgemeiner und auch die Bekanntschaft mit der Gans. Obwohl Viehherden Jahrhunderte lang jenen Völkern gefolgt hatten, nannte man jetzt den Hirtenknaben mit dem litauischen Worte piëmu˙, ein Umstand, der im verflossenen Jahrhundert nebst anderen Analogien die Gelehrten zur Annahme einer Verwandtschaft des Finnischen mit dem Griechischen verlockte.

Weiter wurden von den Litauern entlehnt die Ausdrücke für Weg, Schöpfkelle, Kessel, sowie für Axt (kirves) und Wolle (villa), obwohl man schon von frühesten Zeiten eine einheimische Hammeraxt gebraucht und

aus Tierhaaren wollenes Garn für Kleider geflochten hatte. Die Art mit Quirl (kirnu) Butter zu bereiten, war wohl schon bei der Berührung mit den Goten eingeführt, nun kam hinzu das Bierbrauen (olut), obwohl man früher sowohl Met als Hopfen gekannt zu haben scheint. Hierzu reiht sich das Teerbereiten (terva), da das Harz früher wohl in unvollständiger Weise zubereitet wurde. Auch die Ausdrücke für Garten (tarha), Wald (metsä) und Marktplatz (turku) sind entlehnt.

Ganz eigentümlich scheint es, daß Ausdrücke wie Schwester und Tochter (sisar, tütär) aus einer fremden Sprache entlehnt wurden, da doch die gemeinen Benennungen für Sohn und Bruder die begriffliche Auffassung nach dieser Richtung bezeugen. Dagegen dürfte wohl die Aufnahme der Wörter für Bräutigam und Braut (sulhanen, morsian) eine Modifikation der gewöhnlichen Hochzeitszeremonien andeuten, die sonst schon in sehr alter Zeit, in der permischen Epoche, mit ähnlichen Gesängen gefeiert wurden, wie noch in einigen Gegenden Finnlands, vgl. AMINOFF, SYRJANISCHE HOCHZEITSGESÄNGE, HELSINGFORS, 1878. Schließlich mag erwähnt werden, daß der altindische parjanya, der litauische Donnergott perkunas, im Finnischen als fremder böser Geist auftritt, dagegen finn. rongoteus (lit. rungitis) als Hüter der Ackerfelder noch in der Reformationsperiode wenigstens in Ostfinnland angerufen wurde.

Die Gesamtzahl der in die finnischen Sprachen übergegangenen litauischen Wörter, darunter auch einige lettische mit inbegriffen, die bisher nicht im Litauischen belegt wurden, beträgt etwas über hundertundzwanzig. Davon kommen ungefähr zwanzig nur im Estnisch-livischen vor und sind verhältnismäßig später in diese Sprachen aufgenommen. Von den übrigen über hundert sind einige und achtzig im Finnischen und anderen der finnischen Ostseesprachen gemeinschaftlich vertreten, und in den lappischen Mundarten, sowie zugleich im Finnischen oder anderen der baltischen Sprachen kommen etwa neunzehn Lehnwörter vor. Die Berührung der so verschiedenen Völker mit einander war aber keineswegs eine einseitige von seiten der Litauer auf die Finnen. Auch in entgegengesetzter Richtung sind verschiedene finnische Ausdrücke in die litauisch-lettischen Sprachen eingedrungen, obwohl es bei mehreren ziemlich schwer hält über die Abstammung zu entscheiden. In folgendem habe ich ungefähr zwanzig dieser Art aufgezählt, wovon nur sechs auch im Lappischen vertreten sind, die übrigen im Finnischen und in den übrigen Mundarten.

Während nun der gotische Einfluß, wie früher hervorgehoben, sich auf den noch ungeschiedenen finnisch-estnisch-livisch-lappischen Volkskomplex bezieht, also zeitlich vor dem litauischen stattgefunden hat, ist dies hier nicht der Fall. Aus den eben vorgebrachten Zahlen ziehe ich nämlich die natürliche Schlußfolgerung, daß die finnischen Völker, als sie in Verkehr mit den Litauern kamen, sich schon über die Küstengebiete der Ostsee, sowie weiter nach Norden zu verbreiten begonnen hatten. Wie viele der im Lappischen befindlichen Lehnwörter dorthin durch Vermittelung der Finnen eingedrungen sind, ist schwer zu bestimmen. Jedenfalls kann eine direkte Einwirkung

von seiten der Litauer nur als vorübergehend angenommen werden, da mehr als 80 Prozent der entlehnten Wörter dort nicht angetroffen werden. Diese Hauptmasse derselben oder mehr als drei Viertel aller zusammen kommen aber sowohl im Finnischen als Estnisch-livischen vor, und auch von den in entgegengesetzter Ordnung entlehnten finden sich die meisten und zwar in einer mit dem Finnischen nahe übereinstimmenden Form im Finnischen wieder. Dies alles scheint daher zur Annahme eines dauernden Einflusses seitens der Litauer auf die noch als gemeinschaftliche Volksgruppe lebenden letztgenannten Völker, d. h. vor der Abscheidung der Suomifinnen von den Esten und Liven und also vor ihrer Einwanderung in das jetzige Finnland zu berechtigen. Da es an vollständigen Wörterbüchern der verschiedenen finnischen Dialekte noch fehlt, kann für den Augenblick nicht weiter verfolgt werden, inwieweit ein Teil der Lehnwörter nur in den östlicheren Gegenden Finnlands vorkommt, somit später durch Vermittelung des Estnischen in die Sprache aufgenommen worden sein kann. Der beträchtlichste Teil kommt aber allgemein im Lande vor, gehört danach der frühen Zeitperiode, die wir nach dem oben ausgeführten zwischen dem frühgotischen Einfluß in Mittelrußland am Anfang unserer Zeitrechnung von Vulfilas und der frühaltnordischen Spracheinwirkung aus der ältesten Periode der Runinschriften verlegt haben. Mit anderen Worten, der Verkehr der litauischen Völker mit den noch einheitlichen finnischen in den Gegenden südöstlich vom baltischen Meere fällt in die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung. Schon vom vierten Jahrhunderte hat man nämlich historische Zeugnisse, daß die Vessen (Wepsen), welche doch sprachlich so nahe mit den Finnen verwandt sind, sich abgesondert hatten.

Dies Resultat scheint noch von anderer Seite bestätigt zu werden. Das mordvinische zeigt nämlich nicht nur Einfluß durch gotische Völkerstämme, möglicherweise zu derselben Zeit als sich die Ostseefinnen von den Mordvinen abzweigten, sondern auch von den Litauern. Unter den Lehnwörtern, welche bei ihnen auftreten und sich teilweise auch zu den Tscheremissen erstrecken, sind die folgenden: m. mord. kïrda, ers. kirda Mal; e. mord. sazor, tscher. šužar, šïžar, votj. suzer Schwester; m. mord. stir, ers. tekster, tehter′, teiter′ Tochter, tscher. edïr; ers. mord. šenš Ente; m. mord. kavs Krug; e. mord. pir′gene Donner; m. mord. pur′ts Ferkel; m. m. päna Feuer; m. m. lopa Blatt = lit. lāpas; auch e. mord. kardas Hof, kardo = m. m. kardā, syrj. kardos Stall erinnert mehr an lit. gardas Hürde, offener Stall für die Schafe, als an got. gards St. -i Haus, garda Stall, vgl. Thoms. 122; e. mord. mir′de Mann, Gatte steht dem lit. marti Braut (mannbares Mädchen) nahe, ers. mord. t′ožän Tausend geht unzweifelhaft auf dieselbe Grundform zurück wie finn. tuhante und sie kommen dem lit. tukstanti näher als dem got. thusundi. Wenn nun auch einige der genannten Wörter später in das Mordvinische eingedrungen als sich die Ostseefinnen von ihnen zu trennen begannen (vgl. mord. pir′gene Donner, während finn. perkele Teufel), so scheint doch die nahe Übereinstimmung anderer auf gemeinschaftliche Entlehnung zu deuten.

Die Lautverhältnisse der Lehnwörter zeigen überhaupt ziemlich nahen

Anschluß an das Original, bisweilen kommt doch eine ältere Lautstufe zum Vorschein.

Lit. a = finn. a sowohl in der Wurzelsilbe als im Stammschluß der männlichen und weiblichen a-Stämme. Nur selten wird a = finn. o, u, e, ü, i: paršas finn. porsas; kartas finn. kerta; javai finn. jüvät (im Finnischen wechselt a häufig mit e, i, ü: kannas, kennäs, künnäs, kalea, keleä u. a.), vìrbas finn. virpo, virpu, virpi; šeimīna Grundwort *šaima finn. heimo, bōtagas finn. patukka; runas finn. runo; alus finn. olut; lašis finn. lohe; marti finn. morsian. Zuweilen wird der Endvokal verlängert: talka finn. talkō vgl. lett. talkus; zarma finn. harmā.

Lit. ō = finn. ā, a. Hier zeigt also das Finnische die ursprüngliche Lautform, ā ist dann zu a verkürzt, wie es in den finnischen Sprachen so oft geschieht: pōsmas finn. pāsma, pasma; bōtagas liv. bātog finn. patukka; pagōnas finn. pakana. Wahrscheinlich später sind die Entlehnungen wo ō = ū, uo auftritt: šlōta finn. lūta, ōžis finn. ūhi, kōdas finn. kuontalo; tōsis finn. tuohi.

Lit. u = finn. u: kunigas finn. kuningas; putra finn. putro; runas finn. runo; rugis finn. ruis; turgus finn. turku; alus finn. olut. Nur selten tritt das ursprünglichere a ein, sowie ein o oder ü: ungurīs finn. ankenias; dukter finn. tütär; tusčías finn. tühjä; rungitis finn. rongoteus; burkane finn. porkkana.

Lit. e˙ (ē) = finn. a, ä, e pakeli finn. pakla; līste˙ finn. līsta: mente˙ finn. mäntä; gēmbi finn. kampe; le˙le˙ finn. lelle; reje˙ finn. rīhe. Bei marti finn. morsia ist der Stammschluß noch vollständiger aufbewahrt. In kurpe˙ entspricht dem lit. e˙ finn. o: kurppo mit Diminutivendung.

Lit. ë (ēª) = finn. ai, ei. sëna finn. seinä; lësas finn. laiha; šënas finn. heinä; pëmō finn. paimen. Damit stimmt auch dëvas finn. taivas.

Lit. e, ē (ä, ā̈) = finn. e, ä, ā̈. Perkunas finn. perkele; geltas finn. kelta kēlias, kelīs finn. keli; mēdis finn. metsä; lett. jērs, lit. iēras finn. jā̈rä; mente finn. mäntä; dukter finn. tütär.

Auch wird lit. e durch finn. i vertreten: seser finn. sisar; reje finn. rīhe; gembēle finn. kimpele, daneben aber kabēle finn. kampela und gembe, kabē finn. kampe.

Lit. i = finn. i: pirtis finn. pirtti; pikis finn. piki; laukis finn. laukki. Bei den meisten finnischen zweisilbigen Wörtern mit Stammschluß e wird dies im Nominativ i; lit. i entspricht daher in Lehnwörtern dieser Art eigentlich e: lašis finn. lohe Nom. -i; tōšis finn. tuohe Nom. i; žą̄sis finn. hanhe Nom. i u. s. w. Dies ist der Fall auch bei lit. e˙ = finn. e: kampe Nom. i; rīhe Nom. i.

Lit. y (ī) = finn. ī: gīvas finn. kīvas; pīragas finn. pīrakka; vīnas finn. vīna; līste˙ finn. līsta.

Lit. ai = finn. ai: laivas finn. laiva; laiske finn. laiska; kaimīnas finn. kaima.

Lit. au = finn. au: kaušas finn. kauha; laukis finn. laukki.

Lit. ui = finn. ui, oi: muiša finn. moisio; nūja finn. nuija; so auch das entlehnte puika finn. poika, puisis e. poiś. Lit. iū = finn. iu. siūlas finn. siula.

Was die Konsonanten betrifft, so sind die Veränderungen verhältnismäßig geringer, nur muß man sich erinnern, daß die finnischen Sprachen überhaupt keine Mediallaute als Anlaute dulden; das Finnische verwandelt sie auch im Inlaut zu den entsprechenden Tenues, insoweit sie nicht in anderer Weise erweicht werden. Die bedeutendste Umwandlung findet in betreff des Konsonanten š, ž statt, indem dieser Laut beinahe immer (nur paršas = finn. porsas, lett. muiša, finn. moisio) sowohl im Anlaut als Inlaut h wird, während s ebenso regelmäßig als s verbleibt (nur žą̄sis = finn. hanhe, lēsas = finn. laiha). Vgl. daržas finn. tarha, šēnas finn. heinä, žirnis finn. herne', tōšis finn. tuohe, šalna finn. halla, ōžīs finn. ūhe, lašis finn. lohe, kaušas finn. kauha. Dagegen sēna finn. seinä, seser finn. sisar, semens finn. siemen, sīpols finn. sipuli, ratas finn. ratas, gīvas finn. kīvas, kirvis finn. kirves, žirnis est. hernes, während das Finnische den Auslaut s wie in vielen genuinen Wörtern oft gegen Endaspiration ausgetauscht hat.

Für das relativ hohe Alter der Entlehnung spricht übrigens die Behandlung mehrerer maskulinen ja-Stämme, welche im Litauischen verändert worden sind: kedagīs finn. kataja für katagja, wie vāgis finn. vāja = dorptest. vagja, dagīs finn. takkia-ise, est. takja, ungurīs finn. ankerias; in dieser Weise ist auch das von mir als Lehnwort im Litauischen betrachtete šerīs = finn. harjas. Auch das Femininum marti behält im finnischen Nominativ den ursprünglichen ja-Stamm morsian. Obwohl die Berührung der finnischen Stämme überhaupt mit Litauern und Letten stattgefunden, was aus den Wortgestalten hervorgeht, findet man doch das inlautende n, welches noch im Preußischen vorkommt, beibehalten: ą̄sa finn. ansa, žą̄sis finn. hanhe, kunīgas finn. kuningas, kōdas finn. kuontalo (mit Diminutivsuffix). Dagegen ist die Assimilation der inlautenden ln auch im Finnischen eingetreten: vilna, villa, finn. villa, šalna finn. halla.

Ich gebe im folgenden das Verzeichnis der aus dem litauisch-lettischen entlehnten Wörter, sowie eine Auseinandersetzung über diejenigen, welche ich als genuin im Finnischen halte. Die Quellen, welche ich hierbei benutzt und teilweise hier unten citiere, sind:

F. Kurschat, Wörterbuch der litauischen Sprache. I, II 1870—74; A. Schleicher, Handbuch der litauischen Sprache. I, II 1856, 57; A. Schleicher, Donaleitis lit. Dichtungen. 1865; F. Kurschat, Grammatik der litauischen Sprache. 1876; G. H. F. Nesselmann, Thesaur. linguae prussicae. 1873; G. Brasche, Lettisch-deutsches Lexikon. 1875; V. Thomsen, Den gotiske sprogklasses indflydelse på den finske. 1869; A. Ahlqvist, Kulturwörter der westfinnischen Sprachen. 1875; L. Diefenbach, Völkerkunde Osteuropas. II 1880; N. Anderson, Studien zur Vergleichung der indogerman. u. finn. ugr. Sprachen. 1879; O. Donner, Vergl. Wörterbuch der finnisch-ugrischen Sprachen I, II 1874, 76.

Männliche a-Stämme:

1. Ohne sichtbare Veranlassung ist bei mehreren Lehnwörtern das Nominativzeichen s als integrierender Teil des Stammes geblieben:

Lit. gīvas lebendig, rege = finn. kīvas eifrig, lebendig, est. kīvas eifersüchtig. Vgl. Donn. 116.

Lit. āvinas verschnittener Schafbock, lett. avens, auns Schafbock = finn. veps. oinas, liv. oin, est. õinas Widder. THOMS. 73. AHLQV. 13. DIEF. 221.

Lit. žambas Kante, Ecke, lett. zōbs Zahn = finn. hammas, veps. hambas, est. hammas Stamm hamba, vot. ammas, liv. āmbas Zahn. THOMS. 73. DIEF. 230.

Lit. rātas Rad, Pl. ratai Räderwerk, lett. rats Rad = finn. ratas Rad, Pl. rattaat, est. rattad, liv. rattõd Räderwerk, Bauerwagen. THOMS. 73. AHLQV. 130. DIEF. 232.

Lit. paršas verschnittenes Schwein = finn. est. vot. porsas, veps. põrzas, liv. pōras, puoras, mord. pur'hts Ferkel, ostj. pūraš, pōres Schwein. AHLQV. 19. ANDERS. 165.

Hier stimmt aber nicht das lit. š zu finn. s.

Lit. strazdas, lett. strasds Drossel = finn. rastas.

Lit. perkunas, lett. pērkons Donnergott, Donner, preuß. perkunis, Donner = finn. perkele' für *perkeles, est. pergel Gen. pergli, põrgel Gen. -gle der Teufel. AHLQV. 244. n. lap. bärgalak Teufel, ers. mord. pir'gene Donner, Gewitter.

Lit. kunįgas Pfarrer, preuß. konagis König, lett. kungs Herr = finn. est. kuningas, vot. kunīkas, lapp. n. gonagas, sv. konogas, -es König, im Estnischen auch Kaiser. THOMS. 125 hält die finnischen Formen aus dem an. konungr entlehnt, AHLQV. 234 gibt mit Recht dem näher liegenden Litauischen den Vorzug.

Lett. maigs sanft, süß = liv. maigās lecker, naschhaft, lüstern, begierig.

Lit. ekečios, akečios, lett. etsežas Egge dürfte in einer ursprünglicheren Form das Original zu finn. äjes, äes St. äkē für *äkese, est. äes statt äke (äkē), liv. äggös, egš, syrj. agas Egge. DIEF. 221. Vergleiche jedoch finn. äkäs scharfes Werkzeug, äkä Zorn, äkiä scharf, zornig u. m.

Lit. dievas Gott, preuß. deivas wird von AHLQVIST 244 als Ursprung des finn. vot. taivas, est. taevas, liv. tōvas Himmel angesehen. Indessen ist die von SCHOTT gemachte Zusammenstellung mit finn. taivun sich biegen nicht zu vergessen, da dies Wort eine gesicherte Etymologie in der Sprache hat, vgl. taive Biegung; die Form könnte wechseln wie turvas und turpa Espe, und das intrans. taivun setzt einen aktiven Stamm taipa voraus. — Ebenso ist es sehr fraglich, ob das finn. kuhila, -las, welches die Nebenform kühiläs hat und Hocke bedeutet, veps. kuhilas, vot. kuhila; est. kuhelas großer Kornschober, aus dem lett. kūlis' hergeleitet werden kann, AHLQV. 45. Das lit. kulīs bedeutet ein Bund Stroh, und andrerseits gibt es im Finnischen kuhja, kuhjo, est. kuhja n. kuhi Heuschober, DONNER WÖRTERB. 122, vgl. auch finn. kuhjā-, kühjä aufbauschen. — Lett. vesars kleiner Hammer, welches AHLQV. 63 als das Original des finn. vasara, est. vasar, liv. vazār, lap. väččer ansieht, ist jedoch sicher aus den finnischen Sprachen aufgenommen, wo dies Wort in nächster Verbindung mit finn. vesuri, est. võzar St. -a Strauchbeil, m. mord. uzïr, ers. uzer' Axt, vgl. ANDERSON 174, sowie mit syrj. vozir, votj. vazer Hauer steht. Hierzu kommt noch, daß lit. vasara Sommer bedeutet und mit slav. vesna Frühling in Zusammenhang steht. — Unsicher halte ich es auch, ob nicht lit. sopagas, lett. sābaks

Stiefel, welches Ahlqv. 149 als das Original des finn. sāpas, est. sābas, vot. sāppoga, liv. sapkōs, sopkōs Stiefel lieber aus den finnischen Sprachen in jene hinübergenommen worden ist, vgl. nämlich finn. sapikka Stiefel aus Renntierfell, sapatto kleine Stiefel, sāpukka Mütze aus Schweifen, säpäke Beinbekleidung aus Renntierfell u. m. Donner 762.

2. Weit häufiger werden die männlichen a-Stämme in ihrer Stammform aufgenommen und treten dann auch im Finnischen als a-Stämme auf:

Lit. daržas, lett. dārs Garten = finn. tarha, est. tara Viehhürde, Einzäunung, liv. tara Gehege, Garten. Thoms. 73. Ahlqv. 118.

Lit. kāklas, lett. kakls Hals = finn. kaula, karel. kakla, veps. kagl, est. kael, vot. kagla, liv. kaggōl, kagl Hals. Thoms. 73. Dief. 228.

Lit. šēnas, lett. sēns Heu = finn. heinä, veps. hein, vot. einä, liv. āina. Thoms. 22. Dief. 235.

Lit. kaušas Schöpfkelle, großer Löffel, lett. kauss hölzernes Trinkgefäß = finn. kauha, veps. kauh Schöpfnapf. Ahlqv. 141. Dief. 227. Das gotl. hat kausa Schale. Vgl. Donn. 300, wo noch finn. kousa, kousi, mord. kavs Krug, lap. kukse, kokse die weite Verbreitung des Wortes bezeugen, obwohl es unsicher ist, ob nicht diese wie das liv. kovš und m. mord. kavs Krug in späterer Zeit aus dem russ. ковшъ entlehnt sind.

Lit. kātilas, lett. katls Kessel = finn. vot. kattila, est. kattel, vep. kattil, liv. kat'la id. Die lit. Form steht auch hier entschieden näher dem finnischen als das got. katils oder slav. kot'ól. Vgl. Ahlqv. 139. Thoms. einfl. des got. 53.

Lit. geltas eig. geltis gen. gelčio und geltónas gelb = finn. kelta gelbe Farbe, keltainen gelb. Ahlqv. 91.

Lit. kōdas Flachs oder Werg um einen Stock gewickelt, zum Spinnen vorbereitet, Kunkel, lett. kōdels = finn. knontalo, vot. kōntala, est. kōnal Kunkel. Diese Zusammenstellung scheint näher zu liegen als die mit dem russ. кудель. Vgl. Ahlqv. 80. Don. 249.

Lit. kaimynas, lett. kaiminš Nachbar, dürfte wohl in der nicht diminutiven Form dasselbe sein = finn. vot. kaima, est. kaim, lapp. n. guoibme, sv. kueibme Namensvetter. Ahlqv. 254. Don. 35.

Lit. kartas Mal, karta Schicht, lett. kārta Reihe, Schicht = finn. kerta Mal, Reihe, Lager, Ordnung, veps. kerd, est. kord, kōrd id., liv. kōrda, kūrda Mal, s. lapp. kerde. n. gärdde Mal, Reihe, m. mord. kïrda, est. kirda Mal. Lit. karta, kart einmal entspricht dem finn. kerta kerran. Ich habe früher dieses Wort im Finnischen als Faktivbildung aus W. ker wickeln angesehen, vgl. wörterb. 171. Vgl. Anderson 218.

Lit. javai Pl. Getreide = finn. jüvät Pl. Getreide, jüvä Same, est. iva, vot. ivä, veps. jüvä. Ahlqv. 35.

Lit. iēras, lett. jērs Lamm = finn. jārä, jāra. Ahlqv. 13. Das lit. ē hat nämlich den Lautwert eines ä.

Lett. pātaga, lit. bōtāgas Peitsche = liv. bātog, finn. patukka Bakel in der Schule. Ahlqv. 129.

Lit. pōsmas, lett. pāsma Strähnen, Band = finn. pāsma, pasma, est. pasmas, pasm St. -a id. Ahlqv. 84. magy. pāsma. Dief. 224.

Lit. pagōnas, lett. pagans der Heide = finn. pakana, est. pagan, liv. paganōs. Veps. pegan unrein (im kirchlichen Sinne) dürfte diese Bedeutung aus dem russ. pogányi erhalten haben. AHLQV. 250. N. lapp. bāken G. -na.

Dagegen ist gewiß finn. pohatta reich, mächtig nicht aus dem lit. bagōtas reich entlehnt, da in diesem Falle wahrscheinlich sowohl ā als auch g = k geblieben, sondern aus dem russ. bogátyi in späterer Zeit aufgenommen.

Lit. pīragas, lett. pīrags Pirogge = finn. pīrakka. AHLQV. 50.

Lit. laivas kleines Schiff, Boot, lett. laiva, f. Boot = finn. laiva, est. laev Schiff. AHLQV. 169.

Lett. laisks träge = finn. laiska, est. laisk, lapp. laik faul, träge. DIEF. 231.

Lit. linas einzelne Flachspflanze, Pl. linaī, lett. Pl. lini Flachs = est. lina Flachs, Lein, Leinwand, vot. liv. lina (liv. besonders im Plural) Lein, sv. lap. line Leinwand. Dagegen finn. līna Lein, Leinwand, ostfinn. Hanf, veps. līn St. -a, n. lap. line Nom. lidne = an. līn. Vgl. THOMS. 130.

Lit. lēsas mager, finn. lēsa = finn. laiha mager, est. lahja mager, dünn, n. lap. lašše, s. laššes.

Lett. skards Weißblech = finn. karta Eisenblech, est. kard St. karda, liv. kārda Blech. Im WÖRTERB. 148 habe ich die letzten mit syrj. kört, ostj. karti Eisen verbunden, so auch ANDERSON 344. Dies scheint mir jetzt jedoch etwas gewagt.

Lit. siūlas Faden, Zwirn zum Nähen, finn. siula Faden, Band am Rande des Netzes, sȭlused Pl. Zugseile am Netze (sȭl = siul).

Lit. sebras Kamerad = finn. seura Gesellschaft, est. sõbr, liv. sõbbõrs Kamerad, Freund, lapp. sebre. AHLQV. 218.

Lit. virbas Weidenzweig = finn. virpo, -u, -i langer Zweig, Rute, est. virb Zweig, Gerte.

Lit. vertas Wert = finn. verta Paar, est. võrra Mal, Fach. THOMS. 160 vergleicht got vairþs, an. verdr.

Lit. nevadas (großes), vedēja (kleines) Zugnetz = finn. vata, est. liv. vada Zugnetz. DIEF. 222. Vgl. jedoch finn. vetä, est. liv. veda führen, ziehen und liv. vedāmi Zugnetz.

Lit. vīnas Wein = finn. vot. vīna, est. vīn St. -a, veps. vin St. -a, Branntwein, liv. vīnõ Nom. vīn Wein. THOMS. 160; vgl. got. vein.

Lett. valgums Anfurtstelle am Strande scheint aus dem estnischen valgma Stelle am Ufer, wo die Boote ans Land gezogen werden, = finn. valkama, valka, entlehnt worden zu sein, da diese Wörter wohl mit mord. valgan herabsteigen, hinabführen in Zusammenhang stehen.

3. Weibliche a-Stämme:

Die beiden Wörter finn. kassa Haarflechte und finn. kurva Hure können wohl aus den entsprechenden litt. kasa, kurva hergeleitet werden, stimmen aber ebenso gut mit den slav. kósa und kúrva überein, vgl. AHLQV. 156, 215. Dasselbe gilt von finn. tūma Gedanke, Absicht, Plan, da das Original sowohl litauisch als slavisch dieselbe Form dūma hat; so auch finn. vot.

veps. täte, est. täde Muhme, Tante = lit. kslav. teta Tante, während finn. est. lava Gestell, Gerüst steht dem russ. lava näher als lit. lōva, lett. lāva. Dagegen sind folgende direkt aufgenommen:

Lit. talka Arbeitsschmaus, lett. talka und talkus Bewirtung erbetener Hilfsarbeiter, preuß. talk, talke freiwillige Hilfsarbeit = finn. talkō, est. talkus. Das Wort gehört in der letzten Gestalt zu den u-Stämmen. Vgl. Ahlqv. 44.

Lit. derva Kienholz, lett. darva, derva Theer = finn. vot. terva, est. tõrv, veps. terv, liv. tõra, türa, tũrv, lap. tarve Theer. Ahlqv. 179.

Preuß. tārin Rede, vgl. lit. tarin sagen = finn. tarina Erzählung.

Lit. šarka, preuß. sarke Elster = finn. harakka, veps. est. harak, vot. araga, liv. aragõs Elster. Donn. 692. Wegen des Anlauts nicht aus russ. soróka.

Lit. šalna (ksl. slana) Reif = finn. halla, est. hall, veps. hala, liv. ala, ola Reif, Nachtfrost. Ich habe früher wörterb. 708 dies Wort aus der finn. Wurz. sal glänzend, hellgrau hergeleitet; besser stimmt es doch mit lit. Wurzel šal frieren.

Lit. šlōta, lett. slōta Besen = finn. lūta, est. liv. lūd, Besen, Badequast. Ahlqv. 122.

Lit. šeimīna Gesinde, Hausgenossenschaft, lett. zaime, preuß. seimins Hausgesinde, Familie = finn. heimo, est. hõim St. -u, vot. õimo Verwandte, liv. aim Gesinde, Hausgenossen. Thoms. 116 deriviert diese aus an. heimr Domicilium; lit. Grundwort ist *šaima Gesinde, vgl. Fick[2] 620.

Lit. sëna, lett. zena Wand = finn. vot. seinä, est. veps. sein, liv. saina, lapp. säidne Wand. Ahlqv. 107.

Lit. stuba Stube = finn. tupa, est. liv. tuba id. Ahlqv. 107.

Lit. sekla Saat hält Ahlqvist 47 in der modifizierten Bedeutung Getreidekorb = finn. seula, karel. siekla, siegla, est. sõgel, liv. sõgõl.

Lit. šikšna, lett. zikzna Riemen = liv. siksnös, siksöns Riemen, finn. sīsna langer schmaler Streifen, hihna Riemen, est. ihna id. Im wörterb. 634 habe ich mit den finnisch-livischen Wörtern das mord. kšna verglichen und dies aus *šikšna erklärt. Anders. 359 deutet kšna = karsna. Vgl. Budenz 298.

Lett. zarma grau = finn. harmā, est. ar'mi Nom. ar'm grau. Vgl. Donn. wörterb. 676.

Lit. žirmas, lett. zirms grau = liv. zermi, zirmi id.

Lit. lietuva Litauen = finn. liettua id.

Lit. lopeta Schaufel, preuß. lopta Spaten = finn. lapia, lapio, vot. lapja, veps. labid, est. lapjo, labidas, liv. lăbdi Schaufel. Ahlqv. 32.

Lett. putra Brei = finn. putro, pūro id., est. pudru n. pudr Brei, Grütze. Ahlqv. 50. Dies Wort ist vielleicht doch finnischer Herkunft, vgl. est. pudi Brei, Eingebrocktes, Kleinigkeit, pudu klein, pudin zerkleinern, pudenen sich zerbröckeln, puder locker, mürbe, pudran verwirren, finn. putu Kehricht, pudun zerfallen.

Lett. burkāne, lit. burkantai, preuß. burkan, porkan Mohrrübe = finn. porkkana, est. porkan, vot. borkkana, liv. borkõns Möhre, mord.

purkä. Vgl. Ahlqv. 40, der doch unsicher ist, ob das Wort in den finn. Sprachen als Lehnwort zu betrachten sei.

Lett. māja Wohnung = finn. est. maja, liv. māi, mōi Hütte, Wohnung, Haushalt. Ahlqv. 107.

Lett. muiša Herrenhof = est. mōiza Nom. mōiz Landgut, finn. moisio Hof. Ahlqv. 27. Liv. moiz Gutsgebäude, Hof, Pl. moizöd Landgut.

Lett. malka Brennholz = finn. malka Dachstange, Dachholz, est. malk St. malka Stock, Knüttel, Stange, liv. mālka, malka Brennholz, Holzscheit, Stange.

Lett. naba Nabel = finn. vot. napa, veps. est. liv. naba, lapp. nappe, nape Nabel. Wegen des zusammengesetzten finn. napakaira = ahd. nabagēr terebra führt Thoms. 136 dies Wort zu ahd. napa, naba.

Lett. nūja Keule = finn. nuija, est. nui Keule, Knüttel. Ahlqv. 240.

Lett. runas Sermo, Colloquium = finn. runo Lied, sv. lapp. runa, rudn Gespräch, Gerücht. Die Bedeutung stimmt besser überein als mit got. runa Geheimnis. Thoms. 145.

Lit. lett. vaga Furche = finn. vako, est. vagu, vago id. Ahlqv. 34.

Lit. vilna, lett. vilna, villa Wolle = finn. villa id., est. vill St. -a Vließ, Pl. Wolle, Fasern. Ahlqv. 15.

Lit. ą̄sa, lett. ōsa Henkel, Schlinge = finn. ansa Schlinge.

Lit. karpa Warze = liv. kärpa Warze, Geburtsflecken.

Lit. karbija korbartige Kasten von Weidenreisern oder Baststreifen geflochten, mit Deckel = finn. karpio ein Maß. Ahlqv. 198.

Dagegen findet man mehrere Wörter finnischen Ursprungs, welche in die litauisch-lettischen übergegangen sind: lett. puika das Jüngchen = finn. poika Sohn, Knabe, Junges, vot. poika Sohn, est. poeg Sohn, Junges. Vgl. Budenz 552; so auch lett. puisis der Junge = est. pois' Gen. poizi Junge, Bursche, welches Budenz auf lettischem Boden für ursprünglich hält. — Lett. paija Spielzeug der Kinder = finn. paija, est. pai St. paiu Spielzeug. — Lett. maksa Bezahlung, Preis, maksāt zahlen, = finn. makso, maksu, est. maksu Zahlung, finn. est. maksan zahlen, mord. makson, maksan geben. — Lit. šukos f. Pl. Kamm, lett. suka Bürste = finn. suka Bürste, est. suga Bürste, Striegel, Hechel. Ahlqv. 79 hält die litauischen Wörter für Original. Der Anlaut lit. š wird doch im Finnischen h und das Wort kommt auch anderswo vor: votj. sogï Bürste, syrj. zu Flachsbürste, Hechel, vgl. Don. Wörterb. 574. — Lit. sala, lett. zala Insel = liv. sala, est. salu Morastinsel, finn. salo, lapp. suolo Insel, vgl. Don. Wörterb. 697. — Lett. tzenna Preis = finn. hinta Gen. hinnan, est. hind, Gen. hinna Preis, Wert. Dies Lehnwort hat im Lettischen eine ältere Form als in den baltisch-finnischen Sprachen. Das Wort ist, obwohl der Anlaut gewöhnlich einem litauischen k entspricht, wahrscheinlich das vog. tin, mord. toj, syrj. don Wert, Preis, vgl. Don. Wörterb. 519, mit Übergang t: s wie mord. tolga: finn. sulka Don. 563, syrj. tï: finn. suo Don. 559, oder ostj. ton, finn. suone, mag in Don. 565. Auch der Vokalwechsel stimmt gut überein; syrj. sos = finn. hiha Ärmel, mord. sodan = finn. sidon binden u. a. — Lett. rippa

runde Scheibe = finn. rippa, rīppa Senkstein, um das Netz oder den Kahn festzuhalten, vgl. finn. ripun, rīpun hangen.

4. Männliche ja-, ī, i-Stämme:

Lit. tuščias, lett. tukšs leer = finn. tühjä, est. tühja n. tühi leer, ledig, bloß. Dies ist das einzige litauische Wort, welches den ja-Stamm nicht zusammengezogen. Mehrere der finnischen Lehnwörter behalten aber die ältere Lautgestalt.

Lit. ungurīs, preuß. angurīs Aal = finn. ankerias, est. angerjas, liv. angrös Aal.

Lit. kadagīs, lett. kadikis Wachholder = finn. kataja für *katagja, est. kadakas, kadajas, veps. kadaga Wacholder.

Lit. rugīs gewöhnlich Plur. rugei, preuß. rugis Roggen = finn. ruis für *rugis, Stamm rukisi, est. rugis, veps. rugiš, liv. rüggo͂s. Ahlqv. 37.

Lit. ožīs Ziegenbock könnte = finn. ūhi weibliches Schaf sein, obwohl das Geschlecht wechselt. Nicht = lit. avis wie Ahlqv. 13 annimmt, vgl. jedoch Anderson 165.

Lit. kelīs, kēlis Weg = keli Weg, Bahn im Winter.

Lit. vāgis, lett. vadzis St. vagja Pflock, Keil = finn. vāja, vavia, est. vai St. vaja, dorp. est. vagja, liv. vaiga Cuneus, Palus. Diese Formen stimmen besser mit einander überein als mit an. veggr, ahd. hat doch veggi St. vagja. Vgl. Thoms. 156. Dief. 222.

Lit. mēdis Gen. medžio St. medža Baum, lett. mešs Gen. meža, preuß. median Wald = finn. metsä Wald, est. mets St. -a Busch, Wald, n. lapp. mätse, unangebautes Feld, Wüste.

Lit. dagīs, lett. dadzis Gen. dadža Klette = finn. takkiaise, tahkiaise, est. takkias, takja, liv. dadžā Klette. Dief. 225.

Lett. daglis, deglis (lit. degti brennen) Zunder = finn. takla, taula, vot. tagla, est. tagel, tael, liv. tagl, dagl, lapp. tuovle, duovlle Zunder. Dief. 225, vgl. Don. 395.

Lett. rungitis myth. Hüter der Ackerfelder = finn. rongoteus nach Angabe von Agricola (1550) wurde dieser von den Kareliern als Beschützer der Roggenernte angesehen.

Lit. kirvis Axt, lett. tsirvis Beil = finn. kirves, vot. čirves, liv. kīras Axt. Ahlqv. 30, vgl. jedoch Anderson 132 f.

Lit. lett. kirmis Wurm = finn. kärme' für *kärmes, kārme Schlange.

Lit. žirnis, lett. tsirnis Erbse = finn. herne' id., gew. Plur. hernēt, wie lit. Plur. žirniei, est. hernes Erbse, vot. erne, veps. herneh, liv. jernas. Ahlqv. 38.

Lit. lett. laukis Rind mit Blässe an der Stirn = finn. laukki, est. lauk Stamm -i, u Blässe, weißer Fleck an der Stirn der Tiere.

Lit. lašis, lett. lasis Gen. laša Lachs = finn. lohi, est. lo͂hi, lapp. luossa Lachs. Doch ist die Ursprünglichkeit im Litauischen zweifelhaft, da losos Lachs im Permischen vorkommt.

Lett. sullainis Bräutigam, Bediente = finn. sulhase N. -nen Bräutigam, est.

sullane, liv. sulli Plur. sullist; diese sind Diminutivformen, vgl. finn. sulho. Ahlqv. 207.

Lit. lett. pikis Pech = finn. liv. piki, est. pigi id. Ahlqv. 179 deriviert das Wort aus dem an. bik, welchem das n. lapp. bik id. vollständig entspricht.

Das im Litauischen vorkommende šerīs Borste, lett. zars gew. Plur. zarri Borste halte ich dagegen für Lehnwort aus den finnischen Sprachen, wo finn. harja Bürste, Mähne, harjas Borste, veps. harj Bürste, Borste, vot. arjas Borste, est. sari St. sar'ja, hari St. -ja Bürste, Hechel, Kamm, harjas Borste, liv. or'a, ar'a Bürste, lapp. harjje, s. harja, čer. arža, orža Mähne. Don. wörterb. 644. — Die von mir vergl. wörterb. 39 gemachte Herleitung des finn. kantele Harfe aus kante Deckel bezweifelt Ahlquist f. vet. soc. forh. XXI und stellt lit. kankles litauische Harfe als Original desselben dar. In vet. soc. forh. XXII, 1880 halte ich die finnische Abstammung in betracht der großen Verbreitung des Wortes aufrecht: finn. kantele, veps. kandel, est. kannel Gen. kandle, liv. kāndla, en. lapp. kaddelas, wozu kommt, daß ein anderes Derivat von kante, nämlich kannus in Nordostfinnland als Benennung der lappischen Zaubertrommel gebraucht wird, vgl. Sjögren, ges. schr. I, 157. Ich betrachte daher das lit. kankles als Lehnwort aus dem Finnischen, wie so viele andere.

5. Weibliche ja-Stämme = ė:

Lit. gĕmbe˙ Haken, krummer Nagel, vgl. kabe˙ Haken am Kleide = finn. kampe krumme Handhabe an einer Sichel.

Lit. kabĕle, gembĕle˙ Häkchen = finn. kampela, kimpele Nom. kimmel schief.

Lit. lett. preuß. kurpe˙ Schuh = finn. kurpponen Schuh aus ungegerbtem Fell, haariger Weiberlappenschuh, liv. kurp St. -pō Schuh, wenn dies nicht nur Weiterbildung des finn. kurppu Falte ist, vgl. Ahlqv. 148. Anderson 294.

Lett. kārpe˙ Schachtel = finn. karpi ein Maß, est. kar'p, liv. kärp Schachtel. Ahlqv. 198, vgl. jedoch Anderson 276.

Lit. pakele˙, lett. pakeles Strumpfband = finn. pakla, paula Schuhband, Schnur. Ahlqv. 80. Est. paela, N. pael Band, Schnur, Strich.

Lit. līste˙ Leiste = finn. līsta, -o, est. līs'ti N. līs't id.

Lit. le'le˙ Puppe = finn. lelle Nom. -i verzärteltes Kind, lelu Spielzeug.

Lit. reje˙, lett. reja, preuß. rīge, rīje˙ Darrscheune, Trockenscheune = finn. rīhe Nom. -i, est. rīh St. rihe, reie Nom. rei, rehe Nom. rehi Dresch- und Darrscheune, Riege, vot. rihi, veps. rīhe Nom. rīh. Diese Herleitung scheint den von Ahlqvist 46 gemachten aus schwed. rīe Holzstange, worauf Getreide zum Trocknen gehängt wird, vorzuziehen zu sein.

Lett. tsirpe Sichel = finn. vot. sirppi, liv. est. sirp, tsirp Sichel. Ahlqv. 45 betrachtet slav. serp als Stammwort.

Lit. mente˙ Spatel, menture˙ Quirl, lett. mentra, mente Maischholz, Rührholz beim Kochen = finn. mäntä Quirlholz. Vgl. Budenz 414.

Lit. marti Gen. marčios, preuß. martin, lett. mārša Braut = finn. morsi-

ame Nom. -an (mit neuem Suffix -me), veps. murzoïme, est. mor̃'si Stamm mor̃'sja, lapp. moarsse Braut. AHLQV. 206.

Lit. vēpė̇, preuß. vepe Weiberdecke = finn. vaippa, est. vaip Weiberdecke oder Mantel. AHLQV. 155 leitet das finn. Wort vom an. veipa Decke aus Wolle oder Kuhhaar.

Lit. virvė̇ Strick = virve' Band, Binde.

Auch hier kommen mehrere Wörter vor, die wahrscheinlich umgekehrt in die litauischen Sprachen als Lehnwörter aufgenommen worden sind: lit. kerpė̇ Moos auf Bäumen, Steinen = finn. karpē Nom. karve, est. karpe N. -be Baummoos, Flechte. ANDERSON 245. — Lit. kepurė̇, lett. tsepurre Mütze, Hut hält AHLQV. 153 für Original zu den finn. küpärä, küpäri Mütze, Hut, est. kübar, liv. kübār, vot. čüpär, n. lapp. gapper, sv. kapper Mütze. DONN. WÖRTERB. 272. Ich halte noch diese Formen als nahe verwandt mit finn. kiperä krumm, aufgebogen, kupera gewölbt, sowie mit finn. kapio Helm, Mütze, vgl. VET. SOC. FORH. 1880. — Lit. žirke, preuß. širke Hausgrille, Heimchen = finn. sirkka Heimchen, Grille, est. sirk Gen. sirgu Heuschrecke, syrj. tsirk, perm. čirk, ers. mord. tsirkun, tsirne, liv. t'erk, t'irik Heimchen, vgl. DONN. WÖRTERB. 664. — Lit. žāgre Pflug = finn. sahra, sahraime Nom. -rain gabelförmiger Pflug, sakara Spitze, vot. sakara, est. sagar hölzerner Thürangel, vgl. est. sakas Baumstumpf, sagr etwas Struppiges. AHLQV. 33 leitet das finnisch-estische Wort aus dem Litauischen. Lit. anlautendes ž wird jedoch im Finnischen h und die Wurzel sak ist sehr verbreitet in den finnisch-ugrischen Sprachen, vergl. DONN. WÖRTERB. 572. — Lit. silke, lett. zilkis, preuß. sīlekke Häring betrachtet HEHN, DAS SALZ 67, als Original des finn. silakka, silahka, est. silk Gen. silgu, liv. sil'ka, sil'k Strömling. Da jedoch das finnische Wort nur Nebenform des finn. salakka Weißfisch und in nächster Verbindung mit finn. silkka, hilakka glatt aus w. sal, sil steht, halte ich an dem genuinen Ursprung fest, vgl. WÖRTERB. 714.

6. Weibliche i-Stämme:

Lit. tōšis, lett. tāsis Birkenrinde = finn. tuohe Nom. -i, vot. toho, veps. tohe, est. tohi weiße Birkenrinde.

Lit. žąsis, lett. zōs, preuß. sansī Gans = finn. hanhe Nom. -i, est. hani, ani, vot. ani, veps. hanh Gans. AHLQV. 21 leitet die finnischen Wörter aus den germanischen Formen.

Lit. pirtis Trockenstube, Darrstube, lett. pirts Badestube = finn. pirtti, veps. pert Stube, Badestube. AHLQV. 107.

Lett. sīpols Zwiebel = finn. sipuli, est. sibul, liv. sipol̃ id. AHLQV. 41.

7. u-Stämme:

Lit. turgus, lett. tirgus Markt = finn. turku, est. turg und turu Markt, liv. tūrgõ Nom. türg, tõrgõ Nom. tõrg Markt, Preis. AHLQV. 184.

Lit. alus Bier, lett. preuß. alu Meth = finn. olut, olus, veps. olus, est. olut, õlut, vot. õlut, liv. vol, vollõ, vuollõ, lapp. vuol Bier. AHLQV. 51. THOMS. 88. DIEF. 221.

Preuß. panu Lohe = finn. panu Feuer, Lohe, m. mord. päna in päna kud Feuerheerd.

8. n-, r-Stämme:

Lit. duktē Stamm dukter Tochter = finn. vot. tüttäre Nom. tütär, est. veps. tütar, liv. tüdar, mord. tehter', stir (sitir), čer. edïr Tochter. Vgl. Ahlqv. 210.

Lit. sesō St. seser Schwester = finn. sisare n. -sar, veps. sisar, karel. sisär, est. vot. sõzar, liv. sõzār Schwester. Ahlqv. 212. Ers. mord. sazor, čer. šužar, šožar, šïsar, votj. suzer jüngere Schwester. Ahlqv. 210. Anderson 326.

Lett. semens, preuß. semen Samen, Saat = finn. siemen, est. sēme, vot. sēmē, veps. sēmen, liv. siemt, lapp. siebman Saat.

Lit. pëmo statt pēmen Hirtenknabe = finn. paimen. Ahlqv. 23.

Die folgenden Lehnwörter kommen nur im Estnischen oder Livischen oder in beiden Sprachen zugleich vor. Da sie in verhältnismäßig neuerer Zeit aufgenommen worden sind, füge ich sie hier nur einfach bei, ohne auf eine nähere Betrachtung derselben einzugehen: lit. kubilas liv. kubbõl, lett. kutsa est. liv. kut's, lit. kuilīs est. kuilt liv. kuil, lett. kaplis est. liv. kabel, lett. kan'n'epes est. liv. kanep, lett. kallejs liv. kalli, lit. kurčas est. veps. vot. kurdiš, lit. kurtas est. kūrta, lit. kramšle est. krömsias Dief. 228, lett. kugje liv. kuoig Dief. 229, lett. kreims liv. kreim Anderson 200, lit. karšu liv. karš Anderson 202, lit. rubčus liv. rubīž, lit. bende liv. bēnda, lett. draudse liv. draudz, lit. eržilas liv. ersõl, lett. runzis liv. run'ts, lett. duzis liv. dun'č, lit. pakulos est. liv. pakel, lit. attolas est. ättel, Dief. 220, lit. vainikkas est. vannik, liv. Dief. 222, lit. magons, est. liv. magono, mogon Dief. 233.

Helsingfors.

O. Donner.

ZUR GRAMMATISCHEN BEURTEILUNG DES CHINESISCHEN.

EINLEITUNG.

Im folgenden beabsichtige ich ein Probestück grammatischer Methode vorzulegen, das vielleicht auch für weitere linguistische Kreise nicht ohne Interesse sein wird. Schon HUMBOLDT empfand, daß kaum eine zweite Sprache so lebhaft zu sprachphilosophischem Nachdenken anrege, wie die chinesische. Er stand ihr bewundernd gegenüber; er ahnte mehr als er es begriff, wie sie mit den einfachsten Mitteln die höchsten Aufgaben zu lösen vermag, Aufgaben, zu deren Bewältigung das Altgriechische ein mächtiges Arsenal voll der feinsten Werkzeuge verwendete. Und manches recht wichtige ahnte selbst er nicht, weil ihm und seinen Zeitgenossen die nötige Sachkenntnis mangelte.

Es ist schwerlich ein Zufall, daß das grammatische Verständnis des Chinesischen bei den europäischen Forschern in starken Zwischenräumen ruckweise Fortschritte gemacht hat. Im Jahre 1822 waren ABEL-RÉMUSATS ÉLÉMENS DE LA GRAMMAIRE CHINOISE erschienen, im ganzen kaum mehr als ein Auszug aus dem großen Werke des Jesuiten P. PRÉMARE[1], — aber von meisterlicher Mache. Man hat nicht viel an dem Buche, bildet sich aber lange ein, es biete das nötigste vollständig und richtig. Von ihm vorbereitet tritt man in die Lektüre ein: ein Stück weit helfen seine Regeln, ein weiteres der gesunde Menschenverstand, noch ein weiteres die Wörterbücher; Übersetzungen und Kommentare thuen das übrige; und mit der Zeit findet sich die Routine ein, man erwirbt den Instinkt, der unbewußt das richtige trifft. So weit hat es HUMBOLDT nicht gebracht: er wäre sonst in der Theorie selbst weiter gekommen. Er nahm die grammatischen Thatsachen, wie sie ihm RÉMUSAT vorlegte; darum begriff er wohl, wie diese Sprache in ihrer schneidigen Kürze zu logischer Energie auffordere, konnte aber dafür nichts von der mathematischen Sicherheit ihrer Deutung, nichts von ihrer Fähigkeit zum Periodenbau, zu Inversionen, nichts von der Mannigfaltigkeit und Feinheit ihrer Modalausdrücke u. s. w. wissen.

Volle neunzehn Jahre nach dem Erscheinen der ÉLÉMENS bereicherte RÉMUSATS berühmter Amtsnachfolger, STANISLAS JULIEN, in seinen Streitschriften gegen PAUTHIER, namentlich in den EXERCICES PRATIQUES. PARIS, 1842. 8°, die chinesische Grammatik um eine ihrer wichtigsten Lehren. Die allermeisten

[1] P. PRÉMARE, NOTITIA LINGUAE SINICAE. 1831. A.-R. hatte das MS. benutzt.

einsilbigen Wörter gehören nicht ein- für allemal einem bestimmten Redeteile an, sondern können je nach ihrer Stellung im Satze jetzt als Substantiva, jetzt als Verba u. s. w. fungieren. Dies festzustellen ist eine der gewöhnlichsten Aufgaben in der syntaktischen Analyse, und die hierfür giltigen Regeln hat JULIEN teils entdeckt, teils wenigstens entdecken gelehrt.

Weitere sechzehn Jahre vergingen, ehe SCHOTT in seiner CHINESISCHEN SPRACHLEHRE, 1857, zuerst den genial kühnen Versuch machte, ein grammatisches Gebäude zu errichten, das keine andere Voraussetzung anerkannte als den Bau der Sprache selbst. Fast gleichzeitig that JOSEPH EDKINS[1] die ersten und richtigsten Schritte zur Entdeckung des altchinesischen Lautwesens. Meine eigenen zwei Grammatiken (1881 und 1883) beruhen in manchen der wichtigsten Punkte auf einer völlig neuen Auffassung der Sache. Sie haben darin, soweit mir die Urteile der wissenschaftlichen Presse bekannt geworden sind, allgemein fast rückhaltlose Billigung erfahren. Einzelne aber hätten mich lieber noch radikaler vorgehen sehen, und auch diesen sind die folgenden Seiten gewidmet.

Ich sagte, der eigentümliche, ruckweise Entwickelungsgang dieses Wissenszweiges werde seine Gründe haben. Diese mochten zum Teile persönlicher Art sein: von den berufsmäßigen Sinologen waren immer nur die wenigsten gebildete Sprachforscher, und von den Sprachforschern, die sich um das Chinesische kümmerten, ließen es die meisten bei einer Art platonischer Liebe bewenden, die lieber betrachten will als erleben. Der Hauptgrund aber lag in der Sprache selbst, die weniger unmittelbar als andere zu grammatischen Beobachtungen einlädt. Es ist kein Wunder, daß die Inder, die Araber und die Japaner diesen Zweig der Wissenschaft mit Vorliebe gepflegt, kein Wunder, daß die sonst so vielseitigen, so scharf- und tiefsinnigen Chinesen ihn vernachlässigt haben, — fast ihn allein. Spricht man dem Chinesen von einer Grammatik seiner Sprache, so schüttelt er den Kopf; und ich kenne hervorragende Sinologen, die ihm hierin beipflichten.

Daß eine Sprache, um verständlich zu sein, Gesetze haben muß, daß die Gesamtheit dieser Gesetze die Grammatik bildet, braucht an dieser Stelle freilich nicht wiederholt zu werden. Und auch das ergibt sich von selbst, daß die Grammatik einer isolierenden Sprache lediglich Syntax ist. Nun hören freilich viele der modernen indogermanischen Grammatiken da auf, wo die Syntax anfangen sollte. Aber damit hört die Syntax nicht auf, ein wesentlicher Teil der Grammatik zu sein, sondern jene Bücher hören auf, vollständige Grammatiken zu sein. In der That glaube ich, eine vollständige Grammatik müsse nicht nur eine Syntax enthalten, sondern sie müsse geradezu von der Syntax ausgehen. Dies soll in aller Kürze begründet werden.

Sprache ist Ausdruck des Gedankens. Der Gedanke ist die Verknüpfung von Begriffen. Diese Verknüpfung hat die Sprache darzustellen in gegliederter Form.[2] Die Gliederung kann geschehen entweder in Form des Satzes, der

[1] EDKINS, MANDARIN GRAMMAR. 1857. 2. ED. 1864.

[2] Das ist die logische Aufgabe der Sprache: die Beziehungen der Begriffe und Gedanken untereinander darzustellen. Bekanntlich ist diese Aufgabe nicht die einzige, welche die Grammatik zu lösen hat.

sich zunächst in Wörter auflösen läßt, oder in Form satzvertretender Wörter ('Satzwörter'), die in Stoff- und Formenelemente aufzulösen sind (z. B. dormit, amamur; man denke zumal an die gewaltigen Wortgebilde der polysynthetischen Sprachen Amerikas). Zufolge seiner Bedeutung ist das Satzwort lediglich eine Unterart des Satzes, und in diesem weiteren Sinne ist der Satz in der Sprache die erste (einfachste) Einheit, welche zugleich eine Ganzheit bildet. Das Wort lebt, d. h. wirkt nur als Glied des Satzes, daher kann es nur als solches, kann es nur in seiner Beziehung zum Satzganzen begriffen werden. Sprachbau ist zunächst Satzbau, und dann natürlich wieder zuhöchst Satzbau.

Grammatik ist Darstellung des Sprachbaues, also des Satzbaues. Nun gehen bekanntlich unsere Sprachlehrer regelmäßig den Weg vom Teile zum Ganzen: Lautlehre, Wortlehre, Satzlehre. Dieser Weg enthält eine Petitio principii, die ebenso unzweckmäßig, wie unwissenschaftlich wäre, wenn man nicht aus praktischen Gründen ein doppeltes voraussetzen dürfte:

1. Auf seiten des Lernenden die allgemeine Vorstellung vom Satze, die er stillschweigend von seiner eigenen Sprache auf die zu erlernende überträgt. Sie befähigt ihn, den losgelösten Gliedern ihre Plätze und Funktionen im Satzganzen vorläufig zuzuweisen. Dies aber nur bei Sprachen, deren Bau dem ihm bekannten verwandt ist, für uns also zunächst bei indogermanischen Sprachen.

2. Auf seiten der Grammatiker setzt sie eine analytische Arbeit voraus, die geschehen mußte und, einmal geschehen, nicht wiederholt zu werden brauchte. Nur durch diese Arbeit konnte z. B. festgestellt werden, daß das Lateinische die und die Redeteile, Kasus, Tempora, Modi u. s. w. habe, nicht mehr und nicht weniger, daß huius boni hominis denselben Kasus darstelle. Alles dies muß man dem Grammatiker aufs Wort glauben; den Beweis dafür bleibt er schuldig, und er könnte ihn nur liefern auf dem Wege einer analytischen Syntax.

Im Chinesischen liegt mir eine Sprache vor, bei der jede Übertragung meiner heimischen Sprachbegriffe und Gewohnheiten ein verhängnisvolles Vorurteil sein würde. Daß sie ähnlich hohe Zwecke zu erfüllen vermöge wie unsere Sprachen, darf ich vermuten, nicht aber, daß sie sich hierzu ähnlicher Mittel bediene. Will ich wissen, welches ihre grammatischen Kategorien und deren Ausdrucksformen seien, so habe ich die ganze Arbeit der syntaktischen Analyse zu leisten: ich muß die Bedeutungen der Stellungserscheinungen und Formwörter feststellen, ehe ich die stellvertretenden (sinnverwandten) Ausdrucksweisen nebeneinanderstellen und auf ihre Wertsunterschiede synonymisch vergleichen kann. Das erstere habe ich im analytischen, das letztere im synthetischen System meiner größeren Grammatik unternommen.[1]

[1] Die in diesem Buche angenommene Schreibung der chinesischen Wörter behalte ich im folgenden bei: č = ʦ̬, š = ʂ̬, ž = ʐ̬, ng = ɴ, ' Zeichen der Aspiration. Im Auslaute ist ï ein vokalisches Forthallen des vorhergehenden Konsonanten, k, t, p sind stumm, auslautendes m wird wie n ausgesprochen. Die Tonzeichen sind ‿̄ für den hohen gleichen, ˆ für den tiefen gleichen, ‿̀ für den steigenden (fragenden), ´ für den fallenden Ton. Der abgebrochene, sog. eingehende Ton ergibt sich aus den stummen Auslauten k, t und p.

[Bitte meine Besprechung der CHIN. GRAMM. in der Bibliographie am Ende dieses Hefts zu vergleichen. D. RED.]

I.

SUBJEKT, PRÄDIKAT, OBJEKT.

Besäße das Chinesische keine Hilfswörter, wäre es in seiner Grammatik ausschließlich auf die Stellung der Stoffwörter angewiesen, so läge die Vermutung nahe, daß es nur eine einzige Beziehung anerkännte: entweder die prädikative oder die attributive. Der Satz

wâng paò mîn
König beschützen Volk

= der König beschützt das Volk, wäre in ersterem Falle ungefähr zu analysieren: 'Der König ist beschützend, das ist das Volk', — im letztern Falle: 'das vom Könige beschützte Volk.'

Das Prädikat als alleinige Kategorie anzunehmen, verbietet sich aber sehr bald; denn die Attributskategorie läßt sich nicht wegleugnen.

tá kuok
groß Staat = großer Staat;

kuok tá
Staat groß = der Staat ist groß.

Fasse ich hier beides attributiv auf, so heißt kuok tá: 'des Staates Größe.' Das ist also kein gegliederter Satz, sondern im günstigsten Falle ein substantivisches Satzsurrogat, wie es in der Sprachenwelt oft genug vorkommt. Wer das annehmen will, hat wenigstens einen vorläufigen Schein Rechtens für sich.

Fasse ich beides prädikativ auf, so ist tá kuok = groß ist der Staat. Da hätten wir denn nicht einen Satzteil, sondern einen Satz. Nun weiter:

wâng čí tá kuok
König regieren groß Staat

= der König regiert den großen Staat. Dies wäre dann zu erklären: der König ist regierend, das ist groß, das ist der Staat. Auch dergleichen weist die Sprachenwelt auf. Es sind niedere, bandwurmartige Gebilde, aus lauter eigenlebigen Gliedern bestehend. Gegen diese Auffassung erhebt aber der chinesische Sprachgebrauch Einspruch. Kuok, Staat ist ein Ding, tá, groß eine Eigenschaft. Wo nun Ding und Eigenschaft zusammen einen Begriff bilden, wird allemal die Eigenschaft erst und dann das Ding genannt. So in dem letzten Beispiele.

Danach haben wir es nur noch mit der attributiven Auffassung zu thun, und diese hat auch sonst mehr Bestechendes. Denn was wir vorhin als Sätze übersetzten, kann auch als bloß substantivischer Satzteil fungieren: wâng paò mîn = das vom Könige beschützte Volk; kuok tá = des Staates Größe; wâng čí tá kuok = der vom König regierte große Staat. Nur freilich sind Fälle dieser Art sehr selten, und schon das sollte uns stutzig machen. Zu entscheiden ist aber die Sache erst, wenn wir nicht nach den passenden Übersetzungen, sondern nach der chinesischen Ausdrucksweise sehen und uns fragen: welche andern Ausdrucksmöglichkeiten sind gegeben, und wie unterscheiden sie sich von einander? An dieser Stelle gewinnen gewisse Hilfswörter ausschlaggebende Bedeutung.

II.

Satz und Satzteil.

Entscheidend ist die Frage: erkennt der Chinese den Unterschied zwischen Satz und Satzteil an oder nicht? Erkennt er ihn nicht an, so haben jene gewonnen, die alles auf das Attributsverhältnis zurückführen wollen. Erkennt er ihn an, so muß er sowohl die Möglichkeit als auch das Bedürfnis haben, ihn zum Ausdrucke zu bringen. Zwei Hilfswörter werden uns hier den Weg weisen.

A. Das Hilfswort čī.

Das Wort und Schriftzeichen čī ist unter allen Partikeln die wichtigste. Von seinen Funktionen sind zur vorläufigen Orientierung folgende hervorzuheben:

1. Hinter einem Verbum, am Ende eines Satzes oder Satzteiles stehend, ist es Pronomen der 3. Person im Objektskasus, z. B.

wâng paò čī
(Der) König beschützt ihn (sie, es).

Wird das Verbum verneint, so kann das objektive čī zwischen die Negation und das Verbum, also vor letzteres treten, z. B.:

wâng put čī paò
(Der) König nicht es beschützt

= der König beschützt es (ihn, sie) nicht.

2. Wird ausnahmsweise das Objekt des Verbums mit nachdrücklicher Wirkung vor dieses gestellt, so tritt zwischen beide čī (oder das verwandte ší), z. B.:

wâng wêi mîn čī paò
König nur Volk n. obj. beschützen

= nur das Volk beschützt der König.

3. Steht ein Substantivum im Genitivverhältnisse vor einem anderen, so kann zwischen beide čī treten, z. B.:

mîn lik
Volk Kraft = Volkskraft,

mîn čī lik
Volk n. gen. Kraft = des Volkes Kraft.

4. Auch zwischen das attributive Adjektivum und das Substantivum kann čī treten, z. B.:

put hiên čī kiūn
nicht weise n. attr. Fürst

= ein unweiser Fürst, unweise Fürsten.

kām k'ù čī ts'aò
süß bitter n. attr. Kraut

= süße und bittere Kräuter.

5. In den Fällen unter 3. und 4. ist čī Zeichen des adnominalen Attributes, es steht also innerhalb eines Satzteiles. Wähle ich für diesen Satzteil die Formel A čī B, so zeigt čī an:

a) daß A Attribut zu B,

b) daß B ein substantivischer Satzteil,

c) daß mithin auch der ganze Satzteil, A čï B ein substantivischer ist, daß er aber auch nur ein Satzteil, nie ein Satz sein kann. Dies hatte man bisher meistens übersehen und somit eines der wirksamsten syntaktischen Mittel der Sprache verkannt. In der That beruht die überraschende Fähigkeit des Chinesischen zum Periodenbaue, zum Verwandeln ganzer Sätze in substantivische Satzteile, wesentlich mit in dieser Wirkung von čï. Einige Beispiele werden dies verdeutlichen:

α) čï verwandelt das Subjekt des Satzes in einen Genitiv:

wâng čï paò mîn yeû fú čï paò tsì
des Königs beschützen das Volk ist—wie des Vaters beschützen das Kind.

β) Es verwandelt den ganzen Satz oder das Prädikat in einen substantivischen Satzteil im Genitiv:

wâng paò mîn čï taò k'ò kién
König — beschützen — Volk n. gen. Art und Weise ist—zu ersehen
= die Art und Weise wie der König das Volk u. s. w.

paò mîn čï taò, die Art das Volk zu beschützen.

Ebenso: paò čï čï taò
beschützen es n. gen. Art und Weise
= die Art und Weise es zu beschützen.

γ) Es tritt zwischen das Verbum und dessen Objekt. Dadurch wird ersteres passivisches Attribut zu letzterem und das ursprüngliche Subjekt fungiert als Urheber, z. B.:

wâng paò čï mîn
König beschützen n. attr. Volk
= das vom Könige beschützte Volk.

δ) Subjekt und Prädikat wechseln die Plätze und zwischen beide tritt čï. Das Prädikat verwandelt sich dann in ein Attribut, welches unsern Relativsatz ersetzen kann; z. B.:

paò mîn čï wâng, ein das Volk beschützender König.

B. Das Hilfswort rî.

Dieses Hilfswort hat etwa die Grundbedeutung: da, dabei. Wie čï das adnominale, so zeigt rî das adverbiale Attribut an, nur daß es in dieser Funktion weniger häufig und dafür auch oft als selbständige Konjunktion erscheint. Wo es aber auftritt, da ist es nie durch čï zu ersetzen, und dies ist bedeutsam. Denn der Unterschied in der Anwendung wäre nicht möglich, wenn der Sprachgeist nicht scharf zwischen adnominalem und adverbialem Attribute und mithin auch zwischen Substantivum und Verbum zu unterscheiden wüßte. Der Satz:

wâng paò mîn rî čí kuok
König beschützen Volk dabei regieren Staat

wäre auf französisch zu übersetzen: le roi, en protégeant le peuple, gouverne l'état.

Von den besonderen Anwendungen dieses Hilfswortes ist für unseren Zweck nur eine von Belang. Es kann nämlich rî auch zwischen das Subjekt und das Prädikat eines Satzes treten. Dann verwandelt es also das Subjekt in ein adverbiales Attribut des Prädikates und mithin den ganzen Satz in einen Satzteil; z. B.:

wâng	rî	put	paò	mîn	pit	šit	k'î	wéi
König	dabei	nicht	beschützen	Volk	notwendigerweise	verlieren	sein	Thron

= étant roi ne pas etc. c'est nécessairement perdre son trône. Wir müssen freier übersetzen: Ein König, der (oder: Wenn ein König) nicht —, wird (er) sicherlich seinen Thron verlieren.

C. Ergebnisse.

Die Richtigkeit der im bisherigen mitgeteilten Regeln und Beispiele kann ich an dieser Stelle nicht beweisen; denn ich will hier nicht zu zeigen versuchen, daß ich die Sprache richtig verstehe, richtig aus ihr und in sie übersetze, sondern, daß ich sie richtig beurteile, ihr keine grammatischen Kategorien andichte, die sie selbst nicht anerkennt.

Im einzelnen Menschen muß eine Vorstellung oder ein Gedanke schon mit einem gewissen Grade von Lebhaftigkeit wirken, um in die Sprache übertragen zu werden. Fort und fort streicht uns allerlei durch den Kopf — wie der Volksmund bezeichnend sagt —, was nie zu sprachlicher Formung gelangt, auch in unsern Gedanken nicht. Und so muß auch im Volksgeiste ein Begriff mit einer gewissen Kraft wirken, ehe er zur Aufnahme in das Sprachgut drängt. Nicht für alles, was in unserm Innern vorgehen mag, hat unsere Muttersprache zureichende Ausdrucksmittel, und nicht alles, wofür sie zureichende Ausdrucksmittel darbietet, drücken wir in der Rede aus. Wie ein plötzlich enthülltes Bild, das wir mit einem Blicke überschauen, steht der Gedanke vor unserer Seele. Nun zerlegen wir das Bild in seine Teile, ordnen diese und führen sie schildernd Stück für Stück auf. Was uns unsagbar, aber auch was uns unwesentlich oder selbstverständlich dünkt, verschweigen wir und stellen es der Phantasie des Hörers anheim. Analog ist der Hergang so ziemlich bei aller menschlichen Rede: daß ein Begriff nicht immer zum Ausdrucke gelangt, beweist nichts gegen sein Vorhandensein im Sprachgeiste. Wenn aber die Sprache eine Denkkategorie einer bestimmten, ihr allein zukommenden Ausdrucksform würdigt, so erkennt sie eben dadurch diese Kategorie an.

Ich meine, dieser Fall treffe hier vollkommen zu und der Beweis sei geliefert, daß die chinesische Sprache folgende Unterschiede anerkenne:

Zwischen Attribut und Prädikat,
— folglich zwischen Satz und Satzteil;
zwischen adnominalem und adverbialem Attribute,
— folglich auch zwischen Nomen und Verbum.

Und noch eine Unterscheidung hat sich nebenbei herausgestellt: die zwischen adverbialem Attribut und Objekt. Diese Unterscheidung haben wir um so höher zu veranschlagen, als sie in unsern indoeuropäischen

Sprachen mehr oder minder mangelt. Mehr oder minder ist bei uns das Objekt nur eine Unterart des adverbialen Attributes. Dafür fehlt wiederum dem Chinesischen die formelle Auszeichnung des Genitivs vor dem attributiven Adjektive.

III.

GENITIVUS UND ADJEKTIVUM.

Das eben gesagte verlangt eine nähere Betrachtung. In der That hat der Russe Jakinf Byčurin in seiner Grammatik den Genitiv einfach als eine Art Verwandlung des Substantivums in ein Adjektivum aufgefaßt; seine eigene Muttersprache mag ihn dazu angeleitet haben. Ich bin ihm darin nicht gefolgt, habe den Genitiv in die Reihe der Kasus aufgenommen und dadurch eine scheinbare Inkonsequenz begangen. Ich glaube aber dieselbe verantworten zu können.

Einer Sprache dürften so viele Kasus zuzuerkennen sein, als sie Beziehungen der substantivischen Satzteile im Satze formell unterscheidet. Formell — das heißt beim Chinesischen: syntaktisch. Auf Grund der syntaktischen Merkmale spreche ich nun dieser Sprache folgende fünf Kasus zu:

1. einen Subjektskasus, dessen Stellung zu Anfange des Satzes ist;
2. einen Objektskasus, Stellung in der Regel am Ende des Satzes oder Satzteiles hinter einem aktiven Verbum oder einer Präposition;
3. einen Prädikatskasus, Stellung am Ende des Satzes ohne vorausgehendes aktives Verbum oder Präposition;
4. einen Adverbialis, wobei das Substantivum nicht als Subjekt des Satzes, sondern als nähere Bestimmung des Verbums vor diesem steht;
5. einen Genitivus: ein Substantiv steht vor dem anderen als dessen nähere Bestimmung.

Es leuchtet ein, daß der Genitiv nicht der einzige Kasus ist, der mit nicht-substantivischen Redeteilen Verwandtschaft zeigt. Der Prädikatskasus berührt sich mit dem Verbum neutrum, sofern er die Kopula in sich schließt, — der Adverbialis mit dem Adverbium. Triebe man die Sache auf die Spitze, so blieben sonach nur noch der Subjekts- und der Objektskasus übrig, — in allen anderen Fällen müßte man, statt von Kasus, von Übergängen in andere Redeteile sprechen, und diese sind allerdings sonst im Chinesischen gebräuchlich genug.

Und doch wäre ein solches Urteil voreilig. Man füge nur dem Substantivum in einem dieser Kasus ein Attribut bei und frage sich dann, ob dies Attribut adnominal geblieben oder adverbial geworden sei. Letzterer Art müßte es werden, wenn es zu einem Verbum, Adjektivum oder Adverb gehörte; es bleibt aber adnominal, tá groß behält seine adjektivische Bedeutung, nimmt nicht die adverbiale, 'sehr' an, das Substantivum vor dem es steht, befinde sich in welchem Kasus es wolle.

Für die Frage, ob Substantivum im Genitivus, ob attributives Adjektivum, kommt aber noch ein zweites in Betracht. Das adjektivische Attribut kann ich ohne weiteres durch Umstellung in ein Prädikat verwandeln:

tá kuok
groß Staat = der große Staat

kuok tá = der Staat ist groß.

Will ich aber durch Umstellung des Genitivs einen Satz herstellen, so wird der Sinn ein anderer, und in der Regel wird es ein Unsinn:

žī̂n sīm
Mensch Herz = des Menschen Herz;

sīm žī̂n dagegen, wenn es als Satz möglich wäre, hieße nicht: das Herz ist des Menschen, sondern: Herz ist Mensch. Erst das Neuchinesische hat einen prädikativen Genitiv geschaffen.

So mannigfaltig sind die Hebel, die man bei dieser Sprache einsetzen muß. Jetzt setzt man, nach dem Vorbilde der Chemiker, fremde Reagenzien hinzu, um die Wirkung zu beobachten, jetzt nimmt man, den Mathematikern folgend, zu Transpositionen, Substitutionen und Eliminationen seine Zuflucht; und wo sich sonst der Sprachforscher in seinem Heim fühlt, in der phonetischen und etymologischen Analyse: da sieht er sich hier auf schwankendem, schlüpferigem Boden, von Irrlichtern umtanzt. Die Erfahrung lehrt, daß man auch auf solchem Boden behutsam tastend vorwärts kommen kann. Mir aber war es darum zu thun, ein paar Proben derjenigen Untersuchungsmethoden mitzuteilen, auf die man sich im Chinesischen mehr als vielleicht sonstwo angewiesen sieht.

LEIPZIG.

GEORG VON DER GABELENTZ.

ÜBER DIE EINSILBIGEN SPRACHEN DES SÜDÖSTLICHEN ASIENS.

Seit G. v. d. Gabelentz in seinem bahnbrechenden Lehrbuche der chinesischen Sprache[1] nicht allein in Beziehung auf das Tibetische, welches namentlich durch seine unaussprechbaren Anlaut-Häufungen dazu herausforderte, die Wahrscheinlichkeit der Annahme betont hat, daß hier ein Zurücksinken aus der bereits erreichten Stufe der Mehrsilbigkeit auf die der Einsilbigkeit vorliege, sondern auch dieselbe Vermutung hinsichtlich der allen solchen Häufungen abholden chinesischen Sprache von demselben Verfasser ausgesprochen und unter andern durch Hinweise auf gewisse Wechsel im Auslaute (yü Gespräch, yün reden, yüet sagen) unterstützt worden ist, muß die Aufmerksamkeit der Sprachen- und Völkerkundigen auf das südöstliche Asien in der Erwartung gerichtet sein, daß auch hier das Licht der Sprachvergleichung in nächster Zukunft überraschende Ergebnisse zutage fördern werde. Es ist demnach wohl nur zeitgemäß, wenn mit diesen Zeilen die bekanntesten Glieder der einsilbigen Sprachengruppe Ostasiens in einigen ihrer Haupterscheinungen einander gegenübergestellt werden.

Von den bekannteren Sprachen, die zu diesem Kreise gehören, scheinen namentlich das Tibetische und das Birmanische durch ihren Bau und Wörterschatz verwandt, denen sich hinsichtlich des letzteren auch das Chinesische anreihen mag, während die entschiedener beibehaltene oder durchgeführte Einsilbigkeit und infolge dessen die Unterscheidung durch die Betonung, teilweise auch der Wörterschatz das letztere wieder mehr mit dem Siâmischen (Thai) und trotz der Abweichung der Zahlwörter auch mit dem Annamischen verbindet. Die letzterwähnte Abweichung, welche das Annamische mit dem Mon (Pegu oder Talaing) und der Kambodscha-Sprache gemein hat, ist freilich so groß, daß man den von Gabelentz ausgesprochenen Zweifel an der Zugehörigkeit dieser Sprachen zum Stamme begreiflich finden muß.

Allen diesen Sprachen also ist in ihrem jetzigen Zustande eine mehr oder weniger durchgeführte Einsilbigkeit der Wörter und Wortstämme gemeinsam; wenn man indes annimmt, daß auch alle mehrsilbigen Sprachen sich einst aus dem Zustande der Einsilbigkeit zu solchen entwickelt haben, wird man zugeben müssen, daß letztere nicht mit Notwendigkeit als Kennzeichen der Zugehörigkeit zu diesem Sprachstamme angesehen zu werden

[1] Georg von der Gabelentz, Chinesische Grammatik mit Ausschluss des niederen Stiles und der heutigen Umgangssprache. Leipzig, Weigel, 1881.

braucht. In Beziehung auf das Tibetische hatte schon LEPSIUS in einer Abhandlung der Berliner Akademie vom Jahre 1860 (ÜBER CHINESISCHE UND TIBETISCHE LAUTVERHÄLTNISSE UND ÜBER DIE UMSCHRIFT JENER SPRACHEN) nachzuweisen gesucht, daß die jetzt lautlosen Vorhängsel früher lautbar und mit dem Selbstlauter a verbunden gewesen seien. Nunmehr haben sich also auch, wie gesagt, GABELENTZ und nach ihm GRUBE, — letzterer in seiner ebenfalls 1881 im selben Verlage erschienenen Arbeit über DIE SPRACHGESCHICHTLICHE STELLUNG DES CHINESISCHEN und in der Besprechung des GABELENTZischen Werkes, welche von ihm in der ZEITSCHRIFT DER DEUTSCHEN MORGENLÄNDISCHEN GESELLSCHAFT Jahrg. 36 veröffentlicht wurde —, zu ähnlichen Ansichten bekannt, und man muß nunmehr gewärtig sein, daß auch Versuche angestellt werden, für derartige Vorhängsel eine greifbare Bedeutung nachzuweisen. Hierzu scheint nun das dem Tibetischen näher verwandte Birmanische vor allem geeignet, und so möge denn auch in den folgenden Zeilen ein Versuch diesem Zwecke dienen, ein noch jetzt lautbares Vorhängsel im Birmanischen aus einem fragenden Fürwort abzuleiten.

Wie groß auch die Rolle sein mag, welche innerhalb einer einsilbigen Sprache, namentlich der chinesischen, die **Wortstellung** spielt, so sehr muß doch in diesem Sprachenkreise der Satzbau als Kennzeichen der Verwandtschaft im weitern Sinne vor der Ähnlichkeit des Wörterschatzes zurücktreten, wie sich aus den folgenden Vergleichungen ergeben wird.[1] Tritt doch im Birmanischen sogar das Zielwort mit der Endung go vor das Zeitwort, was das Tibetische wohl nur dadurch vermeidet oder im Laufe der Zeit vermeiden gelernt hat, daß es (wie im Hindustanischen bei den mit dem Mittelwort der Vergangenheit zusammengesetzten Zeiten) den eigentlichen Aussagegegenstand als Werkzeug, das eigentliche Ziel aber als Aussagegenstand, das Zeitwort also als das Leiden ausdrückend auffaßt (tib. ṅa — ni — de — mi — šes — so ʿvon mir das nicht gewußt istʾ, ʿich weiß es nichtʾ, worin ṅa = ich, ni = von, de = das, mi = nicht, šes = wissen, o = sein; hind. mard — ne ek čithī likhī, ʿMann von ein Brief geschriebenʾ. Überhaupt herrscht bei diesen Sprachen in der Stellung große Mannigfaltigkeit. Wenn wir A = Hauptwort und Gegenstand der Aussage, A^1 = bestimmendes Hauptwort, A^2 = bestimmtes Hauptwort, B = Eigenschaftswort, C = hinweisendes Für-

[1] Man vergleiche für das **Tibetische:** SCHMIDT, GRAMMATIK DER TIBETISCHEN SPRACHE. PETERSBURG 1839 und desselben TIBETISCH-DEUTSCHES WÖRTERBUCH. PETERSBURG 1841, für das **Birmanische:** LATTER, GRAMMAR OF THE LANGUAGE OF BURMAH. CALCUTTA 1845, JUDSON, BURMESE-ENGLISH DICTIONARY, desselben ENGLISH-BURMESE DICT. 1852, HOUGH, ENGLISH AND BURMAN VOCABULARY. SERAMPORE 1825, für das **Thai:** PALLEGOIX, GRAMMATICA LINGUAE THAI, BANGKOK 1850, desselben DICTIONARIUM LINGUAE THAI SIVE SIAMENSIS. PARISIIS 1854, [BRADLEY?] INTRODUCTION TO THE SIAMESE LANGUAGE, für das **Annamische:** TABERD (PIGNEAUX), DICTIONARIUM ANAMITICO-LATINUM. FREDERICNAGORE (SERAMPORE) 1838, AUBARET, GRAMMAIRE ANNAMITE, PARIS 1867, für das **Mon:** HASWELL, GRAMMATICAL NOTICE AND VOCABULARY OF THE PEGUAN LANGUAGE. RANGOON 1874, für den ganzen Sprachenkreis: FORBES, COMPARATIVE GRAMMAR OF THE LANGUAGES OF FURTHER INDIA. LONDON 1881. ALLEN & Co. Auch des Verfassers Besprechung des genannten GABELENTZischen Werkes, welche in den GÖTTINGER GELEHRTEN ANZEIGEN erschien, ist hier zu erwähnen, ebenso G. V. D. GABELENTZ, ANFANGSGRÜNDE DER CHINESISCHEN GRAMMATIK (LEIPZIG, WEIGEL, 1883) und deren bevorstehende Besprechung ebenda. — Die **Transskription** ist den gen. Quellen gemäß: ṅ = *N* dieser Ztschr., š = ş, ž = ẓ, ʿ = *h* resp. ʿ.

wort, D = sein, E = Zeitwort mit auf ein Ziel übergehender Bedeutung, F = Zielwort, g = Fallendung setzen, so haben wir folgende Stellungen:

I. Im Tibetischen: 1. A^1A^2 von šiṅ Baum und lo Blatt: šin-lo Baum-Blatt, ferner A^1gA^2 šiṅ-gi-lo-ma das Blatt des Baumes; 2. AB mi Mann, ṅan böse: mi ṅan ein böser Mann; 3. ABC mi Mann, tšhen groß, de jener, mi-tšhen-de jener große Mann; 4. ABD mi-tšhen-po-yin der Mann ist groß; 5. AgF (= A) E (s. o.) ṅa-ni de šes-so ich weiß.

II. Im Birmanischen: 1. A^1A^2 von myit Fluß, ye Wasser: myit-ye Flußwasser, ferner A^1gA^2 myit-i-ye; 2. AB lu Mann, kauṅ gut: lu kauṅ der gute Mann; 3. CA hto lu jener Mann; 4. ABD lu kauṅ thi der Mann ist gut; 5. AFgE gna Fisch, htauṅ fangen: gna go htauṅ-thi er fängt Fische (ist Fische fangend).

III. im Thai oder Siâmischen: 1. A^2A^1 von me Mutter, nam Wasser: me-nam Fluß (Wasser-Mutter); 2. AB khŏn Mann, di gut: khŏn di ein guter Mann; 3. AC ni dieser: khŏn ni dieser Mann; 4. A—B khŏn di der Mann ist gut; 5. AEF tam folgen, nai Führer: khŏn tam nai der Mann folgt dem Führer (vir sequitur ducem).

IV. im Chinesischen: 1. A^1A^2 hŏ Fluß, šwéĭ Wasser: hŏ-šwéĭ Flußwasser; ferner A^1A^2 hŏ-tšĭ-šwéĭ des Flusses Wasser (neu hŏ-tĭ-šwéĭ); 2. BA hao gut, žin (žön) Mann: hao žin ein guter Mann; 3. CBA: ťzĕ hao žin dieser guter Mann; 4. A(D)B žin (šĭ) hao der Mann ist gut; 5. AEF žön tà lü der Mann schlägt den Esel.

V. Im Annamischen: 1. A^2A^1 mă̆t Gesicht, Auge, troi Himmel; mă̆t troi = Sonne (Auge des Himmels); 2. AB nguoi Mensch, tôt gut: nguoi tôt der gute Mensch; 3. AC nguoi nây dieser Mensch; 4. AB nguoi tôt; 5. AEF (thây sehn) nguoi thây troi der Mensch sieht den Himmel.

VI. Im Mon (Pepu, Talaing): 1. A^2A^1 lik Buch, mnih Mann: lik mnih das Buch des Mannes; 2. AB pro vortrefflich: mnih pro der vortreffliche Mann; 3. AC kå jener, mnih kå jener Mann; 4. A—B mnih pro der Mann ist vortrefflich; 5. AEF pau lesen: mnih pauh lik der Mann liest das Buch.

In der Stellung A^1A^2 stimmen also überein: das Tibetische, das Birmanische, das Chinesische.

In der Stellung A^2A^1 stimmen überein: das Thai, das Annamische, das Mon.

In der Stellung AB stimmen überein: das Tibetische, das Birmanische, das Thai, das Annamische und das Mon.

(Die Stellung BA hat nur das Chinesische.)

In der Stellung AC stimmen überein: das Tibetische, das Thai, das Annamische, das Mon.

In der Stellung CA stimmen überein: das Birmanische, das Chinesische.

In der Stellung ABD stimmen überein: das Birmanische, das Tibetische.

(AB mit B als Aussage: Thai, Chinesisch, Annamisch, Mon.)

(A DB Chinesisch).

In der Stellung AEF stimmen überein: Thai, Chinesisch, Annamisch, Mon.

(A gFE Tibetisch, AFgE Birmanisch).

Die Anzahl der Fälle der Übereinstimmung beträgt also für das Birmanische 8, für das Chinesische 9, für das Tibetische 10, für die übrigen je 15.

Abweichungen, wie die obigen, finden sich bei ziemlich nahverwandten Sprachen; so steht dem deutschen 'der König' das dänische 'Kongen' gegenüber, dem russischen dobrui čelowe'k das polnische człowiek dobry 'der gute Mensch', dem hebräischen ham Melex 'der König' das aramäische malkâ; im Hebräischen und Arabischen ist die Stellung $A^2 A^1$ herrschend, während das Aramäische hier meist ein Fürwort zwischenschiebt (dî im Amharischen entspricht ya 'welcher', woraus Ewald auf Urverwandtschaft mit dem gleichem Zwecke dienenden persischen i schloß, vgl. bêit-êl 'Gottes-Haus', arab. bait Allâh, chald. beit (dî) eḷâhâ). Auch die Zweideutigkeit des AB 'der Mann ist gut' und 'der gute Mann' findet sich z. B. im Polnischen (s. oben) im Gegensatz zum Russischen.

Wir finden jedoch, daß bei obigen Vergleichungen das Tibetische am öftesten mit dem Birmanischen übereinstimmt, was denn auch der gewöhnlichen Annahme der nähern Verwandtschaft dieser Sprachen entspricht. Das Chinesische stimmt mit dem Tibetischen einmal, mit den übrigen je zweimal überein, das Siâmische je fünfmal mit dem Annamischen und Mon, je zweimal mit dem Chinesischen und Tibetischen und einmal mit dem Birmanischen, das Annamische je fünfmal mit dem Siâmischen und Mon, je zweimal mit dem Tibetischen und Chinesischen und einmal mit dem Birmanischen, das Mon je fünfmal mit dem Siâmischen und Annamischen, je zweimal mit dem Tibetischen und Chinesischen, einmal mit dem Birmanischen. Hier ist allein das Verhältnis des Annamischen und des Mon der näheren Verwandtschaft entsprechend, welche man diesen beiden und der Kambodscha-Sprache zuschreibt. Capt. C. Forbes in seiner lichtvollen COMPARATIVE GRAMMAR OF THE LANGUAGES OF FURTHER INDIA nimmt an, daß der mon-annamische Stamm vor den Birmanen im Lande gewesen sei, aber schon Negritos als Ureinwohner vorgefunden habe. Das Durchdringen der Thai bis ans Meer geschah bekanntlich erst in neuerer Zeit.

Was den von Gabelentz a. a. O. gebrauchten Ausdruck singende Sprachen anlangt, so bezieht er sich z. B. auf das Chinesische, Thai und Annamische; da diesen der Name einsilbige vorzugsweise zukommt, sind 'einsilbig' und 'singend' einander entsprechende Begriffe, ohne die verschiedenen Betonungen würde die beschränkte Zahl der Silben viele Mißverständnisse erzeugen. Jedoch findet sich hier und da ähnliches auch in mehrsilbigen Sprachen; vom Schwedischen sowohl als vom Japanischen wird dieses behauptet (so hat im Japanischen das Wort hàši 'Eßstäbe' auf dem à den Tonfall des chinesischen šaṅ šöṅ).

Wenn wir nach dem Obigen von der Stellung absehen müssen, um etwas allen diesen Sprachen gemeinsames zu finden, so ist also eine eingehende Prüfung ihres **Wörterschatzes** um so mehr geboten. Nun ist aber der Wörterschatz einer Sprache gerade in der Bezeichnung der gewöhnlichsten Dinge und Begriffe dem größten Wechsel unterworfen, und gerade diejenigen Wörter, auf die es vorzugsweise ankommt, wenn wir einen gemeinsamen Stand der Bildung in der Urzeit nachweisen wollen, sind leicht dem Verdachte

ausgesetzt, Lehnwörter zu sein. Man hat sich daher mit Recht gewöhnt, Zahlwörter, Fürwörter u. s. w. besonders als Kennzeichen der Verwandtschaft anzusehen. Die Hülfszeitwörter haben schon eine abgeblaßte Bedeutung; für 'machen' diente etwa ein Wort, welches ursprünglich 'schnitzen' bedeutete bei einem, 'wirken', 'flechten' bei einem andern Stamme; 'werden' ist 'wachsen', 'sein' = 'stehn', 'leben' u. s. w.; und je nachdem die eine oder andere Beschäftigung vorherrschte, konnte der Ausdruck sich ändern. Aber auch die Zahlwörter sind oftmals für die eines mehr des Handels beflissenen Volkes vertauscht worden (Teil der Berbern, vgl. teilweise Japan), und die persönlichen Fürwörter weichen leicht neuen Ausdrücken der Höflichkeit (Annam). Es kommt jedoch nicht leicht vor, daß alle diese Merkmale der Verwandtschaft verschwinden, und namentlich hinweisende Fürwörter, Fragewörter, und Verneinungen pflegen wenigstens Spuren der Urzeit zurückzulassen. Wir finden in obigen Sprachen also folgendes:

I. Tibetisch. 1. persönliche Fürwörter: a) ṅa ich, b) khyod du, c) kho er; 2. hinweisende: a) di dieser, b) de jener; 3. fragende: su? wer? gaṅ welcher? tši? was? 4. sein, ist, sind u. s. w.: yin, yod, o (mit vorhergehender Verdoppelung des Endmitlauters); 5. ma, mi nicht (ma yin = min ist nicht, med für ma yod).

II. Birmanisch. 1. a) gna, b) kway, ko, meṅ, theṅ, neṅ, c) thu (er, anderer); 2. a) î, thî, b) htō; 3. adi? was? (a)bhay (pă), dgl. abhay thu, athu wer? (aus dem fragenden a und thu er; dieses a dient wahrscheinlich zur Bildung der vielen mit a beginnenden mehrsilbigen Hauptwörter, wie das m von mâ was? mî wer? im Hebräischen. (Ewald, § 160); 4. (thi, thau); 5. mă, mai.

III. Thai. 1. a) ku (khà = 'Knecht'), b) tšào, nai, eṅ, muṅ, thàn, c) khao (zugleich hinweisend) 2. ni (ini); dieser, năn jener, ka; 3. arai wer? was? rai welcher? khai wer? ki, khi wie viel? 4. pĕn (auch 'leben', vgl. den ähnlichen Laut im hebr. hâyâh und 'hâyâh); 5. mai.

IV. Chinesisch. 1. a) ṅo (wo) wu (ṅu), b) žu, ör (Gabl. rì), nì, nai, nuṅ (mittelchines.), c) küet, yi, khĭ, tšĭ (nur als Zielwort), t'a (nordchines. = er, anderer), kü (südchines.); 2. a) ts'ĕ (Gabl. ts'ì), tšö (nordchines.), ti (mittelchines.), ni (südchines.), b) pi, kai, ná (nordchines.), i (mittelchines.), ko (südchines.), ka (Nanking), ku (mittelchines.; 3. šuéï wer? šuk dgl., ho was, ki wie viel? na was für? (nordchines.), à (mittelchines.); 4. šĭ, wéï, tsai; 5. put, foù (Gabl. feù), mot, wéi, fei, wu, wut, wàṅ (vorklassisch), mì, mei (nordchines.), m' (mittel- und südchines.), vĕ (mittelchines.).

V. Annamisch. 1. a) (toî Diener, con Sohn), b) mây, c) ṅài, nó (verächtlich = chines. nù 'Sklave?); 2. a) nây, b) ây der da (lat. iste?) kia jener; 3. ai wer? nào was? gi was? 4. là sein; 5. khôṅ nicht.

VI. Mon. 1. a) ôa, b) mneh, c) nyeh; 2. a) wuh, b) kå (tai); 3. mu was? 4. tauh 'ist', 5. hu nicht.

Auffallende Übereinstimmungen finden sich hier in den Fällen 1. a) im Tibetischen, Birmanischen und Chinesischen; 1. c) im Birmanischen und Chinesischen (thu und tha), in welchem letzteren die Bedeutung 'anderer' schon alt ist. In 2. und 3. ist fast dem ganzen Stamm eigentümlich a und damit

wechselndes na. Im Tibetischen ist (a)di, worin jetzt freilich das a nicht mehr lautbar ist, hinweisend, im Birmanischen adi fragend, aus dem Birmanischen athu geht die fragende Bedeutung des dem thu 'er' vorgesetzten a hervor. Letzteres dient offenbar zu der gewöhnlichen Bildung von Hauptwörtern aus Zeitwörtern, z. B. po häufen, apo 'Haufen', ganz entsprechend dem Semitischen, wo z. B. im Arabischen maj'ma 'Haufen' von j'ama'a 'häufen' gebildet ist (s. o.). Im Chinesischen dient dasselbe Lautzeichen für ná jener, nà welcher? a als Ausruf und Fragewort am Schlusse des Satzes. Das Annamische bietet hier nây, ây, ai, nào als Beispiele. Mit mu was? im Mon wäre das chinesische Frage-Schlußwort mŏ, mă, mĕ zu vergleichen. Die tibetischen Wortstämme (a)di und de könnte man wiederfinden wollen im birmanischen adi was? und, da die Vorsetzung des a oft erweichende Wirkung hat, thî dieser; 4. thi, welches oben in Ermangelung anderer entsprechender Ausdrücke für 'sein' gesetzt ist, ist offenbar eigentlich dasselbe Wort und dient dazu, vor dem Hauptwort die Beziehung des abhängigen Hauptwortes, des vorgesetzten Eigenschafts- oder Zeitwortes auszudrücken, entsprechend unserm zweiten Falle (wechselnd mit î, welches auch als hinweisendes Fürwort dieselbe Bedeutung eines beziehenden Fürwortes und Mittelwortes hat: myit-ye Flußwasser, myit-i-ye des Flusses Wasser, myit-thi-ye; lu-kauṅ der gute Mann, kauṅ-thi-lu dgl., lu thwa8thi der Mann geht, thwa8thi lu der gehende Mann. Vielleicht gehört auch hierher das schanghaiische ti und wenigstens der Art der Verwendung nach das nordchinesische tĭ (= tik) (vgl. § 182 der Gabelentzischen Anfangsgründe über letzteres und in der chinesischen Grammatik § 456 über das in der älteren Sprache entsprechende und mit čī wechselnde čè); das hinweisende wird auch hier das ursprüngliche gewesen sein, und zwischen tĭ (tik) Morrison, chin. dict. 10159, früher tì Morr. 9958 (sonst 'unten', nach Williams dictionary S. 900 unter tih, aber zur Zeit der Sung wie das jetzige tĭ gebraucht), und tì Morr. 9961 'erreichen' scheint dieselbe Beziehung bestanden zu haben, wie zwischen den bei Gabelentz § 421 angeführten Bedeutungen des obigen čī, Morr. 526. Das hinweisende î war gewiß das ursprüngliche und ist im Birmanischen, sowie im Chinesischen ì, yì (noch in Schanghai für 'er') als eigenes Wort, im Tibetischen und Birmanischen als Endung des zweiten Falles vorhanden, außerdem im Thai in i (ni). Der helle Laut bezeichnet ursprünglich und hie und da noch jetzt das näher liegende (vgl. pers. în dieser, ân jener, ungar. itt hier, ott da, span. aquí hier, acá da, acullá dort, hindust. it —, ut —). Dem entsprechend sehen wir thu im Birmanischen, tha im Chinesischen 'er' und 'anderer' bedeuten. Sonst sind zu vergleichen: Birmanisch nēṅ Du, in Schanghai nuṅ; Thaí: nai, chinesisch: nì; Thai ka (ka-ni, ka-nan), chinesisch kai und ka in Nanking, in ka-mĕ 'so', ku in Schanghai. Im Chinesischen ist zu bemerken ni-na, zusammengezogen nin (höflich für 'Sie' in Peking), — das schanghaische -la, welches in yì-la die Mehrzahl bezeichnet, war wohl auch ursprünglich na, da es in (nuṅ) na 'ihr' vorkommt; ṅo-ni kann sowohl verstanden werden als 'ich' (und) 'du', als 'wir' schlechthin mit -ni als (ursprünglich hinweisender) Mehrzahlendung. Im Birmanischen sowohl, als in dem mit diesem sonst

wenig Verwandtschaft zeigenden Mon liegt in dō und tå wohl eine und dieselbe Mehrzahl zu Grunde (vgl. htō 'jener', tai dgl.).

Von den Fragewörtern sind zu vergleichen: tibet. su, chines. šuei. Das neuere chinesische Frageanhängsel mo, ma ist zwar in der Gabelentzischen gr. als Beispiel für die Anwendung des Begriffszeichens oder Klassenhauptes 200 mâ Hanf (welches hier übrigens als Lautzeichen dient) angeführt (S. 73), wir finden es aber erst in dem der neueren Sprache gewidmeten zweiten Theile der anfangsgründe wieder. Dennoch ist es wohl uralt und mit den mit m anlautenden Verneinungen verwandt. Diese finden sich in den Gestalten ma, mi, mă, mai, mai, mi, mei im Tibetischen, Birmanischen, Thai und im Chinesischen wieder und hängen auch wohl mit mu 'was?' im Mon zusammen. Wenn irgend etwas an einen Urzusammenhang so verschiedenartiger Sprachen erinnern könnte (??), so wäre es dieses. Denn z. B. im Semitischen findet sich mâ als fragend und verneinend wieder (arabisch mâ 'was?' und 'nicht', vgl. Ewald. gramm. critica linguae arabicae II. S. 698, auch hebr. אין 'wo?' und 'ist nicht') von den indisch-germanischen Verneinungen mit m- zu geschweigen, wie μή im Griechischen, meh im Persischen. Das siâmische ki (khi) wie viel? ist auch im chinesischen ki zu finden.

Im annamischen khôṅ 'nicht' wird selbstverständlich kein chinesisches Lehnwort zu suchen sein; es wird jedoch mit dem chinesischen Zeichen für khuṅ 'leer' geschrieben, welches Wort damit nur verwandt sein könnte, obgleich die Vermischung der Sprache mit chinesischen Lehnwörtern eine derartige ist, daß wir unter khôṅ mit genanntem Zeichen im Pigneaux-Taberdschen Wörterbuche finden:

không, nihil; non; vacuus, a, um.

hư — vacuus, a, um (sowohl hư = hü leer, als không = khuṅ sind chinesische Wörter), sine causā.

luông — vacuus, a, um (beides chinesisch = luṅ-khuṅ, khuṅ-luṅ, zwei sinnverwandte Ausdrücke; nur daß das Zeichen für luṅ besser mit dem Begriffszeichen für 'Loch' geschrieben wäre).

— — sine causā.

trên — regio superior (vgl. S. 542 trên supra, — không aerea regio; trên ist echt annamisch, auch das Zeichen; khuṅ könnte hier, wie oft im Chinesischen für 'Luft' aer stehn).

tay — vacuis manibus (tay 'Hand' ist mitsamt dem Zeichen annamisch, auch die Stellung; chinesisch: khuṅ šou).

minh — nudatus opibus (hier ist minh Leib, selber, eigen; das Wort echt annamisch; das Zeichen aber, das chinesische für miṅ Befehl, Verhängnis, Leben kommt außer unter minh noch mit der Aussprache mang im Wörterbuche vor mit der chinesischen Bedeutung).

huyền — regio superior (huyền ist der bekannte chinesische Ausdruck für Teile eines fu = Bezirkes: hien; khôṅ kann also teils der Stellung wegen, teils weil hier 'luftig' aerius doch nicht passen würde, nicht chinesisch sein, es müssen also auch oben bei trên không zwei sinnverwandte Ausdrücke zusammenstehen).

àm — gratuito aliquid agere (làm hat hier das Zeichen für Überschwemmung, welches im Chinesischen die Aussprache lan (lam) hat; làm ist aber der echt annamische Ausdruck für 'machen, thun'; không aber ist hier offenbar chinesisch = gratuito).

— làm — non facere (die obigen Wörter in umgekehrter Reihenfolge; hier ist không echt annamisch für 'nicht') u. s. w.

Man sieht, mit welcher Schwierigkeit man hier zu kämpfen hat, wenn man diese gemischte Sprache in ihre Bestandteile zerlegen will. Leichter ist es z. B. in einem Falle, wo man zwei Ausdrücke für einen Gegenstand vor sich hat, von denen der eine den ursprünglichen chinesischen Laut samt seinem Zeichen, der andere eine ziemlich starke Abweichung davon, oder ganz verschiedenes darbietet. Dieses ist mit den beiden Ausdrücken für den Begriff 'Roß' der Fall (soweit der Tonfall nicht etwa ein anderer ist): ma chinesisch, ngu'a annamisch. Hier bei 'Roß' ist einer der Fälle, wo man im Thai Entlehnung aus dem Chinesischen vermuten könnte, da das Thai nicht allein keinen Ausdruck weiter für 'Roß' hat, als ma, sondern auch das chinesische khi ma für 'reiten' gebraucht (bei den Miao-dzĕ in Südchina, unter denen die Thai auch Stammgenossen haben, sind trotz der Gebirge die Pferde sehr gebräuchlich).

Die Zahlwörter geben noch einen Hauptanhalt, den mon-annamischen Zweig von den übrigen zu scheiden. Sie lauten folgendermaßen:

I. Tibetisch: 1 gčig, 2 gn'is, 3 gsum, 4 bži, 5 lṅa, 6 drug, 7 bdun 8 brgyad, 9 dgu, 10 bču, 100 brgya, 1000 stoṅ;

II. Birmanisch: 1 tit (tat, tatš, tă), 2 hnit (hnă), 3 thun, 4 le, 5 gna, 6 khyauk, 7 khwonhnit (khuhnit), 8 šit (für hrit, oder rhit und dieses für hrat, hrats), 9 kō, 10 t'šai, 100 ra;

III. Thai: 1 nüṅ, 2 soṅ, 3 sâm, 4 sî, 5 hâ, 6 hok, 7 čet, 8 pät, 9 kao, 10 sib, 100 roi, 1000 phan, 10000 mün;

IV. Chinesisch: 1 yi (Amoy čhit), 2 ör, ni, i (nuṅ), 3 sam (san), 4 ssĕ (Amoy si), 5 wu (ṅu, Schanghai ṅ), 6 luk (liu), 7 thsit, 8 pat, 9 kiu (Amoy kau), 10 šip (šap, sip, sap im Süden), 100 pak (pai), 1000 thsien, 10,000 wan (man);

V. Annamisch: 1 môt, 2 hai, 3 ba, 4 bôn, 5 nam, 6 sau, 7 bay, 8 tam, 9 čin, 10 muoi, 100 tram, 1000 ngan, 10,000 muôn;

VI. Mon: 1 muä, 2 bâ, 3 bi, 4 pan, 5 msun (msôn, psôn), 6 trau (krau), 7 tpah (kpah), 8 tčam (kčam), 9 tčit (kčit), 10 čāh, 100 klam, 1000 lgnim (lgnam), 10000 lak.

Wie Edkins schon in seiner Abhandlung A VOCABULARY OF THE MIAUDIALECTS (CHINESE RECORDER 1871, S. 149) bemerkt hat, entspricht das soṅ (2) der Thai und der ihnen verwandten Stämme der Miao = tzĕ dem šuaṅ 'zweifach' der Chinesen. Daß die Ähnlichkeit oder Gleichheit mancher siâmischen Zahlwörter mit den chinesischen nicht auf Entlehnung beruhe, dafür scheint die Verschiedenheit derjenigen für 5 und 6, 100 und 1000 zu sprechen. Die Ausdrücke für 2 sind offenbar verwandt im Tibetischen, Birmanischen und Chinesischen, wo einige merkwürdige Übereinstimmungen an Lepsius Ableitungen der ersten drei Zahlwörter im Indogermanischen, Semitischen und

Koptischen aus den Stämmen der drei persönlichen Fürwörter erinnern (s. LEPSIUS, ZWEI SPRACHVERGLEICHENDE ABHANDLUNGEN, II: ÜBER DEN URSPRUNG UND DIE VERWANDTSCHAFT DER ZAHLWÖRTER IN DEN INDOGERMANISCHEN, SEMITISCHEN UND DER KOPTISCHEN SPRACHE S. 93 f.), und zwar ohne daß hier die von POTT gerügte Schwierigkeit des Unterschiedes im Anlaut (man vergleiche sanskrit tvam, aber dvau, pers. tu und du, lat. tu und duo, russ. tui und dwa, got. þu und tvai u. s. w.) störend einwirkte. Dem nordchinesischen ör (bei EDKINS und GABELENTZ rï) entspricht im Süden ni oder yi (i), welche letztere Aussprachen alt gewesen zu sein scheinen, z. B. ör` Ohr = ni, ör Sohn = ni, ör 2 = ni, auch das neuere (?) nì 'du' wird mit dem sonst ör gelesenen Lautzeichen geschrieben, und ein älteres ör` (ni?) 'du' gibt es ebenfalls; nuṅ ist 2 in Amoy, 'du' in Schanghai. Daß ni im Sprachenstamm gelegentlich noch hinweisend ist, haben wir oben gesehen. Im Birmanischen ließe sich thun 3 mit thu 'er', 'anderer' vergleichen, wie dieses mit chinesischem tha (s. o.); es ist hier aber zu bemerken, daß hier der Anlaut dem sanskritischen ç entspricht, und daß thun wohl gleich sam sein mag. Da im Tibetischen g, b, l, d die gewöhnlichen Vorhängsel sind, stimmen 2 im Tibetischen, Birmanischen und Chinesischen (t im Birmanischen Zeichen der Mehrzahl?) 3 im Tibetischen, Birmanischen, Thai und Chinesischen, 4 im Tibetischen, Thai und Chinesischen, 5 im Tibetischen, Birmanischen und Chinesischen, 6 im Tibetischen und Chinesischen, 9 im Tibetischen, Birmanischen, Thai und Chinesischen, 10 im Thai und Chinesischen theils mehr, theils weniger auffallend überein. Besondere Besprechung aber verdienen namentlich die Ausdrücke für 5 (tib. lṅa, birm. gna, chin. ṅu), welche in den betreffenden drei Sprachen nicht allein unter sich, sondern auch mit den betreffenden Fürwörtern der 1. Person (tib. ṅa, birm. gna, chin. ṅo, ṅu) übereinstimmen, soweit der Vorsatz l im Tibetischen (tangutisch jetzt r in rna hörbar) uns nicht hindert, dessen nähere Zusammengehörigkeit mit dem ṅ, und somit die Abkunft von lag 'Hand', POTT als möglich hinstellte (vgl. liagne im Takpa bei M. MÜLLER in BUNSENS CHRISTIANITY AND MANKIND, III, S. 512 und POTTS QUINARE UND VIGESIMALE ZÄHLMETHODE). Auf die vier Finger könnte hier 'ich' als der Daumen gefolgt sein. Im Tibetischen sind: lag 'Hand', ṅar 'Vorderseite', lag-ṅar 'Faust', von welchem letzteren aber das r im Wege steht. Wenn man beides vereinigte, würde sich dann 'Hand = Ich' ergeben. Im birmanischen khyauk ist wohl ein in dieser Sprache gewöhnlicher Übergang des r in y zu vermuthen (?). Merkwürdig ist hinsichtlich der Zahlwörter für 8 und 100 die von GABELENTZ § 235 näher beleuchtete Übereinstimmung im Chinesischen, Tibetischen, Birmanischen und anderen (dem Tibetischen verwandten) Sprachen und Mundarten, da bei demselben, oder doch nicht zu sehr verschiedenem Anlaute ein d als Schlußlaut im Tibetischen, einem t (ts) im Birmanischen, t im Chinesischen und Thai im Ausdrucke für 8, ein k als Schlußlaut (pak jetzt in Peking pai) im chinesischen Ausdrucke für 100 verschiedenen Selbstlautern gegenübersteht (vgl. oben 8 brgyad, hrat, pat, pet, 100 brgya, ra, pak, aber roi im Thai). Das weitverbreitete chinesische Wort wan (man) für 10000 wird wohl im annamischen muòn als Fremdwort zu betrachten sein, so gut wie das vorderindische lak im Mon.

Was den sonstigen Wörterschatz betrifft, so stimmen z. B. fünf von den obigen Sprachen, nämlich das Tibetische, das Birmanische, das Chinesische, das Annamische und das Mon, in ihren Ausdrücken für Auge überein (mig, myak [spr. myet], muk, măt, muk), die Ausdrücke für Hand sind dem Tibetischen und dem Birmanischen (lag, lak [let, lă]), sowie anderseits dem Mon und dem Annamischen gemeinsam (to, tay), Feuer dem Tibetischen und Birmanischen (me, mi), Weg denselben (lam, lan [lam]) und vielleicht dem Mon-Annamischen (? glaṅ, daṅ, du'o'ṅ), Fisch im Mon und Annamischen (ka), womit zu vergleichen tibetisch nga, birmanisch ṅâ, chinesisch 'ṅ (Schanghai für yü), Blatt im Tibetischen (lo), Birmanischen (? hlap), Mon (hla) und Annamischen lá (zufällig ungarisch ló, lap- man denke an Körösi Csoma!), Mond im Tibetischen (zla) und Birmanischen (la). Daß Katze meo in Annam und Siâm, mao im Chinesischen ist, hat wohl nichts auffallendes. Bei der nahen Übereinstimmung der Zahlwörter im Chinesischen und Thai sollte man aber erwarten, daß so gewöhnliche Wörter, wie die obigen, mehr oder weniger gleichen Ursprung zeigten; aber Hand, Auge, Wasser, Fisch, Haus, Weg, Sonne, Mond, Baum, — alle haben grundverschiedene Namen. In me 'Mutter' stimmt das Thai mehr mit dem Annamischen als dem Chinesischen (mu) zusammen, während ein Ausdruck für 'Sonne' sogar dem Tibetischen, Birmanischen, Annamischen und Chinesischen gemeinsam sein könnte (tibetisch nyi, birmanisch nă, annamisch nyu't, chinesisch žit, nit, yat, žĭ, nĭ, nyĭ). Obwohl nun das siâmische Wörterbuch viele Wörter aus dem Pali, Malaiischen, Chinesischen und anderen Nachbarsprachen aufweist, die teilweise sehr verändert und zuweilen zu einsilbigen verkürzt worden sind, findet sich gelegentlich etwas an das Chinesische anklingendes, was hinsichtlich gegenseitiger Entlehnung unverdächtig ist. Nicht ausgeschlossen ist dieses nämlich bei den Namen der Erze: ṅon Silber (chinesisch yin, ṅan) u. s. w., čhaṅ Elefant (syaṅ). So erinnern ngua 'Rind' an chinesisch niu, khăo 'Horn' an kiao (? kiok, vgl. annamisch gak), nok 'Vogel' an niao (?), la Esel an lü (annamisch lüa), hoṅ 'Zimmer' an haṅ, hoṅ 'Haus', phò Vater an fu (annamisch phu neben ča wohl Fremdwort?), poṅ 'Vordach' an p'öṅ 'Strohdach, Hütte, Stall', năi innerhalb an neï (nui) dgl. Obgleich auch hier die Neigung des Thai gelegentlich hervortritt, den Anlaut zu verhärten, scheinen beide Sprachen im ganzen auf einer Lautstufe zu stehen. Beispiele sind ki 'wie viel?' (s. o. Thai auch khi), băn teilen (vgl. pan halb?), boṅ Knüppel = pàṅ, haṅ Hütte (vgl. hoṅ Zimmer) = haṅ Haus, hoṅ 'Schwan' = huṅ, kai Huhn = ki (Süden kei), kan Werk = kan, kiao Sichel (vgl. kiao Scheere), koṅ krumm (neben khom gekrümmt, khôṅ gebogen, den Bogen spannen, kôṅ krümmen) neben chines. kuṅ Bogen, wohingegen fa, fai Handteller neben pa Griff, fo fürchten neben pha dgl., hai geben neben ki, kei, khon scheel ansehen (hĕn sehen) neben khan und kien 'sehen', huṅ hohl neben khuṅ leer, khan Stab neben kan, khün Nacht, khun trübe, hum bedecken, neben hun trübe. Besondere Schwierigkeit machen die auch in nichtindischen Wörtern des Thai vorkommenden Anlaute kl, kr, khl, khr, pl, pr, phl, phr, tl, tr, thr (tr Gabl. auch im Annamischen, im Mon sogar außer kra, kla,

kwa noch tgn, td, tn, tm, kb, hl), welche vielleicht häufig oder überhaupt nicht, so wie unser g in glauben (plattdeutsch löwen, englisch to believe) und häufig im Tibetischen, auf Vorsetzungen von Deute- oder anderen Wurzeln beruhen.

Hiermit sind wir einer der wichtigsten im genannten Gabelentzischen Werke aufgeworfenen Fragen näher getreten. Der Verfasser äussert sich nämlich § 196 ff. dahin, daß 'zu den mutmaßlichen Verwandten des Chinesischen einige Sprachen gehören, welche zweifellos mehr oder minder entwickelte Agglutination, ja Flexion besitzen; so seien z. B. die erstaunlichen Anlauts-Häufungen des Schrift-Tibetischen kaum anders als aus Präfixbildungen, die inneren Vokalwandel in seiner Konjugation nicht wohl anders denn als Flexionen zu erklären. Im Birmanischen unterscheiden sich Transitiva von Neutris und Passiven durch Aspiration des Anlautes: kya fallen; k'ya werfen u. s. w.; das Chinesische selbst weise lautliche Übereinstimmungen sinnverwandter Wörter auf, welche zur Vermutung führen müssen, daß hier Gleichheit der Wurzel und Verschiedenheit der Bildung oder Form vorliege, Fälle wie tá oder tái groß neben t'ái sehr, t'iên Feld neben tiến Ackerbau treiben u. s. w. laden zur Vergleichung der aspirierten und nicht aspirierten Anlaute ein; Fälle wie yü Gespräch, yûn reden, yüet sagen, heißen — scheinen auf eine Funktionsverschiedenheit der Auslaute, auf vormalige Suffixe hinzudeuten, — und ähnliche fänden sich massenweise'.

Noch schärfer drückt sich Grube in seiner Besprechung des Gabelentzischen Werkes Ztschr. d. d. m. Gesellsch. aus. Derselbe sagt am Schlusse derselben von dem Abschnitte 'Lautgeschichtliche und etymologische Probleme' (§ 195—249), daß in demselben Fragen behandelt werden, die von der größten Tragweite für die Erkenntnis sprachlicher Entwickelung überhaupt seien. Er führt darauf den erwähnten § 197 an und weist hin auf Lepsius Abhandlung Über chinesische und tibetanische Lautverhältnisse (Berlin 1860), in welcher schon vor 20 Jahren die Vermutung ausgesprochen worden, daß dem monosyllabischen Zustande des Chinesischen ein Zustand der Mehrsilbigkeit vorhergegangen sei: 'die Analogie des Tibetischen auf der einen, die Stimmbiegungen des Chinesischen auf der anderen Seite waren die Gründe, durch welche Lepsius sich zu dieser Annahme bewogen fühlte.' So lange die Verwandtschaft des Tibetischen mit dem Chinesischen nicht erwiesen oder wenigstens wahrscheinlich gemacht war und außer den Stimmbiegungen nicht andere, gewichtigere Gründe zu gunsten jener Annahme (eines ursprünglichen Zustandes der Mehrsilbigkeit) angeführt werden konnten, blieb dieselbe nach Grube bloße Mutmaßung. Nach ihm hat jedoch neuere Forschung die geniale Vermutung des berühmten Ägyptologen glänzend bestätigt. Des Raumes wegen weist Grube hin auf seine Abhandlung über Die sprachgeschichtliche Stellung des Chinesischen (Leipzig, Weigel, 1881), in welcher er auszuführen gesucht habe, daß der Zusammenhang des Tibetischen mit dem Chinesischen auf Grund der phonetischen Elemente der chinesischen Schrift erweisbar sei, und daß ferner die aus der chinesischen Schrift und den Dialekten sich ergebenden sprachgeschichtlichen Daten, verbunden mit einer vergleichenden Berücksichtigung des Tibetischen und anderer indo-

chinesischer Sprachen, die Annahme von der Ursprünglichkeit des chinesischen Monosyllabismus unmöglich machen.

Was zunächst die von Lepsius (s. a. a. O.) angewandte Weise betrifft, dieser Frage näher zu treten, so geht er zunächst von der Umschrift des Chinesischen aus und kommt bei der Besprechung der chinesischen Laute auf die älteren Darstellungen derselben vermittels einer seit dem sechsten Jahrhundert verbreiteten Anpassung der Lautreihen des Sanskrit an die Anlaute der chinesischen Sprache. (Wir finden dieselbe nach der dem Khań-hi-Wörterbuche entnommenen Anordnung auch in Gabelentz, chines. gramm. S. 27, wo also z. B. der ersten Sanskrit-Lautreihe 1 k, 2 kh, 3 g, 4 (gh), 5 ń die Anlaute der chinesischen Wörter 1 kien, 2 khi, 3 kün, 5 (ń)i entsprechen.) Es kann wohl kaum zu viel hervorgehoben werden, daß das Chinesische schon damals dem Sanskrit abgehende Laute besaß und umgekehrt, sowie daß z. B. die Anlaute k und g schon damals wechselten (so im Si-yü-ki Lautzeichen kya für ka und ga); dennoch muß man die Wichtigkeit dieser Darstellungen damaliger Laute durch die Lautteilung (fan-ts'iet) unbedingt zugeben, sowie anderseits die der Umschreibungen von Sanskrit-Wörtern durch chinesische Silben. Der zweite Teil der Lepsiusschen Abhandlung betrifft das Tibetische. Hier entscheidet sich der Verfasser selbstverständlich für die vollständige Wiedergabe der jetzt lautlosen Buchstaben bei der Umschrift und gelangt zu dem Schlusse, daß dieselben sämtlich früher lautbar gewesen und zwar mit dem nach Sanskrit-Weise in der Schrift nicht weiter ausgedrückten a gesprochen seien. Solche Lautungeheuer, wie bsgrags (sprich dag! s. Schmidts wörterbuch, S. 126 bsgrags-p'a verkündigt von bsgrag bekannt machen, ausrufen mit Hinweis auf sgrog S. 122 von gleicher Bedeutung) können nicht ursprünglich gewesen sein. Die Schiefnersche Ansicht, daß zwar gewisse Vorsätze lautbar seien oder gewesen seien, daß aber der Zweck derselben zum großen Teile der sei, wie im Chinesischen durch die Schrift gleichlautende Wörter zu unterscheiden, weist Lepsius ab. Durch eine scharfsinnige Untersuchung des Verhältnisses der Vorsätze ba, 'a, ma, ga, da zu den folgenden Lauten führt er dieselben auf zwei sich ergänzende Lautreihen zurück und weist nach, daß Lippenlaute (b, m), Kehllaute (g, 'a) und der Zahnlaut (d) nicht vor ihresgleichen stehen dürfen, was ja allein schon gegen die Annahme bloßer Unterscheidung durch die Schrift zu sprechen scheint. Auch von den (von den Grammatikern jetzt zum Stamm gerechneten) Vorschlaglauten r, l, s meint Lepsius, sie seien nur die übriggebliebenen Auslaute früherer vorgesetzter Partikeln, will aber hier nicht weiter darauf eingehen (die S. 483 vorhergehende Bemerkung, daß r, l, h, w, (a) jedes Präfix ausschließen, ist wohl Wörtern, wie brlag u. s. w. gegenüber ein wenig dunkel). Lepsius hebt hervor, daß gerade die Mundart der Lamas (also von Hla-sa) vorzugsweise die Aussprache der betreffenden Lautzeichen unterdrücke, was sich beiläufig durch manches Beispiel anderer Mundarten neuerdings bestätigt hat, und meint wohl mit Recht, daß es die ausschließliche Betonung der Stammsilbe sei, welche dieses bewirkt habe. Es ist ja dieses und die daraus folgende Verhärtung das Schicksal solcher Sprachen, bei denen das Stammbewußtsein sehr lebhaft ist, wie im Deutschen,

wo dasselbe so manche Irrtümer (z. B. Habicht für Habich u. s. w.) erzeugt hat, gegenüber französischem mundartlichem j'ôns, worin nur die Endung der Mehrzahl geblieben ist. LEPSIUS setzt also im obigen Falle bsgrags ein vorausgegangenes basgrágas voraus. Dann geht die Abhandlung wieder auf das Chinesische über, von dem sie die konsonantischen Auslaute des Südens wie in pat, kap, kik u. s. w. als das strengste Prinzip der Monosyllabität modifizierend hinstellt, wie es im Kwan-hwa ausgebildet sei (man vergleiche aber dagegen die vielen Mitlaute im Auslaute bei andern Sprachen). Wohl mit Recht nimmt LEPSIUS an, daß diese Auslaute im Kwan-hwa geschwunden sein. Nun aber gibt er den Betonungen der sogenannten einsilbigen Sprachen eine Deutung, welche der gewöhnlichen gerade entgegengesetzt ist. Nimmt man nämlich an, daß diese Sprachen im ursprünglichen Stande der Einsilbigkeit geblieben sein, so ist es deutlich, wie nach und nach immer mehr gleichlautende Ausdrücke verschiedene Bedeutung erhalten haben und deshalb durch verschiedene Betonung unterschieden sein können, oder die verschiedenen Spaltungen des Urbegriffes, z. B. in den der Thätigkeit (steigender Ton) und des Ergebnisses derselben (fallender Ton, z. B. küàn rollen, küán Rolle), solche Unterscheidungen hervorgerufen haben können. Nach der LEPSIUSschen Ansicht hingegen sollte auch das Chinesische, nachdem es schon aus dem (auch nach LEPSIUS allgemein ursprünglichen) einsilbigen Zustande in einen mehrsilbigen übergegangen, wieder in einen einsilbigen zurückgesunken sein, und zwar läßt LEPSIUS gerade diese selben Betonungen Überbleibsel des mehrsilbigen Zustandes sein und zwar auf folgende Weise. Wenn man geht für gehet, g'hört in schneller Rede für gehört sage, so lege man gelegentlich etwas von dem Ton des verschluckten Vokals mit in den verstärkten übrig bleibenden. Dieses sei der nächste Berührungspunkt unseres Tonaccentes mit dem chinesischen; die Tonaccente jener Sprache seien nicht, wie es gewöhnlich aufgefaßt werde, ein von der Sprache gleichsam mit Überlegung herbeigezogenes Mittel, um den Übelständen der lautlichen Armut entgegenzuwirken, sondern sie seien eine natürliche Folge des monosyllabischen Prinzips, welches den Wortaccent der mehrsilbigen Sprache beibehalten und nur auf einen Vokal konzentriert habe.

Obwohl, wie aus obigem wohl hervorzugehen scheint, zwischen dem tibetisch-birmanischen Zweige und dem Chinesischen, theilweise auch dem Thai eine nicht unbedeutende Verwandtschaft des Wörterschatzes besteht, hatte in der LEPSIUSschen Abhandlung wohl nicht ein Schluß aus dieser Verwandtschaft auf die ursprüngliche Mehrsilbigkeit des Chinesischen gezogen werden sollen, sondern nur aus den Lautverhältnissen einer jetzt einsilbigen Sprache auf die der andern. Ist es doch von vornherein anzunehmen, daß die Urverwandtschaft einer einsilbigen Sprache mit einer mehrsilbigen denkbar ist. Inzwischen ist die Frage weiter gediehen. Hinsichtlich des Tibetischen dürfte es sich nunmehr wohl darum handeln, was diese von LEPSIUS behandelten Vorsatzlaute bedeutet haben mögen, und da das Birmanische zunächst als verwandt zu betrachten ist, fällt ins Gewicht, daß, wie oben gezeigt wurde, im letzteren wirklich noch lautbare Vorsatzlaute teilweise mit wahrscheinlich fürwörtlicher Bedeutung vorhanden sind. Was aber das

Chinesische betrifft, so ist doch wahrscheinlich derjenige Weg der richtigere, welchen GABELENTZ und GRUBE eingeschlagen haben, indem sie verwandte Wortstämme mit anscheinenden Anhängseln aufsuchen, deren nachmalige Verkürzung sie annehmen. In der GABELENTZischen GRAMMATIK finden sich so (§ 197) yü Gespräch, yün reden, yuet sagen gegenübergestellt, wogegen freilich an yu und yug' 'verbinden' im Sanskrit erinnert werden könnte. Es ist ja denkbar, daß etwa zu gleicher Zeit kṛi und kṛit für 'schnitzen' gebraucht seien, ohne daß man für letzteres zur Erklärung ein Anhängsel zu Hülfe zu ziehen hätte (jenes mag dann später die schon abgeblaßte Bedeutung 'machen' angenommen haben). Auch Aneignungen aus anderen Mundarten sind hier denkbar, wie das Hochdeutsche aus dem Niederdeutschen entlehnt hat. Fälle wie kya und khya im Birmanischen ('fallen' und 'hinwerfen') bedürfen wohl kaum der Annahme eines einverleibten Zusatzes; wie das a im Mandschu das Starke, Männliche, e das Schwache, Weibliche bezeichnet (ama Vater, eme Mutter), so mag auch der stärkere Anlaut die Thätigkeit bezeichnet haben (vergleiche oben ähnliche Unterscheidungen durch die chinesischen Betonungen). Was aber die Stummlaute mit folgendem flüssigen Laute im Anlaute betrifft, so hat schon GABELENTZ auf den Lautwechsel zwischen č, č' im Chinesischen und ks, tr im Annamischen hingewiesen (§ 208), und GRUBE sucht in seiner Abhandlung über DIE SPRACHGESCHICHTLICHE STELLUNG DES CHINESISCHEN derartige zweifache Anlaute zur Erklärung solcher chinesischer Lautzeichen zu verwerten, welche nach GABELENTZ (§ 223) bald mit einem k, bald mit einem l als Anlaut u. s. w. gesprochen werden. Was die § 196 erwähnten 'inneren Vokalwandel' in der tibetischen Konjugation anlangt, welche GABELENTZ nicht anders denn als Flexionen erklären möchte, so ändert es den Sachverhalt wohl zu wenig, wenn man mit SCHIEFNER (s. TIBETISCHE STUDIEN S. 31) hierin eine nach und nach durch das Bedürfnis einer genaueren Unterscheidung der Zeiten hervorgerufene Verwendung schon vorher vorhandener, nebeneinanderlaufender Formen und in dem e eine Schwächung, in dem o eine Trübung von a sieht (z. B. Präs. agel, Prät. bkal; Präs. gčog, Prät. bčag).

Es würde hier zu weit führen, nach GABELENTZS und GRUBES Vorgange schon jetzt auch in weiterem Umfange chinesische Wortstämme zu zerlegen (yü, yün, yüet s. o.), oder umgekehrt durch Vermittelung und Zusammensetzung der nach Umständen unter verschiedenem Anlaut erscheinenden Lautzeichen Annäherungen an die zweifachen Anlaute des Thai u. s. w. zu versuchen, sowie dem im Chinesischen, wie im Birmanischen eingefügten Hauche seine eigentliche Bedeutung zuzuweisen. Auf die Möglichkeit mundartlicher Nebenbildungen und einer zielbewußten Lautverstärkung zum Zwecke der Darstellung neuerer Begriffe ist im obigen hingedeutet worden; indessen würden diese Zeilen sich von ihrem einmal gesteckten Ziele entfernt haben, wenn der Boden des noch jetzt thatsächlich vorhandenen verlassen worden wäre. Dennoch mag sich der Verfasser dieser Zeilen nicht versagen, auch diesen vielversprechenden Forschungen hier ferneres Gedeihen zu wünschen.

HALBERSTADT. K. HIMLY.

PRINZIPIEN DER SPRACHENTWICKELUNG.[1]

EINLEITUNG.

Ich will es gern zugestehen, daß die vorliegende Arbeit mehr als manche andere einer Einleitung bedarf. Nicht nur der Standpunkt, von welchem die wichtigsten Spracherscheinungen hier betrachtet werden, sondern die Ansichten selbst über diese Erscheinungen würden dem Leser weit überzeugender erscheinen, wenn ich ihm darstellen könnte, wie die Wissenschaft entstanden, die unter dem Namen der vergleichenden Grammatik bekannt ist; wie sie sich bestrebte, die Geschichte der indogermanischen Sprachen aufzudecken und die indogermanische Grundsprache herzustellen; wie ungeachtet der von vielen angewandten Mühe diese letztere Aufgabe dennoch ungelöst geblieben, da den Forschern die allgemeinen Bedingungen der Sprachentwickelung, die in der Sprache thätigen Faktoren unbekannt waren, und da die Forscher von einem falschen Punkt ausgingen, nämlich von den toten Schriftsprachen der Alten; wie endlich in der Jetztzeit sich das Interesse für die Wiederherstellung der ehemaligen Grundsprachen verringert, der Zweifel überhand nimmt, das Streben auftritt, sich der Sprache von einem anderen Standpunkte aus zu nähern, sich die Grundbedingungen der Sprachentwickelung durch das Studium der jetzigen Volkssprache zu erklären. Dies alles auseinandersetzen, hieße aber die Geschichte der Sprachwissenschaft schreiben, eine Aufgabe, welche meine Kräfte übersteigt. Ich muß mich deshalb hier mit einigen wichtigeren Bemerkungen begnügen.

Eine Zeitlang fand man die Aufgabe der vergleichenden Grammatik nicht in dem Erlernen der Sprache überhaupt, sondern in der Wiederherstellung ihrer ursprünglichen Gestalt. Was war es für eine Sprache, die idg., welche Laute hatte sie, welche Worte, Flexion, Wurzeln, Suffixe u. s. w.? — das waren die Fragen, welche die Sprachforscher aufstellten. Die vergleichenden Sprachforscher studierten sorgsam die Merkmale der Ähnlichkeit der ältesten idg. Sprachen auf dem Gebiete der Laute, der Struktur und des Wortschatzes,

---

[1] Neue, gekürzte Bearbeitung meiner russischen Schrift: ОЧЕРКЪ НАУКИ О ЯЗЫКѢ КАЗАНЬ, 1883, auf welche ich wegen ihrer zahlreicheren russ. Beispiele ein für allemal verweise. Ich bringe in diesem Hefte zunächst nur die Einleitung und einen Überblick über die Ergebnisse. Der Hauptteil, welcher letztere genauer entwickelt, soll im II. Bande folgen.

da es am natürlichsten schien, zur Herstellung ihres gemeinsamen Vorfahren die verschiedenen Sprachähnlichkeiten in einem Brennpunkte zusammenzufassen. In ihren Untersuchungen bedienten sie sich der vergleichenden Methode, wobei als unumstößliche Regel folgende galt: Alles, was die Sprachen a, b, c ... ähnliches besitzen, ist ursprünglich und von ihrem gemeinsamen Vorfahren, der Sprache A, ererbt; alles, was sich in ihnen nicht gleicht, ist sekundär, entstand später in den einzelnen Sprachen. So ist z. B. der Laut p des Sanskritstammes pitar-, gr. πατερ-, lat. pater ursprünglich und gehört dem Vorfahren all dieser Sprachen, der idg. Ursprache an. Das im Russ. existierende Wort выдра *výdră* (Otter), dem skr. udra verwandt, beweist, daß beide Sprachen die Benennung dieses Tieres aus der Ursprache ererbt haben. Das gleiche kann man von der Wurzel yam behaupten, welche wir im skr. yámati antreffen und welche mittelst verschiedener phonetischer Operationen in dem russ. взять *vzᵢatᵢ* (nehmen) entdecken kann. Als Beispiel eines von der Ursprache ererbten Suffixes kann das russ. -ота neben den skr. -atā, vgl. kṛshṇatā = чернота *tş̧ȟrnàtá*, gelten. Es versteht sich von selbst, daß auch die Laute t, d, r der ererbten Wörter ebenfalls ererbt sein werden.

Ich will hier nicht fremde Ansichten kritisieren, sondern einfach die eigene begründen. Unserer Ansicht nach ist jenes Axiom unhaltbar, auf welches — bewußt oder unbewußt — die Sprachwissenschaft bei der Rekonstruktion der Grundsprachen sich stützt. Deshalb erscheint uns auch die sich darauf gründende Methode, die in der einfachen Vergleichung besteht, ungenügend. Wenn wir dieselbe auf die sprachlichen Erscheinungen anwenden, deren Geschichte uns hinreichend bekannt ist, so werden wir uns überzeugen, daß sie nicht immer zu bestimmten Resultaten führt. Fangen wir mit den Lauten an. Das it. pesce und das ihm verwandte d. Fisch haben den Laut *ş*; würden wir aber daraus schließen wollen, daß er von beiden Sprachen von ihrem gemeinsamen Vorfahren ererbt sei, so würden die Thatsachen gegen uns zeugen, da es bekannt ist, daß das it. pesce aus piscem entsprang und das d. Fisch aus fiska; d. h. in beiden Fällen verdankt der Laut *ş* seine Herkunft unabhängig dem ursprünglichen Komplexe sk. Wir wollen ein ähnliches Beispiel aus der Morphologie anführen. Wir wissen, daß z. B. in Moskau die Endung des Gen. Pl. -овъ *of* sich allmählich über ein größeres Gebiet verbreitet und das Volk мѣстовъ *mᵢæstóf* statt мѣстъ *mᵢæst* (Ort), дѣловъ *dᵢælóf* statt дѣлъ *dᵢæl* (That) dekliniert. Derselbe Prozeß zeigt sich ganz unabhängig in Warschau, wo das Volk rybów statt ryb (Fisch), oknów statt okien (Fenster) dekliniert. Stellen wir uns einen Fall vor — einen völlig möglichen — daß im Russ. und Poln. die erwähnte Endung alle übrigen Endungen des Gen. Pl. gänzlich verdrängt habe. Würden wir daraus nicht den Schluß ziehen müssen, daß dies die einzige Endung der Sprache wäre, aus der die russ. und poln. entsprungen, und deshalb beide sie ererbt hätten? Was die Wörter betrifft, so sind wir berechtigt zu schließen — da das russ. выдра *výdrà* neben dem skr. udra vorkommt —, daß dieses Wort schon in dem gemeinsamen Vorfahren beider Sprachen vorhanden war. Wir sind aber nicht berechtigt, nach derselben Methode entgegengesetzte

Schlüsse zu machen. Wenn z. B. das tatar. Wort лошадь *lóşḥtį* (Pferd) gänzlich das echt russ. Wort конь *honį* verdrängt hätte, so wäre es ein Fehler, daraus zu folgern, daß dies letztere Wort nicht dem Gemeinslavischen eigen sei.

Wir sehen also, daß die erwähnte Methode uns auch zu Fehlern führen kann, da wir nichts von den allgemeinen Bedingungen des Ursprungs und des Verschwindens von Lauten, morphologischen Teilen und Wörtern wissen. Mit andern Worten: das einfache empirische Vergleichen ist ungenügend; auf Schritt und Tritt bedürfen wir der Deduktion aus festgestellten phonetischen und morphologischen Gesetzen.

Bei den Operationen, die sich mit der Zurückführung der Wörter auf ihren Urtypus befassen, werden sich beständig einige lautliche Gleichförmigkeiten wiederholen. Sie werden (gewöhnlich) zweierlei Art sein: 1. Gleichförmigkeiten, die auf dem Gebiete einer gewissen Sprache vorkommen; z. B. neben den russ. Wörtern mit dem Laute *k* werden wir verwandte Wörter mitden Lauten *tş* antreffen, теку *tįækú* (ich fließe), течение *tįetşénįjæ* (Strömung); 2. Gleichförmigkeiten, die unter verwandten Wörtern von zwei oder mehreren verwandten Sprachen vorkommen; z. B. statt des russ. *d* werden wir das gr. ϑ, skr. dh, дымъ *dım* (Rauch), ϑυμός, dhūma, antreffen. Solche Gleichförmigkeiten haben den Namen **Lautgesetze** erhalten, welche folgendermaßen formuliert wurden: das russ. *k* geht in *tş* über; das russ. *d* entspricht dem gr. ϑ, skr. dh, oder: das idg.[1] dh tritt in seinem Entwickelungsprozeß ins russ. *d*, gr. ϑ, skr. dh über. Aber all solche Gesetze lassen eine Menge von Ausnahmen zu. Wie sind die zu erklären?

Die Sprachw. beantwortete diese Frage anfangs damit, daß die Lautgesetze nichts zwingendes in sich schließen[2], denn 1. nicht immer entwickelt sich der ursprüngliche Laut zu einem und demselben Laut; z. B. dem ursprünglichen bh entspricht im Russ. *b* (z. B. беру *bįærú* ich nehme, vom Stamme bhar), zuweilen aber auch *m* (z. B. die Endung -ми, dem urspr. -bhis entsprechend); 2. die Wörter bilden sich nicht nur nach Lautgesetzen, sondern auch nach dem Vorbilde von andern Wörtern; z. B. Σωκράτην ist nach dem Akk. der 1. Dekl. gebildet; nach den Lautgesetzen sollte es Σωκράτη heißen. Solche Formen wurden Neubildungen oder falsche Analogien genannt.

Es versteht sich von selbst, daß solch eine Antwort nicht befriedigt. Man kann damit einverstanden sein, daß ein und derselbe ursprüngliche Laut im stande ist, sich zu zwei verschiedenen Lauten zu entwickeln, aber nur unter verschiedenen Bedingungen; dem ursprünglichen *t* z. B. entspricht im D. *d* (vgl. Bruder und skr. bhrâtar-); finden wir in solchen Wörtern wie Vater, Mutter ein *t*, so hängt das, wie K. Verner so treff-

---

[1] Welch ein Laut in solchen Fällen als idg. gelten sollte, hing von der Vorstellung ab, welche die Sprachw. in der betreffenden Zeit vom System der idg. Laute hatte, von der Vorstellung, die man sich, gestehen wir es nur, nicht ohne Willkür gemacht hatte.

[2] Bopp nahm den Übergang des idg. (eigentlich skr.) *V* in *m* (çrāváyati = clamat), *k* (bhāváyati = facit), *r* (plāváyati = plorat), *l* (-vant- = -lentus) an.

lich erklärt hat; von der Verschiedenheit der ursprünglichen Accentuation solcher Wörter ab (vgl. skr. pitár-, mātár-). Die Behauptung aber, daß ein und derselbe Laut bei gleichen Bedingungen fähig sei, sich zu verschiedenen Lauten zu entwickeln, bringt in die Wissenschaft Willkür hinein und macht jede strenge Untersuchung unmöglich.

Die frühere Ansicht von den **Analogiebildungen** ist gleichfalls zu berichtigen. Man faßte diese falsch auf, indem man sie als etwas anormales, als eine Sprachverderbnis betrachtete. Und doch kann man in jeder Sprache von diesen anormalen Fällen fast mehr antreffen als von den normalen. Jüngere Forscher, hauptsächlich der neueren Sprachen, haben sich allmählich mit den Analogiebildungen ausgesöhnt, indem sie in denselben ein Produkt von verschiedenen psychischen Kräften erkennen, die in der Sprache neben den physischen Kräften wirken. Doch, sowohl das gegenseitige Verhältnis dieser psychischen und physischen Kräfte, als auch ihr Wirkungskreis ist bis jetzt nicht genügend erforscht worden. In betreff der Lautgesetze neigen sich einige Sprachforscher der Ansicht zu, daß diese Gesetze keine Ausnahmen zulassen.[1]

Als notwendige Folge einer weit strengeren Auffassung und Anwendung von Lautgesetzen ergab sich von seiten der Sprachforscher das Vermeiden einer Erklärung derjenigen Formen, die man früher dreist erklärte; man glaubte nicht mehr so ganz an die Möglichkeit einer Herstellung von ursprünglichen Wurzeln, Suffixen und Wörtern. Wie weit der Zweifel in den wichtigsten Fragen der Sprachw. vorgedrungen ist, beweist am besten DELBRÜCKS EINLEITUNG IN DAS SPRACHSTUDIUM, 1880. Seiner Meinung nach haben die Stämme, die gewöhnlich in den Grammatiken aufgestellt werden, gar keinen wissenschaftlichen Wert; sie können nur praktische Bedeutung haben (75), und auch das nur zeitweise, da ihre Form sich mit dem Fortschritt der Sprachw. ändern muß. Er leugnet auch die Realität der Stämme in einzelnen Sprachen; die Existenz der Stämme kann man nur in der idg. Grundsprache zu lassen und auch das nur in der Periode, die der Flexion vorhergegangen (90). Die Frage über die Bildung des Kasus scheint ihm noch so dunkel zu sein, daß er sich jeder Erklärung über den Ursprung dieser Formen enthält (91). Bei der Erklärung der Verbalformen meint er die einzige Aushilfe darin zu finden, daß man sich auf die Erklärung der

---

[1] Vgl. LESKIEN, DIE DEKLINATION IM SLAV.-LIT. U. GERM., 1876, XXVIII: 'Bei der Untersuchung bin ich von dem Grundsatz ausgegangen, daß die uns überlieferte Gestalt eines Kasus niemals auf einer Ausnahme von den sonst befolgten Lautgesetzen beruhe. Um nicht mißverstanden zu werden, möchte ich noch hinzufügen: versteht man unter Ausnahmen solche Fälle, in denen der zu erwartende Lautwandel aus bestimmten erkennbaren Ursachen nicht eingetreten ist, z. B. das Unterbleiben der Verschiebung im Deutschen in Lautgruppen wie st u. s. w., wo also gewissermaßen eine Regel die andere durchkreuzt, so ist gegen den Satz, die Lautgesetze seien nicht ausnahmslos, natürlich nichts einzuwenden. Das Gesetz wird eben dadurch nicht aufgehoben, und wirkt, wo diese oder andere Störungen, die Wirkungen anderer Gesetze nicht vorhanden sind, in der zu erwartenden Weise. Läßt man aber beliebige zufällige, unter einander in keinen Zusammenhang zu bringende Abweichungen zu, so erklärt man im Grunde damit, daß das Objekt der Untersuchung, die Sprache, der wissenschaftlichen Erkenntnis nicht zugänglich ist.'

vorhandenen Formen beschränken muß, indem man sich an die Grundformen [?] hält (100). Es kann nicht Wunder nehmen, wenn DELBRÜCK auf Grund solcher Anschauungen den wiederhergestellten Formen der Ursprache keine reale Bedeutung beimißt (53).

Gleichzeitig mit dem Zweifel und der Gleichgültigkeit gegenüber den Forschungen, welche die Wiederherstellung der untergegangenen Ursprachen bezweckten, hat unter den Sprachforschern das Interesse an allgemeinen Fragen bedeutend zugenommen, nämlich an solchen, die die Sprache überhaupt und ihre Entwickelung betreffen. Solche Fragen hat vor allen PAUL in seinen PRINCIPIEN DER SPRACHGESCHICHTE, 1880, behandelt.

Als die Erklärung der Formen durch die Analogie noch nicht gang und gäbe war, wandte sie mein verehrter Lehrer, J. BAUDOUIN DE COURTENAY, welcher die Wichtigkeit dieses Prinzipes einsah, zur Erklärung der Formen der poln. Deklination an.[1] Wichtiger aber scheint mir der Umstand zu sein, daß in der Abhandlung, die die poln. Deklination betrifft, BAUDOUIN die Wörter so nimmt, wie sie sind, und, den historischen Standpunkt verlassend, nicht die fiktiven Stämme und Endungen ausscheidet, sondern nur diejenigen Lautkomplexe als morphologische Teile des Wortes gelten lässt, die als solche in der jetzigen Sprache empfunden werden. Das Betrachten der Wörter, wie sie sind, das Streben zur möglichst strengen Anwendung von Lautgesetzen, das Anerkennen der Analogie als eines besonderen, sehr wichtigen Faktors in der Wortbildung, endlich der Vorzug, der den lebenden vor den toten alten Sprachen gegeben wird, — dies alles wurde von BAUDOUIN, wenn auch nicht als Prinzipien der Sprachwissenschaft aufgestellt, so doch als Grundsätze in seinen Vorlesungen empfohlen und in seinen Arbeiten und den Arbeiten seiner ziemlich zahlreichen Kasaner Schüler und Anhänger angewandt. Es hat sich also weit von den westeuropäischen wissenschaftlichen Kreisen, in einer im fernen Osten gelegenen russ. Universität eine Richtung entwickelt, welche der immer mehr um sich greifenden Richtung im Westen, nämlich der der sogen. 'junggrammatischen Schule' ziemlich nahe verwandt ist.[2]

Unter der Leitung Prof. BAUDOUINS studierte ich die lebende Sprache in der festen Überzeugung, daß das Gebiet der Spracherscheinungen, gleich allen andern Gebieten, bestimmten Gesetzen im allgemeinen Sinne des Wortes gehorcht, und in der Hoffnung, mir einst diese Gesetze zu erklären. Allmählich gelangte ich zu einer gewissen Anschauung, zu einer Art Theorie der Sprachentwickelung. Ich gedachte diesem Gegenstande einige Jahre weitern aufmerksamen Studiums zu widmen und nicht früher meine Arbeit zu veröffentlichen, bis ich die Grundideen mit genügender Überzeugung dem Leser würde vorlegen können. Verschiedene Gründe veranlassen mich jedoch, die Arbeit früher zu veröffentlichen, als ich es beabsichtigt hatte. Ich muß mich mit dem Gedanken aussöhnen, daß ich, statt zu einer abgeschlossenen und in den Einzelheiten ausgeführten Darstellung, einstweilen nur zu einem

---

[1] KUHN, BEITR. Z. VGL. SPRACHF. VI, 1870.

[2] Ich muß bemerken, daß diese neue Richtung der Sprachwissenschaft im Westen uns aus verschiedenen örtlichen Ursachen bis zum Jahre 1879 unbekannt geblieben war.

unvollkommenen Abriß gelangt bin. Der Leser wird hier bei weitem nicht all die Menge der Thatsachen finden, auf welchen sich meine Hauptgedanken gründen; ich bin genötigt mich auf die wichtigsten zu beschränken. Diese Arbeit ist also nur als vorläufiger Entwurf zu betrachten, ich gebe jedoch die Hoffnung nicht auf, in der Zukunft die Ausarbeitung desselben Gegenstandes in einer vollkommeneren Form zu liefern.

Da das erwähnte Werk von Paul gleichfalls von solchen allgemeinen Fragen der Sprachentwickelung handelt, so will ich es versuchen, mit wenigen Worten das Verhältnis meines Grundrisses zu demselben darzustellen. Das bemerkenswerteste in Pauls Werke schien mir die Erklärung des spontanen Lautwandels, eines Rätsels, welches ich vergebens zu lösen suchte. Es blieb mir nichts übrig, als Pauls Hypothese zu entlehnen und etwas ausführlicher zu behandeln, als es in seinen Prinzipien geschehen ist. Was aber die Frage nach dem Wesen der Lautgesetze betrifft und wo dieselben zu suchen sind, so weichen meine Ansichten von denen Prof. Pauls ab.[1] Diesen Gegenstand habe ich von demselben Standpunkt behandelt, wie in meinem im Jahre 1881 erschienenen Schriftchen Über die Lautabwechslung: es sind nur unwesentliche Abänderungen hinzugetreten. Hinsichtlich der Morphologie erörterte ich in meinen Vorlesungen und sonst noch vor der Bekanntschaft mit Pauls Principien einen von den Grundgedanken des letzteren, nämlich denjenigen, den er 'Organismen von Vorstellungsgruppen' nennt. Im übrigen weichen, soweit ich urteilen kann, die Ergebnisse, zu denen ich gelangt bin, nicht wesentlich von Pauls Resultaten ab. Sie sind nur insofern verschiedenartig, als wir den Gegenstand von verschiedenen Seiten betrachteten. Der Leser wird deshalb vieles in Pauls Buche vorfinden, was er in meiner Darstellung nicht antreffen wird, und umgekehrt. So befaßt sich Paul z. B. nicht mit der Frage über die Genesis der sprachlichen Elemente. Ich dagegen betrachte diese Frage als eine der wesentlichsten und habe mir Mühe gegeben, dieselbe nach bestem Vermögen zu erklären. Meine Anschauungen über die Entwickelung der Mundarten (diesem Gegenstand ist in den Principien ein sehr interessanter Abschnitt gewidmet) haben sich noch nicht so weit festgestellt, daß ich mich entschließen könnte, denselben in meinem Vorentwurf einen Platz einzuräumen. Die Gedanken über die Natur und Entstehung verschiedener sprachlicher Einheiten, die Zurückführung Paulscher Produktion und Reproduktion auf die zwei Associationsgesetze (304), die Darstellung der höchst wichtigen Rolle, die beide Gesetze in der Sprache spielen, das Prinzip der steten Umgestaltung (Perintegration) verschiedener sprachlicher Einheiten glaube ich für meine eigenen Ideen halten zu dürfen.

[1] Die Beispiele, die ich in der kleinen aber trefflichen Arbeit von V. A. Bogoroditzkij, Vokale ohne Accent in der russ. Sprache, Warschau, 1880, gefunden, verhalfen mir zur Erklärung des Lautgesetzes.

VORLÄUFIGER ÜBERBLICK ÜBER DIE ERGEBNISSE.

I. EINFACHSTE ANALYSE DER SPRACHE.

IHRE VERSCHIEDENARTIGEN ELEMENTE UND IHRE NATUR.

Aus der einfachsten Analyse der Sprache sieht man, daß diese sehr kompliziert ist. Sie besteht aus Sätzen, die Sätze aus Wörtern, die Wörter aus morphologischen Teilen, die morphologischen Teile aus Lauten und die Laute aus verschiedenartigen physiologischen Arbeiten, elementaren Bewegungen.[1] Außerdem erweist die Analyse noch eine andere Eigentümlichkeit, nämlich die Unbestimmtheit der Spracheinheiten. Diese beiden Faktoren, die Zusammengesetztheit und Unbestimmtheit, haben eine sehr wichtige Bedeutung: das Ganze, das aus ähnlichen Einheiten besteht, muß unbeständig und zu Umwandlungen fähig sein; die Entwickelung der Sprache erklärt sich durch die Natur seiner Elemente.

II. DIE LAUTE UND IHRE GESETZE.

Obgleich die Hervorbringung des menschlichen Lautes die Möglichkeit sehr bedeutender Schwankungen zuläßt, die von verhältnismäßig geringen Schwankungen des Lautes selbst begleitet werden, sprechen wir ungefähr einen und denselben Laut aus, nicht nur akustisch, sondern auch physiologich. Dies wäre unmöglich, wenn die physiologischen Arbeiten nicht von Muskelgefühlen begleitet wären, die es uns gestatten, die Artikulationen der Laute dem Gedächtnis einzuprägen. Teils infolge der unbewußten Nachahmung, teils wegen der Erblichkeit der Gewöhnung an bestimmte Artikulationen, wird der Laut bei allen Individuen einer gewissen Mundart und gewissen Zeit sowohl akustisch als physiologisch ungefähr gleichartig sein. Es versteht sich von selbst, daß sowohl in der Sprache eines Einzelnen, als auch in der ganzen Mundart, in einer bestimmten Zeit nur bestimmte Laute, nicht aber allerlei und verschiedenartige möglich sind. Im betreffenden Lautsystem (des Einzelnen oder der Mundart) kann man eine gewisse Harmonie[2] beobachten. Das Wort ist eine Reihe von Reflexen. Als symbolische Reihe ist es weit mehr fähig auszuarten, als andere Reflexreihen, die an und für sich einen Zweck behaupten. Die Keime der Ausartung stecken in der wechselseitigen Akkomodation der in den Komplex eintretenden Laute. Diese Akkomodation wird entweder durch das Gesetz der Ideenassociation der Angrenzung (Contiguity, vgl. S. 304), nach dem das vorhergehende Glied der Reihe das nachfolgende zum Dasein hervorruft, oder durch Trägheit der Organe bewirkt, welche

---

[1] Welche wir Artikulationen nennen, vgl. S. 107 des 1. Heftes. D. Her.

[2] Ich gebrauche das Wort nicht im musikalischen Sinne, sondern in der Bedeutung von gegenseitiger Anpassung und Ausgleichung.

nicht in die Indifferenzlage zurückkehren, sondern unmittelbar aus der von ihnen für den vorhergehenden Laut angenommenen Lage zur Bildung des nachfolgenden Lautes übergehen. In beiden Fällen spart der Organismus Arbeit und Zeit und findet, infolge der nicht parallelen Verteilung von Artikulationen und denselben entsprechenden Momenten, die einheitliche Umgestaltung der Gruppen von physiologischen Arbeiten (d. h. Artikulationen) statt, die allmählich zur einheitlichen Umgestaltung der akustischen Eigenschaften der Laute führt. Die erwähnte Akkomodation dient zur Vereinigung des Komplexes. Nur die Identität des Lautes, des Lautsystems und der Lautkomplexe können als phonetische Gesetze gelten, die für die Sprache einer betreffenden Zeit unumgänglich sind.

III. GESCHICHTE DER LAUTE UND LAUTKOMPLEXE.

Die Laute der Sprache erleiden mit der Zeit Umwandlungen. Spontane Umwandlungen des Lautes hängen vom allmählichen Wandel seiner Artikulationen ab. Einen Laut können wir nur dann aussprechen, wenn unser Gedächtnis, so zu sagen, den Abdruck seiner Artikulationen aufbewahrt. Wenn sich in unserm Gedächtnis alle von uns vollführten Artikulationen des betreffenden Lautes mit gleicher Genauigkeit wiederspiegelten, wenn er die Resultante von all diesen Artikulationen darstellte, so würden wir, in dem Streben, ihn genau wieder zu erzeugen, immer die betreffenden Artikulationen ungefähr gleichartig hervorbringen. Aber die der Zeit nach letzten Artikulationen, samt ihren zufälligen Abweichungen, sind im Gedächtnis noch frischer als die vorhergehenden. Deswegen werden die geringen Abweichungen fähig zu Fortschritten, und der Laut entartet allmählich. Solch eine Lautumwandlung würde durchaus allmählich und äußerst langsam vor sich gehen, wenn sie in der Aussprache eines einzigen Subjektes stattfände, nicht aber in der Aussprache einander abwechselnder Generationen. Wenn der betreffende Laut, indem er sich verändert, schon demjenigen Laute sehr ähnlich ist, in den er überzugehen strebt, oder sich der Null nähert, so bietet sich der (den Laut) auffassenden Generation immer die Möglichkeit des ungenauen Hörens: statt des betreffenden Lautes kann sie einen ihm nahe verwandten Laut auffassen, einen schwachen dagegen kann sie ganz überhören. Die Lautumwandlungen können also durch die Ungenauigkeit der Auffassung beschleunigt werden. Man muß also von der angedeuteten Lautumwandlung, die von der allmählichen Veränderlichkeit der Lautartikulationen abhängt, Umwandlungen unterscheiden, die von der Ungenauigkeit der Auffassung abhängen: statt der zur Aussprache minder bequemen Lautgruppe setzen wir auch oft eine leichter auszusprechende Gruppe. In solchen Fällen findet kein Übergang des einen Lautes in den andern statt, sondern ein einfacher Vertausch des einen Lautes gegen den andern.

Die Gesetze der Lautwandlungen können nur als sekundäre Gesetze betrachtet werden, nur als Wirkungen von Gesetzen der Artikulationswandlungen, welche letztern als die primären Gesetze gelten müssen.[1] Es werden deshalb

[1] Vgl. diese ZTSCHR. S. XV, 143, 149.

die Lautwandlungen nur im allgemeinen regelrecht sein. In jeder Sprache werden wir Ablagerungen von Lautgesetzen antreffen, Ablagerungen, die verschiedenartige Gleichförmigkeiten darstellen werden. Diese Gleichförmigkeiten werden beständig von lautgeschichtlichen und morphologischen Prozessen, oder auch durch Entlehnungen zerstört. Es erklärt sich dadurch, daß es keinen unmittelbaren Zusammenhang zwischen dem ursprünglichen Laute und demjenigen gibt, der sich aus ihm zuweilen erst nach Jahrhunderten entwickelt hat. Einen unmittelbaren ursächlichen Zusammenhang wird es nicht einmal zwischen zwei Nebenstufen des betreffenden Lautes geben, sondern nur zwischen zwei Nebenstufen seiner Artikulationen. Benachbarte oder nahe aneinanderliegende Stufen eines und desselben Lautes gibt es gewöhnlich in einer und derselben Sprache nicht.

Wir sind gezwungen, die Existenz von allgemeinen Lautgesetzen anzuerkennen, da die Geschichte verschiedener, selbst nicht verwandter Sprachen uns eine Menge von überraschenden Analogieen darstellt: die Laute verändern sich gleichartig in verschiedenen Sprachen und während verschiedener Epochen einer und derselben Sprache. Bemerken wir eine verschiedenartige Veränderung eines und desselben Lautes in verschiedenen Sprachen oder während verschiedener Epochen irgend einer Sprache, so ist es am wahrscheinlichsten, daß wir es in solchen Fällen nicht mit einem Laute, sondern mit zwei einander sehr nahen, aber wenn auch nicht durch ihre akustischen Eigenschaften, so doch durch ihre Artikulationen sich unterscheidenden Lauten zu thun haben. Es gibt eine gewisse wechselseitige Beziehung zwischen dem Wandel einzelner Laute der betreffenden Sprache. Mit andern Worten: im Lautsystem der betreffenden Sprache bemerken wir eine gewisse Harmonie (S. 301 A. 2), mögen wir dies System in der Reihe der Coëxistenz, oder in der Reihe der Konsequenz betrachten. Die Existenz von allgemeinen Lautgesetzen macht es möglich, die Frage über die Genesis verschiedener Lautkategorien zu beantworten. Eine Lautkategorie entwickelt sich aus der andern und auf solche Art entsteht ein Lautsystem durch einheitliche Umgestaltung des andern.

IV. HERRSCHENDE ANSICHTEN ÜBER LAUTGESETZE.

Wir müssen zugeben, daß das Lautgesetz durch das Gefühl der Etymologie nicht dauernd paralysiert werden kann; in Fällen aber von ungenauer Auffassung einer Lautgruppe oder deren schwieriger Reproduktion kann dieses Gefühl als ein Faktor auftreten, der die Ausartung des betreffenden Lautes hemmt. Würde man aber hinsichtlich der betreffenden Form die Frage aufwerfen, wem sie die Erhaltung von irgend einem von ihren Lauten verdankt, der bei denselben lautgeschichtlichen Bedingungen in andern Wörtern nicht vorhanden ist, so würden wir in vielen Fällen in Verlegenheit sein eine bestimmte Antwort zu geben; wir würden nicht wissen, ob man die betreffende Form als sekundäre, nach dem Vorbilde von andern verwandten Formen gebildete betrachten kann, oder ob dieselbe vielleicht durch das Gefühl der Etymologie gestützt wird.

V. DIE WÖRTER.

Wir sind überzeugt, daß die Aneignung und der Gebrauch der Sprache unmöglich wären, wenn sie eine Menge von vereinzelten Wörtern darstellte. Die Wörter sind mit einander verbunden: 1. vermittelst der Ähnlichkeitsassociationen und 2. vermittelst der Angrenzungsassociationen.[1] Daher entstehen Familien oder Systeme und Reihen von Wörtern. Die Ähnlichkeitsassociation ermöglicht das Schaffen in der Sprache. Die Wörter, die mit andern Wörtern vermittelst schwacher Ähnlichkeit verbunden sind oder denselben ganz unähnlich sind, werden leicht vergessen. Sie sind einem unbewußten Prozesse unterworfen, der sie andern Wörtern ähnlicher macht. Außer den unmittelbaren oder direkten Verbindungen gibt es noch mittelbare oder indirekte, denen gemäß unser Geist die Wörter in dieselben Gruppen einreiht, wie die ihnen entsprechenden Dinge. Die beiden Associationsgesetze spielen in der Sprachwissenschaft dieselbe Rolle wie in der Psychologie. Die Korrespondenz zwischen der Welt von Wörtern und der Welt von Vorstellungen ist ein Grundgesetz der Sprachentwickelung.

VI. ABSONDERUNG VON MORPHOLOGISCHEN ELEMENTEN DES WORTES UND IHR CHARAKTER.

In diesem Kapitel machen wir die Bekanntschaft mit den inneren associativen Verbindungen der Wörter, d. h. mit Ähnlichkeitassociationen morphologischer Elemente, und erkennen als Unterscheidungszeichen dieser Elemente ihre Zusammengesetztheit und Unbestimmtheit. Wir überzeugen uns, daß der Wurzel eine lautgeschichtliche Variation eigen ist, die im Anlaute derselben unbedeutend, bedeutender im Inlaute und am bedeutendsten im Auslaute ist; außerdem, daß der Wurzel auch eine Variation morphologischer Herkunft, hauptsächlich in ihrem Anlaute, aber auch im Auslaute, eigen ist. Bei dem Suffix haben wir eine vordere Variation morphologischer Herkunft angetroffen. Bei dem Präfix haben wir nur eine unbedeutende hintere Variation lautgeschichtlicher Herkunft angetroffen. Indem wir einzelne morphologische Einheiten charakterisierten, haben wir bemerkt, daß die Wurzel durch reichste Variation und zugleich durch das größte Entsprechen von äußeren Unterschieden zu inneren sich auszeichnet; daß das Suffix und Präfix sich von der Wurzel bedeutend unterscheiden und einander fast entgegengesetzt sind: die Suffixe unterscheiden sich nämlich von den Präfixen durch eine größere Fähigkeit, sich miteinander zu verbinden; dem Suffix ist hauptsächlich eine morphologische Variation, dem Präfix eine lautgeschichtliche eigen; die

[1] Beide Associationsgesetze verstehe ich im Sinne der englischen Philosophie. Vgl. MILLS LOGIC: ... ideas, or secondary mental states, are excited by our impressions, or by other ideas, according to certain laws which are called Laws of Association. Of these laws the first is, that similar ideas tend to excite one another [Ähnlichkeitsassociation]. The second is, that when two impressions have been frequently experienced (or even thought of) either simultaneously or in immediate succession, then whenever one of these impressions, or the idea of it recurs, it tends to excite the idea of the other [Angrenzungsassociation, 306 oben]. The third law is, that greater intensity in either or both of the impressions is equivalent, in rendering them excitable by one another, to a greater frequency of conjunction.

Bedeutung eines Suffixes ist verschiedenartig und unbestimmt, während dem Präfix gewöhnlich nur eine klar bestimmte Bedeutung eigen ist; ein Suffix wird nur Wörtern von gewisser Kategorie hinzugefügt, während eine bedeutende Mehrzahl von Präfixen den Wörtern verschiedener Kategorien agglutiniert wird.

VII. FAKTOREN VON DESTRUKTIVEM CHARAKTER.

Zu einer vollkommenen allgemeinen und speziellen Entsprechung der Welt von Wörtern einerseits und der Welt von Vorstellungen andrerseits wäre es unumgänglich nötig: 1. daß es in der Sprache für jede Vorstellung und jede Vorstellungsnüance ein besonderes Zeichen gäbe, und 2. daß sich ein Zement fände, der einzelne morphologische Elemente zu einem Ganzen verbände. Ein solches Zement wird das Entsprechen von den sich berührenden Lauten zweier nebeneinanderstehender morphologischer Teile, und desgleichen auch der Accent und die denselben begleitenden lautgeschichtlichen Erscheinungen in den Lauten des Wortes sein. Die stets unvermeidliche Menge von Abweichungen in betreff der ersten Forderung erklärt sich in erster Reihe durch die Ungleichmäßigkeit der Entwickelung von Wortsystemen. Aber auch bei der Voraussetzung einer gleichmäßigen Entwickelung würde die Sprache bei den folgenden vier destruktiven Faktoren kein völlig harmonisches System darstellen.

1. Die Wörter sind der lautgeschichtlichen Degeneration unterworfen. Da jedes morphologische Element — besonders wenn es ihm eigen ist ein vorhergehendes Element in der Kombination mit anderen Elementen zu bilden — in der Sprache, vermöge des lautgeschichtlichen Gesetzes der Lautkombination, nicht in einer Form, sondern in mehreren mehr oder minder voneinander abweichenden Varietäten existiert, so müssen diese Varietäten, vermöge der spontanen Lautgesetze, mit der Zeit in Varietäten ausarten, die sich bedeutend voneinander unterscheiden; das aber wird der Einheit der Funktion, die sie vertreten müssen, nicht entsprechen.

2. Die Wörter sind auch der morphologischen Degeneration unterworfen. Die lautgeschichtliche Degeneration bringt oft eine neue Einteilung der Laute unter den morphologischen Elementen des Wortes mit sich, infolgedessen erhält die Sprache mehrere Komplexe für eine und dieselbe Funktion. Das Verschwinden gewisser Wörter (палъ *pal* Finger) und deren Ersatz durch andere, die ihrem äußern Anschein nach einer anderen Kategorie angehören (палецъ *pál*$_i$*ʜts* Finger), oder die Verwendung des alten Stoffes für neue Vorstellungen, eines Stoffes, der dem äußeren Anscheine nach zu einer anderen Kategorie gehört, müssen durchaus ein Sprachsystem stören.

3. In gewissem Sinne wird es auch durch die Produktion von Parallelformen (въ дому *v dᴀmú* im Hause, въ домѣ *v dóm*$_i$*ᴁ* im Hause), die unvermeidlich bei der Existenz von zusammentreffenden Formen (домъ *dom* Haus, лѣсъ *l*$_i$*ᴁs* Wald) vorkommen muß, getrübt.

4. Endlich stören wir das System, indem wir diejenigen Wörter reproduzieren, die wir gehört haben und die dem System einer fremden Sprache oder früherer Epochen unserer eigenen Sprache angehören. Es werden

hauptsächlich diejenigen Wörter reproduziert, die durch eine starke Angrenzungsassociation mit den entsprechenden Gegenständen verbunden sind, oder diejenigen Wörter, die ebenso stark mit andern Wörtern verbunden sind. Das erklärt uns die grammatischen Abweichungen in Wörtern, die wir sehr oft gebrauchen, sowie in Wörtern, die besondere Ausdrucksweisen bilden.

VIII. GESCHICHTE DER MORPHOLOGISCHEN ELEMENTE DES WORTES.

Hier überzeugen wir uns, daß die destruktiven Faktoren die Sprache mit dem Stoffe versehen, der sowohl für die Existenz der Sprache als auch für den Fortschritt derselben unumgänglich nötig ist. Die lautgeschichtliche und morphologische Degeneration, sowohl jede für sich als auch beide mit vereinten Kräften, geben der Sprache neue Wurzeln vermöge der Spaltung von alten Wurzeln. Ganz ebensolche neue Wurzeln entstehen vermittels der Entlehnung. Suffixe entstehen hauptsächlich auf morphologischem Wege; sie spalten sich beständig, indem sie sich mit den von den Stämmen weggerissenen Lauten bereichern. Minder klar ist die Entstehung der Präfixe, die sich durch außerordentliche Beständigkeit auszeichnen. Die Genesis der morphologischen Elemente erklärt sich durch den Prozeß der einheitlichen Umgestaltung.

IX. SYNTHESE DER MORPHOLOGISCHEN TEILE ZUM WORTE UND DER WÖRTER ZUR SPRACHE.

Es gibt Worttypen und den Vorstellungssystemen entsprechende Systeme dieser Typen. Die hervorragendsten Systeme, die Deklination und Konjugation, sind schon seit lange beobachtet. Diese Systeme streben danach mittels der Produktion dem Stamme gleichartig zu werden. Im Kampfe ums Dasein zwischen mehreren Varietäten des Stammes siegt diejenige, die wir am lebhaftesten im Gedächtnis behalten, dank ihrem häufigen Gebrauche und vielleicht auch irgend welchen anderen Eigenschaften lautgeschichtlicher Natur. Zur Produktion ist das Gedächtnis erforderlich, um Wörter zu behalten, die ihrem Stoffe und ihrem Baue nach ähnlich sind. Die Formen, die wir als systemlose Formen und nicht im Zusammenhange mit anderen Formen des herrschenden Systems unserm Gedächtnis einprägen, werden am meisten reproduziert. Das werden nämlich die am häufigsten angewandten Wörter sein. Dazu kommen dann die Wörter, die Reihen bilden. Daher findet ein ewiger Antagonismus statt zwischen der konservativen Kraft, die sich auf die Angrenzungsassociationen gründet, und der progressiven, die sich auf die Ähnlichkeitsassociationen gründet.

Mehr Verschiedenheit und weniger absolute Uniformierung bieten die idg. Wörter dar, wenn wir sie ihrer Struktur nach betrachten. Das steht hauptsächlich mit der Natur des idg. Suffixes im Zusammenhange. Es befestigen sich in der Sprache z. B. mehrere Deklinationen und Konjugationen. Deshalb wird eine gewisse Form mit anderen Formen, die der Struktur nach ein System bilden, harmonieren, indem sie der Funktion nach verwandten, aber anderen Struktursystemen angehörigen Formen unähnlich ist. Aber auch hier bemerken wir das Streben nach einer absoluten Einförmigkeit,

nach einer Verminderung der Anzahl von Systemen. Das geschieht durch das Verdrängen bestimmter Suffixe durch andere; dabei siegen diejenigen Suffixe, die unser Gedächtnis besser behält, weil sie häufiger gebraucht werden oder volllautend und ausdrucksvoll sind oder auch bestimmten Stämmen besser entsprechen.

Außer der Deklination und Konjugation hat die Sprache auch andere minder hervorragende Systeme. Auch sie streben nach Einförmigkeit, aber hauptsächlich nach Einförmigkeit ihrer Struktur, die absolute Uniformierung von der Wurzel nach verwandten Wörtern hindern kann, obgleich sie der Sprache eine Ordnung, aber eine relative Ordnung verleiht.

Eine ganze Anzahl mit einem gewissen Sprachsysteme nicht harmonierender Überbleibsel der Reproduktion wird nach und nach verwischt, indem sie entweder der systematisierenden und erneuernden Kraft der Produktion nachgibt, oder sich völlig von ihren früheren Verwandten entfremdet und zur Selbständigkeit gelangt.

X. DIE GESCHICHTE DER WÖRTER.

Den Ursprung geben dem Worte die Ähnlichkeitsassociationen; da es aber seine Bedeutung nicht bloß von seiner Herkunft, sondern auch von seinem Gebrauche, d. h. von den Angrenzungsassociationen empfängt, so können die lautgeschichtlichen Prozesse mannigfaltig die Spuren seiner Herkunft tilgen. Infolgedessen vervollkommnet sich das Wort anthropophonisch [1], architektonisch und semasiologisch: es verwandelt sich in die einfachsten und sprechbarsten Lautkomplexe; es erhält, indem es sich einheitlich gestaltet, die einfachste Struktur; endlich aus dem uneigentlichen Zeichen des Gegenstandes verwandelt es sich in sein eigenes Zeichen. Keine solchen Eigenschaften haben die Wörter, die immer nur abgeleitet werden und die ihre Bedeutung vorzugsweise von ihren Verwandten entlehnen.

Für einen neuen Gegenstand leiten wir nicht immer ein neues Wort ab; oft wenden wir irgend ein altes Wort an. So wird die Bedeutung gewisser Wörter nach und nach ausgedehnt; aber gleichzeitig mit der Ausdehnung der Bedeutung geht die Verarmung des Inhaltes einher, das Wort wird der semasiologischen Verderbnis ausgesetzt und verschwindet. Dann wendet die Sprache ein anderes Wort an, oder leitet ein neues ab. Bei solcher Ableitung entstehen Nomina von Verba und Verba von Nomina, bedeutendere Partikeln von Bruchtheilen der Nominal- und Verbalsysteme, Partikeln von niedrigerem Range von den höher stehenden Partikeln. Es versteht sich von selbst, daß Nomina von Nomina, Verba von Verba etc. entstehen können. Das Wort kann auch mittels der einheitlichen Gestaltung einer Redensart oder mehrerer ursprünglich selbständiger Wörter entstehen. Die Geschichte der grammatischen Kategorieen besteht also in einer ewigen einheitlichen Umgestaltung derselben.

[1] Ich gebrauche Anthropophonik in derselben Bedeutung wie MERKEL, ANTHROPOPHONIK, 1857, nämlich für Akustik und Physiologie der menschlichen Laute.

(Fortsetzung folgt.)

KASAN. N. KRUSZEWSKI.

SUR L'ÉTUDE DES PATOIS.[1]

Si l'on veut en peu de mots caractériser la linguistique de nos jours, comparée à celle des périodes où les problèmes et la méthode en furent déterminés par BOPP et J. GRIMM, ainsi que par leurs contemporains et leurs élèves immédiats, il faut dire d'un côté qu'elle est devenue plus critique, en laissant de côté avec une certaine résignation les questions métaphysiques dont la solution ne semble pas encore être possible; de l'autre côté qu'on s'occupe plus qu'auparavant de la langue réelle, en cherchant à y parvenir au travers des signes, auxquels, autrefois, on s'était trop souvent arrêté, et par suite en attribuant plus d'importance à la langue contemporaine parlée. Les phénomènes du langage ont été éclaircis d'une manière complètement nouvelle par la juste appréciation de la portée des lois phonétiques et de l'influence exercée sur le développement de la langue par certaines lois psychiques.

L'intérêt général que nos contemporains apportent à l'étude scientifique des patois se trouve indubitablement en rapport intime avec ces tendances nouvelles de la linguistique. Il est vrai que cet intérêt n'est de fraîche date, pas plus chez nous que dans les autres pays: dès le dix-septième siècle il tire son origine d'intérêts nationaux et archéologiques. Mais l'étude des dialectes n'avait aucune liaison intime avec la linguistique, tant que celle-ci ne s'occupait guère que des formes archaïques de la langue, d'autant plus intéressantes qu'elles étaient plus anciennes. On se plaisait à rechercher dans les patois des mots qui se rencontraient dans la littérature ancienne sans être trouvés dans la langue écrite actuelle. Ce à quoi on s'intéressait, c'était, en effet, d'avoir des dictionnaires des patois, et l'existence des mots était la chose principale; d'où il résultait que ce qui était déjà connu par la langue écrite ou par d'autres patois, était privé de toute importance. À présent les recherches sur les patois se font dans des conditions tout à fait différentes, car elles font partie intégrante de la linguistique. Il n'est que naturel, cependant, que le travail d'après l'ancienne méthode continue encore quelque temps à côté des méthodes nouvelles.

---

[1] Discours fait au second congrès des philologues scandinaves à CHRISTIANIA le 11 août 1881. Extrait du journal SVENSKA LANDSMÅLEN T. III. no. 1. Fait aussi part du Compte rendu du dit congrès, FORHANDLINGER PAA DET ANDET NORDISKE FILOLOGMØDE, KRISTIANIA 1883. Traduction du suédois avec l'autorisation de l'auteur par A. BERGSTRÖM.

À une époque où l'intérêt pour les patois a fait naître dans les diverses contrées du nord scandinave de nombreuses sociétés ayant pour but de les conserver à la culture nationale et à la science en mettant par écrit les formes populaires qui vont périssant davantage de jour en jour; où en outre un certain nombre d'exposés et de traités conçus d'après de nouvelles méthodes se présentent à la critique, la question du sujet et de la méthode de cette étude doit, ce me semble, intéresser tous les linguistes scandinaves. Je ne parlerai point ici de la méthode qu'il faut suivre pour l'étude d'un certain patois ou de ceux d'une certaine langue. Le rôle que les études dialectiques jouent dans la science étant partout le même, les questions du sujet et de la méthode de ces études rentrent dans le domaine de la linguistique ou philologie générale.

Ce que j'entends ici par patois (folkmål) ou dialecte est assez clair pour que je puisse me dispenser d'en donner la définition. Il n'est pas question ici des dialectes anciens, qui ne nous sont plus connus que par des monuments écrits. Il faut considérer le patois comme opposé à la langue parlée par les classes instruites, laquelle, bien que dans les différentes provinces elle soit modifiée par des traits propres aux patois, est pourtant autre chose que ces patois mêmes. La tradition écrite de l'état passé d'une langue ne peut être que bien fragmentaire au point de vue des matériaux aussi bien qu'au point de vue des formes, tandis que la langue vivante présente toute la variété de ses trésors aux observations et aux recherches de l'investigateur.

La langue littéraire et la langue parlée par les classes supérieures sont sujettes à d'autres lois que celles qui régissent la langue comme telle; d'où il résulte que les forces vitales qui opèrent dans le langage n'ont pas dans ces formes cultivées un développement tout-à-fait naturel et régulier. Si une langue encore écrite, mais non plus parlée, peut être comparée aux restes paléontologiques de la vie organique, on pourrait dire que la langue cultivée vivante (riksspråket), parlée ou écrite, correspond aux produits de l'horticulture. On conçoit par là l'importance de l'étude des patois pour l'intelligence des lois psychiques de la langue. Ce n'est naturellement pas mon intention de méconnaître l'importance de l'étude des anciennes périodes d'une langue. Le fragment d'histoire qui se déroule sous nos yeux est trop restreint pour que, en ne faisant attention qu'à celui-là, nous puissions apprécier les changements minimes dont nous sommes tous les jours les témoins. Pour cela il est nécessaire d'étudier des périodes plus étendues, dont la connaissance nous est accessible au moyen de la tradition écrite. Mais pour l'interprétation exacte de cette tradition, il nous faut, par l'étude microscopique et complète du présent, nous procurer les normes régulatrices nécessaires, les conditions physiques et psychiques de la langue étant toujours à peu près les mêmes. Au reste, l'étude de plusieurs dialectes contemporains, ainsi que celle de plusieurs langues d'une même famille, peut suppléer sous certains rapports à l'étude de différentes périodes, en tant que nous avons là sous les yeux des organismes congénères qui nous présentent différents degrés de développement; de sorte

que ce qui se suit d'ailleurs dans le temps puisse être étudié simultanément dans un domaine relativement restreint et qui, à cause de cela même, nous est facilement accessible. Ainsi je trouve, qu'on peut puiser dans les patois scandinaves, par exemple, des renseignements très utiles sur l'histoire de la formation des diphtongues, sur le procédé de l'affrication, sur la résorption des nasales, sur l'influence de l'accent sur les terminaisons, sur la qualité des voyelles etc. En somme, les patois d'une seule langue nous montrent un développement si riche, nous offrent une matière si variée pour l'étude des lois et des conditions du langage, que nous n'en trouverions guère plus dans tout le recueil de textes anciens du groupe indo européen.

À cause de cela il me semble que l'étude de dialectes, sous une forme ou sous une autre, doit jouer le même rôle pour le linguiste futur que les exercices de laboratoire pour le zoologue et le botaniste. Du moins, on peut être persuadé que nul ne pourra devenir un habile phonétiste à moins d'avoir fait des observations assidues sur les différents patois d'une même langue, ou bien aussi sur plusieurs langues, ce qui toutefois offre plus de difficultés.

Si nous fixons notre attention sur le vocàbulaire d'une langue, ou plutôt, si nous cherchons à étudier la vie des racines et des radicaux à travers des langues congénères, quant au son et quant aux fonctions, il est évident que les mots des patois ne peuvent étre laissés de côté. Au vocabulaire d'une langue appartient non seulement tout ce qui a été écrit sur papier ou sur parchemin, non seulement ce qui a été gravé sur bois, sur pierre, sur métal, mais en général chaque mot qui a été parlé. Si l'on néglige arbitrairement une partie du vocabulaire, on n'aura naturellement que des résultats faux; en tant que, pour la justesse de ces résultats, il faut avoir des matériaux complets.

De même, pour le philologue qui s'occupe de l'interprétation des anciens textes ou des recherches sur l'état social et la culture d'autrefois, les patois peuvent donner des indications précieuses. Par la nature des choses, les patois, au point de vue de la phonétique et de la flexion, se développent ordinairement plus vite que la langue écrite, dans laquelle les changements sont retardés par l'influence conservatrice de la littérature; mais dans le vocabulaire des dialectes il y a bien souvent des souvenirs de la vie d'autrefois, qu'autrement l'on ne connaîtrait pas, et de tels souvenirs peuvent aider considérablement à l'explication de mots isolés dans les anciens monuments d'une langue.

En parlant du but que se propose l'étude des patois, il ne faut pas omettre une face de la question, celle qui selon beaucoup de personnes est la plus importante de toutes. C'est là une question pratique, de même que l'orthographe. Pourtant le linguiste, juge compétent en cette question, ne doit pas se refuser à donner son avis là-dessus: je veux parler de la question de la pureté du langage et spécialement de l'échange de mots étrangers contre des mots patois. L'explorateur des dialectes comme tel n'a pas à s'en occuper, mais l'écrivain doit s'attendre à trouver là les renseignements dont il peut avoir besoin. Supposé que le but de la langue soit de communiquer les idées d'un homme à un autre, il faut choisir les mots qui

sans peine inutile font comprendre le plus clairement l'idée de celui qui parle à celui qui écoute. Je suis persuadé qu'en général le peuple s'approprie plus facilement, et pour le son et pour la signification, un mot derivé d'une racine indigène qu'un mot d'origine étrangère. C'est là en général le cas; ce qui n'empêche nullement que, dans des cas particuliers, le contraire ne puisse avoir lieu, à savoir quand le mot étranger est déjà connu de tout le monde. Tout dépend d'apporter dans chaque cas du tact et du goût. Comme il est toujours dans l'intérêt d'un auteur d'être lu et compris par le plus grand nombre de personnes possible, la chose se règle d'elle-même. Seulement on peut exiger que les mots patois employés dans la langue écrite y reçoivent une forme compatible avec les lois de celle-ci; sinon, il faut les placer sur une même ligne avec les mots étrangers et alors leur origine indigène n'a guère d'avantage.

En considérant l'importance des études de dialectes, qu'il me soit encore permis d'indiquer combien il serait à désirer que ceux qui sont regardés et qui se regardent eux-mêmes comme les représentants de la culture du pays et qui sont ordinairement chargés du soin des affaires publiques, apprissent à connaître ce peuple qu'ils doivent conduire à la liberté et à la culture morale et intellectuelle. Tant que l'arrogance d'une part, la méfiance de l'autre, des malentendus et des préjugés des deux côtés sépareront les différentes couches de la société, une collaboration profitable doit évidemment être impossible. La culture réelle, celle du caractère, peut aussi bien se trouver chez le paysan que chez l'homme du monde, bien que sous des formes différentes. Qu'on se donne la peine d'étudier la vie du peuple et sa manière d'envisager les choses; qu'on y accommode un peu ses exigences, quelque justes qu'elles soient en elles-mêmes. En apprenant à connaître l'idiome du peuple ses contes, ses traditions, ses dictons et ses énigmes, ses occupations de tous les jours, aux heures de travail et pendant le repos, on se rapprochera du peuple et l'on apprendra à l'aimer; l'homme rencontrera l'homme.

Après avoir ainsi indiqué le but que se propose l'étude des patois, il faut considérer comment, dans l'état actuel de la science, cette étude pourra se faire avec le plus de profit.

La méthode de ces études est indiquée naturellement par le but qu'elles se proposent: il ne suffit pas qu'on fasse quelque chose, il est tout aussi essentiel de le bien faire. C'est une observation assez facile à faire que bien du travail sur ce terrain, executé quelquefois avec beaucoup d'assiduité et d'application, quelquefois aussi avec assez de négligence et de légèreté, a été fort peu profitable; d'ordinaire, la cause en est dans les études préliminaires trop peu sûres ou mal conduites. Dilettante est un mot qui ne sonne pas très bien à l'oreille du savant et de l'artiste; et cela avec raison, si par ce mot on entend celui qui entreprend des choses qu'il ne sait pas mener à bout. D'autre part beaucoup de travail utile, quelquefois même inappréciable, peut être exécuté par des gens qui ne sont pas à la hauteur de la science, ou qui n'en ont pas tous les moyens à la main. Ce qu'il faut toujours exiger c'est une exactitude scrupuleuse, surtout là où il n'y a pas moyen de contrôler tous les détails. La négligence est un défaut intellectuel qui provoque avec raison

la méfiance, mais qui cependant peut être parfois corrigée par l'éducation, c'est-à-dire, dans ces sortes de choses, par la critique. Le charlatanisme seul doit être exécuté sans miséricorde.

Au reste il me semble qu'on pourrait exiger à bon droit que celui qui montre du goût pour le travail reçoive un peu les bons conseils et les indications de ceux qui sont capables de lui en donner et qui retireront tous les profits de son œuvre. L'étude des patois demande pour recueillir et enregistrer les matériaux toute une armée de travailleurs assidus et modestes, mais non sans discipline; ceux-ci peuvent rendre des services très importants à la science. C'est sur cette conviction que se basent les sociétés pour l'étude des patois, que nous avons vu se former en Scandinavie, en Angleterre, en Suisse et ailleurs.

La méthode à suivre dans l'étude des patois s'applique à deux sortes de travaux: il s'agit d'abord de la manière de recueillir les matériaux, puis de la manière de les décrire et de les exploiter. Il ne faut pas non plus négliger la question de la notation des sons. La question de l'annotation de ce qu'on pourrait appeler la littérature orale, est aussi intimement liée à l'étude des patois.

L'enregistrement d'un patois se compose du vocabulaire, des textes et, comme introduction nécessaire, d'une description détaillée de la phonétique. Exposer, à l'aide de ces matériaux, d'une manière plus ou moins scientifique, les parties différentes de la grammaire, c'est là une question postérieure; peu importe, en effet, que ce travail soit exécuté par cette même personne ou par une autre. Cette distinction, il faut l'accentuer fortement. D'un côté l'appareil 'scientifique' sera fort mauvais, s'il est fourni par des personnes incompétentes, dans la fausse opinion que, sans cela, le tout serait sans valeur. D'un autre côté on trouverait maint collaborateur excellent, si l'on pouvait seulement le persuader que des connaissances d'anciens dialectes ou de langues étrangères ne sont nullement nécessaires pour prendre des notes excellentes; que, en outre, ne possédant pas ces connaissances il évitera le danger de se perdre dans des spéculations étymologiques sans valeur et de négliger, ce qui est bien plus important, l'étude consciencieuse et étendue de l'idiome vivant. Des connaissances superficielles d'un ou de plusieurs anciens dialectes, un lexique celtique ou sanscrit ne font point l'étymologiste. Je crois que ceux qui ont la juste intelligence de ces choses devraient user de toute leur influence pour la faire partager aux gens qui témoignent de l'envie de travailler au profit de l'étude des patois, sans avoir de connaissances philologiques. En outre il serait bon de pouvoir leur mettre en mains un manuel imprimé, qui leur ferait éviter mainte bévue. De la sorte les collections de matériaux gagneraient beaucoup en valeur pour l'exploitation scientifique. Un tel manuel devrait être assez détaillé pour offrir des services essentiels à tous ceux qui en auraient besoin; bien rédigé il serait d'un très grand avantage.

Ce qui vaut le mieux, c'est quand de jeunes gens sortis du peuple, ayant parlé un patois dans leur enfance et en gardant ordinairement assez longtemps la possession, se trouvent à même de se procurer l'instruction et les con-

naissances nécessaires pour pouvoir ensuite entreprendre l'étude de leur propre idiome de province. Personne ne pourra complètement et exactement approfondir l'étude d'une langue sans savoir la parler. Notamment je doute qu'on puisse autrement donner des indications exactes des sons, surtout des voyelles. Le cas qui est ensuite le plus avantageux, c'est quand de jeunes gens instruits, intéressés à ces sortes de travaux et possédant le patois, se mettent à la disposition d'un explorateur qui possède la vraie méthode scientifique. C'est là l'idée fondamentale des sociétés fondées parmi les étudiants des universités suédoises pour l'étude des patois. Certes, la nature des choses ne permet pas que toutes les sociétés puissent avoir recours à des directeurs suffisamment instruits pour cette tâche, ni que tous les membres en connaissent leur patois à fond; dans ce dernier cas beaucoup doit dépendre du jugement du directeur. Ce sont là des imperfections inévitables, inhérentes au système lui-même. En général, il faut considérer avec beaucoup de méfiance des observations faites occasionnellement par des gens étrangers au patois.

Enfin, très souvent des hommes du peuple éveillés et intelligents peuvent, en prenant pendant longtemps des notes sur leur idiome, exécuter des travaux très utiles, surtout s'ils peuvent avoir de temps en temps de bons conseils sur la manière dont ils doivent procéder et sur les ressources auxquelles ils peuvent recourir. En Suède, par exemple, il y a deux fermiers et un forgeron qui ont rendu de très grands services à l'étude qui nous occupe. On croirait, au premier abord, que les instituteurs primaires devraient être très propres à ce genre de travail, au moins si, leurs études achevées, ils ont été placés dans leur pays natal. En effet, nous avons en Suède deux instituteurs qui ont pris des notes relativement très bonnes. Cependant je doute qu'en général le degré d'instruction auquel montent ces instituteurs leur donne des prédispositions favorables à la juste appréciation des patois. Ils en ont bien souvent la même conception que la plupart des gens soit-disant instruits; ils pensent, en effet, que les patois ne sont que des altérations de la langue cultivée et que conséquemment, n'étant que la langue écrite corrompue, ils doivent être exterminés aussitôt que possible et avec tous les moyens imaginables. Il est vrai que, malgré tout, les esprit éclairés trouvent toujours la juste voie à suivre. Dans la même situation favorable que celle où se trouvent les instituteurs, situation qui les met en état d'étudier les formes de la civilisation du peuple en vivant continuellement en contact avec lui, se trouvent aussi les pasteurs et les curés; mais ceux-ci y sont d'autant plus propres que leurs études plus étendus doivent leur donner en général des vues plus larges. En Scandinavie RIETZ, qui a publié notre grand lexique dialectique suédois[1], AFZELIUS et LANDSTAD, qui ont recueilli et publié nos chansons populaires[2] étaient membres du clergé. Certes, ce n'étaient pas des prêtres de la sorte la plus ordinaire.

---

[1] ORDBOK ÖFVER SVENSKA ALLMOGESPRÅKET. LUND, 1862—67. 859 pp. 4°.

[2] E. G. GEYER et A. A. AFZELIUS, SVENSKA FOLKVISOR, T. 1—3, STOCKH. 1814—16. — NOUV. ÉD. PAR R. BERGSTRÖM ET L. HÖIJER. STOCKH. 1880.

M. B. LANDSTAD, NORSKE FOLKEVISER. CHRIST. 1853.

Souvent, le plus souvent même, ce sont des personnes étrangères aux patois qui ont à les étudier. On est étranger même quand on aura habité pendant un certain temps la contrée, mais sans en parler l'idiome; ce qui offre cependant déjà un avantage décidé. Personne n'a le temps de consacrer des années entières à apprendre à parler un dialecte. Ordinairement il faut faire la plupart du travail en quelques mois. Dans de telles conditions, les collections des matériaux doivent nécessairement rester plus ou moins incomplètes. Beaucoup dépend des qualités que le collectionneur apporte à l'accomplissement de sa tâche, de son instruction générale linguistique, de la délicatesse de son oreille, de son habitude d'étudier des patois ou du moins de faire des observations personnelles et directes, de la connaissance qu'il possède déjà d'autres patois, surtout s'il sont congénères de celui qu'il va étudier, enfin d'une méthode bien tracée et consciencieusement suivie. Si l'on n'a pas de glossaires antérieurs du patois en question ou, si l'on en a, pour les compléter, on peut employer des vocabulaires de patois voisins et de la langue littéraire, laquelle a naturellement un grand nombre de mots de commun avec le patois. Si l'on veut seulement se procurer un aperçu des conditions générales d'un patois par rapport à la phonologie et à la flexion, il faut avoir un programme dressé specialement en vue de recherches de cette espèce, en sorte qu'en le parcourant on puisse, avec assez de précision et de vitesse, se mettre au courant des lois phonétiques les plus caractéristiques et de la flexion régulière. De tels programmes, rédigés avec le soin nécessaire, seraient applicables à tout un groupe d'idiomes congénères.

Si l'on veut adresser des questions aux gens du peuple, il faut choisir avec soin les personnes à interroger. D'abord il faut se convaincre qu'elles sont nées et élevées, et non pas seulement immigrées, dans la région où l'on veut faire ses recherches. Ensuite, il ne suffit pas qu'elles connaissent l'idiome: il faut aussi chercher à trouver des gens intelligents, qui vous comprennent sans trop de difficulté, et qui aient assez d'assurance pour répondre sans gêne aux questions que vouz allez leur adresser. En tout cas l'examen lui-même ne laisse pas d'exiger beaucoup de patience et de souplesse d'esprit. Les paysans penchent à soupçonner qu'il y a des desseins secrets cachés sous votre curiosité, que vous venez vous moquer d'eux etc., en sorte qu'ils cherchent à vous dérober, aussi longtemps que possible, le vrai fond de leurs sentiments. Il faut formuler vos questions avec beaucoup d'adresse, et malgré cela souvent les réponses vous apprendront tout, excepté précisément ce que vous voudriez savoir. Si l'on a mal choisi son homme et que l'on questionne mal, on peut recevoir des réponses affirmatives à tout ce qu'on lui demande. Naturellement il ne faut pas adresser des questions auxquelles on peut répondre seulement par un 'oui' ou par un 'non'. Demander des renseignements sur des mots isolés n'est pas à recommander. Celui dont toute l'éducation linguistique consiste à lire et à griffonner sa signature est facilement troublé par de telles abstractions et donne alors des réponses fautives. Un mot, considéré en lui-même, n'a pas d'existence indépendante dans la langue; arraché de son entourage naturel dans la phrase,

il aura quelque chose d'étrange. Il faut donc se tenir à des phrases entières, en les choisissant de sorte qu'on puisse attraper ce qu'on désire savoir. Il va sans dire qu'il est encore plus périlleux de questionner sur les sons. On peut parcourir et faire répéter une série de mots avec le même son dans différentes combinaisons, mais il faut encore contrôler de diverses manières ses observations. Plus l'individu questionné a étudié et plus il est doué de la faculté d'abstraction, plus on peut agir sans tant de façons; cependant l'exactitude des résultats n'augmente pas dans la même proportion.

Si l'on a le temps et l'occasion de prendre à loisir des notes sur un idiome, la méthode monographique, employée avec avantage par les sociétés suédoises, est à recommander. On se propose, par exemple, de prendre des notes sur les pronoms ou les verbes forts, sur les noms d'oiseaux ou de plantes, sur les instruments d'agriculture, sur l'intérieur de la maison, sur les occupations différentes, comme le brassage, la cuisson du pain, l'abatage des animaux, le labourage, la récolte etc., en rangeant dans leur ordre naturel les termes techniques et les phrases qui s'y réfèrent. C'est là une méthode heuristique excellente, attendu qu'on attrape souvent, de la sorte, des mots qui autrement seraient facilement négligés. Au reste, le rôle des vocabulaires consultés en faisant ces sortes de recueils ne se réduit pas à faire constater l'existence dans le patois des mots qui y sont notés; mais ces mots éveillent bien souvent dans l'esprit le souvenir d'autres mots auxquels ils sont rattachés par diverses associations d'idées.

La syntaxe des patois est encore très peu étudiée. M. Aasen dans sa grammaire norvégienne[1] et M. Albrecht dans son ouvrage sur le dialecte de Leipzig[2] traitent aussi de la syntaxe. La négligence si générale de cette partie de la grammaire peut être attribuée à deux causes. D'un côté, l'intérêt pour la syntaxe est relativement récent dans la science — abstraction faite de ce qui n'appartient à la science que par les prétentions — et les recherches qu'on a faites sur ce sujet sont encore en petit nombre et ne regardent que des points particuliers. D'un autre côté la syntaxe est sans aucun doute la partie la plus difficile, pour l'étude aussi bien que pour l'exposition. Ici l'on ne peut avoir recours à des questions. Il n'y a pas, ce me semble, d'autre moyen que de prendre des notes pendant un séjour prolongé parmi le peuple, ce à quoi on aura rarement le temps. Si la sténographie était plus connue et plus employée — ce qui serait à désirer aussi sous d'autres rapports — on aurait là un moyen excellent pour se procurer des matériaux sûrs pour la syntaxe. Si l'on en veut faire usage dans d'autres buts, il suffira pour cela de préciser après les phrases quant à la notation exacte des sons. J'espère donc que la sténographie rendra de grands services à l'étude des patois. Il en sera peut-être de même du phono-

---

[1] Norsk grammatik. Christ. 1864.

[2] Die Leipziger Mundart. Leipzig, 1881.

graphe, quand il sera plus développé au point de vue technique qu'il ne l'est maintenant.[1]

Une question qui regarde autant l'annotation que l'exposition est celle de préciser le domaine du dialecte. Il ne suffit nullement, pour caractériser l'idiome de toute une province, de présenter des observations faites dans un ou plusieurs lieux vaguement déterminés. Il n'arrive, en effet, que très rarement que les limites d'un idiome coïncident avec celles d'une province ou d'une paroisse. Des patois homogènes, qui se ressemblent complètement dans tous les traits généraux, ne s'étendent ordinairement que sur quelques paroisses ou bien même sur des parties de paroisses, plus rarement sur un ou deux villages seulement, aussi rarement sur des cantons entiers ou des territoires comparables à ceux-ci. En me servant du mot 'complètement' je veux dire: autant que des idiomes parlés par différentes personnes peuvent s'accorder. Il serait à désirer que les explorateurs choisissent leur champ d'observation de manière à ce que les limites en coïncidassent avec celles d'un patois; il serait aussi fort utile d'avoir quelques renseignements sur les caractères généraux des patois environnants et sur la nature des transitions sur les limites vers d'autres dialectes. Il faut donner le caractère distinctif du patois étudié séparément comme faisant un système pour lui seul. Ceci me parait très important, autant pour connaître la formation et la nature des dialectes, au point de vue ethnologique, que pour établir de l'ordre dans les recherches faites sur un grand nombre de patois. Le fonds des mots ne change pas plus dans des régions restreintes que chez les différents individus et le vocabulaire peut et doit même comprendre un groupe de patois connexes. Mais aussi dans ce cas-là, il faut avoir soin d'établir des limites naturelles, données par la nature des choses, et ne pas s'en tenir aux divisions administratives. Il est évident que de tels territoires assez étendus se prêtent parfaitement aussi à des études grammaticales, supposé toujours qu'on ait des matériaux suffisants pour cela, ou bien qu'on ait l'occasion de s'en procurer de toutes les parties de la région. Le travail de M. ASCOLI sur les patois ladins[2] et celui de M. MURRAY sur les patois des comtés méridionaux de l'Écosse[3] sont des travaux modèles à cet égard.

L'exploitation scientifique des patois basée sur les matériaux recueillis peut se faire ou par le collectionneur ou par d'autres personnes, et cela de différentes manières. Je n'ai pas ici en vue les travaux destinés à l'étude comparative d'une classe speciale de phénomènes en les suivant, dans une intention ou dans une autre, à travers un certain nombre de patois. De ces résumés-là on ne saurait rien dire en général, sinon qu'ils doivent être faits avec soin et d'après un plan bien arrêté. Quant aux vocabulaires et aux traités grammaticaux d'un seul et même patois on pourra à bon droit faire certaines propositions relativement au plan de ces sortes d'ouvrages, tel qu'on le voit encore assez souvent tracé, chez nous et ailleurs. Entre

---

[1] On trouve une amélioration proposée dans TECHMER, PHONETIK I. 62. RÉD.

[2] ARCHIVIO GLOTTOLOGICO ITALIANO. T. I.

[3] TRANSACTIONS OF THE PHILOLOGICAL SOCIETY 1870—72.

les travaux faits à l'ancienne façon et ceux qui sont écrits d'après la nouvelle méthode la différence est bien remarquable. En Suède avec le traité de M. Noreen sur la phonétique du patois de Fryksdal[1] on est entré dans une route nouvelle; la dialectologie fait partie de la linguistique et travaille en possession de toutes ses ressources, méthodiques aussi bien que réelles. Dans les autres pays les travaux de MM. Lyngby, Ascoli, Murray et Winteler marquent la nouvelle ère.[2] Je ne m'occuperai ici que de l'état des études dialectiques pendant ces dernières dizaines d'années.

Quant au vocabulaire, on peut exiger d'y trouver le recueil aussi complet que possible des mots, une notation précise de la prononciation de chaque mot, des renseignements exacts sur la flexion, le genre et la construction des mots, la définition nette et complète des termes, une quantité suffisante de phrases puisées au parler même du peuple, sans laquelle on ne pourra saisir complètement l'emploi et la signification des mots. Malheureusement ces prétentions sont assez grandes pour n'être que très rarement satisfaites. Le vocabulaire des patois d'une province demande toute une vie vouée au moins en grande partie à ce travail, et il est bien rare qu'une personne puisse tant sacrifier à une telle tâche.

Quand on veut faire une collection aussi complète que possible des mots d'un patois, naturellement il ne suffit pas d'annoter ceux qui, étant propres à celui-ci, ne se trouvent nulle autre part au monde; comme si la rareté était le point de vue essentiel. Si tous laissaient de côté ce qui est commun à plusieurs dialectes, où nos connaissances en seraient-elles? Si un mot se rencontre aussi dans la langue écrite, ce n'est point là une raison pour ne pas en noter l'existence dans le patois. Celui-ci forme une unité pour lui et doit être regardé et traité comme telle. Le but du vocabulaire n'est pas de satisfaire à la curiosité, ni même seulement de profiter à la linguistique. Il va au delà. Il peint tout un peuple, toute sa vie à une certaine époque, avec ses souvenirs et ses dispositions. Le but en est donc en général de servir à l'histoire de la civilisation. Pour rendre le tableau complet et vrai, il faut tout relever. Il serait à désirer qu'on recueillît aussi les noms propres, à savoir les noms de personnes, d'animaux domestiques et de localités. Dans un vocabulaire de cette espèce la signification du mot ne joue aucun rôle, quand il s'agit de l'admettre ou de le laisser de côté. Il faut spécialement faire attention aux expressions techniques. Les mots grossiers doivent être admis tout comme les autres, un vocabulaire ne sera guère employé comme lecture divertissante en famille. La prononciation doit être notée aussi exactement que possible. D'ordinaire on fait trop peu attention à la signification des mots. Ni cette signification, ni l'emploi des mots dans la phrase ne peuvent être parfaitement saisis, sans en donner de nombreux exemples. Mais des exemples faits par le collectionneur n'ont

---

[1] FRYKSDALSMÅLETS LJUDLÄRA dans UPSALA UNIVERSITETS ÅRSSKRIFT 1877.

[2] En France les travaux de M. Joret se distinguent par l'exactitude des observations et la rigueur de la méthode. (PATOIS DE BESSIN 1881, PATOIS NORMAND 1883.)

point de valeur. C'est une trahison d'en donner. Ces diverses parties exigeant beaucoup de soin et beaucoup de temps, les défauts indiqués tiennent ordinairement au manque général de loisir.

L'appareil 'scientifique' apporté dans les vocabulaires des patois a consisté jusqu'ici en des comparaisons avec d'autres dialectes et d'autres langues, attirées en aussi grand nombre que possible. Cela se fait le plus souvent de la manière suivante: après s'être procuré le plus grand nombre possible de dictionnaires, on les feuillette assidûment, en annotant tout ce qui peut avoir quelque ressemblance avec le mot dont on s'occupe pour le moment. Il ne s'agit pas du tout de l'identité réelle des mots: cette identité, il serait trop difficile de chercher à la constater, sans compter qu'on serait alors forcé de laisser bien des choses de côté. Il y aura de l'affinité dans les racines — si l'on ne se trompe pas — et voilà ce qui, avant tout, serait digne d'être remarqué! Je ne veux naturellement pas nier que des résumés, comparant le vocabulaire de différents idiomes, ne puissent être de beaucoup d'importance. Mais de tels résumés n'appartiennent pas aux travaux consacrés à des patois particuliers. Si toutes les monographies devaient traiter les mots apparentés de tous les dialectes — quelle dissipation d'encre et de plumes! Il faut louer les collecteurs des vocabulaires de patois qui viennent de paraître chez nous de n'avoir pas été trop prodigues de comparaisons; mais là où elles se trouvent, on semble les avoir faites sans plan fixé. En général on peut dire qu'elles sont aisément accessibles, même quand elles ne sont pas notées, à tous ceux qui s'y intéressent; pour les autres elles sont dépourvues de toute importance — autant qu'elles ne rendent pas les livres plus chers —; dans les deux cas elles sont évidemment superflues. Les renvois à d'autres patois et à d'autres langues ne sont utiles que dans les cas où ils ne se présentent pas eux-mêmes à chaque instruit et dans ces cas-là quelques indications sur les lois qui ont agi sur la formation des mots sont ordinairement aussi à désirer: il faut donc indiquer la forme commune primitive ou bien la relation des formes primitives entre elles.

La disposition extérieure d'un dictionnaire n'est pas chose indifférente, attendu que l'utilité pratique en dépend essentiellement. L'ordre naturel des mots est l'ordre alphabétique, et on trouverait fort naturel que la forme des mots dans le patois en déterminât la place dans le vocabulaire. Mais alors si l'on veut y chercher un mot pour savoir, par exemple, s'il se trouve dans le patois en question et, dans ce cas, sous quelle forme et sous quelles conditions il s'y présente, il faut, pour le trouver, connaître d'avance la forme du mot dans le patois. Si, d'un autre côté, l'on connaît déjà le patois, on n'a pas grand besoin du vocabulaire. L'inconvénient, que nous venons d'indiquer, peut être évité de deux manières: ou il faut arranger les mots d'après un autre principe, ou bien il faut joindre au vocabulaire un index. Dans le glossaire d'un patois norlandais exécuté sous la direction de M. BLOMBERG et qui va paraître prochainement dans le journal dialectique suédois, on a mis comme titre (uppslagsord) le mot de la langue écrite qui correspond étymologiquement au mot du patois, en le construisant, s'il n'existe pas,

d'après les lois phonétiques. De la même manière est aussi arrangée la liste des mots du patois dalékarlien de M. Noreen qui est actuellement sous presse.[1] Cette construction peut quelquefois offrir des difficultés, mais en principe la méthode est bonne. Si l'on trouve avantageux d'avoir les mots arrangés selon la forme qu'ils ont en patois, en vue de la facilité pour les gens du pays d'observer et de corriger des fautes qui peuvent s'y être glissées, on peut joindre au glossaire un index disposé d'après les principes qu'ôn vient de lire. D'autres auteurs ont choisi pour titre la forme la plus ancienne connue du mot; ce qui est fort déplacé puisque il dépend tout à fait du hasard que tel mot se trouve écrit pour la première fois à telle époque plutôt qu'à telle autre. On pourrait aussi se servir d'une table des matières arrangée d'une manière ou de l'autre. Schmeller en avait promis une pour complément de son dictionnaire bavarois, mais elle ne fut jamais exécutée, et la chose n'a pas encore été tentée. Si le dictionnaire comprend un groupe de patois, ce que je trouve très convenable, il y a de nouvelles complications. Alors chaque mot a plusieurs formes, appartenant à différents patois et si l'on ne veut pas mettre en titre des mots étrangers aux patois, il faut ou prendre l'un des patois comme point de départ ou bien construire une espèce de patois normal, qui serait le point de départ étymologique pour tous les patois du groupe. Cette manière de procéder a beaucoup de rapports avec l'orthographe historique usité jusqu'ici dans la plupart des vocabulaires des patois, laquelle se rattache d'assez près à l'orthographe de la langue littéraire. Malheureusement on y a ordinairement omis les formes réellement parlées; autant qu'il n'est pas possible de les deviner à l'aide des 'règles sur la prononciation' qu'on trouve au commencement du livre.[2]

Les parties de la grammaire des patois qui sont ordinairement étudiées, sont la phonétique et la morphologie. Je puis d'autant moins m'occuper ici de la syntaxe, que nous n'avons sur ce sujet ni des modèles à recommander ni des défauts à critiquer (cf. p. 315). Il en est de même de certaines autres parties de la grammaire. En revanche, je pense qu'il y a lieu de faire quelques observations d'un côté sur la partie étymologique de la phonétique, de l'autre sur une partie de la morphologie qui s'y rapporte; je veux dire les comparaisons avec les formes de sons et de flexion correspondantes d'autre patois. D'abord, comme nous l'avons déjà indiqué, on devrait engager les gens à éviter de présenter au public des essais d'étymologie; libre à chacun de s'en occuper dans l'ombre et pour son plaisir. C'est une plainte générale des linguistes de tous les pays que les parties étymologiques des vocabulaires patois sont le plus souvent sans valeur, étant aussi inexactes qu'inutiles.[3] Quant

[1] Paru en 1883 (SVENSKA LANDSMÅLEN IV. 2).

[2] Toutes ces difficultés ne seraient-elles pas évitées par l'ordre naturel d'après les racines d'abord indigènes, après étrangères, avec un index alphabétique des formes propres au dialecte, ou avec plusieurs index s'il y a un groupe de patois? RÉD.

[3] On ne pourrait prétendre cela par exemple du 'VERSUCH EINES BREMISCH-NIEDERSÄCHSISCHEN WÖRTERBUCHS' 1767—71. 5 voll. Pour son temps les comparaisons en étaient remarquables et toujours utiles. RÉD.

à la flexion, un simple exposé sans tentative aucune d'expliquer l'origine des formes et de pénétrer dans la vie intime du dialecte peut être très utile, en tant qu'il rend compte, complètement et exactement, de l'état réel des choses d'après un programme fixé. La phonologie étymologique est une explication complète et approfondie de tout le vocabulaire de la langue; elle présuppose donc, d'abord un vocabulaire complet, et puis chez celui qui veut l'entreprendre une éducation scientifique sérieuse: c'est à dire des connaissances phonétiques, un grand savoir en ce qui concerne la grammaire historique, l'habitude d'employer les ressources méthodiques de la science, et surtout une grande facilité d'esprit, pour ne par dire même du génie. Par conséquent il faudrait toujours répéter: procul hinc, procul este profani!

Pour la disposition de la phonétique on pourrait imaginer deux méthodes. On pourrait, en partant d'une période plus ancienne, prendre chaque son de la langue ancienne et en suivre le sort dans les différentes circonstances; ou bien on pourrait, en prenant les sons du patois tels quels, rendre compte de leur origine historique. Cette méthode-ci est la plus usitée chez nous; celle-là serait plus intéressante, un patois n'étant que bien rarement étudié à cause de lui-même, mais comme faisant partie d'une langue. Notre connaissance incomplète de l'état ancien de la langue causerait quelquefois des difficultés, car il faudrait combler les lacunes en construisant des formes antérieures. Alors il deviendrait aussi nécessaire de distinguer nettement les mots propres au patois de ceux de racine indigène ou étrangère adoptés par le patois, et qui n'en suivent pas les lois générales. Ce serait là en soi-même une chose à désirer; on pourrait, de la sorte, avoir une appréciation du patois pris dans son ensemble. Actuellement tout est classé d'après une norme extérieure seulement, un seul mot a son paragraphe, aussi bien qu'un groupe de quelques centaines de mots. Évidemment ce sont d'autres lois qui agissent au dedans du patois lui-même que celles qui doivent opérer, d'une manière plus ou moins heureuse, l'assimilation des éléments étrangers qui y ont pénétré. Au point de vue de la composition c'est un défaut considérable quand tout est entremêlé sans distinction extérieure. C'est alors plutôt un index détaillé qu'un traité.

En second lieu, mes observations porteront sur la statistique des transformations des sons — cette expression prise dans son sens traditionnel — au dedans du patois lui-même. Je trouve dans les traités qu'un son du patois correspond à un ou à plusieurs sons de la langue littéraire et puis je trouve un nombre plus ou moins grand d'exemples qui ne dépassent cependant jamais la vingtaine. Ordinairement il n'y en a que deux ou trois. À quoi bon cela? À ce que, si moi, lecteur, je voulais composer une vraie phonologie du patois, je saurais le nombre approximatif de titres à mettre sous ce son-là. Les renvois à la langue ancienne ne servent ici que par exception. Ce qu'il me faut savoir, c'est en combien de cas et précisément dans quels cas les sons du patois correspondent à un son ou à l'autre de la langue littéraire ou de la langue ancienne. Car c'est seulement à cette condition qu'il est possible d'examiner quelle est la nature de ces correspondances, par quelles lois elles sont réglées, comment il les

faut expliquer. Des comparaisons faites de la manière que nous venons de décrire deviennent au reste nécessairement très superficielles, c'est-à-dire qu'il dépend du hasard, si les cas mis ensemble sous un seul et même titre ont aussi quelque ressemblance intérieure, et qu'il n'est point du tout sûr que les mots qui, par leur racine et par leur signification, semblent être unis entre eux soient identiques, c'est-à-dire sortis d'une forme primitive commune: ils peuvent être formés à l'aide de différents suffixes, provenir de différents cas, être importés dans le patois de différentes parts. Et malgré tout cela on les met tous ensemble; on le veut ainsi et c'est bien commode. Si l'on ne veut ou ne peut écrire une phonologie scientifique, il me semble qu'on devrait s'en tenir aux correspondances les plus usuelles qui donnent au patois son caractère général.

C'est le contraire en ce qui concerne la topographie des sons ou de leurs transformations: là on nous avait donné trop peu, ici on nous donne trop. On nous apprend qu'un son de la langue littéraire correspond a un certain autre dans toute une vingtaine de patois, dispersés dans tout le pays, au moins dans un ou deux mots isolés appartenant à des dialectes absolument incomparables entre eux; supposé, toutefois, que les exemples donnés soient justes. En outre on nous cite quelques ouvrages traitant de telle ou telle langue congénère. Pourvu que ce soit vraiment la même correspondance dans tous les cas indiqués! Mais rien ne nous le garantit, le tout étant copié sans critique quelconque des auteurs cités, chez lesquels la correspondance est enregistrée très souvent d'après les principes faux dont je viens de parler. Si une telle statistique est jointe à tous les traités consacrés à des patois particuliers, augmentée chaque fois d'un nouveau patois, il s'en suivra qu' à mesure que le nombre de ces traités sera plus grand, l'exposé du patois, qui devrait être l'essentiel, ne deviendra qu'accessoire en étant complètement éclipsé par une statistique, qui n'a rien à y faire. Des résumés des phénomènes de patois congénères ont naturellement une grande importance — assez grande pour qu'ils doivent se faire exprès et alors aussi consciencieusement que possible.

La même objection doit être faite à l'égard de comparaisons analogues dans le domaine de la morphologie. Toutetois il y a cette différence que les faits y ayant plus souvent une vraie conformité intérieure, la comparaison en est plus souvent juste. Cependant, si l'on persiste à poursuivre un fait de flexion à travers tous les patois accessibles d'une langue chaque fois qu'il se présente, on pourra certainement écrire de gros livres; mais cela est plus nuisible qu'utile à l'étude des dialectes, parce que l'attention est détournée du sujet même. Heureusement l'on peut espérer que plus les monographies des patois particuliers deviendront nombreuses, plus les défauts indiqués disparaîtront d'eux-mêmes.

Bien peu de ces observations, du reste, sont applicables aux meilleurs travaux parmi ceux que nous possédons déjà. Aussi il ne s'agit pas ici en premier lieu, comme on le voit bien, de faire la critique de ce qui est déjà fait, mais plutôt d'indiquer la meilleure méthode à suivre dans l'étude qui nous occupe.

Je passe à une autre partie de la question.

La notation de la littérature populaire non écrite exige, comme

je l'ai déjà dit, une attention particulière à divers points de vue. Même dans le cas où cette notation se ferait surtout dans un intérêt légendaire, mythologique et ethnologique, elle se trouve pourtant en rapport intime avec l'étude des patois, en tant que certains genres de cette littérature ne doivent guère être notés qu'en patois. À cette littérature, prise dans un sens plus étendu, je rapporte:

1°. Des chansons populaires mythiques, historiques, romantiques (avec leurs mélodies);

2°. Des contes populaires, au sens ordinaire du mot, les aventures et les légendes;

3°. Des traditions locales, mythiques et historiques, sous forme de narration;

4°. Des croyances populaires, des idées religieuses de différentes espèces, des superstitions (y compris la médecine populaire);

5°. Des énigmes de différentes sortes;

6°. Des proverbes et sentences, des dictons et des phrases originales toutes faites;

7°. Des jeux, des danses et des airs qui les accompagnent;

8°. Des us et coutumes aux époques remarquables de l'année ou de la vie, aussi bien que dans le cours ordinaire de la vie, des exposés de moeurs populaires.

Ma classification n'est peut-être pas irréprochable, mais peu importe. Les chansons, les énigmes et les proverbes ont une rédaction tout fixée: on n'a qu'à les mettre sur le papier sans modification aucune. Quant à la musique, sans être expert en cette matière, je ferai seulement remarquer que, pour les rendre utilisables à la science, il faut rendre les mélodies aussi fidèlement que possible comme elles se trouvent chez le peuple, sans les corriger et sans les affubler des ornements de l'harmonie. On fait la description des jeux et des danses; on annote les chansons et les mélodies sur lesquelles on les chante. Je crains qu'il ne manque à la chorégraphie une terminologie fixe, ce qui est un inconvénient grave. Cependant je n'ai pas eu l'occasion de prendre connaissance des traités étrangers sur ce sujet. Il va sans dire que les descriptions doivent se faire en langage ordinaire. De même en ce qui concerne les us et coutumes, la vie ordinaire du peuple dans ses différentes phases, ainsi que les croyances populaires et les superstitions. Toutefois il faut toujours rendre dans leur forme originale les phrases toutes faites, les dictons et les formules du patois. Des descriptions détaillées en patois, qu'on fait en se plaçant au point de vue du peuple, sont excellentes comme échantillons de la langue, et font aussi mieux comprendre le sujet qu'elles traitent. Mais il est très difficile de les faire avec la fidélité nécessaire; celle-ci n'est guère possible à atteindre qu'en faisant usage de la sténographie. Autrement la réflexion y prend d'ordinaire une trop grande part, pour ne pas parler des difficultés de langage.

Les contes et les légendes n'ont pas de rédaction toute fixe. Deux individus ne récitent jamais un conte absolument de la même façon, et une même personne ne le raconte guère deux fois dans des termes tout à fait pareils. Une chanson peut avoir des variantes dans différents lieux, cela

n'en regarde pas la notation: on peut toujours la noter mot à mot pendant qu'elle est chantée. Il en est autrement des contes. On ne parvient pas à écrire aussi vite que le conteur parle; s'il est interrompu, l'ensemble est en partie gâté, il ne racontera plus avec la même naïveté. Reproduire après par coeur chaque détail, chaque petit mot, c'est ce qui n'est pas dans le pouvoir de tous. Ce n'est donc que par moyen de la sténographie qu'on pourra parvenir à une notation satisfaisante sous tous les rapports. Cependant je ne connais que l'Italien Vittorio Imbriani[1] qui ait eu recours à ce moyen. Il faut ensuite élaborer le tout phonétiquement, avec le degré de rigueur phonétique désirée; mais la construction et les mots sont donnés. Encore, cependant, la sténographie est-elle trop peu connue, pour qu'on puisse en espérer un service aussi étendu que celui que nous venons d'indiquer. Il faut se contenter de faire en sorte qu'on puisse entendre faire le récit du même conte plusieurs fois pour annoter alors et corriger autant que possible. Avec un peu d'habitude et de disposition pour l'intelligence de cette espèce de littérature, on parviendra enfin à avoir des reproductions assez fidèles, au moins dans les points essentiels. C'est là une méthode qu'on se voit forcé d'adopter; il n'y a donc rien à y reprendre. Toutefois ce que nous venons de dire suppose toujours qu'on a affaire à un narrateur habitué à révéler les trésors de son souvenir d'une manière cohérente et dans l'ordre naturel. Car il arrive souvent, quand on désire des renseignements sur une légende, dont on vient d'entrevoir l'existence, qu'il faut à force de questions en arracher les différentes parties à un individu ou à plusieurs personnes et ensuite arranger le tout en se guidant d'après les indications qu'on pourra se procurer. Cette méthode a des imperfections inévitables. On y a parfois recours même quand on a de véritables narrateurs à sa disposition. En Angleterre il a été jusqu'ici d'usage de publier les chansons populaires en les 'collationnant', selon l'expression en usage. Cela se fait de la manière suivante: on fait l'addition des variantes de façon à ne donner qu'une seule fois ce qu'elles ont d'identique, tandis que les parties qui se sont développées parallèlement ou se sont succédées pendant la vie de la chanson au sein du peuple, sont placées à côté l'une de l'autre, ou bien se succèdent sur le papier; d'ou il résulte que la chanson forme tout un volume et revêt un aspect tout à fait absurde. Il est évident que cette méthode est à rejeter. Il y a cependant une autre manière de 'collationner' qui ne mérite pas le même jugement. Si l'on a entendu réciter un conte par différentes personnes d'une manière plus ou moins différente, on est facilement tenté de chercher à fondre ensemble les différentes rédactions, en choisissant et en rapprochant les parties qui semblent les meilleures et les plus primitives, et de reconstruire ainsi, par l'analyse et la synthèse, le conte en lui donannt la forme qu'on regarde comme la véritable et primitive. On peut y procéder d'une manière plus ou moins scientifique, d'après un critère scientifique ou bien à l'aide des indications de l'instinct, du goût et du tact, avec la prétention de garder toujours la manière de voir et de penser du

---

[1] La Novellaja fiorentina. Fiabe e novelline stenografate in Firenze dal dettato popolare. Livorno 1877.

peuple. Une littérature populaire rendue d'après ces principes, ne sera naturellement jamais véritable au sens rigoureux du mot; elle ne pourra jamais, au point de vue de la psychologie, de la mythologie et de l'histoire de la civilisation du peuple, offrir le même intérêt que celle qui a été faite par le peuple lui-même. C'est là toujours un genre d'art qui, comme tel, peut avoir beaucoup de valeur littéraire. Si celui qui s'y livre, a du talent et du goût, il peut même reproduire les idées du peuple à un haut degré de fidélité et de perfection, dignes des plus grands éloges. Mais il est assez rare que des personnes qui ont étudié, puissent garder ou s'approprier la naïveté du peuple, nécessaire pour arriver à conter, surtout en patois, comme le fait le peuple lui-même. Je puis encore ajouter qu'on pourra à peine s'attendre du côté du peuple à d'autre assistance pour la notation que celle qui consiste en la récitation. Ceux qui auraient d'ailleurs les qualités voulues, manquent de l'habitude de manier la plume, nécessaire pour pouvoir écrire d'une manière naturelle et non affectée un conte tel que le peuple le récite.

Comme moyen heuristique on peut faire usage d'une série de questions afin de trouver les traces de la tradition populaire. Ainsi le riche recueil de M. BARTSCH intitulé SAGEN, MÄRCHEN UND GEBRÄUCHE AUS MEKLENBURG a été fait d'après cette méthode. MANNHARDT a employé le même expédient pour les souvenirs mythiques de l'agriculture, et en France M. SÉBILLOT a composé et publié un QUESTIONNAIRE[1] a cette fin. Ce moyen doit être fortement recommandée.

Quant au degré de rapprochement au parler du peuple j'imagine les quatre manières suivantes:

rendre le patois aussi exactement que possible au moyen d'une notation de son qui satisfasse autant que faire se peut aux exigences de la science phonétique; ou bien

le rendre à gros traits par une notation qui en somme ne dépasse pas en netteté l'alphabet européen commun; ou bien

élever le tout au niveau de la langue littéraire, quant aux sons et à la flexion, toutefois sans échanger les mots du patois contre d'autres mots et sans rien changer dans la construction des phrases — on dirait un dialecte ajusté; ou bien en dernier lieu

faire usage de la langue écrite générale aussi pour le vocabulaire et pour les constructions, en gardant naturellement toujours le style qui convient au sujet.

Cette dernière méthode me paraît la moins convenable. La langue littéraire se trouve en un état de culture si différent qu'elle ne se prête pas du tout à reproduire, d'une façon adéquate, des différentes phases de la vie du peuple. Sa forme ne s'accorde pas avec la matière fournie par cette vie. La langue littéraire est trop abstraite; la manière de penser du peuple est concrète et n'est rendue fidèlement que par le patois. De même qu'aucun philologue ne saurait jouir autant d'une traduction que du texte original,

---

[1] REVUE DE LINGUISTIQUE ET DE PHILOL. COMPARÉE PAR G. DE RIALLE ET J. VINSON, 1880, p. 249—264.

de même, et par des raisons encore mieux fondées, quiconque connaît le peuple ne se contente pas d'en voir la vie intérieure rendue au hasard dans une langue étrangère à cette vie. Si l'on garde le vocabulaire et la syntaxe des patois, on a au moins le plus important, quoique on regrette nécessairement l'absence des sons et des flexions patois, et cela d'autant plus que la différence est plus grande entre la langue écrite de la littérature et la langue parlée, celle-ci se rapprochant toujours plus des dialectes. Je suis d'avis que cette forme de présenter les patois au public est le meilleur moyen d'en rendre le vocabulaire plus connu; et c'est là une préparation nécessaire pour que la langue littéraire s'enrichisse peu à peu de mots pouvant lui donner plus de variété, de précision et de beauté poétique. Une reproduction de la littérature populaire aussi fidèle que possible au point de vue phonétique est, d'après les expériences qu'on en a faites chez nous, trop pénible et difficile. On ne pourra donc penser à voir ce système employé sur une vaste échelle. Le lecteur, s'il n'est pas phonétiste ex professo, n'a pas d'occasion non plus d'être reconnaissant de la peine que l'on s'est donnée. Rendre le patois à gros traits, ainsi que je l'ai proposé en troisième lieu, a cet avantage, que celui qui connaît le patois peut le lire correctement, tandis que celui qui ne le connaît pas n'éprouve pas l'impression désagréable du contraste entre la matière et la forme, impression à laquelle, sous d'autres circonstances, l'on ne saurait se dérober si l'on ne manque complètement de goût. C'est ordinairement à peu près de la sorte qu'on a, jusqu'à ce jour, publié des échantillons de patois dans les différents pays de l'Europe. Toutefois il faut beaucoup recommander de ne pas suivre trop fidèlement l'orthographe historique et, par cela même, défectueuse de la langue écrite.[1]

Pour le lexique et la grammaire, au contraire, une notation des sons aussi exacte que possible est absolument nécessaire. Il est bon que, dès l'abord, on se rende compte des imperfections qui adhèrent nécessairement à toute notation des sons. L'écriture, selon l'expression frappante de M. Paul[2], est discontinue, elle est au langage véritable ce que la série nécessairement discontinue des nombres est à la ligne ininterrompue. Les sons de la langue sont à considérer comme des stations; entre ces stations on présume que le chemin suit sa direction naturelle déterminée par la qualité du terrain. En second lieu le nombre des sons possibles est illimité, cette expression prise alors dans son sens propre et rigoureusement mathématique. Car tout changement minime dans la position des organes de la parole produit en effet un son nouveau. Il faut cependant se contenter de classer les sons en groupes et de donner à chaque groupe, au lieu d'à chaque son, un signe spécial. Le terme son reçoit, de la sorte, une signification modifiée, comme étant appliqué à un de ces groupes, et l'on permet à chaque son d'osciller

[1] De nombreux échantillons de littérature populaire avec notation à gros traits exempte de la plupart des incongruités de l'orthographe usuelle se trouvent dans le journal dialectique suédois (Svenska Landsmålen), par exemple II. 7 et III. 2.

[2] Paul, Principien der Sprachgeschichte, p. 246.

entre certaines limites, sans qu'on cesse pour cela de le considérer comme identique. La limite qu'il ne faut pas dépasser en distinguant ainsi des groupes de plus en plus petits, est determinée par des raisons pratiques, par la faculté de distinction de ceux à l'usage desquels ce système de notation est composé. L'alphabet physiologique de M. BELL peut distinguer en théorie 392 voyelles, mais on n'en emploie ordinairement en pratique que 36. Dans la composition de l'alphabet dialectique suédois, nous nous sommes en général bornés à ne noter que les sons qui avaient été déjà distingués par les observateurs antérieurs à nous.

Voici ce qu'on peut exiger pour l'utilité pratique d'une notation de sons: une netteté suffisante — c'est-à-dire un nombre restreint de types — et de la commodité pour l'écriture et l'impression. Un alphabet excellent est le VISIBLE SPEECH de M. BELL.[1] Cet alphabet indique par chaque signe, d'une manière systématique, les fonctions des organes en produisant le son correspondant. Mais les avantages de ce système sont obtenus au moyen de signes absolument indépendants de tous les alphabets employés jusqu'ici, de sorte qu'il n'ont pas, par exemple, la moindre ressemblance avec nos lettres usuelles, si non par hasard. Il me paraît qu'un pareil alphabet n'a aucune chance d'être employé, dans un avenir prochain, même par les linguistes ex professo, tout au plus le sera-t-il par quelques spécialistes dans le domaine de la phonétique. Surtout on ne pourra jamais en faire usage dans les recherches relatives aux patois, si l'on veut s'adjoindre dans ce but des collaborateurs qui n'ont pas fait d'étude scientifique, pour ne pas parler d'étude linguistique, phonétique. Au reste, un tel alphabet ne pourra être employé avec des avantages absolus que lorsque la phonétique sera devenue une science exacte avec des mesures prises en millimètres et des formules analytiques données pour décrire exactement la forme de la langue, de la cavité buccale etc.

En attendant il faut se servir de l'alphabet européen commun, l'alphabet latin comme point de départ et comme base. Personne toutefois ne peut douter que cet alphabet ne soit insuffisant pour le vocabulaire et la grammaire et qu'il ne doive être complété par de nouveaux types. Il peut y avoir différentes opinions sur la méthode à suivre en créant ces types. M. M. MAX MÜLLER, ELLIS et SWEET insistent en faveur de l'emploi de différents caractères de l'alphabet commun. Ils entremêlent des caractères romains (antiqua) et des italiques, des majuscules et des minuscules; les renversent ou les combinent en groupes de deux ou trois, en se procurant de la sorte un grand nombre de soi-disantes lettres, parmi lesquelles on choisit, au hasard ou d'après un certain plan, des signes pour indiquer les sons spéciaux. L'avantage d'un tel alphabet consiste en ce que toutes les imprimeries sont en possession des types nécessaires pour le reproduire. Les inconvénients en sont assez nombreux. D'abord il est difficile de l'écrire; distinguer par l'écriture les lettres romaines

[1] L'auteur a une trop bonne opinion de la graphique de M. BELL, comme d'autres en ont de sa phonétique. Il y manque la base solide physiologique, sans laquelle ni ses systèmes de voyelles et de consonnes ni ses transcriptions, malgré leur apparence séduisante, ne peuvent avoir de valeur. Comp. TECHMER, ZTSCHR. I. 156. RÉD.

et italiques n'est guère possible, on y fait usage du soulignement, ce qui fait que l'écriture et l'impression ne se ressemblent pas; quelques-unes de nos lettres usuelles sont très incommodes à écrire renversées; imprimé le tout à l'air extrêmement embrouillé. Une écriture employant des digraphes et des trigraphes est très difficile à déchiffrer. Si j'écrivais un morceau dans une langue quelconque d'après le système de M. SWEET (HANDBOOK OF PHONETICS), personne, si ce n'est un spécialiste, ne pourrait deviner ce que j'aurais écrit, même si c'était sa propre langue; il pourrait le croir plutôt écrit dans la langue des aborigènes de l'Amérique.[1] Le tout n'est donc qu'un expédient employé faute de mieux. On n'en a fait usage, du reste, qu'en Angleterre.

Un autre système consiste à munir les lettres ordinaires de signes diacritiques, de points, de tirets, de crochets, de cercles etc. en dessous et en dessus. On a une sainte vénération pour ces symboles mystiques dont l'origine remonte jusqu'aux bords du Nil et à l'ancien monde des pyramides, et qui ensuite ont cheminé en pèlerins de pays en pays, sous des aspects variants. Mais notre temps a la prétention d'être passablement exempt de superstition. On garde assez souvent l'idée fausse que, les imprimeries ayant des lettres, des points, des tirets etc., ce doit être chose bien facile de les combiner à plaisir. Mais si l'on s'adresse à un imprimeur, celui-ci, s'il est assez prévenant pour vouloir bien s'engager dans l'affaire, commencera par calculer le prix de tant de poinçons chez le graveur et de tant de centaines de livres de types à la fonderie. Placer des signes isolés au-dessus ou au-dessous de la ligne est le désespoir du compositeur. Le système offre trois autres inconvénients. Il est incommode à écrire, s'il faut, après avoir façonné les lettres, y joindre une douzaine ou une demi-douzaine de signes diacritiques au juste endroit. M. LEPSIUS par exemple, dans son standard alphabet, emploie *o*, *o̤*, *ọ̤* *o̤̣*, *o̥*, avec en plus des signes au-dessus pour les nasales. Il est difficile à imprimer parce que les points se cassent facilement dans la presse. Et où pourra-t-on mettre les signes de quantité, d'accent musical et exspiratoire, quand la place au-dessus et au-dessous des lettres est déjà occupée?

Au contraire, si l'on se procure les nouveaux signes nécessaires en transformant les lettres usuelles d'après des principes fixes, on peut désigner la qualité des sons — c'est à dire les différents sons du language, selon l'expression en usage — par des lettres en ligne, la quantité et les accents par des marques au-dessous et au-dessus de la ligne, d'après le principe: similia similibus et dissimilia dissimilibus. Des exemples de pareils alphabets — que j'appellerais volontiers, en un mot, organiques, puisque les signes nouveaux sont de la même espèce que les anciens — sont l'alphabet anglais de M. PITMAN[2] et l'alphabet dialectique suédois, employé dans le journal

[1] M. SWEET a plus tard abandonné les digraphes et a composé un système 'paléotypique' de signes simples.

[2] Voir le PHONETIC JOURNAL publié depuis longtemps par I. PITMAN, et d'autres livres publiés par lui.

SVENSKA LANDSMÅLEN.[1] On possède le projet d'un tel alphabet élaboré par un homme aussi éminemment pratique que BENJAMIN FRANKLIN.[2]

Quant à la distinction des différents sons, le mieux est de se rattacher aux données historiques, et en général de ne pas pousser l'analyse trop loin pour qu'une personne quelconque douée d'une intelligence normale puisse la suivre. Une centaine de lettres pourra être nécessaire pour la notation de tous les patois d'une langue, bien que chaque patois puisse ordinairement se contenter d'un nombre beaucoup plus restreint. On a besoin de ce nombre de lettres si l'on considère comme désirable que le même signe n'exprime pas différents sons dans différents patois; de façon à faciliter la comparaison des patois congénères. Celui qui ne s'occupe que d'un seul patois, n'est naturellement pas incommodé de la confusion résultant de ce que les mêmes signes dans différents patois signifient différentes choses et différents signes les mêmes choses. Mais quand il faut traiter à la fois une cinquantaine ou même une centaine de dialectes, chacun ayant son système de signes, on aura une tour de Babel en miniature, qui sera capable de vous dégoûter du tout. On peut comparer l'alphabet aux signes et aux termes mathématiques. Si différents mathématiciens employaient différents signes pour l'addition, pour la division, pour l'égalité, pour les fonctions trigonométriques, pour les limites etc., si l'un entendait par hyperbole ce que l'autre appellerait ellipse, si le signe intégral de l'un était le sinus de l'autre etc. etc. — certes, un tel ordre de choses ne favoriserait pas le développement des sciences mathématiques. Toutes choses égales d'ailleurs, ceci peut être appliqué à la linguistique et surtout à la dialectologie.

Les discussions à propos de la forme de signes spéciaux sont généralement oiseuses, attendu que le choix en dépend souvent du goût de l'individu. Mais le manque d'accord sur le terrain de la même langue ou des langues congénères est en vérité si incommode, qu'on est porté à préférer, aux essais continus de projets nouveaux, même un système défectueux, pourvu qu'il ait de la chance d'être adopté généralement. En Suède on peut, ce me semble, regarder l'alphabet créé par les sociétés pour l'étude des patois comme un fait accompli. En Allemagne, jusqu'ici, c'est en vain qu'on a essayé de s'accorder sur une telle unité. Par des raisons naturelles la chose présente dans ce pays de plus grandes difficultés.

---

[1] UTGIFVEN GENOM J. A. LUNELL. STOCKHOLM, SAMSON & WALLIN.
[2] WORKS. BY J. SPARKS. Vol. VI (BOSTON 1840), p. 295—303.

UPSALA.

J. A. LUNDELL.

EINLEITUNG IN DIE ALLGEMEINE SPRACHWISSENSCHAFT.

ZUR LITTERATUR DER SPRACHENKUNDE IM ALLGEMEINEN.

Mit bezug auf die zur Pflege der Sprachenkunde im allgemeinen nötigen Hilfsmittel seien hier erwähnt: J. S. VATER, LITTER. DER GRAMM. UND WÖRTERSAMMLUNGEN ALLER SPRACHEN DER ERDE NACH ALPH. ORDNUNG DER SPR. 2. umgearb. Aufl. von B. JÜLG. BERL. 1847. TRÜBNER'S CATALOGUE OF DICT. AND GRAMM. OF THE PRINCIPAL LANGUAGES AND DIALECTS OF THE WORLD. LOND., 1882. Noch immer nicht (insbes. für die Sprachen Amerikas, in IV.; auch darin S. 277—360 W. v. HUMBOLDT, ÜBER DIE BASKISCHE SPRACHE) durchweg veraltet ist das großartig angelegte Werk, welches der hochverdiente, wenn schon etwas nüchterne JOH. CHRISTOPH ADELUNG begann und der sprachkundige J. S. VATER zu Ende führte: MITHRIDATES, ODER ALLG. SPRACHENKUNDE MIT DEM VATERUNSER ALS SPRACHPROBE IN BEY NAHE FÜNF HUNDERT SPRACHEN UND MUNDARTEN. I. T. BERL. 1806. IV. T. 1817. Solcher Vaterunser-Sammlungen, die vormals oft als die einzigen Texte von unbekannten Sprachen einen kümmerlichen Vorgeschmack davon zu geben dienten, werden Bd. I, 646—676 nicht weniger als 39 besprochen. Noch 1830: DAS GEBET DES HERRN IN 100 SPRACHEN UND MUNDARTEN, BASEL, und dasselbe IN DEN SPRACHEN RUSSLANDS, PETERSBURG, 1870. AUER, A. SPRACHENHALLE. DAS VU. IN MEHR ALS 600 SPRACHEN UND MUNDARTEN, TYPOMETRISCH AUFGESTELLT UND HRSG. WIEN 1844. — Zweite Abt.: DAS VU. IN MEHR ALS 200 SPRACHEN UND MUNDARTEN MIT ORIGINALTYPEN 1847. CATALOGUS LIBRORUM, QUI EX OFFICINA LIBRARIA SACRI CONSILII CHRISTIANO NOMINI PROPAGANDO, FORMIS OMNIGENIS IMPRESSI PRODIERUNT, IBIQUE ADHUC ASSERVANTUR, LINGUARUM EXOTICARUM ORDINE DIGESTUS. ROMAE KAL. APRIL. 1834. 8°. Schon 1841 aber gab es zufolge des 37. REPORT OF THE BRIT. AND FOREIGN BIBLE SOC. mit Ausschluß derer WHICH ARE PRINTED IN DIFFERENT CHARACTERS ONLY, Übersetzungen der Bibel im ganzen oder teilweise 158, und darunter 106, welche nie zuvor gedruckt waren. BAGSTER'S BIBLE OF EVERY LAND: A HIST. OF THE SACRED SCRIPTURE IN EVERY LANG. AND DIAL. INTO WHICH TRANSL. HAVE BEEN MADE, ILLUSTR. BY SPECIMEN PORTIONS IN NATIVE CHARACTERS, SERIES OF ALPHABETS, COLOURED ETHNOGRAPHICAL MAPS ETC. NEW ED. ENLARGED LOND. 1860. Bibelausschnitte in mehr als 300 Sprachen und Dialekten. THE REVIEWER des MITHR. in QUARTERLY REVIEW Vol. X. p. 252, wovon vieles in den V. Bd. des Suppl. der ENCYCL. BRIT. unter dem Titel LANGUAGE aufgenommen ist. H. WELSFORD, MITHRIDATES MINOR; OR AN ESSAY ON LANG. LOND. 1848. pp. 482. 8°. — Dem MITHRIDATES voraus gingen die 2 Ausgaben des auf Anlaß der Kaiserin KATHARINA II. in PETERSBURG erschienenen GLOSSARIUM COMPARATIVUM

linguarum totius orbis. 1787. 2 Voll. 4°. (nur as. und eur. Spr.) und umgearbeitet von Theod. Jankiewitsch de Miriewo. 1790—1. 4 Bde. 4°. (s. Fr. v. Adelung Katharinens verdienste um die vergl. sprachw.). Wie an sich löblich diese von Leibniz angeregten Wörtersammlungen, namentlich aus dem vielsprachigen Rußland, für den Anfang unserer Wissenschaft waren: sie können natürlich dem heute weitaus fortgeschrittenen und schwerer zu befriedigenden Anforderungen an solcherlei Studium nicht mehr genügen. Dasselbe gilt von den, übrigens noch manches brauchbare enthaltenden Werken des spanischen Exjesuiten Lorenzo Hervas, deren 5, auf Sprachen bezügliche Bd. XVII—XXI. 1784—1787. 4°. seines großen in Cesena erschienenen encyklopädischen Werkes ausmachen (s. mithr. I. 671), z. B. catalogo delle lingue conosciute e notizia della loro affinità e diversità. — Jüngeren Datums ist Adrian Balbi, atlas ethnographique du globe, ou classification des peuples anciens et modernes d'après leurs langues (eine Vergleichung von Wörtern enthaltend) mit einer Introduction, die anerkennenswerte Verdienste hat. Paris 1826. Die Zahl der Sprachen beträgt bei Balbi 860. Nämlich für Asien 153 (in 23 Stämmen nach Klapr.); Europa 53 (höchstens 6—7 Stämme); Afrika 114; ozeanische 117; Amerika 423. modern philology: its discoveries, history and influence. with maps etc. 3. ed. revised and corrected. New-York 1864. — phrasis: a treatise on the hist. and structure of the different lang- of thf world [bleibt noch ein großer Teil unberücksichtigt] with a comparative view of their expressions. by J. Wilson, author of errors of gramm. and nature of lang. Albany, 1864.

Friedrich Müller, allg. ethnogr. Wien 1873. Von dems. grundriss der sprachwissenschaft. I. Bd. einl. in die sprachw. — die sprachen der wollhaarigen rassen. Wien, 1877. — II. die sprachen der schlichthaarigen rassen. 1. Abt. die sprachen der australischen, hyperboräischen und der amerikanischen rasse. 2. die spr. der malaiischen und hochasiatischen (mongolischen) rasse. — III. die spr. der lockenhaarigen rassen. 1. Abt. 1884. die spr. der nuba- und der dravida-rasse. Fehlen würden noch die sog. Mittelländer. 1. baskische, 2. kaukasische, 3. hamito-semitische und 4. indogerm. Sprachen. Von den verschiedenen Spr. hat der Vf., welcher auch schon den linguistischen Teil der Novara-expedition, Wien, 1867, bearbeitete, jedesmal einen kurzen Abriß gegeben.

In der einl. S. 64 ff. wird als Klassifikation der Sprachen an und für sich — als selbständiger Organismen (I.) angenommen: A) diejenige mit Rücksicht auf die Form (morphologische Klassif.), Schlegel, Humboldt, Pott, Schleicher. B) mit Rücksicht auf den Stoff (genealogische Kl.), welchem gemäß Müller die Beschaffenheit des menschlichen Haars zum Prinzip der für den linguistischen Zweck etwas seltsam sich ausnehmenden Einteilung macht, wofür er natürlich selber die Verantwortung zu übernehmen hat. — II. eine solche im Verhältnis zum Denken (psychologische Klassifikation). Steinthal. Ferner wird S. 82 ff. nach seinem genealogischen System 'eine Übersicht der Sprachen der Erde' gegeben, und soll diese mindestens '78 von einander verschiedene Stämme' S. 76 nach-

weisen. Noch ist S. 82—98 von besonderem Wert die Angabe der einschlägigen Bibliographie.

Es verzeichnet aber auch der KATALOG DER BIBLIOTH. DER D. M. G. LEIPZ. 1880. von p. 13—124 die Titel von auf Sprachen, begreiflicher Weise zumeist, jedoch nicht ausschließlich, auf orientalische, bezüglichen Werken, und p. 182 allg. sprachwiss. Schriften.

Jetzt sei in Kürze des seit HUMBOLDT, BOPP, GRIMM, DIEZ, MIKLOSICH, SCHIEFNER, V. D. GABELENTZ u. s. w. entstandenen gewaltigen Umschwunges gedacht, welchen unsere Wissenschaft seitdem in ihrem Verlaufe genommen hat. Zunächst im Gebiete des Indogermanismus, dessen mit besonderer Vorliebe und entsprechendem Erfolge betriebene Bearbeitung (unter dem Vorbehalt, daß auch hier noch viel zu thun übrig bleibt) unbestreitbar schon so weit gediehen ist, daß die in fruchtbringendster Weise auf seine Erforschung angewendete, historisch-vergleichende Methode dazu anreizen muß, mit deren Hilfe auch in anderen Sprachgebieten in entsprechender Weise zu guten Ergebnissen zu gelangen.

Allerdings, es läßt sich nicht leugnen, würden unter der großen Menge sonstiger Sprachen (860 bei BALBI) mit solchen indogermanischen Stammes nur äußerst wenige in einen ernstlichen Wettstreit sich begeben können, ohne Gefahr zu bedauernswerten Nachstehens für sich von mehr als einerlei Art. Kein Grund das übrigens, der uns bestimmen dürfte, in engherziger Beschränkung, wie es jetzt mehrfach der Fall ist, letzteren unsere alleinige Aufmerksamkeit zuzuwenden, wie man ehemals so ziemlich allein im Latein alles Heil suchte. Selbst Athen, wie viel wir ihm an Kunst und Wissenschaft verdanken, ist nicht das alleinige Schatzhaus von Schönem und von Weisheit der Welt; und, wie hold aus dem 'gerundeten' Munde des Hellenen die ihm angeerbte Rede von natürlich günstiger Beschaffenheit, zumal wenn durch ihn künstlerisch ausgebildet und vervollkommnet, erklinge, sie mag unter den tausendfachen Gestaltungen jenes, uns Menschen vor dem Tiere auszeichnenden hörbaren Organismus den ihr gebührenden Ehrenplatz behaupten. Darf sie aber um deswillen uns zurückhalten, uns nicht nur mit Litteratur-Sprachen anderer Völker, wie, um bloß nicht-indogermanische zu erwähnen, Semiten, Assyrer, Ägypter, Chinesen, Japaner, ja selbst einiger in Ozeanien und Amerika, sondern auch mit anderen, die lediglich durch mündliche Weitergabe sich forterben, mit Fleiß zu beschäftigen? Oder auch nur abwendig machen dem ernsten Streben, nach Möglichkeit einzudringen in die Geheimnisse der Menschenrede überhaupt, wo und selbst auf welcher niederen Stufe der Bildung immer, und trotz großen, nicht bloß in den Laut gelegten Widerstreites, doch in gewissem Sinne hinwiederum einträchtig wir sie finden? Gibt es denn eine Sprache, welcher nicht bei geeigneter Durchforschung, und sogar um bloßen wissenschaftlichen Selbstzweckes willen, ein nicht unbedeutendes Interesse für wohlberechtigte Wißbegier abzugewinnen wäre? Sind doch die Sprachen alle, trotz ihrer wundersamen, oder, besser gesagt, gerade dieser reichen Überfülle wegen, bei verhältnismäßig geringen Sprachelementen, äußerst bewunderungswerten Vielgeteiltheit, sie alle ausnahmslos bis zur untersten Stufe hinab schöpferische Selbstoffen-

barungen jenes einen und einheitlich allgemeinen Menschheit-Geistes. Eines Allgeistes, an welchem ja nicht bloß der heimgegangenen Geschlechter Menge, sondern ebenso das unsrige der Gegenwart seinen Anteil hat, und wovon auch nicht die Geschlechter ausgeschlossen sein werden, welche in unabsehbarer Kette nach uns kommen. Nun freilich, jede einzelne unter ihnen ist Widerschein menschlichen Fühlens und Denkens auch, obzwar in volklich tausendfältiger Lichtbrechung und Färbung; keine aber zu gering, daß sie unserseits, auch wenn nicht irgend welches praktisches Bedürfnis, wie etwa das des Missionars, zu deren Beachtung nötigt, keinerlei sonst verdiene. Wie aber die Naturforschung von zuvor errungener wissenschaftlicher Erkenntnis oft gerade der einfachsten und unscheinbarsten Gebilde der Natur sich hilfreichen Fortschritt verspricht, zu schnellerem und klarerem Verständnis mancher um vieles verwickelteren und schwerer begreifbaren Körper und Organismen: so wird sicher auch in ähnlicher Weise aus dem Studium tiefer und tiefest gestellter Idiome der allgemeineren Sprachforschung nicht verächtlicher und auch für andere Wissensgebiete fördersamst nutzbringender Gewinn erwachsen.

Einen wie großen Verlust unter anderen Wissenszweigen insbesondere auch die Linguistik durch den viel zu frühen Tod Anton Schiefners erlitten habe, davon kann sich in schnellem Überblick leicht jeder überzeugen aus dem Verz. seiner zahlreichen Schriften, welches F. Wiedemann seiner schönen Gedächtnisrede auf ihn (Notice sur la vie et les travaux de F. A. Schiefner im Bull. T. XXVI. 1880, p. 30—44.) beigefügt hat. Sanskrit, Tibetisch und Mongolisch und so manche Sprache Sibiriens oder des Kaukasus haben sich in bunter Reihe ihnen gewidmeter wertvoller Arbeiten von ihm zu erfreuen, welche zum Teil im Bullet. der russ. Akademie erschienen oder für sich herauskamen. Auch hat Schiefner sich vielfach mit Sagen- und Mythenforschung beschäftigt, wovon z. B. seine: Morgenl. Fassungen der Rhampsinitsage, 1869, sowie namentlich mehrere auf finnische und esthnische (Kalewa und die Kalewingen), auch ossetische Sagen und Märchen bezugnehmende Schriften rühmlichstes Zeugnis ablegen. Endlich verdankt seinem erfolgreichen Fleiße der Buddhismus (s. später: Tibet) ganz vorzügliche Aufklärung.

Wer sich aber von dem Entstehen und Fortgange der Sprachwissenschaft im neueren und anspruchsvolleren Sinne unterrichten will, der hat sich Rats zu erholen in dem gediegenen Werke von Theod. Benfey: Gesch. der Sprachwissenschaft und orient. Philologie in Deutschland [der Geburtsstätte unserer Disziplin jetzigen Stils] seit dem Anf. des 19. Jahrh. mit einem Rückblick auf die früheren Zeiten. München 1869. (Der Gesch. der Wiss. in Deutschland 8. Bd.). —

Hieran reiht sich dann von Delbrücks Einl. in das Sprachstudium. Ein Beitr. zur Gesch. u. Methodik der vergl. Sprachf., 1880, der erste historische Teil, worin 'die Entwickelung der Sprachw. nach Bopp bis heute in großen Zügen geschildert wird'. Dies übrigens auch nur in ziemlich enger und einseitiger Begrenzung, indem, zu geschweigen des Ausschlusses von Sprachen jenseit indogerm. Stammes und von der Sprachphilosophie, darin für Namen

wie Burnouf und Spiegel, Diez, Zeuss u. s. w. kein Platz ist und auch Miklosich mit der bloßen Nennung seines Namens sich begnügen muß. Doch immerhin; leuchten sie doch zur Genüge mit eigenem Lichte! Einen breiteren Raum nimmt der zweite, d. h. theoretische Teil ein, welcher sich der Darlegung und Kritik von Bemühungen um 'sprachwissenschaftliche Probleme' widmet; Probleme, auf deren Lösung sich, insbesondere auf Vorgang und Antrieb Schleichers (dessen Leben durch Lefmann, 1870.), eine Zahl jüngerer Indogermanisten mit nicht geringem Eifer und Mut geworfen haben.

Als Hauptproblem unter diesen stellte sich aber in den Vordergrund die sog. '**indogermanische Ursprache**'. In Fleisch und Blut, d. h. in lebendiger Wirklichkeit, vorhanden ist eine solche nirgends mehr; und kann man daher, zum Hervorgraben ihres Totengebeines aus dem Schutt der Zeiten, zu der natürlich rein idealen Wiederherstellung ihrer einstigen Gestalt, auf keinem anderen Wege als dem des leicht trügerischen Schlusses[1] gelangen, wenn dieser

---

[1] So, um es nicht an einem schlagenden Beispiele fehlen zu lassen, darf man dreist durch sämtliche in Ficks Wb. figurierende Wurzeln mit Aspiraten an beiden Enden, als nur von dichterischer Einbildung eingegeben, einen Strich ziehen. Es wurde bereits Et. F. I.[1] S. 174 von mir hervorgehoben: Wirklich belegbare Wurzeln von oben erwähntem Aussehen gibt es, scharf hingesehen, im Sskr. so gut wie keine. Einige darunter kommen auch mit anderer Schreibung, nämlich mit nur einer Aspirate, vor, und in andern, wie sskr. sphur-c̄h, hrī-c̄h, hur-c̄h (letzteres aus hvar) ist die palatale Aspirate ein aus sk hervorgegangener Zusatz. Z. B. in prac̄h aus praç, noch in praç-na Frage, preces, procus, mit sk, wie in forschen aus ahd. eiskōn (quaerere, flagitare), heischen, sskr. ich, welches seinerseits auf ish zurückgeht. Auch lat. po-sco mit arger Verstümmelung aus proc (pro wohl Präp., wie in fordern) mit inchoativem sc. — Es ist doch eigentümlich, daß man einen Mißlaut, welcher in der geschichtlich bekannten Zeit fast nie zugelassen, sondern ängstlich gemieden wird, glaubt, ohne Anstand, in die ungekannte Vorgeschichte verlegen zu dürfen. Und warum? Weil man die gar nicht seltene Metathesis aspirationis mißkennt, als oft angewendetes Mittel, um dem Gefühle für die durch hinten antretende grammatische Zusätze aufgehobene Aspiration wegen ihrer besonders charakteristischen Eigenschaft wenigstens an anderer Stelle einigermaßen wieder gerecht zu werden. Da nehme man etwa bandh, immer so vor Vokalen, allein bad-dha aus bandh mit ta; dagegen im Fut. bhantsyāmi mit Umspringen des Hauches nach vorn. Meint man aber etwa aus dem b in got. bindan ein der Lautverschiebung von sskr. dh zu d entsprechendes einstiges bh erschließen zu dürfen, so ist das ein Trugschluß. B und dh stehen, weil doch als Mediä homoiogen, in einem gewissen Gleichgewichte zu einander bei bandh, und wird dies im got. bindan noch gesteigert, indem b durch eine Art Anziehung des übrigens aus Verschiebung entstandenen d unverändert erhalten und so letzerem homogen gemacht wurde. — In θυγάτηρ st. sskr. duhitar sind die Rollen der beiden Wurzelkonsonanten gleichsam vertauscht. Wenn aber got. dauhtar (ohne Zwischenvokal, wie lit. dukte) scheinbar sich rücksichtlich aller drei Konsonanten in gleicher Linie mit dem Sskr. hält, so lasse man sich nicht durch den Schein täuschen. Aller Wahrscheinlichkeit nach steht es mehr auf dem griechischen Standpunkte, so daß sein d aus umgestelltem θ entsprang und deshalb nicht der Anlaut dem sonst zu erwartenden Wandel in got. t, ahd. z (tiuhan, Zucht) unterlag. — Einer ähnlichen Hauchumstellung begegnen wir ja auch im Lat. So fido aus πείθομαι; fodio gegen βόθρος, fundus neben βένθος. Und andrerseits ist im Griech. mehrere Male infolge Verhärtung von sskr. aspirierten Mediä zu aspirierten Tenues auch der mediale Anlaut zur Tenuis erhöht. Als: πυθ im sskr. budh. Bahu: παχύς und bāhu: πῆχυς. Außerdem ja in der Redupl., z. B. πέφυκα, sskr. babhuva, τίθημι. Schließlich sei noch des sich anders verhaltenden Falles mit ἔχω, ἕξω, χαχεξία gedacht. Sie gehen auf sskr. sah zurück, welches freilich nicht mehr die sinnliche Bedeutung des Haltens und Tragens hat, sondern die ethische des Aushaltens und Ertragens. Daher asahya, nicht zu ertragen, nicht zu bezwingen, womit zu vgl. ἄ-σχετος und ἀ-άσχετος, worin um größeren Nachdrucks willen die Privativpartikel wiederholt

auch nicht in der Luft schwebt, sondern sich auf thatsächliches stützt. Hierfür die reale Grundlage nämlich bildet die Gesamtheit der Sprachen unseres Stammes, dessen unvordenklicher Zerfall in eine geographisch getrennte, und, wenn schon nicht allein, doch zu einem großen Teile infolge davon, volkliche und sprachliche Vielheit doch einen einheitlichen Ausgangspunkt zur unabweisbaren Voraussetzung hat. Wie nun aber? Man denke sich einmal dem Maler die heikle Aufgabe gestellt, das Bild einer ihrem Aussehen nach ihm unbekannten Urahnin zu entwerfen, lediglich auf Grund von Familienähnlichkeiten hin zwischen nachweisbaren Gliedern ihrer Nachkommenschaft. Glücklicherweise liegt in obigem Falle die Sache nicht in gleichem Maße hoffnungslos, wenn schon sie leicht abschreckende Schwierigkeiten umstarren. Handelt es sich doch hierbei darum, aus der vorliegenden, oft gar sehr bunten Mannigfaltigkeit indogermanischer Sprachgestaltung einen vertrauenerweckenden Rückschluß zu gewinnen auf ihr seit Jahrtausenden verlorenes Einst, auf deren gemeinsame, ihnen sämtlich vorausgegangene einheitliche Grundlage und Urform. Wobei natürlich überdies etwaige Ermittelung des unseren urvolklichen Vorfahren einzuräumenden Maßes von Kulturzustand nicht außer Beachtung bleiben dürfte. Es dreht sich aber die Frage nach jener gesuchten 'indogermanischen Ursprache', und sodann ihrer Teilung und genealogischen Verzweigung, deren Stellung schon ein unabstreitbar anerkennenswertes Verdienst war, nicht allein, jedoch der Hauptsache nach um eine Menge zuvor zu erledigender Prioritätsstreitigkeiten, ohne deren möglichst wahrheitsgemäße Entscheidung auch eine ersprießliche Etymologie, dies doch für gedeihliche Sprachforschung schlechthin unentbehrliche Erfordernis im weitesten Sinne gefaßt, unmöglich gedeihen kann. Kein Wunder, daß hierbei zur Zeit noch keine sonderlich widerspruchsfreie Übereinstimmung der Meinungen erzielt ist. Ja manches, was bis dahin auf seinen zwei Füßen richtig zu stehen schien, wird in jüngster Zeit geradezu umgekehrt, so daß nun Kopf sein soll, was wir älteren für Fußgestell hielten. So wird neuerdings dem Griechen das Vorrecht größerer Ursprünglichkeit **seines** Vokalismus zugestanden, und namentlich die geschiedene Dreiheit von α, ε, ο, welche mit Rücksicht auf das alleinige kurze a im Sskr. beim Mangel von ĕ und ŏ als erst eine nachmalige, aus der Einheit von ă allmäh-

---

sein dürfte. Nun erklärt sich leicht, warum ἔχω mit einem Lenis sich begnügen mußte, da ihm doch anderwärts beibehaltener Asper an Stelle des sskr. s von Rechts wegen zukam. Allein nicht minder bei erfolgter Synkope Rettung des Zischers in σχεῖν, ἴ-σχω mit Redupl. wie in ἵ-στημι, lat. si-sto u. s. w. Dann aber selbst mit zwei Aspiraten σχέθω wegen Zusatz von Wz. θη, thun. Σχεδρός, und σχεθρός mit zwei Aspiraten att. st. σκεθρός bei Hesych., der es durch τλήμων erklärt. Also wie σχέτλιος, das ähnlich wie ἐχέτλη, Handhabe, ausgeht. Σκεθρός knapp, genau, sorgfältig, allerdings wohl: sich knapp woran anhaltend. Ist ja auch σχέδην anhaltend, im Sinne von langsam, bedächtig, und σχεδόν, in einer sich nahe woran haltenden Weise, und so ferner σχέδ-ιος, woher selbst Skizze. Mit Beibehaltung des σ auch in σχέσις mit intermediärem Vokal, wie z. B. in ἑλκεσίπεπλος, und σχήσω, σχῆμα habitus (anders ἔχμα), mit der bei solcherlei Metathesis üblichen Vokalverlängerung, wie τλήσομαι, τλήμων, lat. tollo, sustuli. In συ-χ-νός von συνέχω verblieb bloß χ und von dem kaum müßigen ε in συν-ε-οχ-μός möchte ich entweder auf ἐν, wie in ἔνοχος, oder ἕν wie in συν-ενό-ω raten, so daß ν der Dissim. zum Opfer gefallen wäre. Das Augm. in εἶχον beruht auf ἐ-(σ)εχον.

lich herausgebildete galt, schon in die Urzeit verlegt, und für das eine sskr. Lautzeichen ă nun doch eine dreifache Aussprache (ă, ĕ, ŏ) geheischt. Ich sage mit Bedacht — geheischt, weil das bei der Inder sonst so sorgfältigen Unterscheidung der Laute in der Schrift überaus seltsam wäre. Vollends gegenüber dem im Sanskrit mangelnden bloß qualitativen Ablaute, wie er sich im Griechischen und Germanischen (s. schon meine ET. FORSCH. I. und meine Abh. über das Perfekt und Lautsymbolik in STEINTHALS ZTSCHR. 1884. S. 287 ff.) in voller, möglicher Weise erst auf europäischem Boden entfalteter Blüte zeigt. Doch wie? Selbst die Urheimat unseres Stammes, welche man lange — und das geschieht wohl von der Mehrzahl noch jetzt — in Asien suchte, soll Neueren zufolge für unseren Weltteil beansprucht werden müssen. Ja, wenn man Hrn. v. LÖHERS, im neuesten Hefte 1884, S. 593—633 der Münchener Akad. gedruckten Vortrage 'ÜBER ALTER, HERKUNFT UND VERGANGENHEIT DER GERMANEN' auf Gründe hin, die für mich wenigstens nichts überzeugendes haben, Glauben schenkt, für Europas Mitte, d. h. Deutschland. — Damit wäre dann das früher, und aller Wahrscheinlichkeit nach richtig, angenommene Woher der Indogermanen nunmehr in ein Wohin verkehrt.

Möge uns aber hier, um von der bei der Etymologie sorgsamst zu beobachtenden Lösung von allerhand Schwierigkeiten auch betreffs der Prioritätsfragen ein Bild zu geben, folgendes Beispiel gestattet sein. — Da haben wir also im Sskr. rudhirá gegen ἐρυθρός, rúber (hinten apokop.). Aber auch róhita, jünger lóhita in Partizipialform. Dann goth. rauds, ahd. (s. SCHADE) rōt; etwas seltsam mit e engl. red, asl. rüzd" (also mit Mouillierung, vergl. frz. rouge aus lat. rŭbeus, wofür auch robeus). Außerdem noch lat. rūfus, und mit Dental rŭtilus, sowie participial rus-sus, it. rosso. Sehen wir von den Endungen ab, die uns jetzt nichts angehen, und von dem ziemlich stetig gebliebenen Anlaut, welcher dem Anscheine nach unentwirrbare Wirrwarr in der Lautverschiedenheit! Wer, wie geschehen, in den Vokalen unserer deutschen Farbenbezeichnungen gleichsam ein Abbild der Vokalskala zu erblicken glaubte, fand in dem o von rot, als einem zwischen hell und dunkel schwebenden Vokale, den sachlich richtigen Farbenton. Nur schade: kein Zweifel kann dagegen aufkommen, es sei durchweg das recht eigentlich der Dunkelheit zufallende u der Grundlaut, wenn anders diejenigen Herren es erlauben, welche dem Griechen das Vorrecht größerer Ursprünglichkeit seines Vokalismus zugestehen. Denn da müßten wir uns wohl, dem reinen u-Laute im Äolischen zum Trotz, für υ ein frz. u, d. h. ü, wie durchweg, so auch bei ἐρυθρός, als ursprüngliche Aussprache gefallen lassen. Die Längen in lōhita, ἐρεύθω und rauds aber beruhen mit nichten auf bloß mundartlichem Eigenwillen. Es sind ja nichts weniger als rein bedeutungslose Vokalsteigerungen. — Und wie verhält es sich mit dem Schlußkonsonanten des Wurzelkörpers? Auch hier, alles wohlerwogen, dürfen wir dem Sskr. den Senioratsvorrang nicht verkümmern. Im d von got. rauds ist der Hauch abgestreift, während h im sskr. rohita umgekehrt ausgekerntes dh vorstellt, wie andere Male sonst, z. B. aus Wz. dhā: hita und i-ha. Die griechischen aspirierten Tenues aber erweisen sich als nicht den indischen etymologisch gleich, vielmehr als Verhärtungen von den aspirierten 'Tönenden'

dh, bh: und auch χ (niemals der Spiritus asper) entspricht in verwandten Wörtern dem sskr. und lat. h, dem durchaus nicht immer, wie Schleicher bloßer Konsequenz wegen verlangt, älteres gh braucht vorausgegangen zu sein. Seltsamer, wiewohl doch erklärlich aus einer gewissen Homogenität zwischen dh und f (als dem φ und bh sich nähernd), ist die lat. Weise des Übertretens aus einem Organe in ein anderes, vollends wenn nun das, den Dentalen ungetreu gewordene f sich dem Ursprunge durch einen abermaligen Schritt, b als Milderung von f, noch weiter entfremdet. So demnach in ruber, während probrum, opprobrium, wie προφορά Vorwurf, aus προφέρειν τινί τι, einem woraus einen Vorwurf machen, sich in betreff von proferre (sskr. bhar, tragen) innerhalb desselben Organs hielten.

Wird nun aus der sorgfältigen Beobachtung aller solcher Laut- und sonstiger Verhältnisse, die sich über die Haupt-, zumal die ja am weitesten in das Altertum verfolgbaren Glieder unseres Stammes erstreckt, die Summe gezogen: da mag es gelingen, für jene vorausgesetzte Ursprache aus so gewonnenen Einzelheiten in bescheidener Weise ein ungefähres Gesamtbild von dessen Urzustande herzustellen. Was aber bei bisheriger Behandlung auf dies Problem bezüglicher Fragen nicht gerade angenehm berührt, ist die befehlshaberische Zuversicht, mit welcher gar nicht selten Behauptungen auch der allerzweifelhaftesten Art ausgesprochen und in System gebracht werden. Und dazu die Überschwemmung in Schriften mit jener Flut von mehr oder minder imaginären Formen, welche, solchermaßen als zum Teil nach geradezu grundfalschen Satzungen zugeschnitten, aufdringlicher Weise dazu dienen sollen, mittelst leiblicher und sichtbarer Vorführung derartiger Schemen den Geist zu bestechen und durch Gewöhnung an deren häufigen Anblick in ihm das Gefühl für den hypothetischen Charakter derartiger Scheinexistenzen, wo nicht auszutilgen, doch zu verdunkeln und abzuschwächen. Wie weit man es aber in dieser Richtung treiben kann, derart daß Wahrheit und Dichtung nicht abscheidbar zusammenrinnen, davon wird sich jeder unbefangene überzeugen können in: Grundz. einer wiss. [?] Grammatik der griech. spr. von P. Michael Zirwik. Salzburg, 1878. Da bekommen wir also Portenta zu Gesicht, wie, völlig unmotiviert mit Dig. vor Konss., δειχνυϜ-μι, auch δειχνυϜ-ντι, angeblich mit n sonans S. 39. Ebenda, fürwahr recht griechisch klingend, γραφε-jα: γραφε-jε-jα geworden zu ἐγράφην : γραφείην. Und § 167 (vgl. 113) λείπουσα entstanden durch Zusatz eines Feminalsuff. δα (Fiktion st. αδ, ιδ) aus (horribile dictu!) λεπο-ντ-δα; — st. sskr. ant-ī, dessen aus yā gekürzte Motionsendung im Griech. durch ιᾰ vertreten wird, woraus durch Assibilation ουσα f. οντ-ιᾰ entstanden. Kehren wir nach diesem Exkurs zu Delbrücks Einl. zurück.

Manche der von Delbrück so geheißenen 'Probleme' haben sich vielfachen, auf deren Lösung verwendeten Bemühungen zum Trotz noch immer keinen höheren und für die Wissenschaft annehmbaren Charakter erobern können, mit wie dreisten und auch in System gebrachten Ansprüchen darauf nicht selten gepocht worden. Erklärlich, weil man in voreiliger Hast die Sache, statt nach Erledigung der Vorbedingungen, sogleich am Hinterende glaubte fassen zu können, und das billigerweise letzte zum ersten machte. Dabei dann mehrere einander gegensätzlich geradezu aufhebende Behauptungen,

wie z. B. die vermeintliche Priorität des griechischen Vokalismus; die einander entgegenstehenden Meinungen in betreff engerer Verwandtschaftsverhältnisse der indogerm. Sprachen Europas in Vergleich zu den asiatischen Schwestern, oder ersterer untereinander (vgl. z. B. JOH. SCHMIDT und dagegen LESKIEN). So haben sich die hierher fallenden Meinungen allmählich in ein Wirrsal verstrickt, daß von einem leidlich befriedigenden Schluß vorderhand wohl kaum die Rede sein kann.

Voll kritischer Einsicht: BERTOLDO DELBRÜCK E LA SCIENZA DEL LINGUAGGIO INDOGERMANICO, PER LUIGI CECI. NAPOLI, 1882, mit Anschluß an das DELBRÜCKsche Buch in der ital. Übers. von MERLO.

In Italien hat sich namentlich G. I. ASCOLI, außer besonderen Sprachstudien, auch mit einschlägigen allgemeineren Fragen befaßt. Dessen Vorlesungen über die VGL. LAUTLEHRE DES SSKR., GRIECH. U. LAT. ÜBERS. VON BAZZIGHER und SCHWEIZER-SIDLER. 1. Bd. HALLE 1872. — KRIT. STUDIEN ZUR-SPRACHW., ÜBERS. von MERZDORF U. MANGOLD. WEIMAR 1878. Darin z. B. Über paläontologische Rekonstruktionen. Anz. einer Rede LIGNANAS über BOPP; der Grammatologia über Albanesisch. CAMARDAS Gaunersprachen. Das romanische Nomen. Indische Studien. STUDJ OR. E LINGUISTICI. 2 Hefte. 1854—55 und als dazu 3. Heft unter d. Titel: STUDJ CRITICI. I. 1861. Darin außer NALA, SGUARDO ALLA ISTORIA DEL LINGUAGGIO. STUDJ COMPARATIVI DI LINGUE ARIOEUROPEE. ARCHIVIO GLOTTOLOGICO ITALIANO. Vol I. CON UNA CARTA DIALETTOLOGICA. Darin die wichtigen SAGGI LADINI von ASCOLI, wovon die Übersicht p. LX. Capo I. § 1. Grigioni. A. Sopraselva. B. Sottoselva. C. Engadina. § 2. Ladino e Lombardo. § 3. Sezione centrale della zona ladina. § 4. Ladino e Veneto. § 5. Territorj friulani. Vol. II. 1873 enthält FLECHIA, POSTILLE ETIMOLOGICHE. D'OVIDIO über DANTES wichtige Schrift: DE VULGARI ELOQUENTIA, worin dieser sich des Italienischen gegen das Latein annahm. Und ASCOLI, DEL POSTO CHE SPETTA AL GENOVESE NEL SISTEMA DEI DIALETTI ITALIANI. Auch ASCOLI, STUDJ IRÁNI in MEMORIE DEL REALE ISTITUTO LOMBARDO. Vol. X u. aa. m.

Weiter: CENNI SUPRA ALCUNI INDIANISTI VIVENTI. FIRENZE, 1872, von ANGELO DE GUBERNATIS, dem Verf. von Dramen, z. B. IL RE NALA, 1870, und wiss. Werken, wie STUDI SULL' EPOPEA INDIANA. DIE TIERE IN DER INDOGERM. MYTHOLOGIE, AUS DEM ENGLISCHEN VON HARTMANN. 1874, und LA MYTHOL. DES PLANTES. Vol. I. 1878. Desgl. Herausg. von RIVISTA ORIENTALE. BOLLETINO ITALIANO DEGLI STUDII OR. Als Sekretär der intern. Orientalisten-Vers. in Florenz deren ATTI, FIRENZE, 1880.

BIASUTTI, DELLA FILOLOGIA COMPARATA E DELLE SUE RELAZIONI. VENEZIA, 1865.

MANITIUS, DIE SPRACHENWELT IN IHREM GESCH.-LITT. ENTWICKELUNGSGANGE ZUR HUMANITÄT. I. Bd. ASIEN, AFRIKA UND AUSTRALIEN. 1879. II. Bd. EUROPA. 1880. Mehr auf gebildete Laien berechnet. In I. Begründer und Förderer der Sprachw. Die Erde, der Wohnsitz der Menschen und ihre phys. Bed. Abstammung und Rassenunterschied der Völker. Die Sprache an und für sich, nach ihrem Ursprunge und Wesen. Dann die Sprachen geordnet als 1. Stufe: die radikale (einsilbige und isolierende). — 2. agglutinierende: jap.; mong.-tat.; mal.-polyn.; mexik.; bask.; ägypt. Sprr. — 3. flektierende, wo, außer Semiten und Ariern, auch die Sprache [Sg.??] der kaukasischen Bergvölker figuriert. Das hat, vom Ossetischen abgesehen, große Bedenken, sollen die nicht

wenigen im Kaukasus üblichen Idiome den Indogerm. beigezählt werden, trotz Bopps 1847 ersch.: die kaukasischen glieder des indoeuropäischen spraghstammes. In Bd. II: griechenl. und die romanischen völker. Darin Sprache und Lit. von Griechenland, Rom, Süd- und Nordfrankr., Ital., Span., Port. — sprachvergleichung und urgeschichte. linguistisch-hist. beiträge zur erforschung des indogerm. altertums, von G. Schrader. Jena, 1883. — Latham, opuscula. essays chiefly philological and ethnographical. 1860. — Sayce, introd. to the science of lang. 2 Voll. Lond. 1880, voll reichen Inhalts. — Whitney, or. and ling. studies. the veda; the avesta; the science of lang. Aus letzterer indo-european philol. and ethnol. — M. Mullers lect. on lang. — present state of the question as to the orig. of lang. — Bleek and the simious theory of lang., ebenso wie Schleichers physical und Steinthals psychol. theory. Ferner: Whitney, lang. and the study of lang. New York and Lond. 1867. Als Abriß der Sprachwiss. später 'der alte Stoff in neuer Weise, unter andern Gesichtspunkten und in etwas veränderten Verhältnissen der einzelnen zu einander', von dems. leben und wachstum der sprache, übers. von Leskien 1876, als XX. Bd. der internat. wiss. bibl. — die sprachwiss., nach Whitneys vorlesungen über die principien der vgl. sprachw. für das deutsche publikum bearb. u. erw. von Jolly. 1874. Infolge einer Kritik Steinthals von den genannten Vorlesungen hat Whitney als Separatabdruck aus the north amer. review: Steinthal on the orig. of lang. Cambridge, 1872, eine, namentlich 'gegen des letzteren psychologische Theorie der Sprache' gerichtete Abh. veröffentlicht, worin die induktive Forschung gegenüber der 'metaphysischen' in unserer Wissenschaft als so gut wie allein wissenschaftlich berechtigte hingestellt wird. In Erwiderung hierauf Antikritik in Steinth. ztschr. VIII. 2. — Steinthal, abriss der sprachw. i. t. die sprache im allg. 1871, 2. Ausg. 1881. — An Steinthal lehnt sich Herm. Wolff, logik und sprachphilosophie. 2. Ausg. 1883, indem er S. 154 erklärt, 'daß die logischen Untersuchungen samt und sonders auf die Psychologie basiert sein müssen'. sprachphilosophie T. III. S. 159—250. — Mir nur aus dem Prospektus bekannt, der etwas wunderlich klingt, ein auf 14 Bde. berechnetes linguistisches Werk, wovon zwei Bde. erschienen: monuments historiques révélés par l'analyse de la parole, von Paul Marzolo. — An dieser Stelle mag auch eine kurze Erwähnung finden gedanken und aussprüche Ant. Bern. Limbergs, herausg. von Schlüter und Michelis, wegen des wunderlichen Kap., sprache S. 31—119, welches, trotzdem, daß darin der Sprache, wovon L. 'Rede' als deren Gebrauch unterscheidet, sowie der Sprachwissenschaft das übertriebenste Loblied angestimmt wird, letzterer nur wenig brauchbaren Gewinn abwerfen möchte. Es erscheint nämlich die menschliche Sprache, in ihrer Allgemeinheit als Sprachfähigkeit, ja eine edle Gottesgabe, hier wie mit Jakob Böhmescher Mystik zu dem Johanneischen λόγος, dem Worte, das zu Anfange war, aufgebauscht. —

Max Müller, the lectures on the science of lang. first series. 4. ed. the second series 1864. 2. Ausg. 1868. Übers. u. verm. von K. Böttger. 1870. I. Serie von 9 Vorll. 3. Aufl. 1875. In den früheren Vorll., wie Müller selbst sagt, ging sein Streben dahin, auf die Hauptziele der Sprachwissen-

schaft hinzuweisen, ihre Grenzen zu bestimmen und gleichsam eine Übersichtskarte vorzulegen der während der letzten 50 Jahre mit mehr oder weniger Erfolg durchforschten Gebiete. Die 12 Vorll. zerfallen ihm zufolge in zwei Teile, deren erster gleichsam den Körper, das Äußere der Sprache, die Laute, wodurch sie sich hörbar macht, behandeln, aber der zweite die Seele oder das Innere der Sprache. In Vorl. 6: GRUNDSÄTZE ETYMOLOGISCHER FORSCHUNG, 7: WACHSTUM DER WURZELN, 8: METAPHERN, MIT HINÜBERSTREIFEN IN DIE MYTHOLOGIE. — NOIRÉ in Mainz hat in SÜD UND NORD VII. 19 S. 24—67 einen Aufsatz: MAX MÜLLER UND DIE SPRACHPHILOSOPHIE veröffentlicht, welcher mit dem kühnen Satze schließt: 'Wenn das erlösende Wort gefunden ist, dann wird, wie MAX MÜLLER mit voller Überzeugung, die auch ich teile, ausgesprochen hat, alle künftige Philosophie nur Sprachphilosophie sein.' Und NOIRÉ glaubt dies, dem DARWINschen ORIGIN OF SPECIES (s. S. 43) zur Seite gestellte Wort gefunden zu haben, indem er sagt: 'Während alle vorausgehenden Sprachphilosophen, MAX MÜLLER und GEIGER mit einbegriffen, die Sprache und das Denken der allgemein herkömmlichen Betrachtung (auch aller Philosophie) gemäß aus der Wahrnehmung, d. h. dem [bloßen?] Erleiden hergeleitet haben, habe ich zuerst den entgegengesetzten Weg eingeschlagen und gesagt: "Die Sprache ist ein Kind des [bekanntlich jetzt auch in der Philosophie mächtig gewordenen] Willens, nicht des Erleidens; die Sprachwurzeln enthalten die eigene Thätigkeit des Menschen und gelangen zu ihrer Charakteristik erst durch die Wirkung dieser Thätigkeit, insofern diese phänomenal, d. h. sichtbar ist. Der menschliche Gedanke entspringt stets aus einer Doppelwurzel, der subjektiven Thätigkeit, dem Willen und dem objektiven Phänomen, das der Wahrnehmung zugänglich ist." M. MÜLLER hat seitdem seine volle Zustimmung zu dieser meiner Ansicht ausgesprochen.' Man vgl. M. MÜLLERS ESSAYS Bd. II., 1881 mit den Nachweisen im Index unter: NOIRÉ.

Wir wollen hier uns nicht weiter auf den S. 46 gethanen Ausspruch einlassen, welchem gemäß 'ratio et oratio ein und dasselbe Wesen sind, nur nach den Gesichtspunkten der Auffassung verschieden, und bald die innere geistige, bald die äußere körperliche Seite eines Monon darstellen'. Doch wäre hierbei vermutlich gar sehr die Frage am Orte, woher denn die ungeheure Mannigfaltigkeit und Artverschiedenheit von Sprachen als Schöpfungen der im wesentlichen, wenn auch nicht in der Ausbildung, sich gleich bleibenden und nur einen Menschenvernunft (hiervon lasse ich nicht, ungestört von GEIGER, welcher umgekehrt die Sprache zur Mutter der Vernunft macht, s. Heft I. S. 4) bei und trotz jener postulierten Identität? Dem Menschen ist mit der als Denkfähigkeit nicht selbsterworbenen Vernunft zugleich die geistige und, vermöge der für das artikulierte Sprechen geeigneten Sprachorgane, die äußere Sprachfähigkeit eingepflanzt und er muß (das ist nicht lediglich von seinem 'Willen' abhängig) diese wie jene benutzen und mehr oder minder entwickeln. Allein zu dieser treibenden Naturnotwendigkeit (φύσει) gesellt sich als zweites Agens die menschliche Freiheit; und damit eröffnet sich für den sprachschaffenden und Sprache gebrauchenden Menschen — indes, wohlverstanden, innerhalb gewisser vernunftgemäßer

Grenzen, — die Möglichkeit einer, wenn schon meist unbewußten in stillschweigender Übereinkunft allmählich zu unverletzbarer Satzung (θέσει, νόμῳ) sich ausbildenden Wahl zwischen mehrfach verschiedenen Mitteln zu wesentlich gleichem Zwecke, d. h. einer nicht rein willkürlichen, doch subjektiv gefärbten Bezeichnung und Darstellung von oftmals, wo nicht geradezu dem Begriffe nach und objektiv in sich einheitlich gleichem, doch wenigstens als solches gesetztem, obwohl dies nie so in sich ungeteilt und einfach ist oder doch erscheint, um nicht der wahrnehmenden Auffassung, sei es im ganzen und großen oder im einzelnen, eine Mehrheit verschiedener und ergreifenswerter Handhaben zu sprachlicher Festhaltung zu bieten. In gewissem Sinne ließe sich hierherziehen, 'wie man zu sagen pflegt, die Dinge sind nicht, wie sie sind, sondern wie man sie ansieht' (Homberger, der Leitstern S. 179), woraus dann erklärlich die Mannigfaltigkeit ihrer Benennungen je nach diesem oder jenem, dem Ganzbegriffe entnommenen Merkmale. Daß übrigens die Wahrnehmung, Noiré zufolge, nichts als ein selbstloses 'Erleiden' sein soll, verstehe ich nicht, wohl aber begreife ich, warum er Max Müller zujauchzt, wenn dieser von dem Ursprunge der Sprache aus **Empfindungslauten** oder aus **Onomatopoesie** nichts wissen will, ja, die hierauf gebauten Theorien mit Spott übergießt. Vgl. schon Heft I. S. 5. Ich würde mich zwar nicht gerade auf Dr. Krause, die Ursprache in ihrer ersten Entwickelung, vier Gleiwitzer Schulprogramme 1876—83 berufen, worin dieser Ursprung der Sprache aus Schallnachahmung gegen M. Müller aufrecht hält, und dies durch mancherlei, freilich der Kritik große Schwächen darbietende etymologische Anwendungen zu erklären sucht. Allein die beiden erstern Herren möchte ich fragen: haben sie den auct. carm. philomelae, oder noch besser das höchst sorgfältige und lehrreiche Buch von Wilh. Wackernagel gelesen: voces variae animantium. Ein Beitrag zur Naturkunde und zur Gesch. der Sprache, in 2. verm. Aufl. Basel 1869? Wo nicht, da würden sie doch gut thun, es einmal in die Hand zu nehmen und zu prüfen. Vielleicht, daß sie dann doch etwas minder wegwerfend urteilen über die Ansicht, welche, mag sie auch nicht die Entstehung der Sprache allein aus dem Nachahmungstriebe, der freilich ein höherer wäre, als der bloß affen- und papageienartige, und dem Widerhall der Empfindung erklären können und dürfen, doch den letzteren beiden Triebfedern einen unleugbar beträchtlichen und gar sehr mit in Anschlag zu bringenden Anteil zuschreibt an den Anfängen menschlicher Rede. Ein Analogon zu der sichtbaren, auch ja vielfach ausreichend bedeutsamen Gebärde, wie z. B. das Zeigen, das Heranwinken und gegenteils das Zurückweisen mit der Hand; Ehrfurchtsbezeigungen; Niedergeschlagenheit oder Ausbrüche des Zorns u. s. w. In dieser Hinsicht sind z. B. äußerst lehrreich die menschlichen Gesten als Determinativa ägyptischer Hieroglyphen bei Brugsch, Gramm. Anhang II. Sinnlich wahrnehmbares, sei es in Laut oder Bild, mimetisch gleichsam wiederzuschaffen und, auch bei Abwesenheit der darzustellenden Objekte, sich und andern, sonach nicht immer ohne eine gewisse zweckliche Absichtlichkeit, zur Anschauung zu bringen, fühlt selbst das Kind schon in frühem Lebensalter das Bedürfnis in sich; — und wäre es in den ersten Tagen der Menschheit anders

gewesen? Wackernagel beschränkt sich bei Sammlung von Nachbildungen der Naturlaute, insbesondere der Tierstimmen zumeist auf germanische Sprachen, Griechisch, Latein samt den romanischen, und es ist unglaublich, welche Fülle davon er zusammengebracht hat. Und wie viele tausend andere Beispiele würde man bei eifriger Nachforschung über jenes engere Sprachgebiet hinaus ergattern können! Wenn deren indes z. B., wie man sagt, vergleichsweise im Sskr. nur wenige nachweisbar sind, so erklärt sich das unschwer aus dem ernsteren Charakter der altindischen Litteratur, wo für solcherlei mehr volkstümliche, oft kinderhaft spielende Wortgebilde sich nur selten ein geeigneter Platz fand. Daß die Lautnachahmung (çabdānukaraṇa geheißen) ganz fehlte, kann wahrlich nicht behauptet werden. Charakteristisch genug ist doch das Varronische Diktum beim Nonius: Mugit bos, balat ovis, equi hinniunt, gallina pipat. Oder auct. carm. philom. 55: Quirritant verres (sonst grunnire, γρύζειν, grunzen, sskr. ghargharita, Gegrunze; aber auch κοΐζειν, quieken), pardus rudit (auch allgemeiner, wie rugio vom brüllen), oncat asellus. Und aus dergleichen Lautnachahmungen entspringen dann auch mancherlei Benennungen von Gegenständen, an die man ohne Zwang durch sie erinnert wird. Lat. gebrauchte man cucurire vom Hahnengeschrei, und im Sskr. heißt der Hahn kukkuṭa (das cerebrale t rhotakistisch); sinhal. kukulā, aber mit helleren Lauten, kikilī die Henne. Auch läßt sich skr. krka-vāku als kikerikischreiend, krähend, für Hahn und in Diminutivform gallina gracillat, gackert, als tonmalend nicht hinwegleugnen; und ebensowenig der Name des Rebhuhns krkara, krkaṇa, krakara, das ihn von seinem knarrenden, dem Geräusch beim Sägen vergleichbaren Schrei trägt. Nicht nur heißt krakaca onomatop. die Säge, sondern es wird auch Ovid M. VII. 236 (dazu Gierig) die Sage der Perdix, in welcher Gerland vergebens den Kibitz sucht, mit Erfindung der serra in Verbindung gebracht. Graculus, κόραξ, Krähe, krächzen. Vgl. auch bei Schott, altaische studien III. S. 121 fg. onomatop. Benennung der Taube und des Kuckucks, des Kranichs und Rabengeschlechts. Außerdem bietet Endlicher, gramm. § 273: 'Interjektionen der Nachahmung, durch welche die Darstellung sinnlicher Erscheinungen begleitet wird', meist, was ja auch nicht gleichgiltig, mit, im Chinesischen fast immer monotoner Wiederholung desselben Lautes, wogegen im Mantschu öfters durch Ablaut variiert. Kiao-kiao (wohl des Mangels von r wegen ohne dieses), im M. dchor-dchor oder dchor-dchar, vom Krähen des Haushahns. Tsiang-tsiang (M. kiling-kiling), das Geklingel aneinanderschlagender Geschmeide und Schellen; im Sskr. jhañjhañā dass., mit zweierlei, vielleicht nur Indien eigentümlichen Mitlautern. — Weiter sskr. cīcīkucī, vom Gezwitscher der Vögel mit vorwiegend hellen Vokalen und palatalen Mouillierungen. — Sskr. mēka, Bock, Hindust. mēmnā, a kid; μηκάς, die meckernde Ziege, verschieden vom ταῦρος μεμυκώς (mugiens) mit dumpferm Vokal. Auch vielleicht mēsha Schafbock (vgl. μῆλον) onomotop., wie hēsh (hinnire), indem Wz. mish (besprengen) nur erfunden scheint, um, was übrigens bei etwaigem Ausfall von Gutt. vor Zischer möglich, es mit mēha (als Besamer?) gleichzustellen.

Unter jh, als aspirierter palataler Sonans, bietet das P.w.b. eine Menge

Schallwörter, wie jhañjhā, das Geräusch des Windes, des fallenden Regens. Jharjhara, eine Art Trommel, aber jhallaka Cymbeln; jhalajhalā malerisch genug mit mildem l, vom Geräusch fallender Tropfen. Jhalā, jhijjī, jhillī Heimchen, Grille, gryllus, τέττιξ. — Sodann das als Blaselaut charakteristische sksr. ph. So in phēt́ und phēt als schallnachahmend, und phēt-kāra (Phet-machen) vom Heulen des Windes, aber auch Schakals, welcher hiernach auch phē-ru, phē-rava (Phe-Rufer) zubenannt worden. Desgl. in phut-kar, blasen, phuphusa, Lunge, als phuphu-kāraka, keuchend, wie πνεύμων. Labiale, zumal aspirierte, mit dem tiefen und gleichfalls von den Lippen hervorgebrachten u geben sinnbildlich ein Aufblähen, zumal der Backen wieder. Beim pusten, pausback, vgl. lat. bucca, φυσᾶν, frz. boufer, blähen, blasen. Ung. fúvó Blasbalg, chin. fūng, Wind, wie flare, follis im Lat. Πομφός, πομφόλυξ, πέμφιξ. Gael. buaf a toad, lat. bufo. Auch des, noch um einen Zischer vermehrten ψύχω mit der hauchartigen ψυχή nicht zu vergessen. Ferner sskr. phull aufblähen; phal bersten (vgl. sphuṭ) und phala die (aufgeblähte) Frucht. Dazu mit milderem Lippenlaut vorn die, was ich vielleicht einmal später aus den allerentlegensten Idiomen darzuthun Gelegenheit finde, gleichfalls malerisch tief bedeutsame Verbindung mu. Das wird von Wackernagel S. 92 auch nicht mißkannt, und sträubt sich M. Müller lect. II. p. 91 vergebens hiergegen mit bezug auf mugire, mussare, murmur, mutus, μύειν, dem partic. mu-nd, μορμύρω u. s. w. Und hat der Engländer für unser mucken, murren, murmeln die folgenden, gewiß tonmalerischen Verba: to murmur, mumble, mutter und grumble, gnarl, grudge. Grus (γέρανος, ahd. chranuh) gruit, anseres gingriunt (heller und redupl.). Ihnen brauchen nicht abgehorcht zu sein, aber machen doch vermöge ihres Gurgellautes und des schnarrenden, von den Indern den Palatalen zugerechneten r andere Schallwörter einen ähnlichen Eindruck. So γηρύω, garrire, garrulus, gal-lus, gurgulio, γαργαρίζω. Dann aber auch, begreiflch genug, eine Menge auf die Luft-, indes auch auf die Speiseröhre und deren beiderseitige Funktionen hinweisende Bezeichnungen: 1. gar (gr-ṇā-ti), rufen; gīr, Anruf; Rede, Sprache, Wort. Dazu, mit milderem λ: ἀγ-γέλλω, worin ἀνά, wie ἀναβοάω, ἀνακαλέω, ἀνακηρύσσω, trotzdem ἀναγγέλλω mit nochmaligem ἀνά in anderm Sinne (auch ἄν-τλος, auszuschöpfendes Schiffswasser, und ἀντλέω halte ich für aus ἀνά mit τλῆναι, tollere, comp.). Mhd. gal, Gesang, woher nahtegala; gille, gelle, auch Gelse (Mücke). Span. garlar, babiller, caqueter, kakeln, klappern, sämtlich malerisch. Auch garguero, garganta gorge, gosier, woher gargantua bei Rabelais, aber auch sskr. garj brüllen, brummen, brausen, tosen: von Tieren, Dämonen, Menschen (insb. als Schlachtruf), Wolken (garji Getöse des Donners), vom Meere, Winde. — 2. gar (girati, gilati), verschlingen, und daher gará Trank, Flüssigkeit, aber auch (anscheinend unschuldig, wie unser Gift, Gegebenes) Gifttrank, woher garagir, der einen schädlichen Trank verschluckt hat. Gargara Strudel, gurges, falls nicht bloß vom Geräusch, sondern als vorago. Span. gargara bruit qu'on fait en se gargarisant. Gargola gargouille, gargagear cracher avec force des flegmes. — Gala, lat. wegen Vorliebe von l für u: gula, ahd. chela, Kehle. Auch mit gh: gharghara Geknister,

Gerassel u. s. w. Ghargurghā, ghurghura, Holzwurm, wie lat. curculio, auch beide Male mit g, Kornwurm. Ghuraghurāy, gurgelnde Töne von sich geben. — So ist zwar sskr. bhram-ara, Name der Biene, dem Wortverstande nach 'die wandernde'; allein wenn man sie auch mit bezug auf die beiden r darin dvirepha nannte, so wollte man damit doch auf ihr Brummen (vgl. Brummfliege) und Summen anspielen. Rēpha bezeichnet ja den Schnarrlaut, das r, von riph, knurren, mit zwei gar charakterischen Konss. Mit milderem bh: ribh knarren, knistern; murmeln (von Flüssigkeiten); plaudern, schwatzen.

Doch, wird man etwa einwenden, im Vergleich zu dem gesamten Wortschatze einer Sprache ist die Zahl der mit Sicherheit auf Naturlaute zurückführbaren Wurzeln und Wörter immer nur eine geringe (auch doch nicht allzu gewiß), und woher denn die weitaus größere Mehrzahl der übrigen? Ich antworte mit einem der Bilderschrift entnommenen Argument. Die ursprünglichen Bilder der chinesischen, wie Mezzofanti (s. dessen life by Russel p. 367) sich ausdrückte, für ihn, weil mehr eye- als ear-language, schwerer erlernbaren Sprache 'haben (s. Endlicher, gramm. S. 5) im Laufe der Zeiten, bei der graphischen Ausbildung der Schrift so vielerlei, schon durch die Bequemlichkeit gebotene Veränderungen erfahren, daß in den heutigen Schriftzeichen das bildlich dargestellte meist nicht mehr zu erkennen ist' u. s. w. Welch verschiedenen Eindruck machen doch auf unser Gefühl Zisch- oder Hauchlaute, die doch (z. B. h als später aus ursprünglichem s, oder weiches frz. z st. h) mit einander vertauscht vorkommen; oder l an Stelle eines früheren r; ein sekundäres, aus s entstandenes r u. m. dgl.! Dürfte es hiernach Wunder nehmen, wenn viele, von vornherein lautnachahmende Sprachwurzeln diesen Charakter, vollends bei symbolischer Übertragung auf nichtsinnliches oder auch nur auf, dem Gehöre unzugängliches eingebüßt hätten? Und damit ein gut Teil, wenn auch nur den Schein völliger Willkür auf sich geladen? Wackernagel hat mehrere Gründe für solcherlei nachmalige Verdunkelung von Hause aus unbestreitbarer Lautmimese beigebracht, welche ja ohnehin, wie der **Nachahmungstrieb** überhaupt, zur menschlichen Natur gehört.

Hierzu kommt ferner die Unmöglichkeit, Naturlaute, welche doch fast ausnahmslos in einem wirren Geräusch (selbst der Gesang der Nachtigal läßt sich, sagt man, nicht in Noten umsetzen) bestehen, in eine artikuliert sprachliche Form zu fassen, ohne daß diese dem Urbilde in gewissem Sinne nicht ungetreu würde. Über eine bloße Annäherung kommt man nicht hinaus. Selbstverständlich deckt sich keine Art Zeichen, und auch das symbolische nicht, — wie treffend sie immer gewählt und durch den Usus zu allgemeinerem Verständnis gebracht seien, — mit demjenigen Ganzen, was eben mittels solcher Zeichen erkannt werden soll, allein lediglich durch sich nicht sein zweckliches Ziel erreichen würde, als, weil höchstens Teilbegriff, stets tief unter jenem bleibend. Kein Zeichen überdem ohne eine gewisse, sehr oft stillschweigende Übereinkunft in betreff seines verlangten Wertes (verba valent sicut nummi). Aus derlei Gründen lauten auch unbestreitbare Onomatopoietika, welche sich auf ein gleiches oder irgendwie nahe verwandtes beziehen, dennoch nicht selten schon vom Beginn her —

verschieden, sei es nun, weil der wiederzugebende Laut, z. B. eines Vogels, des Donners oder Windes, mit nichten sich stets selber gleich bleibt, oder weil auch die Stimmung wechselt, unter deren Drucke man zuerst deren nachahmende Wiedergabe versuchte. Verschieden bei verschiedenen Völkern (neben mancherlei Übereinstimmung; z. B. vom Miauen heißt im Chin. die Katze miao), ja sogar nicht selten in einem und demselben Idiome. Man kann selbst von einer Art **Tiersprache** reden, in dem Betracht, daß ja auch die Tiere sich unter einander gewisser Laute (so z. B. Lockrufe, zur Warnung vor Gefahr) behufs gesellschaftlicher Verständigung zu bedienen pflegen. Auch geben sich die verschiedenen Affekte bei ihnen vielfach durch besondere Modulationen der Stimme kund. Man denke nur, abgesehen von der sich nichts weniger als gleichbleibenden Tonart bei den verschiedenen Hunderassen, an die Verschiedenheit der Äußerungen seines Gefühls selbst nur bei einem einzelnen Hundeindividuum, je nachdem er Freude oder Unlust, Furcht, Wut, Hunger, Schmerz kundgeben will. Z. B. baubari, βαΰζω, ὑλακτῶ, latrare, hirrire (daher r litera canina), bellen, belfern, gannire, kläffen, heulen, knurren, winseln.

Wie schon gesagt also, lediglich durch Aussprechen von in bedeutsame Sprachzeichen umgewandelten Naturlauten, d. h. ohne Kenntnis von deren bestimmtem Gebrauche, wird kaum je unfehlbar angezeigt, was damit gemeint sei. Außerdem ist Vorsicht anzuraten, daß man nicht unbedachtsamer Weise für onomatopoetisch ausgebe, was es doch in Wahrheit nicht ist. So z. B. könnte in crābro die zweimalige Gruppe mit r dazu verleiten, daß man darin einen Anklang an das Gebrumme der Horniß zu vernehmen glaube. Irrtümlich: indem, wie Wackernagel bemerkt, der ahd. Name des Tieres hornobero s. v. a. κεραςφόρος, κερατηφόρος besagt. Auch ist das augmentative Suffix ōn gegenüber den kleineren Genossinnen der horniß ganz an seiner Stelle. Da zeigen uns denn zur Erklärung des lat. Wortes die kürzere Form in κεροφόρος, κεροῦχος dgl., nebst lat. cervus, d. i. cornutus so gut wie hiruz, Hirsch, mit gleicher Endung wie hornuz im Ahd. den Weg.

Auch hat man gar sehr die Tonlage zu berücksichtigen, worin man ein Wort spricht. Wird z. B. Finsternis, um diese deklamatorisch eindringlich zu veranschaulichen, in tiefen Tönen vorgebracht, da kann es recht wohl den Eindruck undurchdringlicher Dunkelheit machen. In schroffem Widerspruche mit seinen drei recht hellen Selbstlautern, die für sich alles eher anzeigen, als — Abwesenheit von Licht.

Übrigens lege man mir alles obige nicht so aus, als gedächte ich die gesamte Sprache und in allen ihren tausendfältigen volklichen Manifestationen, jedenfalls gewaltsam, auf Onomatopoesie zurückzuführen. Nur wollte ich diese nicht ganz und gar als unstatthaft verworfen wissen. Ist denn aber das Streben nach sprachlicher Bezeichnung mittels nachgeahmter oder sonst irgendwie in Anspruch genommener Laute, die, schon allein als solche, sei es einzeln oder in Gruppen, einen gewissen charakteristischen Eindruck machen müssen, keine — Selbstthätigkeit des Geistes, und erstenfalls bloß passive Aufnahme eines allerdings von außen gegebenen und unser Inneres bewegenden? Doch unstreitig so wenig das, als, wenn selbst stummes, Lesen

es ist gegenüber etwa dem Schreiben. Und, wohl oder übel, bleibt allerdings dem Forscher in betreff der letzten Entstehung von Sprachwurzeln, zumal bei ihrer, trotz Bezogenheit auf wesentlich gleiches so großen Mannigfaltigkeit in dem weiten Sprachgebiete, für die Mehrzahl nichts übrig, als das Bekenntnis ratloser Unwissenheit.

Kein Zweifel jedoch: auch in denjenigen Fällen, wo die Möglichkeit von eigentlicher und unmittelbarer Wiedergabe von außen her empfangener Lauteindrücke durch die menschlichen Sprachorgane ausgeschlossen war, blieb der Mensch nicht hilflos. Schon im Beginn der Sprachschöpfung, sobald es galt, einen, seinen jedesmaligen Empfindungen, seinen Vorstellungen und Erlebnissen entsprechenden und somit für Verständigung mit seinesgleichen geeigneten hörbaren Ausdruck zu gewinnen. Es vermochte alsdann die Menschenseele, freilich nicht in eigentlich selbstbewußter Weise und mit Überlegung, vielmehr auf instinktiven Antrieb hin dergleichen, in wie kümmerlicher Form erst, zu ertasten, indem sie, gleichsam unter Hinhorchen nach den Vorgängen und Bewegungen in ihr, diesmal aus eigenem Selbst heraus das für jeden Einzelfall mehr oder minder zutreffende Echo entließ hinein in die Außenwelt. Also etwa z. B. trauriges mit dunkeln und dumpferen, heiteres mit helleren Lauten. Einigermaßen in Analogie mit musikalischer Stimmung, nur daß diese ohne Beigabe von Worten nicht über unbestimmteren Erguß von Gefühlswallungen in Töne hinauskommt.

Wiederum einen anderen Gegner der Onomatopoesie kann man in dem Prof. Heinrich Dietrich Müller kennen lernen, aus dessen Buche: Der indogermanische Sprachbau in seiner Entwickelung. Tl. I. 1879. Wäre begründet, was von ihm dort S. 441 als 'erwiesen' hingestellt wird, 'daß von den **Pronominalwurzeln** die ganze [!] Entwickelung der Sprache ausgegangen ist', bliebe freilich wenigstens für 'Entstehung der Sprache', das betont M. S. 448 nachdrücklichst, jedwede Art von Lautnachahmung ausgeschlossen. Und wie heißt nun die anderweitige Panacee? Angeboren sei dem Menschen die Zeichen- und Gebärdensprache [nicht auch der Trieb, durch Laute die Aufmerksamkeit anderer auf sich zu ziehen?], und so ruht denn lediglich auf den, doch sonst gar schwächlich aussehenden Schultern des Pronomens aller Sprache Anfang, während der Vernunft nur ein späterer Anteil an Ausbildung jener zufällt. Gefunden ist aber zufolge S. 444 von '**Urwurzeln**', wo nicht auch sonst, doch zum mindesten für den indogermanischen Sprachstamm, die bescheidene Neunzahl: a ka ta pa ma na ra sa ya, welche nach Eliminierung von i, u, die sonderbarer Weise bloß auf 'Ablaut' beruhen sollen (auch dem a wird damit gedroht, sowie der unglücklichen Mediä und l, gegen deren späteres Entstehen kein Zweifel aufkäme) herauskommt. Auch weiß man mit einer, von beneidenswerter Einbildungskraft unterstützten Sicherheit, daß 'keine indogermanische Wurzel, also auch kein indogermanisches Wort von Haus aus konsonantisch schließt'. Im Schrift-Chinesischen geht allerdings kein Wort auf andere Konsonanten als nasale aus. Es ist aber heutzutage, nach Befragung von Volksmundarten eine ausgemachte Sache, jener Zustand rühre zum Teil von Verstümmelung durch Abkneifen einstiger

Endkonsonanten her, und es sei häufige Bildung von Homonyma eine sprachlich sehr unbequeme Folge hiervon.

Der Chinese nennt sinnreich und überaus treffend (Endlicher S. 281) die Zeitwörter sing-tsé, d. h. lebendige, oder hŏ-tsé bewegte Wörter, im Gegensatz zu den Nennwörtern, welche bei ihm ssè-tsé, d. i. tote — oder tsíng-tsé, ruhende Wörter heißen. Man vgl. als feste, unveränderliche an jemand haftende Eigenschaften, etwa das Adj. prudens (der vorsichtig zu sein pflegt) gegen das participiale providens (der sich zu einer bestimmten Zeit einmal, jetzt, vorsieht), oder sapiens, der das richtige stets gleichsam herauszuschmecken versteht, weise, gegen sapiens, etwas zur Zeit schmeckend und somit prüfend. — Obigen beiden Wortklassen aber, als volle Wörter, shĭ-tsé zusammengefaßt, stellen dieselben weiter Partikeln, welche die Bedeutung der ersteren modifizieren, oder ihre Verhältnisse in der Rede bestimmen, als **leere Wörter**, hiu-tsé, gegenüber. Ebenda S. 163. Und nun wären selbst die Voll- (oder, wie wir jetzt zu sagen pflegen: Stoff-) Wörter unseres Sprachstammes samt und sonders, wenn wir H. D. Müller Glauben schenken, aus der zweiten Art, aus, an sich nichts als rahmenartigen, inhaltsleeren, stoffarmen und deshalb bloßen Formwörtern unweigerlich hervorgegangen. — Leere Formwörter nämlich sind die Pronomina auch, insofern sie auf Gegenstände in einem, zumal räumlichen Verhältnisse lediglich hindeuten, sie selber nicht begriffsweise bezeichnen, so gut wie Wörter, welche bloß Verhältnisse selbst, sei es zwischen Wörtern, d. h. zwischen dem, was sie vertreten (so die Präpositionen) oder zwischen Sätzen und deren Inhalt (dies die Konjunktionen) anzeigen, und zu einem großen Teile (relative Adverbia, wie ubi, cur, quomodo, quando, nicht zu vergessen) sogar erst Pronominalstämmen in Wirklichkeit entsprießen. Doch nicht genug mit derlei, innerhalb dieser wahren Grenzen schon recht stattlichen Nachkommenschaft des Pronomens, müßte dann, in Gemäßheit mit H. D. Müllers Forderung, aus solchen, von vornherein leeren Gefässen gleichwohl allmählich, wie durch ein schwer begreifliches Wunder der reichste und lebensvollste Inhalt (vgl. S. 76 ff.). der gesamte Sprachschatz — man denke! (noch außer den paar Pronomina) — geschöpft sein. Alles dies vermöge nur 'dreier sinnlich-räumlicher Grundanschauungen, der para-, tele- (in die Nähe oder Ferne zeigenden) und anadeiktischen'. Daß auf dem, von H. D. Müller eingeschlagenen Wege das Ziel, welches er sich steckte, schon seiner Natur nach nicht ohne vielerlei künstliche, ja zum Teil gewaltsame und geradezu abenteuerliche Mittel angestrebt werden könne, wird nicht unwahrscheinlicher Weise mehr als einer schon an der Schwelle kopfschüttelnd befürchten. Und läßt sich die Unzulänglichkeit jener Künste auch schwerlich durch Erfindung von allerhand seltsamen Kunstausdrücken, wie relatorische und anaphorische Auffassung (Nähe) S. 38, 59, und, daraus sich entwickelnd, Possessivität S. 46; Paßlichkeit S. 56; absolute Auffassung S. 60; Betacismus S. 46 verdecken. Vielleicht gelingt es jedoch anderen besser als mir, in diese neue, allerdings nicht ohne Scharfsinn und Kenntnis, ja auch nicht ohne mancherlei glückliche Blicke im einzelnen, aufgestellte Lehre mit vertrauensvoller Über-

zeugung sich hineinzuleben. Macht sie ja überdies von den bekannten, durch SCHLEICHER in Umlauf gesetzten 'grundsprachlichen' Postulaten und Konstruktionen von freilich nur zu oft mehr als zweifelhaftem Charakter nicht spärlichen Gebrauch und fügt den für sie häufig in Anwendung gebrachten drei δείξεις im Stillen, vermeine ich, noch als vierte die ἀπόδειξις bei. Das wäre denn wohl eine Handbewegung als diejenige stolze Gebärde, mittelst deren man etwa versuchten Widerspruch mit Zurückweisen weit von sich (und in dem Betracht natürlich auch 'teledeiktisch' S. 356) als unberechtigt abwehrt. So hätten wir endlich das unerreichbare dennoch, — man lasse indes ungefragt, mit welcher waghalsigen Zurichtung, — glücklich erreicht; ein seltenes Gegenstück zu LARRAMENDIS EL IMPOSIBLE VENCIDO betitelten baskischen Grammatik! Nachdem also nunmehr der Ursprung der Verbalwurzeln, und zwar aus Pronominen, unwiderleglich und in so wenig Irrtum zulassender Weise gefunden, kann, wie uns armen übrigen Etymologen S. 35 bedeutet wird, die wir nur 'nach rein persönlichen Ansichten' urteilen und leider öfters als wünschenswert mit einem beschämenden Ignoramus dastehen, nach Beseitigung unbequemer, allein kaum je ganz umgehbarer Meinungsverschiedenheit, fortan nur eine Meinung, nämlich die des Vfs., ihren Platz behaupten.

Gegenwärtiger Schreiber darf sich vielleicht berühmen, ausführlich und mit gründlicher Sorgfalt einesteils die **Präpositionen** indogermanischen Stammes (im I. Bde. seiner ETYM. FORSCH. 1859) und zwar das bei MÜLLER zunächst behandelte sa (mit) samt zahlreichem Gefolge S. 767 ff., und sodann später im XXXIII. Bde. der D. M. G. S. I ff. das indogerm. **Pronomen** behandelt zu haben. Vielleicht hätte H. D. MÜLLER nicht ohne einigen Nutzen für sich davon Kenntnis genommen. Allein, entweder wußte er nichts davon, oder er zog vor, aus vermutlich tieferen Quellen zu schöpfen, weil das dortige mit der nötigen DARWIN-SCHLEICHERschen Würze, welche es z. B. zu einem fünffachen urweltlichen kar (FICK, WB. S. 33) zu bringen versteht, besser in seinen Kram paßte. Allerdings wäre ich, wie aus dem zuerst a. a. O. bei mir ersichtlich, schon zaghaft vor Vereinbarung von sa, ὁ, der, als Pron. und sa-, ἁ- als Präp. (mit) zurückgeschreckt. Zur Not mag eine, doch immer etwas weit hergeholte Vermittelung zwischen beiden durch ein 'hier' als Nähe wobei zugegeben werden, und, auch mir nicht unglaubhaft, ein Enthaltensein genannter Präp., z. B. in dem Verbum sac, ἕπω, sequor. Sonst stieße etymologische Rückführung von Präpositionen auf Pronomina in meinen Augen schon überhaupt auf kaum zu bewältigende Schwierigkeiten, wovon sogleich. Dann wird uns aber S. 295 ein gewiß nicht geringer Glaubensmut zugetraut, sollen wir auf das Machtwort 'anadeiktisch' für das Verbum subst. as (esse) hin einen Bezug zum Pron. sa und für jenes als Grundvorstellung den der 'Erhebung' uns einreden lassen. Nun weiter, ist denn zwischen Pronomen als auf einen Gegenstand, und zwar diesen in einem sehr allgemeinen und zumeist vom redenden Subjekt aus bestimmten Verhältnis, bezogen, und Präpositionen als Exponenten eines Verhältnisses selber zwischen zwei Gegenständen (a:b) ohne weiteres das begriffliche Band so eng, daß diese müßten aus den Pro-

nominalwurzeln entstanden sein? Die Verhältnisse sodann, welche durch Präpositionen oder, wie in anderen Sprachen üblich, durch gleichsam kasuell hinten angefügte Postpositionen, pflegen bezeichnet zu werden, kränkeln, als weitaus konkreter, entschieden nicht an der Blässe so abstrakter Allgemeinheit, wie das Pronomen und seine Sprößlinge. Einmal belassen letztere das gemeinte geradenweges, wie die Indefinita, in gleichgültiger Unbestimmtheit, oder, was bei Interrogativen der Fall, mit dem wirklichen oder nur, z. B. rhetorisch, erheuchelten Wunsche nach Belehrung von anderswoher über satzlich gar nicht (Ja, Nein) oder nur teilweise (fraglich bloß: Wer, wen, wie, wo, wann?) gewußtes, bloßer Ergänzung bedürftiges. Dann das allerdings ja für den Periodenbau so ungemein wichtige Relativum mit seiner satzverbindenden Kraft vermöge Rückweis auf ein identisches im Hauptsatze und somit auch Hinübergreifen in diesen, derart, daß hieraus ein Wechselbezug und gegenseitige Näherbestimmung entsteht. Ferner als Hauptfaktor aller Rede das selbstbewußte Ich, welches vornehmlich von sich aus über Nähe und Ferne[1], sei es in räumlichem (dieses: jenes; hier: dort), sei es in zeitlichem Sinne (hodie, illo tempore, gegenwärtiges Jetzt und vergangenes oder zukünftiges Einst) entscheidet. Außerdem in das Interesse für Verständnis von Mitteilungen abseiten des Ich als gleichgeartetes, als sprachfähiges Wesen, als alter ego hineingezogen das Du, die zweite Person im wechselvollen Dialoge, welche aber vielleicht im nächsten Augenblicke schon durch eigenes Reden umgekehrt das erste Ich zum Hörer, als Du von sich herabsetzt und dadurch nun sein Ich als solches hervorkehrt und über ersteres erhebt. Als Ich fühlt sich bei wachem Bewußtsein bleibend jede wirkliche Person oder wird doch durch Personifikation als solches vorgestellt; und ist in dieser Hinsicht das Ich von gar allgemeinem und farblosem Charakter, nur daß es sich stets innerhalb der Persönlichkeit hält. Dagegen das jedesmalige individuelle, somit schlechthin exklusive und kein zweites Ich außer sich als alleinigem anerkennend, welche Inhaltsfülle und Besonderheit in — ihm! Beiden, dem Ich und Du, draußen bleibt, die gerade so irrtümlich, wie das Neutrum 'Geschlecht', geheißene 'dritte Person', als welche in ihrer indifferenten Allumfassung, wie es kommt, Sachen, auch Personen (mit strengem Ausschluß des Sonderfalles von 1. und 2.) unter sich begreift als Gegenstände der Besprechung, jedoch vorzüglich nur zum Behufe repräsentativer Vertretung mit bloßem Hinweis auf ein besonderes (pro nomine).

Anlangend aber die präpositionalen Verhältniswörter und verwandschaftlichen Adverbia (wie 'oben' und 'unten', dgl.) lebe ich der Meinung, sind diese auch etymologisch, wie schon, sahen wir, dem Begriffe nach nicht recht fügsam damit, in der Regel auf Pronomina mit nichten zurückführbar, und ihnen nur, weil gleichfalls mehr formaler Art, als seitlich nahe stehend und koordiniert zu betrachten. Wie doch? Will man z. B. ἀνά als ein aus

[1] Mit sinnbildlich treffender Lautunterscheidung hellere Laute für das nahe, dunklere für das mehr entlegene. Z. B. im Ungar. itt hier, ott dort, imitt amott hier und da; imide amoda hin und her; innen, innét von hier, onnen, onnét von dort. So auch erre hierdurch, aber arra dadurch, und így auf diese, úgy auf jene Art.

dem Pronominalstamme ana (jenes) durch Hinzeigen diesmal nach oben besondertes Hinauf unbeanstandet gelten lassen, trotzdem daß sskr. an-ti, ἀντί, Lat. ante, das der Rückseite entgegengesetzte Gegenüber und Vor uns in natürlichster Weise, zumal in der Verbindung mit ati (trans), wie pra-ti, προτί, vorstellt? Doch es sei so in diesem gegebenen Falle. Haben denn die Pronomina es, gleich den Präpositionen, zunächst je mit den drei Dimensionen des Raumes; in ihrem bestimmten Auseinander, wie dasselbe sich am besten aus dem Würfel konstruieren läßt, — dazu als Ruhe, (wo in urbe) oder als Bewegung (ex urbe, in, ad urbem) — und dann metaphorisch mit Anwendung hiervon auf andere, so z. B. zeitliche und ursachliche, Verhältnisse zu thun? Kaum doch. Wie aber das Pronomen, zumal das persönliche, Rangverschiedenheiten und einem, bei vielen Völkern, z. B. Chinesen, Javanen, vorkommenden weitaus peinlicherem Ceremoniell, als bei uns, zu Liebe mancherlei Ausschreitungen sich hingibt, aus seinem eigensten Gebiete in eines, je nach gesellschaftlicher Stellung sorgfältig abgestuftes und nach Höhe, Tiefe, Gleichheit abgegrenztes von Titeln und Prädikaten, ja zuweilen die Einfachheit zur Mehrheit (Wir, vous) aufbauscht oder gar pedantischer Weise die zweite Person gleichwie zu einer abwesenden dritten (Er, Sie) verdreht: so wird man es noch begreiflicher, ja, weil einfacher, auch naturgemäßer finden, wenn der Mensch je zuweilen seinem eigenen Leibe die Raumverhältnisse (oben: Kopf; unten: Fuß u. s. w.) absieht und auch hiernach (in diesem Falle stofflich) benennt. Also z. B. ung. fö, esthn. pea, Kopf, gibt fönn, fenn, oben, in der Höhe, (eig. zu Häupten), fel, auf, hinauf, fel-felé, (mit fele, gegen), aufwärts. Aus hát, Rücken (vgl. zurück, wie angesichts): hátra rückwärts, hátúl, hinten.

Es wird aber bei H. D. Müller, obgleich unser Sprachstamm von keinem Pronomen mit p (denn mundartliches πο st. κο in griech. Adverbien und oskisch pis für lat. quis u. s. w. kann nicht in Frage kommen) noch mit b, bh weiß, trotzdem, als verstände sich das nur von selbst, im 4. Kap. mit sogestalten Präpp. operiert. Und mittelst solcher Fiktionen werden dann, nicht ironisch, etwa zur Verhöhnung jedweder Etymologie, nein, in vollkommenem Ernst, wie auch in den anderen Kapiteln eine Menge angeblicher Erklärungen zu tage gefördert, deren Ungeheuerlichkeit nur noch durch ihre, förmlich in System gebrachte Behandlung übertroffen wird, welche fort und fort gegen alle gesunde Etymologie verstößt. Keine Frage: es gehen eine nicht geringe Zahl von schwachförmigen Verben durch Zwischenbildungen an letzter Stelle auf Präpositionen zurück. Man braucht nach Beispielen nicht weit zu suchen. So denn äußern, erinnern (das Adj. innig), erobern, erübrigen, erwidern, fördern und hindern, lat. intrare, superare u. dgl. m. Wie anders aber, wenn uns zugemutet wird, z. B. in der Sanskritwurzel bhar mit der Grundbedeutung 'tragen' nebst φέρω, fero, mhd. bir und ihrer zumal durch präpositionale Kompp. zahlreichen Sippe, welche übrigens durch natürliche, wenn schon mitunter nicht auf den ersten Blick erkennbare Begriffsgenealogien zusammengehalten wird, nichts zu finden als einen inhaltsleeren Anklang an die Präp. sskr. abhi, unser bei, auch als Suff. in i-bi, ti-bi, αὐτόφι u. s. w. Lat. fĕ-rē mit Behauptung der Spirans

im Anlaute gehört; was H. D. Müller auch nicht begriffen zu haben scheint, ohne irgend welche Beziehung zu ferre, als komparatives Adv. (wie fer-me superl.) gleichfalls zu abhi (mit e st. i wegen r, wie öfters; so auch ter = τρίς). Dies, wie sskr. parā aus apa stammt, und p-rōd neutraler Ablativ ist von einem zu pr-ior gehörigen, selbst schon komparativischen Adj. aus sskr. api, auch pi, ἐπί (ohne ε in πι-έζω neben ἐφέζομαι), so daß in p-ro-pe letzteres zweimal steckte. Höchstens obiges abhi könnte bei bhar (ferre) in Frage kommen, stimmt aber nicht entfernt, weder dem Vokale noch dem Begriffe nach (abhi mit ar bedeutet: durchdringen zu, erreichen) dazu. Bha (abha) ist eitel und zwar durch nichts gestützte Erfindung. Sodann findet, wie Beteiligung eines handelnden Subjektes bei [!] der jedesmal vorliegenden Thätigkeit, nicht anders auch abseiten des Trägers statt. Allein, wie sollen wir glauben, dem allgemein nachbarlichen und zumal seitlichen 'Bei', oder Hinzu, sei in ferre durch irgendwelchen begleitenden, jedoch damit in Widerspruch stehenden Gestus, der spezialisierte Sinn gerade eines 'Aufwärts' verliehen, den doch das mit dem Tragen verbundene Aufheben (vgl. tuli, sustuli, tollo) unweigerlich einschließt? Daher denn selbstverständlich, weit gefehlt, daß unser em-por, mhd. en-bore als Kompositum, nicht mit bloßer 'Nasalierung', s. Benecke, mhd. wb. I. 150., als aufgehobenes und demnach gestütztes, dem Verbum bern (ferre) den Sinn des Aufwärts erteilt, hat es solchen (eig. 'in die Höhe' hin) erst von jenem, also gerade umgekehrt entlehnt.

Sodann werden die konsonantisch schließenden Wurzeln, auch als sei das apodiktisch gewiß, sämtlich als hinten bloß mit einem formativen Element versehen hingestellt. Eine Behauptung, welche für mich so lange ein πρῶτον ψεῦδος bleiben wird, bis man diesen Satz überzeugungsfähig zu machen weiß. Nur müßte von abermaligem Mißbrauch der Pronomina zu derartigem Zwecke Umgang genommen werden. Das im 2. Kap. § 10 beliebte Kunststück wieder mit einem neuen Worte, und zwar nur Worte 'isoplastischer Komposition' verfinge wenigstens bei mir nichts. Man hat bisher dem Pronomen (allerdings nicht mit vollem Rechte) einen schlechthin stellvertretenden, und somit untergeordneten Charakter zugeschrieben. Nach der neuen Lehre dagegen hätten die gleich einsilbigem Ausstoßen vokalisch schließenden Pronomina (und auch die Präpositionen, obschon im Sskr. und sonst zum öfteren zweisilbig, enden hier meist mit Vokal) eine derart vollwichtige Bedeutung gewonnen, daß sie, streng genommen, stofflich so viel wie nichts sagend, nunmehr sich gleichwohl als alles sagbare in sich aufgezehrt enthaltend gebärden, und nötigen Falles mit kaum je ihres Zieles verfehlender Bestimmtheit dies oder jenes zu sprachlicher Anschauung bringen.

Wie gut thäte man doch, statt alsogleich mit jener sinnbestrickenden, bis jetzt inzwischen nur mehr oder minder **erträumten** sog. indogermanischen '**Grundsprache**' sich zu befassen oder auch zu brüsten, zuvor die zu deren, soweit überhaupt möglich, Vorbedingungen mit redlichem, vorurteilsfreiem, nichts überhastendem Ernste zu erfüllen sich bewährte! Da könnte man besser und zu nachhaltigem Frommen für die Wissenschaft seine Kräfte verwerten, wenn man sie der Durchforschung noch so vieler ununtersucht

verbliebener realer **Wirklichkeiten** im weiten Sprachumkreise widmen wollte. Auf solche harren deren noch genug, namentlich die noch immer etwas stiefmütterlich bedachte **Wortbildung**, selbst innerhalb des engeren Kreises indogermanischer Sprachen, und drüber hinaus Legion, von welcher die Ursprachler — vielleicht um in ihrem Circulus ungestört zu bleiben — viel zu wenig Notiz nehmen, während doch etwas tiefere Einblicke in den oft völlig anders gearteten Bau stammfremder Sprachen geeignet wären, vor allzugroßer Einseitigkeit und Voreingenommenheit Schutz zu gewähren. Man bedenke überdies: jene sog. 'Grundsprache' ist, wie man von im Meere versunkenen Städten weiß, seit Jahrtausenden vom Strome der Zeit in seine Tiefe hinabgeschlungen. Und kein Zweifel demnach, daß von ihrem einstigen Vorhandensein und Behaben lediglich durch ein nicht durchweg zuverlässiges Lot, will sagen, den leicht trügerischen Schluß von den thatsächlich vorhandenen und erfahrungsgemäß als verwandt nachweisbaren Sprachen auf ihre vorgeschichtliche und für sich vollkommen unbekannte Ureinheit, also immer doch höchstens in gar bescheidenem, jedenfalls weitaus geringerem Maße Kenntnis zu erringen fände, als man sich gewöhnlich von gewisser Seite einbildet. Die Sprache selbst gestattet sich, was keinem Forscher unbekannt, in der begrifflichen Bezeichnung und deren genealogen Verkettung nicht wenige keck phantasievolle Sprünge. Solcher Art, daß sie als möglich vorauszusetzen schon gewagt schiene; indes selten, oder nie, nicht innerhalb vernunftgemäßer Grenzen sich haltend. Der Sprachforscher jedoch thäte Unrecht, wenn er, statt was immer von ihr vorempfunden und durch sie in naiver Unbefangenheit zum gültigen Ausdrucke gelangt, die Sprache selbst ihm überliefern mag, vor allen Dingen auch durch strenges Beobachten ihres etymologischen Verfahrens, — nach Kräften zu ergründen und klarzustellen, und somit wieder seinerseits ihr in bewußterer Weise und wahrheitlich nachzudenken suchen, statt dessen, sage ich, von sich aus solchenfalls gar übel angebrachte Dichtung hineintrüge.

Von diesem Vorwurf läßt sich aber unser Autor schon im Grundprinzip schwerlich freisprechen, und von der unglaublichen Leistungsfähigkeit seiner neu erfundenen Betrachtungsweise nur noch ein paar Pröbchen. S. 429 ist glücklich herausgebracht, daß die Zahlwörter, mit Ausnahme von Eins, Zwei, etymologisch sämtlich nichts als 'viel' besagen, und nur der wegen seiner launenhaften Tyrannei übel verschrieene Usus — denn was sonst? — hat jedem einzelnen unter ihnen den so schlechthin dringend nothwendigen je einen bestimmten Wert aufgedrückt. Angenommen, dem sei so, sind wir durch diesen Aufschluß um ein Härchen klüger geworden, als ohne ihn? — Ferner werden wir S. 122 ff. mit der staunenswerten Entdeckung beglückt, die, natürlich in solcher Einheit bloß erträumte Wurzelform du habe, zugestandener Maßen in gar keinem gedanklichen Zusammenhange stehende dreizehn (!) verschiedene Bedeutungen, und, das wird hervorgehoben, 'um einmal recht ad oculos zu demonstrieren, daß ein inneres und notwendiges Band zwischen dem Lautbestand einer Wurzel und der Bedeutung, welche sie ausdrückt, nicht vorhanden ist'. Notwendigkeit, nein, die besteht nicht leicht zwischen Zeichen und dem dadurch bezeichneten; aber etwa durchaus

sinnlose — Willkür? Ich gratuliere zu einem Verfahren, welches so eigenmächtig mit den Sprachwurzeln umgeht, dergleichen nach Belieben, wo nicht schafft, doch zustutzt oder in unverantwortlicher Weise durcheinander wirft. Von wissenschaftlich brauchbarer Etymologie kann da begreiflicher Weise nicht entfernt mehr die Rede sein. Und das läßt sich schon an ein paar Beispielen klar machen. Sollte man es für möglich halten, wie uns S. 130 versichert wird, θεός beruhe auf einer selbstverständlich durchaus inhaltsleeren 'anadeiktischen Grundanschauung' wie 'θίς, Hügel, Gestade', als 'der Erhabene', und auch sskr. Dyāus, Ζεύς sei nicht 'der glänzende', sondern ebenfalls nach der Erhabenheit so geheißen wegen serbisch diw, Riese?! Ihm ist aber vermutlich unbekannt, daß ksl. div' m. τέρας, portentum, θαῦμα, miraculum, Miklos., lex. p. 161., samt lit. Plur. dywai Wunder, vermöge sehr glaubhaften Zusammengehens mit θαῦμα und θεάομαι, vorn auf ursprüngliches dh = θ raten ließe, was unabweislich Zusammenhang mit sskr. div (coelum als 'splendens') ausschlösse.

Zuletzt, wenn auch kaum zuguterletzt, noch eins — sa-drç, sa-drça haben, vermöge ihrer Komp. von sa- (zusammen) mit drç, also eig. gleich sehend, von zusammenstimmendem Aussehen, den Sinn von 'ähnlich, gleich', und auch 'entsprechend, angemessen'. Von da nun wird zu lat. dulcis, das müßte denn 'der Zunge angemessen', oder ihr zusagend sein, S. 57 der Weg nicht zu weit gefunden. Die Kleinigkeit, daß ohne sa in drç (δέρκομαι), woher, z. B. ahar-drç, den Tag sehend, d. h. lebend, von Ähnlichkeit nichts bleibt, wird großartig beiseite gelassen, und ohnehin die aller Wahrscheinlichkeit nach allein berechtigte Anknüpfung übersehen. Nämlich dulcis = γλυκύς mit Versetzung der Adjj. auf u in die i-Dekl., wie im Lat. üblich. Das d an Stelle von γ könnte sich aus Flucht vor der nachfolgenden zweiten Gutt. eingeschlichen haben. Jedenfalls, sei nun d das frühere oder γ, gehört aber auch δεῦκος neben γλεῦκος, verm. auch die Pflanze δαῦκος dazu. Also wie kretisch εὐθεῖν st. ἐλθεῖν oder (nach frz. Weise) αὐκάν st. ἀλκάν u. s. w. Ahrens II. 111. Auch verm. anderseits lakon. γακύ, das doch eher = γλακύ (ᾱ = ευ) als wenn γ für Dig., Weiterbildung von ἁδύ mit Einbuße von δ vor κ. Oder sollte sich M. auf πολυδευκής berufen wollen, worin zufolge Passow einige Grammatiker ein ungebräuchliches δευκής witterten, bald im Sinne von ἐοικώς, ὅμοιος, bald f. λαμπρός? Doch heißt es weiter: 'verwandt dem letzteren (dulcis), doch auf eine Wz. dhalgh (dalgh) zurückgehend, ist indulgeo nachsichtig, gefällig sein, sich hingeben, dem sich anschließt got. dulgs [in Wirklichkeit vergleichbar mit kelt. dligim, debeo. Zeuss. p. 431], Schuld, in welchem die Vorstellung der Possessivität (!) sich wieder geltend macht.' Schade nur, daß jenes dalgh oder vollends das mit zwei Aspiraten geschmückte dhalgh dem Irrgarten der vermeintlichen Ursprache angehört, welcher leider zu oft mit duftlosen Wunder- und Wucherblumen eitler Phantasie bepflanzt worden.

Die Ungleichheit menschlicher Rassen, hauptsächl. vom sprachw. Standpunkte, unter bes. Berücksichtigung von des Grafen von Gobineau gleichnamigem Werke. Mit einem Überblick über die Sprachverhältnisse der Völker. Ein ethnol. Versuch von Aug. Friedr. Pott. Lemgo u. Detmold, 1856. Ferner von mir: Anti-Kaulen oder mythische Vorstellungen vom Ursprunge der Völker und

SPRACHEN. NEBST BEURTHEILUNG DER ZWEI SPRACHWISS. ABHD. HEINR. V. EWALDS. 1863. Die Phantasie hat in dieser Richtung das unglaublichste geleistet. — Desgl. 1862: DOPPELUNG (REDUPLIKATION, GEMINATION) ALS EINES DER WICHTIGSTEN BILDUNGSMITTEL DER SPRACHE. Dasselbe kommt zu vielfacher Anwendung; begreiflicherweise zu dem Zwecke, dem gesagten größeren Nachdruck, insbesondere quantitativer oder intensiver Art, zu leihen. So Wiederholung anzuzeigen sskr. puna: puna:, immer und immer wieder, mhd. aber unde aber, lat. iterum atque iterum, allein etiam atque etiam ohne Unterlaß: Verba iterativa. Auch distributive Zahlen: zwei und zwei. Anderseits Verba intensiva und, des erhöhten Affekts wegen, desiderativa. Desgl. zum Ersatz vom Superlativ, wie Mehrheit anzuzeigen, vom Plural. Nicht aber außerdem zu vergessen die Reduplikation indogermanischer Sprachen beim Präs. und Impf., um deren durativen Charakter gegen den flüchtigen Aorist hervorzuheben, wogegen beim Perf. u. Plsp. behufs Anzeige des fertigen, als abgeschlossen bestehenden. ANZ. VON TH. G. IN THE READER. Jan. 3, 1863. Benutzt in: GERLAND, INTENSIVA U. S. W. — THE PHILOL. SOCIETY'S TRANSACT. 1865., WITH A GLOSS. OF REDUPLICATED WORDS, BY H. B. WHEATLY. — BRUGMANN, ÜBER DIE SOG. GEBROCHENE REDUPL. — BENFEY, ÜBER REDUPLICATION IM SANSCR. in OR. U. OCC. III. 48. — Schon früher von mir: DIE QUINARE UND VIGESIMALE ZÄHLMETHODE BEI VÖLKERN ALLER WELTTHEILE. NEBST AUSF. BEMERKUNGEN ÜBER DIE ZAHLWÖRTER INDOGERMANISCHEN STAMMES UND EINEM ANH. ÜBER FINGERNAMEN. HALLE, 1847. Das auf voller Fingerzahl beruhende Dezimalsystem erscheint als das natürlichste und bequemste, und ist, mit geringen Ausbeugungen bei Kelten und Franzosen, sowie Dänen in das der Zwanziger (quatre-vingt = lat. quater viginti) in unserem Weltteil durchweg das übliche. Das Einhander- oder Fünfersystem und das vigesimale dagegen finden sich außerhalb desselben zwar nicht in alleinigem, doch bei vielen Völkern sich wiederholendem Gebrauch. Die quinare Zählmethode begnügt sich zunächst mit Abzählung bloß einer Hand, wogegen die vigesimale, über das dezimale hinaus, den ganzen Menschen nach seinen 10 Fingern und 10 Zehen beansprucht. Doch findet nicht gerade eine strenge Durchführung dieser beiden Systeme, sondern hier und dort Einfall in das decimale statt. Die Möglichkeit aller Zählung und deren übersichtlicher Bezeichnung in Wort und Schrift beruht auf einer durch die vier Spezies bewirkten Rechnung. Z. B. additiv: tredecim, dreizehn, aber multiplikativ (3 × 10) dreißig, und negativ undeviginti, wogegen Division (etwa ein halbes Dutzend, dgl. drei Viertel) nur bei Brüchen. So werden im Quinarsystem schon 6—9 entweder als 5 + 1 u. s. w., oder rückwärts durch Subtraktion 10—1 bis 10—4 bezeichnet. Die syrischen Zahlzeichen sind auf Addition gebaut, und teilweise vigesimal, wie ein Kreis = 20, aber 2 Kreise = 40. D. M. Z. XVI. 578. Bei den Phönikern findet graphische Gruppierung nach Zwanzigern statt. GESENIUS, MONUM. p. 87. nr. 3., wie NN = XL. 'Die arithmetischen Figuren der Römer gehen', bemerkt schon BROSSES I. 467 'in einer Progression von 5 zu 5 fort und sind je nach der Stellung additiver und subtraktiver Art. X stellt pentadisch zwei Hände über einander vor. In STEINTH.S ZTSCHR.

belege ich die Wahrheit des Protagorasschen Satzes, vom 'Menschen als Maße der Dinge' mit den Benennungen von Raummaßen, und erörtere ferner die Gründe 'kosmischer Zahlen'.

Trübner's collection of simplified grammars of the principal asiatic and european languages. ed. by dr. R. Rost, librarian of the india office library, wovon man in Trübner's record 1883, Nov. Dez. p. 154 die bereits gedruckten, sowie die in Aussicht genommenen Grammatiken verzeichnet findet.

Halle.

A. F. Pott.

LESEN UND LESENLERNEN.[1]

Meine Amtsthätigkeit als Inspektors der mohammedanischen Volksschulen des Kasanischen Lehrkreises legte mir unter anderem auch die Pflicht auf, für die Verbreitung der Kenntnis der russischen Schrift und Sprache unter der tatarischen Bevölkerung des Lehrkreises zu sorgen. Es lag mir aber vor allem ob, einen bestimmten Lehrgang für den Sprachunterricht in der Volksschule überhaupt auszuarbeiten und Lehrbücher für den Sprach- und Leseunterricht zusammenzustellen. Um die Frage des Unterrichtes fremder Sprachen an der Volksschule zu studieren, bereiste ich im Jahre 1873 eine ganze Reihe von doppelsprachigen Volksschulen ('utraquistische Schulen', wie sie offiziell in Preußen genannt werden) in Schleswig-Holstein, Friesland, Elsaß-Lothringen, Belgien, der Schweiz und Lausitz und lernte die verschiedenen Methoden des Volksunterrichtes durch eigene Anschauung kennen. Während meiner zwölfjährigen Amtsthätigkeit habe ich nicht nur den Gang und die weitere Entwickelung unserer neuerrichteten Volksschulen zu beobachten Gelegenheit gehabt, sondern ich errichtete auch zwei neue Lehrerseminare, arbeitete die betreffenden Lehrpläne aus, erteilte in der Kasaner tatarischen Lehrerschule den Unterricht der Pädagogik und Didaktik und leitete die praktischen Übungen der angehenden Lehrer. Durch die treue Unterstützung meiner Kollegen, besonders des Inspektors der tatarischen Lehrerschule, Achmeroff, und des Dozenten der vergleichenden Sprachwissenschaft bei der Kasaner Universität, Bogorodizkij, sowie durch die Hülfe und die Erfahrung unserer jungen, zum Teil sehr strebsamen Volkslehrer, die bei den jährlich in Kasan stattfindenden Lehrerversammlungen mir ihre Erfahrungen mitteilten, hat sich an den tatarischen Lehrerschulen eine **eigentümliche Methode des Sprach- und Leseunterrichtes**[2] ausgebildet. Für mich hatten die Beobachtungen beim Gange des Unterrichtes noch einen ganz besonderen Wert, da sie mir Gelegenheit gaben, tiefer in das Wesen der Spracherlernung einzudringen, was bei dem Umstand, daß hier Individuen, deren Muttersprache eine agglutinierende war, eine flektierende Sprache erlernten und bei der Richtung meiner eigenen Sprachstudien besonders

[1] Die Transskription mit kursiven Buchstaben ist die der ZTSCHR., die mit gewöhnlichen gesperrten dieselbe wie im folgenden Artikel. Vgl. die Besprechung von Radloff: PHON. D. TÜRKSPR. in der Bibliographie, namentlich über ɫ und � ë.

[2] Zur Methodik des Unterrichts lebender Sprachen gedenke ich meinerseits einen kleinen Beitrag im nächsten Heft der ZTSCHR. zu liefern. D. Her.

wichtig war. Viele dieser meiner Beobachtungen werde ich später veröffentlichen, da ich hier die Grundlage für das Verständnis des Wesens der Agglutination gewann. Hier an dieser Stelle will ich mich auf denjenigen Teil meiner Beobachtungen beschränken, der sich speziell auf das **Lesen und Lesenlernen** bezieht. Ich hoffe, daß meine Bemerkungen sowohl für den Linguisten wie für den Pädagogen von Interesse sein werden.

Das Lesen und Schreiben ist offenbar eine Kunst, die sich in der Menschheit zur Erleichterung und Erweiterung des Gedankenverkehrs im Laufe der Zeit entwickelt und ausgebildet hat. Die dem Menschen eigentümliche Facultas loquendi bot ihm nur die Möglichkeit, seine Gedanken und Willensäußerungen den seine Laute hörenden Individuen mitzuteilen; da sich nun die gesprochenen Gedankenreihen nur unvollkommen und stückweise dem Gedächtnisse des Hörers einprägen konnten, so suchte der Mensch schon aut den untersten Stufen seiner Entwickelung der Mitteilung seiner Gedanken durch Anwendung sichtbarer Zeichen ein weiteres Feld zu eröffnen und seine Gedankenmitteilung stabiler zu machen. Die rohesten Versuche in dieser Hinsicht sind die Zeichensprache und die **Bilder- und Zeichenschrift**, die in den ersten Anfängen sich darauf beschränkte, Individuen, die zu weit entfernt waren, um die Stimme zu vernehmen, durch sichtbare Zeichen Mitteilungen zu machen, den denselben Weg später passierenden durch Zeichen Informationen oder Befehle zurückzulassen oder eigene Gedanken für die spätere Anwendung in sichtbarer unveränderter Weise zu erhalten.

Diese Bilder- und Zeichenschrift erwies sich natürlich bald als ungenügend, denn einerseits konnte man nur wenige Gedanken durch Bilder ausdrücken, andererseits ließ die Zusammenstellung der Bilder meist eine verschiedenartige ungenaue Deutung zu. Um diesem Übel abzuhelfen, führte der Mensch auf einer höheren Kulturstufe die Verbesserung ein, daß er nicht die **Gedanken unmittelbar** durch das Bild darzustellen suchte, sondern das den Gedanken begleitende Wort. Da das Wort aus festeren, ich möchte fast sagen, in seinen Elementen faßbareren Teilen bestand, denn jedes Wort brachte je eine gleichartige akustische Wirkung hervor und war außerdem von einer bestimmten Gruppe von Muskelgefühlen in den Sprachorganen begleitet, so konnte die die **Wörter darstellende Bilderschrift** zur Wiedergabe der Rede sich ausbilden und ihre Darstellung zu jener Höhe der Entwickelung gelangen, wie wir dies in den Litteraturen der Kulturvölker beobachten.

Die den Gedanken unmittelbar darstellende Bilderschrift konnte nun auf zwei Wegen zu einer die Wortsprache darstellenden Bilderschrift werden. Entweder wurde das den Begriff bezeichnende Bild unmittelbar auch das Bild des Wortes, d. h. die den Lautkomplex, den wir Wort nennen, bezeichnende Einheit, wie dies in der chinesischen Schrift geschehen, wo ein Zeichen den Begriff des Menschen und auch das Wort *ẓin*, ein anderes den Begriff des Baumes und das Wort *mu* darstellt (dies war natürlich, streng genommen, nur möglich in einer Sprache, in der das Wort in der Rede

stets unverändert auftritt und keiner äußeren grammatischen Wandlung unterworfen ist). Oder das Bild wurde zum Träger eines Teiles, der Anlautung des Worts: einer Silbe oder eines Lautes, und durch das Aneinanderreihen solcher Lautbilder wurden die die Gedanken ausdrückenden Reihen von Lautgruppen wiedergegeben. Bei der letzten Schrift vereinfachten sich die Bilder immer mehr und sanken zuletzt zu **Silbenzeichen** oder **Lautzeichen (Buchstaben)** herab, wie wir sie in der Schrift der semitischen, indogermanischen und altaischen Völker finden.

Die chinesische Wortschrift besteht aus einer Reihe von Bildern oder Zeichen, von denen jedes einem bestimmten Worte entspricht, aber meist auf den einzelnen Laut gar keine Rücksicht nimmt. Hier entspricht die Zeichenreihe einer Reihe von gesprochenen Worten, die zusammen einen Satz bilden, oder einer Reihe von Begriffen, die zusammen einen Gedanken bilden. Man kann somit die chinesische Schrift verbatim lesen, ohne eine Ahnung von den einzelnen chinesischen Lauten zu haben. Der schreibende Chinese zerlegt daher seinen Satz in die einzelnen Wörter, deren Wortzeichen er einzeln niederschreibt, während der lesende Chinese beim Anblicke jedes Wortzeichens sich eines bestimmten Wortes und Begriffes erinnert und aus diesen sich den gesprochenen Satz und den Gedanken zusammensetzt.

Die Thätigkeit des Schreibens und Lesens einer Silben- oder Buchstabenschrift ist viel komplizierter. Von der Silbenschrift wollen wir zunächst absehen. Jeder Buchstabe ist nur das Zeichen eines bestimmten Lautes, d. h. genauer der akustischen Wirkung des Lautes und der Summe der Muskelgefühle, die die Hervorbringung des Lautes begleiten [1], und erst der Buchstabenkomplex entspricht dem Lautkomplexe, der das gehörte oder gesprochene Wort bildet; aus diesen schon zusammengesetzten geschriebenen Wortzeichen wird der dem Gedanken entsprechende geschriebene Satz gebildet. Somit ist die Thätigkeit eines eine Buchstabenschrift schreibenden folgende: Der schreibende zerlegt die Lautkomplexe eines jeden Wortes in seine Laute, schreibt für jeden Laut ein Zeichen und stellt so die Wortzeichen aus Lautzeichen zusammen und reiht nun die Wortzeichen aneinander, gerade wie der Chinese es mit seiner Wortschrift thut. Der eine Buchstabenschrift lesende hingegen erinnert sich beim Anblicke eines jeden Buchstabens einer bestimmten Gruppe von Muskelgefühlen und eines dieselben begleitenden akustischen Effektes und setzt aus diesen Elementen die Summe der Muskelgefühle und Schalle zusammen, die dem den Begriff begleitenden Wort entsprechen und diese Wörter reiht er weiter zu dem den Gedanken begleitenden Satz zusammen.

Das Lesen und Schreiben einer Wortschrift ist somit eine viel weniger zusammengesetzte Handlung als das Lesen und Schreiben einer Buchstabenschrift, und würde soweit viel leichter zu erlernen sein, wenn nicht die Erlernung der großen Menge von Wortzeichen, wie sie z. B. die chinesische

[1] Der Buchstabe bezeichnet den Laut in seiner Gesamtheit: seine akustische wie seine genetische Seite und von letzterer nicht allein die mehr oder minder bewußten Muskelgefühle, sondern auch die gleichzeitigen elementaren Bewegungen des Sprachorgans, die Artikulationen. D. Her.

Schrift bietet, die Arbeit eines ganzen Lebens absorbierte; während die Buchstabenschrift nur einiger Zehnte von Lautzeichen bedarf, zu deren Erlernung einige Tage hinreichen. Die Schwierigkeit der Erlernung der chinesischen Wortzeichen gehört nicht in unsere Betrachtung, da ich hier nur das Lesen einer Buchstaben- oder Silbenschrift einer genaueren Untersuchung unterwerfen will. Die Schwierigkeit der Erlernung einer Buchstabenschrift besteht also durchaus nicht in der Erlernung der Elemente, d. h. der Lautzeichen, deren wohl keine Schrift mehr als einige Zehnte aufzuweisen hat, sondern in der Gewandtheit bei der Zerlegung der Wörter in ihre Laute, der Zusammensetzung der Wörter aus ihren Lauten und der Association der Laut- und Zeichengruppen.

Es tritt aber noch eine Schwierigkeit hinzu, die den Prozeß des Lesens wesentlich anders gestaltet. Dies ist der Umstand, daß jede Sprache als der Komplex einer großen Anzahl von Dialektnüancen erscheint, von denen nur ein geringer Teil in der Schriftsprache wiedergegeben wird und daß die gesprochene Sprache einer, wenn auch langsamen, dennoch steten Veränderung und Fortentwickelung unterworfen ist, während die Schriftsprache meist in ihren Formen erstarrt. Wir sehen somit, daß die geschriebene Sprache, das Gemeingut eines ganzen Volkes, mit der gesprochenen Sprache des einzelnen Individuums sich nur teilweise deckt, und ein selbständig für sich bestehendes Ganzes bildet. Dazu kommt noch, daß die Lautzeichen nicht ganz den gesprochenen Lauten entsprechen, denn diese erscheinen in der Sprache nie selbständig, sondern stets in Lautverbindungen, in denen die einzelnen Lautelemente durch die mit ihnen zusammenhängenden Laute beeinflußt und modifiziert werden, daß also jedes Lautzeichen (Buchstabe) der Vertreter einer ganzen Gruppe von sich nahestehenden, doch mehr oder weniger verschiedenen Lautnüancen ist. Ich erinnere nur an verschiedene Laute, dem derselbe Buchstabe in der deutschen Schrift entspricht; man vgl. z. B. die Laute, die dem Buchstaben **g** in den Wörtern: **gehen**, **ganz**, **Auge**, **Tag**, **beugen**, **Teig** im Munde von Nord-, Süd- und Mitteldeutschen entsprechen. Endlich gibt es eine ganze Reihe von Schreibweisen, die durchaus nichts mit den Lauten der Sprache zu thun haben, sondern nur deswegen eingeführt sind, weil man gleichlautende, aber begrifflich verschiedene Wörter in der Schrift auseinanderhalten wollte. Ich erinnere an die deutschen Wörter 'wieder' und 'wider'; das und daß; Licht und licht u. s. w.

Infolge aller dieser Verhältnisse hat sich in allen Litteratursprachen eine eigentümliche allgemein anerkannte Schreibweise ausgebildet, die bedeutend von der gesprochenen Sprache eines jeden einzelnen Individuums abweicht und die bei Kulturvölkern zu einer sprachregelnden Kraft geworden ist, selbst aber nach bestimmten ihr eigentümlichen orthographischen Gesetzen geregelt wird.

Die Schreibweise der Litteratursprachen läßt sich in folgende Kategorien teilen:

1. Phonetische Schreibweise. Das geschriebene Wort besteht aus Buchstaben, von denen jeder einen bestimmten Laut bezeichnet, z. B. deutsch:

Bart, daß, bat, bot; französisch: l'or, cela; englisch: man, was, begin. Hierbei ist zu bemerken, daß in einigen Sprachen für einen Laut oft zusammengesetzte Buchstaben angewendet werden, wie im englischen th, deutschen sz, sch, französischen ch, polnischen cz, ungarischen sz u. s. w. Wir müssen diese Schreibweise aber trotzdem als phonetisch bezeichnen, insofern diese zusammengesetzten Zeichen stets als Vertreter eines bestimmten Lautes aufgefaßt werden.

2. Silbenartige Schreibweise. Hier wird ein gewisser Lautkomplex durch einen Buchstabenkomplex wiedergegeben, so daß die Gesamtheit der Buchstaben einer Lautgruppe entspricht, aber nicht jedem Laut jeder Buchstabe. Beispiele: Deutsch: Thran = *trān*, Thron = *trōn*; französisch: campagne = *kapaɴ*; russisch: себя = *s*$_i$*eb*$_i$*a*; englisch: new = *nju*. Im Russischen ist diese Schreibweise besonders verbreitet, da die palatalisierten (mouillierten) Konsonanten meist nur durch den nachfolgenden Vokal bestimmt werden.

3. Analoge Schreibweise. Ein Laut tritt in einer Reihe von gleichen Wörtern auf und wird in diesen so geschrieben, wie er ausgesprochen wird, d. h. phonetisch bezeichnet; tritt nun dieser Laut in einem Worte auf, wo er gemäß den Stellungsbedingungen anders ausgesprochen werden muß, so schreibt man ihn dennoch im allgemeinen nach Analogie des häufigeren Auftretens. Z. B. ge**b**en, ge**b**et, Ga**b**e u. s. w.; man schreibt aber auch **b**, wo der Lippenlaut am Ende des Wortes auftritt; also ga**b** = *gap*, gi**b** = *gip*, ebenso: Ta**g**es, Ta**g**e, Ta**g**en, daher Ta**g** = *tak* oder *tax*; ba**d**en, ba**d**e, ba**d**end, Bä**d**er, aber auch Ba**d** = *bat*. Russisch: man schreibt сдѣлать, spricht aber *zd*$_i$*ełat*$_i$ nach Analogie einer großen Anzahl von Wörtern, die mit der Präposition съ (mit) verbunden werden und in denen c = *s* gesprochen wird.

4. Historische Schreibweise. In früherer Zeit ist das Wort richtig phonetisch geschrieben worden; es hat sich nun im Laufe der Zeit in seiner Aussprache verändert, die alte historische Schreibweise ist aber geblieben. Die deutsche Sprache weist weniger solcher Schreibungen auf, während das Französische und Englische fast in jedem Worte dergleichen Schreibungen bietet. Z. B. englisch light = *lʌ̈it*, knife = *nʌ̈if* brought = *brǭt*. Französisch aiment = *ɛm*, parler = *parlē*, point = *pùɛ̨*.

5. Begriffliche Schreibweise. Dies ist die vorhererwähnte zur Differenzierung der Bedeutung gleichlautender Wörter angewandte willkürliche Rechtschreibung z. B. Boot und bot, französisch ou und où.

Alle diese Schreibweisen sind in Litteratursprachen, wie schon gesagt, durch hergebrachte Orthographie geregelt, so daß in ihnen das aus Buchstaben gebildete geschriebene Wort in der durch die Orthographie bestimmten Weise als ein selbständiges Wortzeichen aufgefaßt und als solches erlernt weden muß.

Nachdem wir uns in dieser Weise klar gemacht haben, was eigentlich das Wesen des Lesens ist, und welches Verhältnis zwischen der geschriebenen und gesprochenen Sprache stattfindet, betrachten wir jetzt näher die

Methoden, nach welchen das Lesen einer Buchstabenschrift erlernt wird. Die älteste Methode des Lesenlernes ist die Methode des Buchstabenbenennens, die von europäischen Völkern wohl nur noch bei den Engländern im Gebrauche ist. Aus dieser Methode hat sich die Buchstabiermethode entwickelt und aus dieser wiederum die Lautiermethode.

I. DIE METHODE DES BUCHSTABENBENENNENS.

Jeder Buchstabe hat einen besonderen Namen, wie im Hebräischen, Griechischen, Altslawischen, Arabischen. Z. B. a = Aleph, Alpha, Az, Elif; b = Beth, Beta, buki, Bi u. s. w. Der Lernende erlernt nun zuerst die Buchstaben mit ihren **Namen** und begleitet das Zusammenstellen der Zeichen mit den **Namenreihen der Buchstaben** und ihrer Aussprache. Diese Lesemethode ist noch jetzt allgemein in unsern Mohammedaner Schulen (Medressen) im Gebrauch und ich habe seit Jahren Gelegenheit gehabt, den Unterricht danach zu beobachten. Ich glaube daher diese Methode am besten zu veranschaulichen, wenn ich den Gang des Leseunterrichts in den Medressen schildere.

I. Stufe: Erlernen des arabischen Alphabets.

ا	ب	ت	ث	ج	ح	خ	د	ذ	ر	ز
elif	*bī*	*tī*	*sī*	*ḑẓīm*	*ḩi*	*x̧i*	*dăl*	*zăl*	*rÆ*	*zÆ*
س	ش	ص	ض	ط	ظ	ع	غ	ف	ق	ك
sīn	*ş̧īn*	*săt*	*zăt*	*ţY*	*zY*	*QÆìn*	*ȝÆìn*	*fī*	*ķăp*	*ķÆf*
			ل	م	ن	و	ه	ى		
			lăm	*mīm*	*nŭn*	*vav*	*hi*	*ȝa*		

Dieses Alphabet wird so lange eingeübt, bis der Schüler zuerst die ganze Buchstabenreihe hintereinander fließend hersagen und dabei mit dem Finger auf jeden Buchstaben zeigen kann, dann erst lernt er den Buchstaben außer der Reihe zeigen. Eine Sicherheit im Erkennen der Buchstaben erwirbt ein begabter 8—10jähriger Knabe nicht vor einem Monat und zwar bei einer täglichen Übung von wenigstens einer Stunde; unbegabte Knaben haben mehrere Monate nötig und Kinder, die sehr schwer lernen, bemühen sich ein Jahr lang vergebens, da der Lehrer auch nicht die geringste Andeutung über den Zweck dieses Lernens macht und in keiner Weise dem Kinde die Aneignung der Buchstaben erleichtert. Der Unterricht besteht eben nur darin, daß der Lehrer mit dem Finger den Buchstaben zeigt und mit singender Stimme den Namen des Buchstabens ausspricht. Paßt der Knabe nicht auf, so greift der Lehrer zu kleinen Züchtigungen. Die Knaben setzen sich neben den Lehrer, der jedem einzelnen 2—3 Buchstaben zeigt. Darauf sitzt jeder Knabe für sich und wiederholt eine ganze Stunde lang mit lauter Stimme das ihm vom Lehrer vorgelesene, wodurch, wenn der Lehrer, wie es meist der Fall ist, 15—20 Schüler hat, ein wahrer Höllenlärm entsteht.

2. Stufe: Das Einüben der Buchstaben des Alphabets mit Vokalzeichen.

Der zweite Abschnitt der Lesefibel bietet das mit Vokalzeichen versehene Alphabet. Das arabische Vokalzeichen Fatha ـَ = *a* nennen die Tataren اوستن (ə̈*stə̈n*) 'das obere'. Dieses Wort wird aber beim Lesen zu *sĭn* verkürzt; das Vokalzeichen Kesre ـِ = *i* heißt bei den Türken آستن (*astyn*) 'das untere' und wird beim Lesen zu *asyn* verkürzt; das Vokalzeichen Damma ـُ = *u* wird von den Türken اوترو (ə̈*trə̈* oder ə̈*tə̈r*) genannt und beim Lesen zu *tə̈r* verkürzt. In der Lesefibel ist das mit Vokalzeichen versehene Alphabet folgendermaßen geschrieben:

أَُِ بَُِ تَُِ ثَُِ جَُِ حَُِ خَُِ دَُِ u. s. w.

Diese mit Vokalzeichen versehenen Buchstaben werden folgendermaßen gelesen:

أَُِ	*elĭp-sĭn*	*a*,	*elĭp-asyn*	*i*,	*elĭp-tə̈r*	*ŭ*:	*a*, *i*, *ŭ*
بَُِ	*bī-sĭn*	*ba*,	*bī-asyn*	*bī*,	*bī-tə̈r*	*bŭ*:	*ba*, *bī*, *bŭ*
جَُِ	*dẓĭm-sĭn*	*dẓa*,	*dẓĭm-asyn*	*dẓī*,	*dẓĭm-tə̈r*	*dẓŭ*:	*dẓa*, *dẓī*, *dẓŭ*
قَُِ	*ḳap-sĭn*	*ḳa*,	*ḳap-asyn*	*ḳī*,	*ḳap-tə̈r*	*ḳŭ*:	*ḳa*, *ḳī*, *ḳŭ*
لَُِ	*lăm-sĭn*	*la*,	*lăm-asyn*	*lī*,	*lăm-tə̈r*	*lŭ*:	*la*, *lī*, *lŭ*

In dieser Weise wird das ganze Alphabet mit den Vokalzeichen vom Lehrer dem Schüler vorgelesen (natürlich in jeder Stunde nur einige Buchstaben), während der Schüler mit dem Finger auf den betreffenden Buchstaben und Zeichen zeigt. Dabei gibt der Lehrer wieder keinerlei Erklärung über den Zweck und die Bedeutung der Zeichen, so daß der Schüler nur mit dem Finger das betreffende Zeichen zeigen und dann die Bedeutung mechanisch ohne Verständnis herlesen lernt. Das ganze Alphabet wird so der Reihe nach auswendig hergesagt oder -geleiert. Das Äußere des Unterrichts ist dasselbe wie auf der ersten Stufe. Zur Erlernung des Alphabets mit Vokalzeichen genügt bei begabteren Schülern eine Woche.

Hierauf folgt die Übung mit den doppelten Vokalzeichen ـً *ĭkĭ* ə̈*stə̈n* (zwei obere) beim Lesen *kə̈sə̈n* gesprochen = *an*; ـٍ *ĭkĭ astyn* (zwei untere) beim Lesen *kasyn* gesprochen = *in*; ـٌ *ĭkĭ* ə̈*tə̈r* (zwei ə̈*tə̈r*) beim Lesen *kə̈tə̈r* gesprochen = *ŭn*. In der Fibel ist das ganze Alphabet mit den doppelten Vokalzeichen abgedruckt:

أًٌٍ بًٌٍ تًٌٍ ثًٌٍ جًٌٍ حًٌٍ خًٌٍ دًٌٍ ذًٌٍ u. s. w.

Dies Alphabet wird in derselben Weise mit folgender Bezeichnung gelernt:

دً *däl-kösön dän, däl-kasyn dïn, däl-kötör dün: dän, dïn, dün*

شً *şïn-kösön şän, şïn-kasyn şïn, şin-kötör şün: şän, şïn, şün.*

u. s. w.

Die Erlernung dieser doppelten Vokalzeichen nimmt wenigstens wieder eine Woche in Anspruch. Die Knaben wiederholen dabei in jeder Lesestunde das Alphabet ohne Vokalzeichen und das Alphabet mit einfachen Vokalzeichen.

Hierauf kommt das Lesen der mit ـْ *säkïn* versehenen Konsonanten, d. h. der die Silbe schließenden Konsonanten. Zur Einübung derselben bietet die Fibel das Alphabet in folgender Weise.

أَبْ *elïp-sïn a, bïgä-säkïn ab*

(d. h. *elïp* mit *sïn* = *a* und auf *bï* ein *säkïn* = *ab*)

اِبْ *elïp-asyn i, bïgä-säkïn ib*

أُشْ *elïp-tör ü, şïngä-säkïn üş*

u. s. w.

Darauf folgen zusammengesetzte Übungen in folgender Weise:

شَقْ *şïn-sïn şä* *kapka säkïn şak*

şïn-asyn şï *kapka säkïn şik*

şïn-tör şü *kapka säkïn şük* *şak, şik, şük*

Alle diese Übungen des Alphabets mit Zeichen erfordern im allgemeinen wenigstens einen Monat angestrengter Übung und wohl der vierte Teil der eingetretenen Schüler gelangt nicht zur vollkommenen Einübung, sondern hört, da er seine Unfähigkeit fühlt, nach ein- bis zweijährigem unnützem Quälen auf, dem Unterrichte beizuwohnen. Wer bis zur dritten Stufe des Buchstabierens fortschreitet, beendigt auch den Kursus des Leseunterrichts.

3. Stufe: Das Silbenlesen *(ïdžïklä̈ü)*.

Diese Stufe beginnt mit dem Einüben der Buchstabenreihe nach der Anordnung des griechischen Alphabets, das auch die Buchstaben mit ihrem Zahlwert und der Zahlreihe einführt. Diese wird in ausgedachten Wörtern gelernt, die die Fibel in folgender Weise vorführt:

قَرَشَتْ سَعْفَصْ كَلَمَنْ حُطّي هَوَّزْ اَبْجَدْ

٤٠٠ ٣٠٠ ٢٠٠ ١٠٠ ٩٠ ٨٠ ٧٠ ٦٠ ٥٠ ٤٠ ٣٠ ٢٠ ١٠ ٩ ٨ ٧ ٦ ٥ ٤ ٣ ٢ ١

400 300 200 100 90 80 70 60 50 40 30 20 10 9 8 7 6 5 4 3 2 1

ضَظَغْ ثَخَذْ

١٠٠٠ ٩٠٠ ٨٠٠ ٧٠٠ ٦٠٠ ٥٠٠

1000 900 800 700 600 500

Diese Worte werden gelesen: *ăbdzăd ḥăvvăz hüṭṭi ķălămăn săʒfăs ķărăṣat săxăz zăzăǭă.*

Das Buchstabenkomplexlesen will ich nur bei den ersten beiden Wörtern hier veranschaulichen:

أَبْجَدْ *elīp-sīn a, bīgæ-săkīn ab, dẓīn-sīn-dẓă ăbdẓă, dăl-ga-săkīn abdẓad*

· هَوَّزْ *hī-sīn ha, vav taṣtyd-sīn vva, havva zægæ săkīn havvaz* u. s. w.

Nach der Einübung dieser Wortreihe beginnt das Lesen des Katechismus (*iman ṣart*), der von Anfang bis zu Ende durchbuchstabiert wird. Um dieses Buchstabieren klar zu machen, will ich den ersten Satz des Buches hier ganz wiedergeben und zwar das Buchstabenkomplexlesen (Silbenlesen *īdẓīklæü*) in zwei Reihen:

1. das regelrechte Buchstabieren der Anfänger,
2. das verkürzte Buchstabieren der vorgerückten Schüler.

Der erste Satz des Lesebuches lautet:

كَلِمَةٌ طَيِّبَةٌ لَا آلَهَ اِلَّا اللّٰهُ مُحَمَّدٌ رَسُولُ اللّٰهِ

kălīmătün tăjjībătün lă īlahæ īllă-llăhü mühămmădün răsūlü-llăhī

'Es ist ein gutes Wort: es gibt keinen Gott außer Allah, Mohammed ist der Prophet Allahs.'

كَلِمَةٌ	1. *ķăp* ösön 2. *ķăp sīn*	*ķă*	*lăm asyn* *lăm asyn*	*lī, ķălī*		
	1. *mīm* ösön 2. *mīm sīn*	*mă, ķălīmă,*	*tī īkī* ötör *tīk* ötör	*tün, ķălīmătün*		
طَيِّبَةٌ	1. *ty* ösön 2. *ty syn*	*tă*	*ja taṣtyt asyn* *ja taṣasy*	*jjī, tăjjī*		
	1. *bī* ösön 2. *bī sīn*	*bă, tăjjībă,*	*tī iki* ötör *tī kötör*	*tün, tăjjībătün*		
لَا	1. *lăm elīp* ösön 2. *lăm alpsyn*	*lă*				
آلَهَ	1. *elīp asyn* 2. *elpas*	*i*	*lăm elīp* ösön *lăm alpsyl*	*la, ila*		
	1. *hī*ösön 2. *hīsīn*	*hă, ilăhă*				
اِلَّا	1. *elīp asyn* 2. *el pas*	*i*	*lăm taṣtyt* ösön *lăm taṣysyl*	*llă, illă*		
اللّٰهُ	1. *elp* ösön 2. *elp sīn*	*ă*	*lăm taṣtyt elīp* ösön *lăm taṣ alpsy*	*lla ălla*		
	1. *hī* ötör 2. *hī* tör	*hü ăllahü, illă-llahü*				
مُحَمَّدٌ	1. *mīm* ötör 2. *mīm* tör	*mü*	*ḥī* ösön *ḥī sīn*	*ḥă, müḥă*		

1. *mĭm taştyd* ösön }
2. *mĭm taşysy* } *mmă mŭhămmă*

1. *dăl ĭkĭ* ötör }
2. *dăl ktör* } *dŭn mŭhămmădŭn*

رَسُولُ 1. *ră* ösön }
2. *răsir* } *ră* *sĭn vav* ötör }
sĭn vatör } *sū, răsū* *lăm* ötör }
lămtör } *lŭ, răsūlŭ*

اللّٰهِ 1. *elĭp* ösön }
2. *elpsĭn* } *ă* *lăm tăştyt elĭp* ösön }
lăm taş alpsyl } *llā, ăllā*

1. *hi asyn* }
2. *hi as* } *hĭ, ăllāhĭ răsūlŭ-llāhĭ*

In dieser Weise wird das ganze *iman şart* (20 kleine Druckseiten) so lange buchstabiert, bis die Schüler alle darin befindlichen Gebete auswendig kennen, ohne natürlich auch nur den geringsten Begriff von dem Inhalte zu erhalten. Das Lesen des *iman şart* dauert gewöhnlich ein volles Jahr. Nach Beendigung des *iman şart* geht man zum Lesen des *heftijak* (des siebenten Teils des Korans) über, und auch dieses Buch wird meist bis zum Ende buchstabiert, was wiederum ein Jahr Zeit erfordert. Erst nachdem der Schüler den siebenten Teil des *heftijak* durchbuchstabiert hat, wird ihm allmählich klar, was denn eigentlich das Lesen sei. Sobald der Lehrer merkt, daß der Schüler wirklich zu lesen anfängt, so beginnt er neben dem *heftijak* noch die sogenannten *türki kitabi* (türkische Texte) zu lesen, diese werden aber, da sie ohne Vokalzeichen geschrieben sind, nie buchstabiert, sondern zuerst zeilenweise vorgelesen und nachgesprochen. Später wird von arabischen Büchern der Koran gelesen, welcher stets mit allen Vokal- und Lesezeichen gedruckt ist, und erst etwa im vierten Jahre des Unterrichts arabische ohne Vokale gedruckte Bücher mit Interlinearübersetzung.

Wir sehen somit, wie die tatarischen Kinder erst in der zweiten Hälfte des zweiten Jahres des Leseunterrichts die eigentliche Mechanik des Lesens verstehen und die Zeichenreihen direkt in Lautreihen zu übertragen anfangen. Bis zu dieser Zeit tritt die Zeichenreihe nur durch Vermittelung der Zeichen- und Buchstabenbenennung mit der Lautreihe zusammen, so daß eine Wechselwirkung und **Association** beider Reihen durch dieses Mittel **gehindert** wird. Daher kommt es, daß eine so lange Zeit und eine tausendfache Übung nötig ist, bis der Lesende diese Vermittelung als überflüssig bei Seite zu lassen vermag.[1]

In ähnlicher Weise lernen bis jetzt noch die Kinder der Altgläubigen slawisch lesen, da ihre Väter es für schädlich halten, die althergebrachte, daher als heilig betrachtete Methode der Buchstabenbenennung aufzugeben.

---

[1] Vgl. die landläufige Übersetzungsmethode beim fremdsprachlichen Unterricht, durch welche leider auch stets die Formen und Konstruktionen der Mutterspr. zwischen den Gedanken und die fremde Spr. als Mittel eingeschoben werden und direkte Association der letzteren beiden gehindert wird. D. Her.

II. DIE BUCHSTABIERMETHODE.

Anstatt der althergebrachten Namen der Buchstaben sich zu bedienen, wird zu dem durch die Buchstaben bezeichneten konsonantischen Lauten ein Vokal hinzugefügt und so ein neuer Name eingeführt und nun ähnlich buchstabiert wie nach der erstgenannten Methode. Diese Methode des Buchstabierens habe ich häufig beobachten können, besonders bei älteren Lehrern der Volksschulen. Da die Methode allen ältern Leuten noch wohl im Gedächtnis ist, so brauche ich hier nicht das Lesen nach dieser Methode in russischen Schulen genauer auseinanderzusetzen, sondern kann den Gang für die deutsche Sprache ganz kurz skizzieren.

1. Stufe: das Lesen des Alphabets:

a	b	c	d	e	f	g	h	i	j	k	l	m	n	o	p	q	r	s
a	*be*	*tse*	*de*	*e*	*ĕf*	*ge*	*ha*	*i*	*jŏt*	*ka*	*ĕl*	*ĕm*	*ĕn*	*o*	*pe*	*ku*	*ĕr*	*ĕs*

t	u	v	w	x	y	z
te	*u*	*vĂù*	*we*	*ĭks*	*ŭpsìlòn*	*tstĕt*

2. Stufe: das Silbenlesen:

a) offener Silben:

be—a	*ba*	*be—i*	*bi*	*be—o*	*bo*
ka—a	*ka*	*k—i*	*ki*	*be—u*	*bu*
de—a	*da*	*de—i*	*di*	*be—Æì*	*bÆì*
ĕf—a	*fa*	*ĕf—i*	*fi*	*be—Ăù*	*bĂù*
u. s. w.		u. s. w.		u. s. w.	

b) geschlossener Silben:

be—a—be	*bab*	*be—o—ĕr*	*bor*
be—a—de	*bad*	*ge—o—ĕr*	*gor*
be—a—ka	*bak*	u. s. w.	
be—a—ĕl	*bal*		

3. Stufe: das Lesen von Wörtern:

Lesen von Wörtern, Wortreihen und Texten. Als Beispiel führe ich hier den Satz auf: 'Vater unser, der Du bist im Himmel'.

Vater: *vĂù—ā fā́, te—e—ĕr tʜ̀r: fā́tʜ̀r*
unser: *u—ĕn ŭn, ĕs—e—ĕr zʜ̂r: ŭnzʜ̀r*
der du bist: *de—e—ĕr dĕr, de—ū dū, be—i—ĕs—te: bĭst*
im Himmel: *i—ĕm ĭm, ha—i—ĕm hĭm, ĕm—e—ĕl mʜ̀l: hĭmʜ̀l*

Diese kurze Übersicht wird genügen, um den ganzen Lehrgang zu charakterisieren. So viel ich zu beobachten Gelegenheit hatte, bemühten sich fast alle Lehrer, das zwischen die Buchstaben- und Lautreihen tretende hindernde Mittelglied möglichst zu verkürzen und auf die Mechanik de Lautzusammenfügung aufmerksam zu machen. Die Kinder kommen auch viel schneller vorwärts, als dies bei der ersten Methode geschieht. Schon nach sechs Monaten beginnen die meisten Kinder zu lesen und nach einem Jahre

lesen sie ziemlich fließend. Es tritt hier nur ein Übelstand auf, den ich bei den nach der ersten Methode lernenden nicht vorgefunden habe. Während jene Kinder stets das Wort zuletzt genau und scharf aussprechen, lesen die Kinder, die nach der zweiten Methode gelernt haben, noch nach Jahren stets in einer Weise, die zwischen Lesen und Buchstabieren liegt, was einen sehr unangenehmen und störenden Eindruck macht. Dies kommt daher, weil sie bei jeder noch so geringen Schwierigkeit das Buchstabieren zu Hülfe nehmen.

III. DIE LAUTIERMETHODE.

Das charakteristische der Lautiermethode ist kurz folgendes: Man sucht aus den Schülern vorgesprochenem Sprachmaterial gewisse Laute durch Analyse so zu gewinnen, wie sie in den Lautverbindungen erscheinen, um dann durch Synthese aus diesen Lauten die Wörter wieder entstehen zu lassen. Dabei führt man die Zeichen der so gewonnenen Laute (die Buchstaben) ein und läßt aus den Buchstaben die geschriebenen Wörter zugleich mit den gesprochenen entstehen; ähnlich zerlegt man geschriebene Wörter in ihre Buchstaben und verbindet damit die entsprechenden Laute, vereinigt also stets Analyse mit Synthese von gesprochenen und geschriebenen Wörtern, bis sich die Reihen der Buchstaben mit den Reihen der akustischen Effekte und der Muskelgefühle [sowie der gleichzeitigen Artikulationen, Her.] associiert haben.

Wir sehen also hier einen streng pädagogischen Gang des Unterrichtes. Man gewinnt den Laut aus dem dem Kinde bekannten Worte, übt Lautzerlegung und Lautzusammensetzung ein und associiert allmählich bei dieser Thätigkeit die entsprechenden Buchstaben, resp. Buchstabengruppen. Diese Association geht leichter von statten, da **hier das hindernde Mittelglied der Buchstabenbenennung ganz gemieden** wird; vgl. vorletzte Seite unten.

In der Lautiermethode haben wir zu unterscheiden:

1. **einen Leseunterricht,**
2. **Schreibleseunterricht,**
3. **Leseschreibunterricht** nach einer Reihe von Normalwörtern.

Der Schreibleseunterricht geht von dem Grundsatze aus, daß es wichtiger ist, vom ersten Anfang an das Schreiben zu lehren. Da man aber die Einübung eines doppelten Alphabets zu schwierig für den jungen Anfänger hält, so übt man zuerst nur das Lesen und Schreiben der Schreibschrift. Lüben beginnt seinen Unterricht mit den Wörtern ei, ein, nein, mein, sein, d. h. mit denjenigen Wörtern, die für das Schreiben mit kleinen deutschen Buchstaben die wenigsten Schwierigkeiten bieten, und lehrt, allmählich immer mehr Buchstaben hinzufügend, zuletzt das ganze Schreibalphabet, erst kleine und dann große Buchstaben. Wenn der Schüler am Schreibalphabet lesen gelernt hat, so wird eine Tabelle des Alphabets aufgestellt, in der dem Schüler neben jedem geschriebenen Buchstaben der entsprechende Buchstabe des gedruckten Alphabets vorgeführt wird. Hierauf beginnt sogleich das Satzlesen der Druckschrift.

Diese Methode ist bei Lüben vortrefflich durchgeführt, trotzdem kann ich mich nicht mit ihr einverstanden erklären, da hier ein meiner Ansicht

nach unnützer Kompromiß zwischen der durch das Schreiben und der durch das Lesen bedingten Reihenfolge der Buchstaben nötig ist. Dies sehen wir schon bei den ersten in Lübens Lesefibel erörterten Wörtern. Der erste hier aufgeführte Vokal ist ein Diphthong ei, der gleichsam als aus den Vokalen e und i bestehend, aufgefaßt wird. Es muß unbedingt auf die Schüler verwirrend wirken, wenn man vom ersten Worte an von einer eigentlich nicht phonetischen Schreibweise ausgeht, da e und i niemals ei, d. h. Æi gibt. Wer sich davon in der Praxis überzeugen will, der höre nur Ausländer die Worte ei, ein, mein lesen. Ebenso ist meiner Meinung nach die Einführung des *s*, das sowohl *s* wie auch *z* gelesen wird (vergleiche sein und später ist), hier viel zu früh. Was Lüben veranlaßt, mit diesen Buchstaben zu beginnnen, ist eben ganz allein die Form der Schreibschrift. Ein genaueres Eingehen auf die Fehler der Methode Lübens muß ich hier unterlassen, da dies rein pädagogische Erörterungen wären, die nicht hierher gehören.

Für die Methode der Normalwörter liegt mir nur die Fibel von Böhme vor. Sie hat sich die Aufgabe gestellt, den ganzen Elementarunterricht um den Lese- und Schreibunterricht zu konzentrieren und zwar in der Weise, daß man eine Reihe von Bildern vorführt, die beim Anschauungsunterrichte besprochen werden, deren Namen man darauf in ihre Laute zerlegt, dabei die einzelnen Buchstaben der Druck- und Schreibschrift kennen lehrt, lesend und schreibend einübt oder lesen und schreiben lehrt. Darauf werden die betreffenden Gegenstände gezeichnet, Lieder und Rätsel gelernt und sogar gesungen.

Ich will hier die Frage durchaus nicht erörtern, ob eine solche Konzentration speziell für den Unterricht überhaupt vorteilhaft ist, denn dies würde uns auf ein ganz anderes Gebiet führen. Wir haben hier unsere Aufmerksamkeit nur darauf zu richten, ob diese Konzentration nicht den Leseunterricht beeinträchtigt, dessen Gang wir hier ganz allein ins Auge zu fassen haben; und dies findet meiner Ansicht nach hier noch in viel grösserem Maße statt, als bei dem Unterrichte nach der Schreiblesemethode. Der Verfasser des methodischen Lesebuches hat hier bei dem Gang des Leseunterrichtes nicht nur ein Kompromiß zwischen der Reihenfolge der Buchstaben der Schreib- und Druckschrift herzustellen, die ja gleichzeitig gelehrt werden sollen, er muß auch noch die Reihenfolge der Gegenstände und Bilder in Betracht ziehen, damit der Gang des Anschauungsunterrichtes auch ein naturgemäßer sei; kurz er muß eine solche Fülle von Rücksichten nehmen, daß er im Gange des Leseunterrichtes durch für das Lesen unbedingt gleichgültiges in jeder Beziehung eingeengt ist. Dies beweist uns sehr klar die Böhmesche Lesefibel. Die ersten drei Normalwörter derselben sind Ei, Hut, Maus. Für das Wort Ei gilt das schon bei Gelegenheit der Fibel von Lüben gesagte. Das zweite Wort bietet den Hauchlaut, der gewiß im ersten Anfang durchaus unpassend ist, und einen Explosivlaut, der nicht leicht ohne Vokal gesprochen werden kann. Das dritte Wort bietet abermals einen Diphthong, der schwer zerlegt werden kann, da a und u nicht au, d. h. Äu gibt, und außerdem noch ein Schluss- s, das auch fürs erste nicht

gut verwendbar ist, so daß von allen hier aufgeführten Lauten allein *m* für den Anfangsunterricht im Lesen passend ist.

Ich halte es für das erste **Erfordernis eines guten Leseunterrichtes**, daß er durch keine anderen Rücksichten eingeengt werde. Der Lehrer hat unbedingt folgendes zu berücksichtigen:

1. Der **Begriff des Lautes** ist aus **Zerlegung** eines dem Kinde bekannten Sprachstoffs zu gewinnen, und zwar sind dabei solche Wörter zu zerlegen, in denen jeder Laut mit Stimmton gesprochen werden muß. Von Konsonanten können somit in den ersten Lesestunden nur stimmhafte auftreten. Außerdem ist es besonders wichtig, zuerst solche Konsonanten auszuwählen, bei deren Hervorbringung das Kind leicht die Thätigkeit von Teilen des Sprachorganes, der Lippen und Zungenspitze, beobachten kann. Werden diese Bedingungen erfüllt, so macht die Zerlegung keinerlei Schwierigkeit und das Kind erhält von Anfang an einen richtigen Begriff von den Lauten, die es vor sich bilden sieht und selbst zu bilden im stande ist.

2. Es empfiehlt sich, die zuerst gewonnenen Laute verschiedenartig zu **benennen:** a) nach der Zahl ihrer Stelle im analysierten Worte, b) nach der Thätigkeit des Organs; ist dies geschehen, so kann man leicht das Kind durch Worte veranlassen, den einen oder anderen Laut hervorzubringen und dies ist als Vorübung durchaus nötig.

3. Erst nach allen diesen Vorübungen darf der Lehrer die **Lautzeichen** einführen. Er kann hier zuerst verschiedene Zeichen anwenden. Zeichen mit der Hand, Farben[1] u. s. w. und erst zuletzt den **Buchstaben.** Haupterfordernis ist langsames Fortschreiten, damit das Kind ein richtiges Verständnis von dem Verhältnisse zwischen Laut und Buchstaben erhält. Nach Einführung der Buchstaben tritt Zerlegen und **Zusammensetzen** von Wörtern in der Schriftsprache und gesprochenen Sprache ein, damit sich die **Buchstaben- und Lautreihen fester associieren** können.

4. Solange die Silben aus Lauten gebildet werden, darf der Lehrer nur solches Sprachmaterial vorführen, in welchem Laut und Buchstabe sich vollkommen entsprechen und die Laute bei der Zusammensetzung nicht erheblich modifiziert werden. Es sind also hier sogar Wörter, wie **ach und ich** zu vermeiden und einer späteren Einübung zu überlassen. Nur solche Wörter sind für den Anfang zu wählen, bei denen die **Schreibweise phonetisch** richtig ist.

5. Bei allen Lautkomplexen, die in der Schriftsprache nicht genau phonetisch wiedergegeben werden, ist ein **Silbenlesen ohne Zerlegung in die Laute** einzuführen, und empfiehlt es sich, teilweise gleichmäßig schallende und geschriebene Silben in verschiedenen Wörtern zusammenzustellen, um auf diese Weise die Association des Laut- und Buchstabenkomplexes zu erleichtern, wie Dach, Bach, Fach, flach u. s. w., lieb, trieb, rieb u. s. w. Hierbei ist aber der Lernende von Anfang an auf die Abweichung der Schrift

[1] Statt Farben würde ich zusammensetzbare gerade und halbkreisförmige Stäbchen vorziehen. wie ich sie im meiner PHONET. I. 206. Anm. 7 angedeutet. D. Her.

von der gesprochenen Sprache aufmerksam machen, denn so wird am sichersten die Orthographie eingeprägt.

6. Das Buchstaben- und Silbenlesen ist nur als Vorüburg zu betrachten. Das eigentliche Lesen beginnt erst beim **Wortlesen.** Darum muß das Wortlesen eingehend betrieben werden. Es sind auf dieser Stufe die Worte als Komplexe einzuüben. Am besten ist das zu errreichen, wenn man beim Wortlesen keinerlei lautes Zerlegen in die Laute mehr gestattet. Man lasse im Anfang nach jedem Worte eine Pause machen, damit der Schüler Zeit hat, das Wortzeichen aufzufassen und fordere ein Aussprechen des ganzen, ungeteilten Wortes.

Somit zerfällt der Leseunterricht offenbar in **drei Stufen:** 1. die Stufe **der Lautzusammenfügung**, 2. die Stufe **des Silbenlesens,** 3. die Stufe **des Wortlesens.** Ich will hier nicht gesagt haben, daß auf der ersten Stufe nicht auch das Wortlesen geübt werde, ich meine nur, auf der ersten Stufe gelangt der Lesende mit Hilfe der Lautzusammenfügung zur Silbe und mit Hülfe der Silbenzusammenfügung zum Worte; man lernt also z. B. *l* + *ō* = *lō*, *v* + *è* = *vè*, also *lō* + *vè* = *lṓvè*. Auf der zweiten Stufe hingegen gelangt man mit Hilfe der Silbenzusammenfügung zum Worte, z. B. Nach + richt = Nachricht.

Jede dieser Stufen muß für jede Sprache ihren eigenen, dem Wesen der Sprache entsprechenden, durch die Phonetik und Orthographie der betreffenden Sprache bedingten Lehrgang haben, aber diesen Lehrgang kann der Lehrer nur dann ausarbeiten und durchführen, wenn er selbst einen klaren Begriff von der phonetischen Beschaffenheit seiner Sprache hat, und wenn er die Abweichungen der Schrift von der gesprochenen Sprache aufs genaueste kennt. Ich halte es daher für ein unbedingtes Erfordernis, daß in allen Lehrerseminarien beim Sprachunterricht der Muttersprache in den zukünftigen Lehrern ein klares **Verständnis für die Lautphysiologie,** die Lautlehre und ihr Verhältnis zur Orthographie erweckt werde. Nur der kann lesen lehren, der die Ursache der Schwierigkeiten, die sich dem Lesenlernen entgegenstellen, kennt. Dieses richtige Lesenlernen ist aber vor allem auch deshalb wichtig, weil es die Grundlage zur **Rechtschreibung** und zum Unterricht der Muttersprache überhaupt ist. Wenn das Lesen richtig erlernt wurde, so schließt es die Rechtschreibung schon in sich. Das richtige Lesenlernen ist der Schlüssel zum richtigen Erlernen der Schriftsprache überhaupt, die ja die Aufgabe hat, das Kind von der mehr oder weniger ausgebildeten Dialektsprache auf den Kulturstandpunkt der Nation zu erheben. Deshalb ist es auch ein Haupterfordernis, daß der Lehrer klar wisse, welche Dialektnüancen die Sprache seiner Schüler von der Litteratursprache scheidet, und welche Kluft zwischen der geschriebenen und gesprochenen Litteratursprache liegt.

Man rufe sich nur die drei **Hauptregeln** der Rechtschreibung Heyses ins Gedächtnis:

1. Schreibe, wie du richtig sprichst und buchstabierst, keinen Laut mehr oder weniger.

2. Entscheidet die richtige Aussprache nicht hinreichend, so schreibe, wie es die nächste Abstammung des Wortes verlangt.

3. Wenn aber die Aussprache und Abstammung nicht hinreichen, dann richte dich nach dem herrschenden Gebrauche.

Aus diesen Regeln wird man erkennen, was für ein Verständnis für das Verhältnis zwischen Laut und Schrift noch vor wenigen Jahrzehnten bei den Führern des Sprachunterrichtes war. Denn wie soll der Schüler aus seinem Sprechen die richtige Schreibung erkennen, da ihm ja die hochdeutsche Litteratursprache größtenteils mit Hilfe der geschriebenen Schriftsprache gelehrt wird, und die erste Regel unbedingt heißen müßte: 'Erlerne die Schriftsprache und bemühe dich, so zu sprechen, wie unsere Schriftsprache dir vorschreibt.' Auch den Kindern gebildeter Eltern, die in Berlin oder Stuttgart geboren sind, muß oft erst mit Hilfe der Schrift beigebracht werden, anstatt nich oder nit — nicht zu sagen, weil man eben nicht schreibt; ebenso wie der Engländer nur mit Hilfe der Schrift erlernt, die unbetonten Vokale zu unterscheiden und der gebildete Franzose nur nach Einübung der Schrift im stande ist, richtig die stummen Endkonsonanten herüberzuziehen. Die Einwirkung der geschriebenen Schriftsprache auf unsere gesprochene Sprache ist viel größer als wir gewöhnlich annehmen. Der Gebildete selbst ist nicht im stande zu unterscheiden, ob er anders spricht als er schreibt. Man versuche nur einmal einen Gebildeten, der nie darüber nachgedacht hat, zu überzeugen, daß man nach b die Endung en wie m spreche, also *libm* statt lieben sagt, und er wird einem kurz antworten, das seien Grillen der Gelehrten, die nicht wissen, womit sie ihre Zeit ausfüllen sollen (ich spreche hier aus Erfahrung); ebensowenig läßt er sich überzeugen, daß er er in: Sonne, falle, komme einfache Konsonanten mit vorhergehendem kurzem Vokale spricht.

Die Schriftsprache ist eben eine willkürliche Übertragung, die sich im Laufe der Zeit zu dem entwickelt hat, was sie jetzt ist, und muß daher als etwas selbstständiges erlernt werden. Die Lautiermethode ist aber nur das Hilfsmittel, um die Prinzipien der Schriftsprache zu verstehen.

Um nun dem Leser ein klareres Bild zu geben, wie ich mir den Leseunterricht denke, will ich hier in Kürze darlegen, wie der Leseunterricht in der bei unserer tatarischen Lehrerschule bestehenden Volksschule von einem sehr tüchtigen jungen Lehrer Herrn Salichow (einem Tataren aus der Stadt Kasan) erteilt wird, und wie ihn die im vorigen Sommer hier versammelte Lehrerkonferenz als Programm für den Leseunterricht in den tatarischen Volksschulen überhaupt als nutzenbringend anerkannt hat. Ich schildere hier den **Unterricht des Lesens der russischen Schriftsprache**, um dem Leser etwas von mir wirklich beobachtetes vorzuführen.

1. Stufe: Mechanik der Lautzerlegung und -zusammenfügung.

Der Leseunterricht beginnt mit der Analyse eines zweisilbigen Wortes. Auslaut jeder dieser Silben ist *a*; die die Silben anlautenden Konsonanten hingegen sind sonore, *l*, *m*, *n*, *r*, und zwar am besten Lippen-, oder Zungenspitzenlaute, z. B. das Wort ма́ма (*mámă* = Mama). Der Lehrer spricht das Wort so aus, daß jeder einzelne Laut eine Weile schallt, also *m¯a¯m¯a¯*. Dann läßt er es ebenso von den Kindern sprechen. Hierauf fragt er: 'Was habe ich zuerst mit meinen

Lippen gemacht?' — Antwort der Kinder: "Sie aufeinander gedrückt." — 'Was habe ich darauf gethan?' — "Die Lippen weit geöffnet." — 'Und darauf?' — "Wieder geschlossen." — 'Und dann?' — "Abermals weit geöffnet." — 'Wieviel Bewegungen habe ich mit den Lippen gemacht?' — "Vier." — 'Wiederhole diese Bewegungen. Mache es ebenso wie ich.' — 'Wenn ich die Lippen schließe, was für einen Laut spreche ich dann aus?' — "*m*¯." — 'Wenn ich sie öffne?' — "*a*¯." — 'Wenn ich sie wieder schließe?' — "*m*¯." — 'Und wenn ich sie abermals öffne?' — "*a*¯." — 'Wieviel Laute habe ich also hervorgebracht?' — "Vier." — 'Welches war der erste Laut?' — "*m*¯." — 'Der zweite?' — "*a*¯." — 'Der dritte?' — "*m*¯." — 'Der vierte?' — "*a*¯." — 'Wie oft kommt jeder Laut vor?' — "Zweimal." — 'Der wievielte Laut war der Laut *m*¯?' — "Der erste und der dritte." — 'Der wievielte der Laut *a*¯?' — "Der zweite und der vierte." — 'Sprich den ersten Laut!' — 'Den zweiten!' — 'Den dritten!' — 'Den vierten!' — 'Sprich den ersten Laut und schnell darauf den zweiten!' — 'Was hat er gesprochen?' "*m*¯*a*¯." — 'Thu dasselbe!' — 'Wieviele Laute hast du gesprochen?' — "Zwei." — 'Was hast du zuerst mit den Lippen gemacht?' — 'Was dann?' — Diese Übungen werden so lange fortgesetzt, bis alle Schüler mit Leichtigkeit das Wort мáма zerlegen und zusammenfügen können.

Übergang zu den Buchstaben: 'Ich bin vom Sprechen müde geworden und werde euch daher ein Zeichen mit den **Fingern** geben, ob ihr den ersten oder den zweiten dieser Laute sprechen sollt. Hebe ich den Daumen in die Höhe, so sprechet *m*¯! Hebe ich den Zeigefinger in die Höhe, so sprechet *a*¯! Also . . .' — Auf diese Weise wird die vorher ausgeführte Übung wiederholt und das Ganze geübt, bis die Kinder durch schnelles Aufheben der Finger dazu gebracht sind, das Wort мáма richtig zu bilden und auszusprechen. Jetzt nimmt der Lehrer zwei Kartonstücke, auf denen die **Buchstaben** м und a aufgeklebt sind. 'Auf diesen Papieren befinden sich zwei verschiedene Zeichen; das Zeichen м bedeutet den Laut *m*¯, das Zeichen a den Laut *a*¯. Wenn ich euch das eine der Zeichen zeige, so sprecht auch den betreffenden Laut!' — Es geschieht und wird so lange geübt, bis die Kinder beim Zeigen des Buchstabens, ohne sich zu besinnen, den Laut aussprechen. Jetzt nimmt der Lehrer zwei м und zwei a und stellt an der Tafel zuerst jeden Buchstaben einzeln auf, м a м a; dann ordnet er sie als ма ма und zuletzt als мама, und übt das Lesen je nach diesen Aufstellungen. Dann nimmt er den letzten Buchstaben fort und läßt lesen: мам-, dann den vorletzten: ма-, den drittletzten: м. Jetzt fügt er a hinzu: ма-, м hinzu: мам-, noch a: мáма. Jetzt nimmt er den ersten Buchstaben fort: ама, den zweiten u.s.w. In dieser Weise wird das Wort geübt, bis jedes Kind das zusammengefügte Wort ohne Schwierigkeit zerlegen und lesen kann. Hierauf geht der Lehrer zu anderen Wörtern über, die ganz dieselbe Struktur haben, in denen aber jedesmal ein sonorer Konsonant durch einen anderen ersetzt wird. H. Salichoff wendet gewöhnlich folgende Reihenfolge an páма (*ráma* der Fensterrahmen), páнa (*rána* die Wunde), мaлá (*malá* sie ist klein). Hierauf werden die sonoren Konsonanten durch Spiranten ersetzt. cáма (*samá* sie selbst), Саша (*sáşa* Schmeichelwort für Alexander), вáша (*váşa* ihre), cáжa (*sáẓa* der Ruß), вáза (*váza* die Vase), ма-xá-ла (*mayála* sie hat gefächelt) u. a. m.

Erst nachdem die Schüler vollkommen die Mechanik der Lautzusammenfügung verstanden haben, geht der Lehrer zu den Explosivlauten über und führt Wörter auf, die einen Explosivlaut enthalten, wie каша (*kaşa* Brei), ferner г *(g)*, т *(t)*, д *(d)*, б *(b)*, dann die zusammengesetzten Konsonanten ч *(tş)*, ц *(ts)*, щ *(ştş)*. Wenn in dieser Weise alle Konsonanten mit aufgeklebten Buchstaben eingeübt sind, geht der Lehrer zur Fibel über und läßt zur Wiederholung alle diese Wörter in der Fibel lesen. Erst jetzt werden die übrigen Vokale eingeführt und zwar nur die sogenannten 'harten' Vokale, d. h. diejenigen, vor welche nicht palatalisierte Konsonanten treten und zwar in folgender Reihenfolge: o, y (*u*), ы (*ɤ*, genauer *ɤ*˃ oder *ɛ*˯; vgl. diese ZTSCHR. I. Heft Tab. III. 13ª u. S. 178, 183) э (*æ*). Alle diese Lautverbindungen kommen in der Lesefibel in Wörtern vor, die aus offenen Silben bestehen. Da die offene Silbe sich am meisten zur Einübung der Lautmechanik eignet. Erst am Ende dieser Stufe des Leseunterrichts treten Silben auf,die allein aus Vokalen bestehen.

2. Stufe: Das Silbenlesen.

a) Wiederholung des Sprachmaterials der ersten Stufe mit Vermeidung der Zerlegung der Silbe in ihre Laute.

b) Das Lesen der Silben mit sogenannten 'weichen' Vokalen, d. h. mit Vokalen, die die Palatalisierung der vorhergehenden Konsonanten anzeigen.[1]

Um den Schülern diese silbenartige Schreibweise zu veranschaulichen, führt der Lehrer zwei ähnlich klingende Wörter vor, die mit einem nichtpalatalisierten und palatalen l endigen, da bei diesen Lauten die verschiedene Aussprache besonders deutlich hervortritt. Z. B. die Wörter полъ (*poł* Fußboden) und соль (*sol*ᵢ Salz). Darauf macht er die Schüler auf die verschiedene Aussprache des l-Lautes aufmerksam. Das eine l nennt er 'hart' (твердый) und bezeichnet es durch л, das zweite aber (мягкій) 'weich' und bezeichnet es durch л'. Nachdem er noch einige andere derartige Wörter zusammengestellt hat, läßt er alle Konsonanten 'hart' und 'weich' aussprechen und stellt die Buchstabenpaare р und р' (*r* und *r*ᵢ), м und м' (*m* und *m*ᵢ), н und н' (*n* und *n*ᵢ), п und п' (*p* und *p*ᵢ), с und с' (*s* und *s*ᵢ) u. s. w. zusammen. Nun geht er zum Silbenlesen dieser Konsonanten durch Hinzufügen des Vokals a über. Er bildet also па und п'а (*pa* und *p*ᵢ*a*), та und т'а (*ta* und *t*ᵢ*a*), ла und л'а (*ła* und *l*ᵢ*a*) u. s. w. Jetzt erst macht der Lehrer die Schüler darauf aufmerksam, daß je die zweiten Silben in der russischen Schriftsprache nicht in

[1] Um dieses Lesen verständlich zu machen, muß ich hier die Erklärung einer Eigentümlichkeit der russischen Rechtschreibung vorausschicken. In der russischen Sprache kann jeder Konsonant in doppelter Weise ausgesprochen werden, entweder ohne palatale Affektion oder **palatalisiert**, d. h. mit Flachannäherung der Zunge an den vorderen Gaumen. (Vgl. diese ZTSCHR. S. 160 und Tab. IV. 12a.) Diese doppelte Aussprache der Konsonanten wird nun im Anlaute der Silbe durch den nachfolgenden Vokal bezeichnet, im Auslaute durch Hinzufügung eines sogenannten weichen Zeichens. Z. B. im Worte пять 'fünf' ist der Anlaut ein palatalisiertes *p* (ich will dies durch *p*ᵢ bezeichnen), weil das Vokalzeichen я stets die Palatalisation des vorhergehenden Vokals anzeigt; das т (*t*) ist aber auch palatalisiert zu sprechen, da hinter demselben das 'weiche' Zeichen ь steht. Daher ist пять = *p*ᵢ*at*ᵢ zu lesen. Die 'weichen' oder palatalisierenden Vokale sind я (*a*), ю (*ju*) und die Vokale e, и (*i*) und ѣ (*jat*ᵢ genannt).

dieser Weise geschrieben werden, sondern daß man an Stelle des Zeichens über den Konsonanten ein anderes Zeichen für a hinter den Konsonanten setzt, nämlich я, welches er (смягчающій) 'erweichendes a' nennt. 'Man schreibt also пя statt п'а, тя statt т'а, дя statt д'а. Wie ist nun пя, тя, ся u. s. w. zu lesen?' Dann läßt der Lehrer abwechselnd па und пя u. s. w. lesen. Wenn der Lehrer sich überzeugt hat, daß die Kinder diese Silben gut unterscheiden können, geht er abermals zur Fibel über und liest nun Wörter, in denen das Vokalzeichen я im Silbenauslaute auftritt.

Erst nachdem das Lesen mit я gut eingeübt ist, geht man zu denselben Übungen mit ю (*ju*) über; und liest zuletzt Silben mit den Vokalen е, и und ѣ.

c) Das Lesen der Vokalzeichen я (*ja*), ю (*ju*), е (*je*), и (*ji*), ѣ (*je*) im Anlaute von Silben, im Anfange der Wörter und nach vokalisch auslautenden Silben. я́-го-да (*já-go-da*), прі-ѣ-ду (*pr*ᵢ*i-jé-du*).

d) das Lesen von geschlossenen Silben, deren Auslaut ein sonorer Konsonant oder ein stimmloser Explosivlaut oder eine stimmlose Spirante, und zwar in Wörtern, in denen die letzte Silbe eine offene ist; wie ви́л-ка (*w*ᵢ*il-ka* die Gabel), роп-чу́ (*rŏp-tşú* ich murre) u. s. w.

e) das Lesen ebensolcher Silben, in denen aber der Auslaut ein stimmhafter Konsonant ist: a) vor stimmhaften und sonoren Konsonanten, in denen sie mit Stimme gesprochen werden, z. B. легла (*l*ᵢ*eg-ła*). 2) vor stimmlosen Konsonanten, wo sie tonlos gesprochen werden, куб-ка (*kŭpka*).

f) das Lesen von mit Konsonanten auslautenden Wörtern, in denen den Regeln der russischen Orthographie nach, wenn der Auslaut ein 'harter' Konsonant ist, das 'harte' Zeichen (ъ) gesetzt werden muß, wenn der Auslaut aber ein 'weicher' (palatalisierter) ist, hingegen das 'weiche' (ь), z. B. столъ *stoł*, рогъ (*rok*), годъ (*got*), aber пыль (*pyl*ᵢ), Каза́нь (*kazán*ᵢ) etc.

g) die Anwendung 'weicher' Zeichen im Inlaute, z. B. вьюкъ (*wjūk*).

Die hier aufgeführten Unterabteilungen der zweiten Stufe konnten den Gang des Silbenlesens nur in ganz allgemeinen Zügen schildern, da sie nur die eigentümliche graphische Seite der russischen Rechtschreibung behandelt haben. Ein genaueres Eingehen auf die Wortreihen jeder Stufe würde mich natürlich viel zu weit führen und beim Leser kein Interesse finden, da sie nur dem verständlich sein könnten, der mit der Phonetik der russischen Sprache und der russischen Rechtschreibung genau bekannt ist. Die Aufgabe dieser meiner Auseinandersetzung ist aber nicht, die Kenntnis der russischen Sprache zu verbreiten und letztere zu behandeln, sondern zu zeigen, inwiefern es sprachwissenschaftliche Gesichtspunkte sein müssen, von denen aus die Reihenfolge der Leseübungen anzuordnen ist, und daß der Lehrer daher vor allen die hierzu nötigen Kenntnisse mitbringen muß, wenn der Unterricht ein wahrhaft fruchtbringender sein soll.

3. Stufe des Wortlesens.

Ich kann noch viel weniger auf die Einzelnheiten des Leseunterrichts der dritten Stufe eingehen, da dann ein Eingehen auf die Grammatik der russischen Sprache nötig wäre. Ich will hier nur erwähnen, daß bei dem Wortlesen in unseren Schulen weniger auf die graphische Seite Rücksicht

genommen wird, diese ist ja auf der zweiten Stufe eingeübt worden, sondern hauptsächlich auf den Wortaccent, der im Russischen große Schwierigkeiten bietet, und auf den grammatischen Bau. Es kommt hier darauf an, die **Wortreihen** nach gewissen grammatischen Typen, analogen Zusammensetzungen und nach analoger Formenbildung und Accentuierung zu ordnen. Hier auch nur eine Andeutung dieser Wortreihen zu geben, halte ich für unnütz, um so mehr da die deutschen Fibeln ins gesamt sehr viel mehr brauchbares Material für den deutschen Leseunterricht geben als die russischen Fibeln, und als es uns in der kurzen Zeit des Bestehens unserer Schule zu sammeln möglich war. Sind die oben angedeuteten Wortreihen soweit eingeübt, daß der lesende Schüler im stande ist, schnell einen Überblick über die Wörter zu gewinnen, so beginnt das **Satzlesen.** Dabei wird jedesmal, wo sich hier Schwierigkeiten im Lesen von Wörtern zeigen, auf die Wortreihen zurückgegriffen und das Lesen analoger Bildungen eingeübt. — Das Zusammenstellen von Wortreihen ist der am wenigsten ausgearbeitete Teil unseres Leseunterrichts, dies ist auch verständlich, da zur Vervollkommnung dieser Wortreihen eine langjährige Erfahrung nötig ist. — Alle deutschen Fibeln, die ich in Händen gehabt habe, sind weit von dem entfernt, was ich für das Ideal dieser Wortreihen halte. Die Verfasser dieser Fibeln entbehren, wie man auf den ersten Blick sieht, einer tieferen Kenntnis der Sprache und eines wahren grammatischen Verständnisses; es würde verdienstlich sein, wenn Männer der Wissenschaft den Praktikern hier ihre Hilfe bieten möchten, denn der pädagogische Takt und die Erfahrung des Lehrers sind nicht ausreichend, richtige Gesichtspunkte in der Anwendung des Sprachmaterials aufzustellen und durchzuführen.[1]

Ehe ich diese meine Betrachtungen schließe, will ich noch einen Punkt berühren, den ich bisher unbeachtet gelassen habe, da er eigentlich nicht den Leseunterricht betrifft; das ist die Frage: inwiefern muß der Leseunterricht zugleich mit dem **Schreibunterricht** in Verbindung gebracht werden. Die meisten Pädagogen sind der Ansicht, daß Lesen und Schreiben zusammengelehrt werden muß, da die Analyse der Wörter beim Leseunterricht naturgemäß die entsprechende Synthese im Schreibeunterricht findet. Ich habe mich schon früher dahin geäußert, daß die Reihenfolge der Buchstaben für das Lesen naturgemäß eine andere sein müsse, als die Reihenfolge der Buchstaben für das Schreiben, da für das erstere die Leichtigkeit der akustischen und genetischen Unterscheidungen, für das letztere die leichtere Form des zu schreibenden Buchstabens entscheidend sei. Es müsse somit beim Schreibleseunterricht ein Kompromiß zwischen der Reihenfolge des Schreibens und der des Lesens stattfinden und dieser Kompromiß sei mehr hindernd für den Leseunterricht als die Vereinigung nutzenbringend sei. So hat meiner Ansicht nach der Leseunterricht unbedingt mit dem Vokale *a* zu beginnen, weil beim Hervorbringen dieses Lautes der Mund am weitesten geöffnet wird und der Unterschied zwischen den Mundöffnern und Mundschließern bei diesem Vokale

[1] Nachahmenswert ist das Beispiel von unserm verehrten Mitarbeiter, Prof. MARCH, welcher es nicht für zu gering erachtet hat, selber ein ABC-BOOK nach phonetischen Grundsätzen zu schreiben.

anschaulich hervortritt; beim Schreibeunterricht des Deutschen muß hingegen von Vokalen mit e und i begonnen werden, oder mit dem Diphthongen ei, d. h. mit Vokalen, die für den Leseunterricht durchaus nicht als Ausgangspunkte gelten können.[2] Aus diesem Grunde haben wir in unseren Schulen die Verbindung zwischen dem Lese- und dem Schreibeunterricht nicht eingeführt, sondern lassen zuerst den Unterricht des Lesens und Schreibens in vollkommen getrennten Stunden beginnen. Der Leseunterricht wird so geführt, wie ich ihn im obigen geschildert habe und zwar in der Weise, daß die Synthese der Buchstaben mit Hilfe der aufgeklebten Druckbuchstaben geschieht. Der Schreibunterricht ist von Anfang an Unterricht im methodischen Schönschreiben, der ein sehr allmähliches Fortschreiten in Ausführung neuer Formen bedingt und ein bei weitem langsameres Fortschreiten als der Leseunterricht erlaubt. Während der Leseunterricht sich zuerst mit Lautzerlegung und Lautzusammenfügung beschäftigt, wird beim Schreibunterricht die Vorübung durch Ausführen von horizontalen und geneigten Strichen, Haar- und Grundstrichen, Ovalen, Halbovalen, Schleifen, Schlingen u. s. w. eingeübt und dann aus diesen Buchstabenelementen der Buchstabe zusammengesetzt, genau in der Ordnung, wie es die Kalligraphie erfordert. Sobald der Schreibbuchstabe eingeübt ist, wird er mit dem entsprechenden Buchstaben der Druckschrift verglichen und associiert. Aus diesen Schreibbuchstaben werden nun ebenso Silben zusammengesetzt wie aus den Druckbuchstaben. Dann werden die entsprechenden Silben der Druckschrift aus aufgeklebten Buchstaben an der Tafel zusammengestellt und Druck- und Schreibschrift gleichmäßig geübt. Von dieser Zeit an wird jede Silbe, die in der Druckschrift eingeübt wird, auch in der Schreibschrift wiedergegeben, sofern diese Buchstaben hier schon eingeübt sind. Wenn auf der zweiten Stufe, dem Silbenlesen, die 'weichen' Vokale (vergl. oben ad 2, b) durchgenommen sind, muß der Schreibunterricht so weit fortgeschritten sein, daß nun der Schüler jede neue Leseübung auch schriftlich wiedergeben kann. Dann ist jede Schreibestunde zugleich auch Wiederholung der Lesestunde, indem die Schüler, wenn der Lehrer die Lesestunde beendigt hat, und mit einer andern Abteilung der Schule sich beschäftigt, die Lektion des Leseunterrichts kalligraphisch niederschreiben müssen. Diese Methode hat sich besonders darum bewährt, weil bei ihrer Anwendung das Wortzeichen den Schülern sich aufs leichteste einprägt. Eine solche Methode ist besonders wichtig in Volksschulen, wo der Lehrer wenigstens drei Abteilungen (Klassen) von Schülern in einem Zimmer zu unterrichten hat. Diese Verbindung des Lese- und Schreibunterrichts ist auf der dritten Stufe des Leseunterrichts beim Wortlesen zugleich das sicherste Mittel zur Förderung der Rechtschreibung und wir können den Lehrern nicht genug den Ausspruch BORMANNS (DER ORTHOGRAPHISCHE UNTERRICHT. BERLIN, 1846) empfehlen: 'Jedes

---

[2] Um diese Schwierigkeit beim Schreibleseunterricht zu vermeiden, empfahl ich in meiner PHON. I. 128: 'Man lasse dann das Kind zunächst nur eine Form der Buchstaben schreiben [oder, wenn man will, malen; jeder weiß, wie gern die Kleinen von Hause aus malen], welche sich aus nur zwei Elementen, Strich | und Halbkreis ⊃ aufbauen läßt.' Das zunächst für sich geübte methodische Schreiben kann sich später anschließen. D. Her.

Wort hat in der Schriftsprache [wir fügen hinzu: sowohl der gedruckten wie auch der geschriebenen Schrift] seine eigentümliche Physiognomie und es ist nun die Aufgabe des Rechtschreibeunterrichts [Lese-, Schreibe- und Rechtschreibeunterrichts], dem Kinde dazu zu verhelfen, daß es sich diese Physiognomien der Wörter scharf und sicher einpräge, welches allein durch Vermittelung des Auges [und der Hand] geschehen kann.'

Die künstliche, ich möchte sagen: gekünstelte Konzentrierung des Elementarunterrichts, wie ihn die Schreiblesemethode nach Normalwörtern (z. B. bei Böhme) bietet, halte ich durchaus für fehlerhaft; ein tüchtiger Lehrer kann diesen konzentrierten Unterricht mit großer Gewandtheit erteilen und ausgezeichnete Erfolge erzielen, ob man aber der Methode diese Erfolge verdankt oder der Tüchtigkeit des Lehrers, ist nicht nachweisbar. In der Hand eines mittelmäßigen Lehrers (davon habe ich mich selbst in Deutschland zu überzeugen Gelegenheit gehabt) verdirbt sie den ganzen Unterricht, denn es artet hier der Unterricht leicht in eine schablonenmäßige Routine aus. Der Lehrer faßt die Konzentration leicht als Hauptsache auf und verwirrt die Methode der einzelnen Disziplinen. Meiner Ansicht nach muß es dem Lehrer vollkommen überlassen bleiben, wie er die einzelnen Disziplinen verbindet. Er muß sich klar sein, in welcher Weise er jeden Gegenstand zu behandeln hat, welches die wichtigen Momente zur Erweiterung wirklicher Kenntnisse sind; d. h. er muß, z. B. um das Lesen richtig zu lehren, das wahre Verständnis für das Verhältnis zwischen Sprache und Schrift haben und die Schwierigkeiten, die der Erlernung des Lesens sich entgegenstellen, und außerdem die Forderungen der Methode der Disziplinen kennen, dann muß er die Disziplinen mit einander in Verbindung bringen, wie sein Talent und seine Einsicht ihm das gestatten. Jede Methode fordert ein vollkommenes Verständnis des Lehrers, und der letztere kann nur nach seiner eigenen Methode unterrichten, d. h. nach der Methode, deren Zusammenhang er nach seinen eigenen Grundsätzen selbst geordnet hat. Darum ist es die **Aufgabe jedes Lehrerseminars**, die zukünftigen Lehrer mit denjenigen Kenntnissen zu versehen, die ihnen erlauben, sich später in der Praxis eine eigene Methode zu bilden. Letzteres ist meiner Ansicht nach viel wichtiger, als die angehenden Lehrer auf gewisse Methoden zu dressieren. Zu diesen Kenntnissen rechne ich nun vor allem eine **tüchtige Kenntnis der Sprache im allgemeinen und besonders der Lautphysiologie**, wie ich dies in obigem auseinander gesetzt habe.

KASAN.

W. RADLOFF.

ZUR SPRACHE DER KOMANEN.[1]

Im Jahre 1880 ist endlich die von vielen Turkologen heißersehnte Herausgabe des CODEX COMANICUS erfolgt. Die von KLAPROTH besorgte Ausgabe konnte ihrer Flüchtigkeit und Liederlichkeit wegen in dem Leser kein Vertrauen erwecken und selbst BLAUS Verbesserungen halfen dem Übel nicht ab. Graf KUUN hat die schwierige und mühevolle Aufgabe übernommen, dieses für die Geschichte der Entwickelung der Türksprachen so wichtige Dokument herauszugeben und seine Aufgabe so glänzend ausgeführt, daß wir ihm zum höchsten Danke verpflichtet sind; denn wir können uns auf den jetzt gedruckten Text so gut verlassen, daß wir nur in höchst seltenen Fällen den Originaltext entbehren.

Die Orthographie des Kodex ist überall genau wiedergegeben, überall sind ursprünglicher Text und später vorgenommene Korrekturen verzeichnet, ja wir finden sogar den Wechsel der Handschrift verzeichnet. Das Werk wird außerdem durch eine 104 Seiten umfassende Einleitung des Herausgebers eingeführt und durchgängig von Anmerkungen des Verfassers begleitet, in denen entweder auf dasjenige aufmerksam gemacht wird, was im Abdruck nicht wiedergegeben werden konnte, oder Vergleichungen mit andern Türkdialekten und Konjekturen aufgeführt werden. Die Einleitung und Anmerkungen sind in lateinischer Sprache geschrieben, da der Herr Herausgeber einen größeren Leserkreis wünscht, als Veröffentlichungen in ungarischer Sprache zu bieten vermögen, und da die komanischen und persischen Wörter im Kodex selbst zum größten Teile lateinisch interpretiert werden. Wir müssen dem Verfasser dankbar sein, daß er nicht aus Patriotismus das Werk des größten Teils seiner Leser beraubt hat, wie jetzt leider bei Herausgabe wissenschaftlicher Arbeiten nur zu oft in Ungarn und Finnland geschieht.

Bevor ich zur Untersuchung und Sichtung des Materials der komanischen Sprache übergehe, will ich zuerst das aus der Einleitung hervorheben, was für meinen Zweck wichtig ist.

Die Einleitung des Grafen KUUN zerfällt in neun Kapitel.

Im ersten Kapitel wird eine Geschichte des Kodex geboten. Nach Angabe des berühmten Bibliothekars ZANETTI findet sich der Kodex im Kataloge der Bibliothek der Markuskirche zu VENEDIG folgendermaßen verzeichnet:

Codex DXLIX in 4° chartaceus, foliorum 62 saeculi XIV. Lexicon latinum, persicum et comanicum. Initio legitur MCCCIII die XI. Julii.

[1] Zur Transskription und Terminologie des Vf. vgl. meine Besprechung seiner PHONETIK DER NÖRDL. TÜRKSPRACHEN, 1883, in der Bibliogr. am Schluß dieses Heftes. D. RED.

Zanetti weist außerdem auf Thomasinus hin, der in seinem: Petrarca redivivus (patavii MDCL) erzählt, wie Francesco Petrarca bei seiner Anwesenheit in Venedig im Jahre 1362 seine Bibliothek der Republik Venedig geschenkt habe, in der sich auch der codex comanicus befand.

Im Kodex selbst findet sich der Name Petrarcas nicht, wohl aber ist auf Seite 156 zu lesen: 'iste liber est de Antonio de Finale.' Es finden sich aber auf Seite 127 und 137 einige Fragmente italienischer Poesien, die nach dem Zeugnisse von Kennern in Handschrift und Orthographie mit den Autographien Petrarcas übereinstimmen.

Der Kodex hat schon längst die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich gezogen, denn schon im 17. Jahrhundert erwähnt seiner Leibniz und im 18. Jahrhundert Cornides, der den Kodex im Jahre 1760 gesehen hat.

Das Äußere des codex comanicus beschreibt Graf Kuun folgendermaßen: Der Kodex besteht aus 82 Blättern (164 Seiten), er ist in Leder gebunden und der Einband scheint aus dem vorigen Jahrhundert zu stammen. Der Stempel der Republik Venedig ist auf beiden Deckeln, auf der ersten und letzten Seite des Manuskripts selbst ist der Stempel 'Bibliothèque nationale' zu sehen. Der Kodex wurde nämlich auf Befehl Napoleons mit anderen wichtigen Manuskripten nach Paris gebracht und der Bibliothèque nationale einverleibt. Erst nach einigen Jahrzehnten ist er wiederum der Bibliothek der Markuskirche zurückgegeben worden.

Das zweite Kapitel widmet Graf Kuun der früheren von Klaproth besorgten Ausgabe des Kodex. Man sieht, der Herausgeber ist gegen Klaproth eingenommen und das nimmt auch nicht wunder. Wozu es aber nötig war, erst durch Schotts Autorität Klaproths Autorität zu untergraben und Klaproth vorzuwerfen, er hätte seine Sache besser machen können, wenn er auch nicht das Manuskript in Händen gehabt hätte, wie Blau dies 'solo subsidio conspicuae doctrinae' gethan habe, kann ich nicht begreifen. Für wen sind die fünf Seiten mit Fehlern der Klaprothschen Ausgabe geschrieben? Meiner Ansicht nach hat die Klaprothsche Ausgabe des Kodex nach der Ausgabe des Grafen Kuun jede Bedeutung verloren. Daß die frühere Ausgabe aber seiner Zeit Nutzen geschafft hat, gibt selbst Graf Kuun zu.

Kapitel III behandelt die übrigen Quellen zur Kenntnis der komanischen Sprache: d. h. komanische Wörter, die uns Geschichtsschreiber und Reisende mitteilen. Diese vereinzelten Nachrichten sind aber im Vergleich mit dem reichen Material des Kodex so dürftig, daß sie für die Kenntnis der Sprache ohne jeglichen Wert sind. Wie soll man außerdem hier Wahrheit und Dichtung scheiden, wenn man Untersuchungen darüber liest, daß tarchan eigentlich توارخان (dux pecorum) heißt, ferner, daß kara in karachan vom Dshag. قاره 'Vieh' herrühre und solche Etymologien dadurch bekräftigt werden, daß man hinzufügt: moneo reges antiquissimos Babyloniae item pastores (riu) nominatos fuisse. Nicht von höherem Werte ist die Zusammenstellung gan, chan, han mit dem ost-türkischen sakči (excubitor) durch Vermittlung von صاغين saγyn 'omne animal lactarium', weil ch manchmal aus s entstanden sei. Gestützt wird diese Etymologie auf die irrtümliche Vergleichung Böthlingks zwischen den jakutischen saγynda (zur Zeit) mit sas und jak.

ās, (weiß) mit tatarisch ak, während ersteres doch unbedingt dem türkischen čaq (Zeit) entspricht und letzteres dem altaischen aγas (ganz weiß). Wer glaubt wohl, daß der Name des Komanenfürsten KUTKEN mit dem tatarischen Worte kütüčї 'Hirt' im Zusammenhang stehe. Die Zeiten der Schäferkönige waren im 12. Jahrhundert schon längst vergangen. Daß die Taten und Bazarianer Türken gewesen sind, läßt sich wohl aus den Seite XXXI angeführten zehn Wörtern schließen; ebenso sind dies wohl unzweifelhaft die Bisener und die Uzen; daß ferner versprengte Teile dieser Völkerschaften nach Bosnien und nach der Krim gewandert sind, ist nicht unwahrscheinlich. Für unmöglich halte ich es aber, aus den angeführten Wörtern auf die nahe Verwandtschaft der genannten Stämme auch nur die Andeutung eines Schlusses machen zu wollen. In keinem der angeführten Wörter finde ich das geringste Anzeichen, das einen Dialekt charakterisieren könnte. Wozu die russisch-tatarische Lesefibel WACHAPOFFS auf Seite XXXIV angeführt ist, weiß ich nicht. Wenn sie von dem Besitzer als in nogaischer Sprache verfaßt bezeichnet wurde, so heißt das in Mittelasien nur, ein Buch aus Rußland, denn die Mittelasiaten nennen alle Tataren des östlichen Rußlands 'Nogai'. Wenn BLAU in seiner Abhandlung DER VOLKSSTAMM UND DIE SPRACHE DER COMANEN (ZTSCHR. DER DEUTSCH. MORG. GESELLSCH. XXIX p. 586) sagt: 'Vielmehr würde unsere Auffassung (des echt türkischen Charakters der komanischen Sprache) eine noch weitere Stütze in dem Vorkommen von türkischen Legenden auf den Münzen der Chane der goldenen Horde seit ÖSBEK (710 H. = 1310 St.) finden, wie z. B. bei FRAEHN, REC. 209 ff., 403 ff. قوتلوغ بولسون (qutłuq bolsun) quod felix sit! اون الیی دانکی (onałty däňgi) sedecim dangi یانکی پول (jaňy pul) nova moneta, die der gleichen Mundart angehören, wie das ihm fast gleichzeitige Glossar', so ist dies einfach eine inhaltslose Redensart. Denn die Endung لوغ łuγ kommt im CODEX COMANICUS nirgends vor, sondern immer li, lu. Mit dem Komanischen übereinstimmende Wörter sind nur bolsun, on alty und jangi und diese kommen in der Form bołsyn und bołsun, bułsyn, połsyn, on, un, ałty, alti und jaňy in allen westlichen, nördlichen, mittelasiatischen und östlichen Dialekten vor, sie enthalten also keine Spur von einem Characteristicum. Die Form لوغ łuγ weist einfach auf Mittelasien, beweist aber auch nichts, da dieselbe noch heute bei allen Dialekten in der Schrift angewendet wird. Wenn aber Graf KUUN die nicht komanischen Wörter dieser Legenden aus den Wörtern des Kodex erklären will, so ist dies ein eiteles Bemühen. قوتلوغ qutłuq hat mit kutilmaq radikal nichts zu thun, ebenso wenig dangi mit tengdes 'coaequalis' dängi oder tängi heißt noch heute bei den Kasaner Tataren 'ein Rubel', bei den Mittelasiaten ein kleines Silberstück. Ursprünglich heißt es Münze und zwar kommt es von dem Stamme teň 'rund' her (vergleiche täňäräk, täňlik etc.).

Im Kapitel IV gibt der Herausgeber Nachrichten über das Erhalten der Sprache der Komanen, die nach Ungarn ausgewandert waren, und untersucht kritisch und historisch den Text des 'Vaterunser' und einiger komanischer Redensarten, die sich bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts bei den Komanen erhalten hatten. Alle diese Texte sind so korrumpiert, daß sie in keinerlei

Weise eine Kenntnis der komanischen Sprache erweitern. Ich besitze nicht so viel Scharfsinn, um mich an die Lösung solcher Rätsel zu wagen.

Kapitel V—VI behandelt die Vorgeschichte der Komanen; ich bin zu wenig Geschichtskenner, um hier dem Verfasser folgen zu können und überlasse es andern, auf diese Untersuchungen einzugehen, da ich hier nur die Sprache der Komanen zu untersuchen gedenke.

In Kapitel VII untersucht der Herr Herausgeber das Sprachmaterial des Kodex und bemüht sich, eine kurze Grammatik dieses Dialektes zusammenzustellen. Da ich später bei meiner eigenen Untersuchung der komanischen Sprache Gelegenheit finden werde, auch auf Graf Kuuns Ansichten einzugehen, so will ich hier nicht des letzteren Untersuchungen kritisch besprechen. Interessant ist auf Seite LXXXIX die Zusammenstellung der ältesten türkischen Texte:

1. KUDATKU BILIK. Herausgegeben von Vambéry, verfaßt im Jahre 1069, in uigurischem Dialekte geschrieben ist das vorhandene Exemplar vom Jahre 1439.
2. CODEX COMANICUS. 1303.
3. 156 DISTICHA IN SELDSCHUCKISCHER SPRACHE IN DUBAH NAMEH (veröffentlicht von Wickerhauser) aus der Mitte des 14. Jahrhunderts.
4. Timurs Freibrief. 1397.
5. BACHTIAR NAMEH in uigurischer Schrift im Jahre 1432.
6. MIRADSH NAMEH in uigurischer Schrift im Jahre 1442.
7. Die Werke Mir Ali Schirs in dshagataischer Sprache ums Jahr 1500.

Ich füge noch hinzu:

Der JARLYK des Toktamyš vom 20. Mai 1393 (herausgegeben von Beresin. Kasan 1850) und GESCHICHTE DER PROPHETEN: قصص ربغوزى vom Jahre 1407.

Kap. VIII ist einer Untersuchung der persischen, deutschen und lateinischen Glossen gewidmet. Für mich hat nur Wichtigkeit, was hier der Herausgeber über die deutschen Glossen nach Untersuchung des Professor Karl Schröder in Wien sagt. Hiernach sind selbige Glossen im mitteldeutschen Dialekte niedergeschrieben. Nach Schröders Ansicht müssen die deutschen Glossatoren des Kodex aus Mitteldeutschland stammen. Anstatt des Pronomen er erscheint zuweilen he, und die Vokale i und e werden vertauscht, z. B. wedir an Stelle von wider. An Stelle von ou des Mittelhochdeutschen findet sich oy, z. B. hoypt; an Stelle von iu aber uy, z. B. buychet. Im Anfang der Wörter tritt häufig z statt s auf, welches man häufig bei mittelalterlichen Schriften der siebenbürgischen Sachsen findet.

In Kapitel IX gibt der Herr Herausgeber nähere Auskunft über die verschiedenen Handschriften des Kodex. Der erste Teil des Kodex ist von fünf Händen geschrieben. Das eigentliche Vokabular rührt offenbar von einem Italiener her (ich möchte hinzufügen von einem Kaufmann aus dem nordöstlichen Italien). Vier Hände haben an diesem Vokabular Verbesserungen vorgenommen und Zusätze gemacht, von letzteren sind drei die Handschrift von Deutschen. Den zweiten Teil haben zum größten Teil deutsche Missionäre geschrieben. Der Herausgeber meint, daß im zweiten Teile 14 verschiedene Handschriften zu erkennen sind.

Der Inhalt des Kodex ist folgender:

I. Alphabetisch geordnetes Wortverzeichnis S 4–58.
II. Adverbia S. 59—67.
III. Deklination der Pronomen und Nomen S. 68—70.
IV. Vokabular, das nach dem Stoffe geordnet ist, S. 71—110.
V. Komanisch-deutsches Vokabular S. 111.
VI. Fragmente italienischer Poesien S. 112.
VII—IX. Komanisch-deutsche Phraseologie S. 113–116.
X. Italienische Fragmente. Kurzer komanischer Text nebst Vokabeln. S. 117.
XI. Vokabeln komanisch-deutsch und komanisch-lateinisch S. 118.
XII. Rätsel S. 119—120.
XIII. Text über die Buße S. 121.
XIV—XVIII. Texte: Aus dem EVANGELIUM des LUKAS, vom heil. STEPHANUS, über den heiligen Namen CHRISTI, EPIPHANIAS, Liebe gegen Gott, Sünder und Buße, die Leiden CHRISTI S. 122—126.
XIX—XX. Grammatische Notizen S. 127—130.
XXI. Komanisch-lateinische Vokabeln S. 131.
XXII. Texte: die zehn Gebote, die sieben Todsünden, einzelne Vokabeln S. 132.
XXIII—XXIV. Halleluja und leere Seiten S. 133—135.
XXV. Lateinischer Text S. 136.
XXVI. Loblied auf JESUS CHRISTUS und die heilige Jungfrau S. 137—147.
XXVII—XXX. Glaubensbekenntnis, Passionshymnen und Hymnen auf den Sonnenaufgang S. 148—151.
XXXI—XXXIV. Lateinische Vokabeln, unbeschriebene Seiten, Autographie des ANTONIUS DE FINALE und einzelne komanisch-lateinische Vokabeln S. 152—158.
XXXV. Text: Die Fleischwerdung CHRISTI S. 159.
XXXVI. Komanisch-lateinische und komanisch-deutsche Vokabeln S. 160—164.

Dem Kodex sind noch zwei Exkurse des Herausgebers, 1. über Rätsel, 2. über gotische Glossen des BUSBEQUIUS angefügt. Den Beschluß machen vier äußerst wertvolle mit größter Genauigkeit und Präzision ausgearbeitete alphabetisch geordnete Vokabulare aller im Kodex enthaltener Wörter: 1. Komanisch-lateinisch S. 247—307. 2. Persisch-lateinisch S. 308—352. 3. Deutsch-lateinisch S. 352—368. 4. Lateinisches Vokabular. Enthält alle diejenigen Wörter, welche von den bei DUCANGE und DIEFENBACH aufgeführten spät-lateinischen Wörtern abweichen. Sie sind geordnet nach dem Auftreten im Kodex.

Bevor ich zu der Untersuchung des Lautsystems der komanischen Sprache übergehe, muß ich erst die Prinzipien feststellen, von denen ausgehend ich die Untersuchung vornehmen werde. Wenn der Sprachforscher die Laute einer lebenden Sprache bespricht, so sucht er die gesprochenen Laute mit dem Ohre aufzufassen und in bestimmte Gruppen zu verteilen, die er dann

durch Buchstaben wiederzugeben sich bemüht. Hat der Sprachforscher aber geschriebene Texte einer toten Sprache vor sich, so muß er sich bemühen, aus den Zeichen, die er vor sich sieht, die Laute zu rekonstruieren; thut er dies nicht, so ist er nicht im stande die Lautgesetze zu verstehen, denn nur der gehörte Laut, oder als gehört gedachte Laut ist eine phonetische Einheit, nicht der Buchstabe. Untersucht man eine tote Schriftsprache, so ist die Rekonstruktion der Laute um so schwieriger, je mehr die Schreibung nach unabänderlichen orthographischen Regeln bestimmt und geregelt ist. Denn die Orthographie ist die größte Feindin der Lautlehre, sie wird nicht durch Lautempfindungen des Schreibenden bedingt, sondern durch angelernte Kompromisse. Die Schrift einer Litteratursprache besteht selbständig für sich getrennt von der gesprochenen Sprache, nur ist durch Übung das Individuum im stande, jeden Eindruck der einen in dem entsprechenden Ausdruck der anderen Reihe zu übertragen, wenn sie auch durchaus sich nicht entsprechen. So sieht der Engländer knife und enough und liest naif und ĭnŏf, oder er hört naif, ĭnŏf und schreibt knife und enough. Es möchte der Nachwelt nicht leicht werden, aus der englischen Schrift die Lautgesetze des Englischen zu erforschen, wenn diese Schriftsprache einst die einzigen Überreste der ausgestorbenen englischen Sprache sein würden. Viel leichter ist die Rekonstruktion der Laute aus der Schrift, wenn ein mit den orthographischen Regeln nicht vertrautes Individuum Texte seiner Sprache niederschreibt, dann sind es grade die orthographischen Fehler, die uns darauf hinweisen, daß der Schreibende die Laute des ihm geläufigen Wortes wiederzugeben sich bemüht.

Wir sind in bezug auf den codex comanicus in noch glücklicherer Lage. Derselbe ist von Nicht-Komanen geschrieben, von gebildeten Leuten, die ihre Muttersprache gut zu schreiben verstanden und die sich bemühten, die Laute des Komanischen recht genau wiederzugeben, da sie aber kein richtiges Verständnis für die Laute des Komanischen hatten, so schwankt ihre Schreibweise immer zwischen der richtigen Lautauffassung und der Orthographie der eigenen Sprachen, die uns wohl bekannt ist. Dieses Schwanken nun ist es, das uns den besten Fingerzeig für die Rekonstruktion der Laute des Komanischen bildet.

(Fortsetzung folgt.)

Kasan.

W. Radloff.

GRUNDZÜGE DES ALLGEMEINEN SPRACHTYPUS.

VON

W. VON HUMBOLDT.[1]

[1] Im Vorwort zu diesem Bande S. v versprach ich ein MS. W. v. HUMBOLDTs zu veröffentlichen, das sich erst nachträglich gefunden; ich meinte des von STEINTHAL (DIE SPRACHPHILOS. W. W. v. H.s S. 8 und 9) mit H[8] bezeichneten MS. 3. Abschn. Statt dessen bringe ich nun vom MS. H[1], welches 'das älteste und wichtigste ist', den Teil b. β. 'WORTVORRATH' zum Abdruck, welchen STEINTHAL, anerkanntermaßen der beste Kenner der sprachphilos. Schriften W. v. H.s a. a. O. S. 339 (vgl. noch daselbst S. 537 und 626) mittlerweile mit folgenden Worten hervorgehoben hat: 'Dieser Abschn. f°. 62—105 enthält überhaupt viel Beachtenswertes . . . und er verdiente vielleicht einen besondren Abdruck. Es wird dort das Wort vom Zeichen, aber auch vom Symbol unterschieden f°. 84—86; und, was ich besonders zu bemerken finde, H. legt sich hier f°. 87 auch die Frage vor: was sich eigentlich die Seele bei dem Wort sinnlich vorstellt? ob den Gegenstand im Ganzen? oder die in dem Wort daran aufgefaßten Eigenschaften? [also den Inhalt der innern Form des Wortes] oder etwas dem durch das Wort erregten Gefühle entsprechendes Unbestimmtes?' Vgl. die Erörterungen, welche schon der älteste Kommentator des PĀṆINI, PATANDSCHALI vor mehr als zwei Jahrtausenden in ähnlicher Weise angestellt hat; s. BENFEY, GESCH. DER SPRACHW. S. 89.

Das MS. ist Eigentum der Königl. Bibliothek in BERLIN, welcher ich für die freundliche Übersendung desselben zu besonderem Danke mich verpflichtet fühle. Es wird daselbst aufbewahrt unter Coll. ling. fol. 146, Heft No. 7 (141 S. u. 9 Bll. Beilage). Der Haupttitel ist: **DARSTELLUNG DER AMERIKANISCHEN SPRACHEN**; nur die EINLEITUNG dazu ist geschrieben und diese auch nicht ganz abgeschlossen. Das Ganze ist von H.s Hand, sorgsam geschrieben und ein wahres Muster von MS. Wir geben einen treuen Abdruck bis auf all die Eigenheiten der Orthographie und Interpunktion, ja bis auf Unregelmäßigkeiten. Ein photo-zinkographisches Faksimile in verkleinertem Maßstabe von f°. 84, welche die oben von ST. angedeutete Stelle über das Verhältnis vom Wort zum Symbol und zum Zeichen betrifft, mag die Anschauung von dem MS. vervollständigen; wobei ich jedoch bemerken muß, daß die Seiten sonst nur auf der rechten Hälfte beschrieben und fast ganz ohne Korrekturen sind. Vorausgehen lasse ich H.s Disposition, eine Inhaltsangabe von S. 51—124 f°. (letztere ist von des Schreibers (Hand und von § 127—149 (wie alles übrige von H.s Hand).

10. Das individuelle gedachte Wort S. 71.
11. Was verstehen heißt S. 72.
12. Antheil der Einbildungskraft am Wort S. 74.
13. Vieldeutigkeit der Wörter S. 80.
14. Selbstbedeutung der Wörter S. 82.
15. Symbol S. 84.
16. Dichterische und philosophische Wörter S. 89.
17. Aufhören der Schöpfungskraft der Sprache S. 91.
18. Reichthum der Sprache S. 92.
19. Dialektische Wörter S. 98.
20. Allgemeine körperliche Wörter S. 100.
21. Wurzeln S. 100.
22. Vereinigung der Welt und des Menschen in Worte S. 103.
23. Fertige Redensarten S. 107.
24. Peruanischer Periodenbau S. 109.
25. Reines und durch Sprache gefärbtes Denken S. 119.
26. Mängel der grammatischen Form an der Rede S. 124.
27. Benennungen der Theile des Leibes Anmerk. No. 11.

[§] 127. Unterschied dieser Untersuchung und der gewöhnlich sogenannten philosophischen Grammatik.
128. Trennung der Wörter und Redensarten. Habituelle Phrasen.
129. Das Ursprüngliche ist die Zerschlagung, nicht die Zusammenfügung.
130. Der Typus der Construction ist in der Zergliederung des Sprachbaus vorauszustellen.
131. Historisches und philosophisches Element in der Grammatik.
132. Fortsetzung. Wo das philosophische Element zu suchen ist. Die Natur der Sprache ist nicht aus dem Begriff einer organischen Verrichtung abzuleiten.
133. Abgränzung der Logik von der Grammatik, des allgemein a priori Abzuleitenden in der Sprache von dem durch einzelne Begriffe Vermittelten.
134. Eintheilung der grammatischen Verschiedenheit. 1. Ideale Ansicht der grammatischen Verhältnisse.
135. Grammatisches Verhältniß erklärt. Allgemeinster Begriff der Sprachform.
136. Unterscheidung der eigentlichen Sprach- von der Denkform in der Sprache. Satz und Periode.
137. Nothwendigkeit der Herrschaft der grammatischen Form.
138. Beispiele zu dem Vorigen.
139. Einfluß der Weltansicht auf die Sprache. Dreifaches auf sie einwirkendes Princip.
140. Genaue Entwicklung des Begriffs der Redeform. Ihre Wichtigkeit.
141. Anwendung des Gesagten auf die vorhandenen Sprachen.
142. Vorläufige Grundfrage. Giebt es in den Sprachen stillschweigende und ausdrückliche Grammatik, u. wie unterscheiden sie sich?
143. Es wird an Beispielen gezeigt, wo in Absicht der grammatischen Verbindung in den Sprachen Lücken durch Hinzudenken ergänzt werden müssen.
144. Die grammatische Form wirkt eigentlich so, daß sie durch ihre Eigenthümlichkeit den Geist auf Formalität richtet.
145. Subjectiver Nutzen hiervon, Einfluß auf den Ausdruck selbst des einzelnen Gedanken.
146. Genauere Erörterung dessen, was dem Geiste mit der grammatischen Form in der Sprache abgeht.
147. Die Hineintragung solcher Form in die Sprache mildert die Folgen dieses Mangels, u. scheint ein Einwurf gegen das Vorige. Beispiele.
148. Es giebt wirklich einen Unterschied der in der Sprache liegenden und in sie hineingetragenen Grammatik, u. dieser muß sorgfältig beachtet werden.
149. Widerlegung der von diesem Hineintragen hergenommenen Behauptung der Gleichgültigkeit dieses ganzen Unterschiedes, und die Nothwendigkeit für das vergleichende Sprachstudium ihn zu beachten.

WÖRTERVORRATH.

72. Ein Wort ist ein Laut, der einen Begriff bezeichnet. Es liegt also [62] in dem Wort allemal Einheit des Lauts, die bei verbundenen durch den Accent bewirkt wird, und Einheit des Begriffs. Das einfache Wort ist das wahre Individuum in der Sprache. Denn es enthält vollständig die ganze Verstandeshandlung der Sprache, es ist sogar selbst die Form, in welcher der Geist das in seine Subjectivitaet verwandelte Object wieder, als solches, aus sich hinausstellt (39.); dasjenige aber, was herauskommt, wenn man es selbst wieder zergliedert, die Sylbe und der Buchstabe, ist nicht mehr Sprache, sondern nur Element derselben. Alle, auch die zusammengesetzten Wörter, sind die Bestandtheile, der Stoff der Rede, und in dem Wörtervorrath einer Sprache liegt also der gesammte Gedankenstoff einer Nation. Das Wort theilt die ganze, im Vorigen entwickelte Natur der Sprache, es hat dieselbe Objectivitaet und Subjectivitaet (40.), übt die gleiche Macht auf den Menschen aus (42.), und ist ebenso seiner Freiheit unterworfen (51.), es bildet die Gegenstände zu der eignen ideellen Welt, die in der Sprache überhaupt an die Stelle der wirklichen tritt (39.). Die eigenthümliche Auffassung der Dinge durch die Sprache liegt vorzüglich darin, daß die individuelle Subjectivitaet, sich immer gleich bleibend, alle Bestandtheile der Sprache auf dieselbe Weise nimmt und behandelt, an jeden sich anschließt, und sie stammt mehr aus dem ideellen, als dem materiellen Theil der Sprachen, mehr aus der durch sie gegebenen Vorstellungsart, als aus den in ihr gebrauchten Lauten. Die Wörter, die in wenig veränderten Tönen, und bestimmte Gegenstände bezeichnend, von Geschlechten zu Geschlechten und Nationen zu Nationen über- [63] gehen, können daher nur wenig sichtlich diese Eigenthümlichkeit an sich tragen, die sich erst in ihrem Gebrauche, und in der Art, wie sie sich gegenseitig ergänzen, beschränken und bestimmen, offenbart. Wo also, wie bei den Sprachen ungebildeter Nationen, dieser Gebrauch nur aus dürftigen Sprachproben bekannt ist, da reicht die bloße, eben darum auch unvollständige Wörterkenntniß nicht hin die Eigenthümlichkeit der Sprache gerade von ihrer wichtigsten Seite zu ergründen.

73. Die Anzahl der in einer Sprache möglichen Wörter beruht auf der Anzahl der in ihr möglichen Silben (62.[a]) und den besondren in ihr für die Wortbildung herrschenden Regeln und Gewohnheiten (62.[b]) Bestimmen läßt sich dieselbe füglich nur da, wo sie verhältnißmäßig gering ist, und durch

die Sprache ganz oder größtentheils wirklich erschöpft wird. (9.) Dies kann beinahe nur bei den Sprachen mit einsylbigen Wörtern der Fall seyn.

74. Wenn man aber diese Sprachen als eine eigene Gattung zusammenfaßt, so muß man wohl verstehen, in welcher Art dies geschieht. Rein factisch kann diese Abtheilung nicht genannt werden. Denn ein großer Theil aller, auch noch so vielsylbiger Sprachen, läßt sich auf einsylbige Wurzeln durch Zergliederung zurückführen, und geht man in Gedanken auf den Ursprung der Sprachen zurück, so ist das Natürlichste, dem einfachen Begriff auch nur einen einfachen Laut zu widmen. Doch darf man dies nicht so verstehen, als müßte nothwendig jedes Stammwort einsylbig seyn. Denn in unsrer Sprachuntersuchung, in der wir nie bis auf den Anfang zurückzugehen vermögen, ist der Begriff des Stammworts selbst nur ein Verhältnißbegriff, und jede unsrer Sprachen kann mit vielen mehrsylbigen Wörtern, neben ein-
[64] sylbigen, begonnen haben. Dagegen besitzen auch die einsylbigen Sprachen diese Eigenschaft nicht rein, und wenn in ihnen zwei Wörter zu einem zusammengesetzten Begriff zusammen kommen, so hängt es nur von dem Accent ab, der dieselben verbindet, oder doch noch, jedes einzeln hervorstoßend, trennt. Nun zu entscheiden, ob diese Trennung auch im Verstande die Begriffe weiter auseinander hält, oder ob die Verknüpfung der Begriffe die Eigenthümlichkeit der Aussprache nur als solche, nicht als Wortscheidung ansehen läßt, dürfte wohl an Unmöglichkeit gränzen. Dagegen läßt sich wohl mit Grunde behaupten, daß die Spaltung der Töne da, wo die nahe Verbindung die Begriffe zu Eins macht, den Einfluß stört, welchen die Abtheilung der Rede in richtige und angemessene Wortganze auf den Geist hervorbringt. In jedem einzelnen Fall mag es gleichgültig seyn, ob die Lautabtheilung mit der Gedankenabtheilung gleichen Schritt hält oder nicht. Aber in der Masse ist die Wichtigkeit unverkennbar, und die durchgängige Zerschneidung der Laute in einzelne Sylben muß auf den Fluß der Gedanken unvortheilhaft einwirken. Indeß hat man wohl nie in China selbst die Untersuchung auf diese feineren geistigen Einflüsse der Sprache gerichtet, und in der Natur stellt sich ein Misverhältniß gewöhnlich immer wieder durch andre daneben eintretende Umstände her, so daß im Ganzen wieder dieselbe Erscheinung, als wo es nicht vorhanden ist, hervorkommt.

75. Schon der Begriff einsylbiger Sprachen muß daher mit gewisser Einschränkung verstanden werden, und die mehrsylbigen können ursprünglich einsylbig gewesen seyn. Die Wortabtheilung, die dieser Classification zum Grunde liegt, beruht sogar in Absicht der Laute auf Umständen, die, wie eben gezeigt worden, um so schwieriger zu beurtheilen sind, als sie eine genaue Kenntniß des lebendigen Vortrags der Rede voraussetzen. Dennoch
[65] bleibt der einsylbige Bau einer kleinen Anzahl von Sprachen eine höchst merkwürdige Erscheinung, die, gerade ihrer Seltenheit wegen, die aufmerksamste Betrachtung verdient. Durchaus falsch ist die Vorstellungsweise, diese

(9.) Es ist auffallend, daß die Chinesische Sprache, ihrer Armuth an gesprochenen Wörtern ungeachtet, doch nicht jedes der möglichen Wörter durch alle vorhandenen Betonungsarten durchführt. Noch weniger verbindet sie alle Endvocale mit jedem Anfangsconsonanten.

Sprachen, gleichsam wie Kindersprachen, als auf einer Stufe ursprünglicher Unvollkommenheit stehen geblieben anzusehen. Die Ursachen der Einsylbigkeit müssen gewiß ganz anders und viel tiefer aufgesucht werden. Da aber diese Eigenschaft den Amerikanischen Sprachen fremd ist, so habe ich ihr nur hier im Gebäude der Sprache überhaupt ihre passende Stelle anweisen wollen.

76. Dasselbe gilt in den mehrsylbigen Sprachen von der Gleichförmigkeit des Baues der Stammwörter, die z. B. in den Semitischen Sprachen angetroffen wird.

77. Wo die Wortbildung an keine so feste Form gebunden ist, da bleibt die Anzahl der möglichen Wörter unbestimmt, und eine Menge von zusammentretenden Umständen, von denen sich nur selten Rechenschaft geben läßt, bestimmt, welche davon wirklich ins Daseyn gerufen werden. Aber immer muß man annehmen, daß jedes durch ein andres, vor ihm vorhandenes entstanden ist. Denn alle Veränderungen in der Sprache geschehen (43.) allmählich, und immer wird nur das schon ganz oder zum Theil Gehörte nachgesprochen. Die Untersuchung der Wortlaute befindet sich daher überall an der Mitte einer Kette, deren Anfang ihr unzugänglich bleibt. Es bedarf aber kaum der verwahrenden Bemerkung, daß darum nicht alle noch vorhandene Sprachen Theile der nemlichen Kette zu seyn brauchen, da es (46.) verschiedene, lange oder niemals mit einander in Verbindung getretene Wörterentwicklungen geben könnte. Da jedoch die Gleichheit der Sprachwerkzeuge und ihrer Gesetze überall dieselben und nur eine gewisse Anzahl von Wortlauten möglich macht, so kann (47.) die bloße Einerleiheit oder Verwandtschaft des Tons für sich nicht über ihren historischen oder phy- [66]
siologischen Unterschied entscheiden. Die Verwandtschaft läßt sich auf zwiefache Weise denken, durch Ableitung, indem der einfachere durch Anhängung, Vorschlag oder Einschiebung zum mehr oder minder zusammengesetzten wird, und durch Anklang, indem der einfache Ton, auch einfach, aber verändert, wiederklingt, oder eine verwandte Idee durch einen verwandten bezeichnet wird. Von dieser Entstehung jedes Worts aus einem andren Wort dürften höchstens die Naturlauten nachgeahmten auszunehmen seyn, die zwar gewöhnlich gleichfalls von Geschlecht zu Geschlecht und Nation zu Nation übergehen, aber auch plötzlich entstehen können, obgleich sie auch in diesem Fall sich immer der Lautanalogie der übrigen Sprache anschließen werden.

78. Hier, wo nur dem Gange der Wortbildung in einer gegebenen Sprache nachgeforscht werden soll, kommt es bloß darauf an, die zusammengesetzten Wortlaute in immer einfachere, soweit dies möglich ist, zu zergliedern, die Analogie dieser Zusammensetzung zu entwickeln, und die gefundenen einfachsten Wörter wiederum unter sich in ihren Lautverhältnissen zu vergleichen. Daraus ergeben sich nun auf der einen Seite die Gesetze und Gewohnheiten der Wortbildung der Nationen, auf der andren der Umfang, die Vollständigkeit und die Alterthümlichkeit ihres Wortbaus. Zu den ersteren gehören die Veränderungen der Wörter durch die Vocalreihe, die Einschiebungen und Veränderungen der Consonanten, die Erweiterungen der Wörter durch Vor- und Nachklänge, die Sylbenwiederholungen und Ver-

setzungen. An diesem Allem läßt sich sehr oft der rohere oder feinere Sprachsinn der Nationen erkennen.

79. Je näher eine Sprache aus einer schon vollständig geformten entnommen ist, desto weniger steigt sie zu einfachen Lauten auf, die in dem Wörtervorrath mehrerer von diesen kaum überhaupt angetroffen werden. Nur
[67] da wo bedeutende Stämme Jahrhunderte hindurch, in großer Freiheit von fremder Vermischung ihre Sprache von Geschlecht zu Geschlecht fortgetragen haben, und der Ursprung sich in Dunkel verliert, erscheint der weite und alterthümliche Bau, in dem sich länge Geschlechtsreihen von Wörtern auf ihre Grundlaute zurückführen lassen, diese noch in ihrer Einfachheit Bedeutung haben, jede Analogie sich an zahlreichen Beispielen erweist, jede mit andren in derselben Sphäre oder Gattung befindliche Lautbeschaffenheit mehrere dieser oder alle neben sich findet, und in welchem mithin strenge Analogie den Geist durch ein vielumfassendes System von Wortklängen führt. Dies wirkt nun, außer dem Einfluß einer solchen Fülle und Regelmäßigkeit auf den Gebrauch, auch in sich, im klaren Bewußtseyn, wie in dunklem Gefühl auf die Nation zurück, und die Spracherzeugung in ihr wird fruchtbarer für Alles, womit sie in Berührung steht, wenn sich der Welt von Ideen auch eine sich selbst leicht und wundervoll ordnende Welt von Tönen zur Seite stellt. Der Bau einer solchen Sprache knüpft jeden Einzelnen an viel entferntere Zeiten, an einen viel ursprünglicheren Zustand des Menschengeschlechts, an eine unendlich erscheinende Masse einmal dagewesener, und sich doch immer auf irgend eine Weise berührender und wieder hervorrufender Gedanken und Empfindungen an.

80. Hierin liegt (55.) das Regelsystem der Wortbildung, das man, auch bei der bloß lexikalischen Vergleichung der Sprachen von den Tönen selbst zu unterscheiden hat. Die Grundlage desselben ist das Lautsystem. Denn je feiner und geistiger sich das Gehör und der Sprachsinn in diesem erweist, desto sorgfältiger wird jede, vielleicht anfangs nur zufällig, durch Einschiebung eines Hauches, eines Vocals, eines Nasenlauts, entstehende Abänderung des Tones beachtet, u. durch die ähnlichen Fälle durchgefürt, und desto ana-
[68] logischer werden ihr andre gleichartige Veränderungen angebildet. Von verwandten Nationen gehen die Grundzüge dieses Systems in verwandte Sprachen über, und die Gleichartigkeit der Sprachen läßt sich in vieler Hinsicht richtiger an der lexikalischen Analogie, als an der grammatischen erkennen. Denn sie beruht nicht, wie diese auf allgemeinen Denkgesetzen, sondern heftet sich unmittelbar an den Ton. Je individueller aber eine Gleichartigkeit ist, desto sichrer weist sie auf einen geschichtlichen Zusammenhang hin. Doch müssen die Fälle wohl beachtet werden, wo Wörter, in deren Bau Analogien dieser Art angedeutet sind, in andre Sprachen ohne diese Analogien selbst, d. h. ohne das Gefühl derselben bei der andren Nation, und daher ohne Fortbildung durch sie, übergegangen sind, und nun Theile einer Sprache werden, in welcher gar kein solcher Bau in solcher Vollkommenheit, oder ein andres System desselben vorhanden ist.

81. Aus diesem inneren Zusammenhange der Wörter, auch in ihren Lauten, folgt nunmehr von selbst, daß die Wörter mehrerer Sprachen zum

Behuf der Auffindung ihrer Gleichartigkeit nicht dürfen unmittelbar mit einander verglichen werden, sondern erst eine Vergleichung derselben in jeder einzeln vorausgehen muß. Die alphabetische Nebeneinanderstellung der Wörter verschiedener Sprachen reißt jede von diesen aus ihrem natürlichen Zusammenhang. Wenn aber die Vergleichung der Wörter einer Sprache unter einander geschehen ist, so ergeben sich für die mit einer andren zwei Gegenstände: die Regeln der lexikalischen Analogie und die Grundlaute und mit den ersteren die von einer Sprache in die andre übergegangenen wirklich nach diesen Regeln geformten zusammengesetzten Wörter. Eine Vergleichung, die ihre Gewähr in sich selbst trägt, kann nur auf diese Weise geschehen. Wenn man aber, wie es sehr oft der Fall ist, aus Mangel an Hülfsmitteln, oder weil eine Sprache gar keinen so einsichtlich ausgeführten innern Bau hat, und weil man auch den vorhandenen doch nie ganz vollständig erkennt, auf die unmittelbare Wörtervergleichung zurückgewiesen wird, so muß man [69]
doch die beiden zu vergleichenden Wörter erst möglichst genau jedes in seiner Sprache, ihrer Entstehung nach, erforschen, um nicht wirklich verschiedene wegen bloß scheinbarer Lautähnlichkeit, als gleichartig anzusehen. (10.)

82. In allen hier betrachteten Beziehungen ist nur auf die Abhängigkeit der Wortbildung von der Tonbehandlung der Nation gesehen worden, auf die Art, wie sie dem Vorrath ihrer Wortlaute Umfang und Mannigfaltigkeit giebt. Es gesellt sich aber der Wortbildung auch hauptsächlich Rücksicht auf die Bedeutung zu, und wenn z. B. die Entstehung von λαμβάνω aus λάβω bloße Tonveränderung ist, so führt die von legen aus liegen eine Nuance des Sinnes mit sich. Ganz auf der Bedeutung beruht die Wortbildung durch Zusammensetzung in welcher immer mehrere Begriffe verbunden werden, entweder zu einem neuen dritten, oder, wie bei der Bildung durch Vor- und Nachsilben bloß zu verschiedener Bestimmung des Hauptbegriffs. Die Lautverhältnisse wirken dabei nur gelegentlich auf untergeordnete Weise mit.

83. In der Wahl der Laute für die Begriffe läßt sich die Sprache natürlich durch die klareren und dunkleren Beziehungen leiten, welche das Gefühl und die Einbildungskraft, der Individualität der Nationen gemäß, unter ihnen findet. Geschichtlich verliert sich dies aber in die Zeiten der Spracherfindung, an welche keine Untersuchung mehr reicht, und durch die allmähliche Sprachumänderung, wo bald der Ton von dem Grundton, bald der Begriff von dem Grundbegriff nach und nach weiter abgebeugt wird, erleidet dies Verhältniß zwischen Ton und Bedeutung sehr oft eine gänzliche Abänderung. Auch ist das, seiner Natur nach, unbestimmtere Gefühl, auf dem es beruht, in verschiedenen Völkern verschieden, und gerade die Nationen, die ursprünglichere,

(10.) So könnte man das Coptische ϩⲣⲟϣ und Sanskritische रोष, die beide Zorn bedeuten, für gleichartig halten, da das ϩ hier ebenso ein bloßer Hauch des ⲣ seyn könnte, wie es in ϩⲗⲱⲓⲗⲓ auch ⲗⲱⲓⲗⲓ ist. Allein sorgfältigere Vergleichung zeigt, daß ϩⲣⲟϣ aus dem gleichbedeutenden ϩⲟⲣϣ, wie ϩⲣⲟⲩⲣ aus ϩⲟⲩⲣⲱⲟⲩ und ϩⲉⲣⲓ entstanden, und also jene Lautähnlichkeit mit dem Indischen Worte bloß zufällig ist.

d. h. weniger Spuren großer Umwälzungen an sich tragende Sprachen be-
[70] sitzen, dulden in ihren Silben weniger zusammenstoßende Consonanten, und entbehren mithin ein Mittel mehr, den Charakter des Wortlauts zu bestimmen. Es ist also eine gar nicht ungewöhnliche Erscheinung, starke und selbst widrige Begriffe mit sanften und weichen Lauten und umgekehrt gepaart zu sehen, und in geschichtlichen Sprachuntersuchungen ist auf diese Analogie durchaus kein Gewicht zu legen. Phantasie und Scharfsinn finden darin einen weiten, aber höchst unsicheren Boden, und für zehn, solche Übereinstimmung des Tons mit der Bedeutung beweisende Beispiele geräth man auf eine viel größere Anzahl, in welchen sie fehlt. Dagegen wäre es gleich unrichtig, die Aufmerksamkeit ganz davon abzuwenden. Denn es ist nicht zu läugnen, daß in Sprachen von hohem Alter und weitem und mannigfaltigem Wortbau sich das Gefühl einer solchen unverkennbaren Übereinstimmung häufiger aufdringt, als in andren. Wo sie aber in einer unvermischt gebliebenen Muttersprache Jahrhunderte hindurch auf dieselbe Nation fortwirkt, da erhöht und verstärkt sie den Einfluß der Sprache, bei der Alles darauf ankommt, durch die engste Verschmelzung des Tons mit dem Begriff aus dem Wort ein eignes, zwischen dem Menschen und der Welt, zugleich abhängig und unabhängig von beiden, schwebendes Wesen zu machen. Vorzüglich sichtbar ist dies im Deutschen, und den von ihm abhängenden Sprachen.

84. Die Wortlaute gehen zwar zugleich mit ihren Bedeutungen von Geschlecht zu Geschlecht und von Stamm zu Stamm über; da aber der Begriff beweglicher ist, als der sinnlich wahrnehmbare Laut, und nach Verhältnissen, die bald in ihm, bald im Individuum, bald auch in den äußeren Umständen liegen, leichter Uebergänge bildet, so entstehen häufigere Abbeugungen der Bedeutungen, als des Tons. Man kann daher die Wortlaute als Formen ansehen, die aus grauem Alterthume her sich bis auf uns erhalten, und in sich
[71] einen mehr oder minder wechselnden Gehalt aufbewahrt haben, durch den sich jedoch immer ein, wenn gleich oft nur lose verknüpfender Faden hindurchschlingt. Schon insofern wird in der Untersuchung des Sprachbaus eine, in der Natur allerdings nicht vorhandene, Trennung des Wortes als Laut und als Begriff nothwendig. Denn die stätige Reihe der Vorstellungen erfordert ebenso als die stätige Reihe der Töne, Eintheilung in den Wortlauten entsprechende Gedankeneinheiten, durch welche ideale Objecte aufgefaßt und verknüpft werden können.

85. Jeder solcher Gedankeneinheiten, mithin jedem Worte entspricht ein Gegenstand, entweder ein in der Natur körperlich aufzuzeigender, oder ein durch den Geist, mehr oder minder unabhängig von sinnlicher Wahrnehmung, gebildeter. Denn obgleich das Wort selbst in diesem letzteren Fall dieser Gegenstand ist, so muß man das Wort im Allgemeinen und an sich von dem in einem bestimmten Augenblick von einem bestimmten Individuum gedachten, ebenso wie auf gleiche Weise die ganze Sprache unterscheiden. Das Wort macht, daß sich die Seele den in demselben gegebenen Gegenstand vorstellt. Diese Vorstellung muß von dem Gegenstande unterschieden werden; sie kann individuell verschieden seyn, und muß es, da sie von allen Seiten bestimmt ist, der Gegenstand aber, als Object, immer nur allgemeiner ge-

faßt werden kann; sie hat neben dem objectiven Theil, der sich auf den Gegenstand bezieht, einen subjectiven, in der Art der Auffassung liegenden, sowohl in der intellectuellen Ansicht, als in der diese begleitenden Empfindung. Wiederum aber bedarf es kaum der Bemerkung, daß diese Trennung nur auf der Abstraction beruht, daß das Wort keine Stätte außer dem Denken haben kann, u. ebensowenig der Gegenstand desselben, wenn dieser ein unkörperlicher ist, daß es selbst jedesmal ganz von dem Geiste hervorgebracht wird, daß es wahrhaft seine Vollständigkeit und Individualität nur in dem jedesmaligen Denken hat, und als Bestandtheil der Sprache, als Ob- [72]
ject der Sprachuntersuchung, nur eine allgemeine, auf verschiedene, jedoch durch seine Natur beschränkte Weise individualisirbare Form ist. Auch bei sinnlichen Gegenständen bleibt dies der Fall, da niemals sie geradezu, sondern immer nur diejenigen Vorstellungen von ihnen der Seele gegenwärtig werden, welche das Wort von ihnen giebt.

86. Darauf daß jedes Wort einer Sprache eine gewisse Weite für die Möglichkeit verschiedenartiger Vorstellungen besitzt, beruht die Möglichkeit, daß sich in derselben Sprache die Vorstellungsweisen ganz verschiedener Individualitäten der Menschen und Zeiten vereinigen, und bei der Einerleiheit der allgemeinen Sprache dennoch jeder (50.) seine eigene haben kann. Denn das Verstehen ist kein Zusammentreffen der Vorstellungsweisen in einem untheilbaren Punkt, sondern ein Zusammentreffen von Gedankensphären, von welchen der allgemeinere Theil sich deckt, der individuellere überragt. (Zusatz 2.: Dadurch wird das geistige Fortschreiten des Menschengeschlechts möglich, indem jede gewonnene Erweiterung des Denkens in den Besitz Anderer übergehen kann, ohne in ihnen der Freiheit Fesseln anzulegen, welche zur Aneignung, und zu neuer Erweiterung nothwendig ist, und indem zugleich die Formen des Denkens, die Sprachen, die Veränderungen erfahren, welche ihnen, wie Allem, was an irdische Erscheinung gebunden ist, in ihrem Entwicklungsgange vorgeschrieben sind.) In jeder Bedeutung eines Worts ist also die Aufmerksamkeit darauf zu richten, wie es die individuelle Vorstellungsweise frei läßt und bestimmt, und es kann eine Geschichte der Wörter und ihrer einzelnen Bedeutungen durch alle die verschiedenen Arten durchgeführt werden, wie sie genommen und gebraucht worden sind.

87. Der zu der Klarheit und Bestimmtheit des Worts gesteigerte Begriff ist allemal der Erfolg des Zusammenwirkens der ganzen Seelenkraft, und da es nun die Eigenthümlichkeit des Wortes ist, diesen Begriff durch den Ton, wie durch einen elektrischen Schlag hervorzurufen, so strahlt die Wirkung desselben durch die ganze Seele nach allen Richtungen hin. Die Einheit einer Kraft läßt sich nicht in Theile zerspalten, indeß leuchten in der Bildung und dem Einfluß des Worts doch drei große und hauptsächliche Beziehungen [73]
hervor, unter denen jedes betrachtet und geprüft werden kann: seine logische Construction, seine sinnliche Geltung und sein Eindruck auf das Gefühl. Jedes dieser drei Stücke erscheint aber wieder in dem Wort auf eine zwiefache Weise, da man die Vorstellung des Gegenstandes selbst (85.) von derjenigen unterscheiden muß, welche das Wort, seiner Bildung und Entstehung nach,

von ihm giebt, und von diesen beiden Vorstellungen keine die andere aufhebt, sondern beide in ein gewisses Verhältniß zu einander treten.

88. Das Wort giebt dem Begriffe Gestaltung, und durch den Ton, unmittelbar vor dem Ohr, und mittelbar vor allen sinnlichen Kräften der Seele, sinnliche Geltung. Das Wort faßt jeden Begriff, als einen allgemeinen auf, bezeichnet, streng genommen, immer Classen der Wirklichkeit, selbst wenn es ein Eigenname ist, da es alsdann alle, der Zeit und dem Raume nach, verschiedenen Zustände des Bezeichneten (ihn als eine Classe vorstellend, in welcher er in allen diesen Zuständen eben so, wie verschiedene Individuen in einem Gattungsbegriffe, enthalten ist) zusammenfaßt. Es macht aber sich selbst, und mithin auch den in ihm enthaltenen Begriff zu einem Individuum der Sprache. Es kann daher jenen nur von einem einzelnen Standpunkte aus nehmen, darf jedoch nichts aufgeben von seinem Gehalt, und dies wird erreicht, indem das Wort der Seele nach jenen drei Hauptbeziehungen hin eine bestimmte Anregung ertheilt, durch welche die Begriffserzeugung zwar vollständig, aber von einer scharf bestimmten Seite aus geschieht. Dadurch entstehen in den gleichbedeutenden Wörtern mehrerer Sprachen verschiedene Vorstellungen desselben Gegenstandes, und diese Beschaffenheit des Worts trägt hauptsächlich dazu bei, daß jede Sprache eine eigne Weltansicht gewährt.

[74] 89. So wie die Sprache und in ihr das Wort die individuelle Natur der Welt verallgemeinert, so vergeistigt sie die in äußerer und innerer Wahrnehmung stoffartige. So wie aber das Wort selbst wieder in der Sprache Individuum wird, so wird es auch in ihr körperlich durch Annahme des Tons, und dient dem Geiste zum Stoff neuer Wirksamkeit. Das eine und das andre geschieht aber zugleich und in untheilbarer Einheit, synthetisch, und Allgemeinheit und Individualitaet, Geistigkeit und Stoffartigkeit durchdringen einander im Wort, was, da jene Begriffe sich sonst aufheben würden, nur dadurch möglich ist, daß das Wort, als Sprachbestandtheil außer der Seele gedacht, nichts als eine Anregung zum Denken, als vollendeter Begriff in der Seele gedacht, das Denken selbst ist, und der menschlich geistigen Kraft dies unaufhörliche Entwickeln und Rückkehren des Allgemeinen und Unsinnlichen, aus Individuellem und Sinnlichem und in dasselbe eigenthümlich angehört. Blicken wir nun auf die oben (87.) erwähnten drei Hauptrichtungen zurück, nach welchen hin das Wort die Seele anregt, so kann dasselbe nur insofern sinnliche und Empfindungsgeltung besitzen, als es sich dieselbe auf dem Gebiete der Intellectualität zu erhalten vermag. Dies geschieht aber nur, indem dieser Sinnen- und Gefühlsgehalt zugleich, und wieder synthetisch, als Stoff vernichtet und als Form erhalten wird, was das Werk der Einbildungskraft ist, der Vermittlerin der entgegengesetzten Naturen in der Menschheit. Da nun auch der Verstandesgehalt des Wortes sich nur auf ihrem Gebiete mit dem sinnlichen vereinigen kann, so ist dieses Gebiet eigentlich die Sphäre, in welcher das Wort schwebt, indem die Einbildungskraft die Gesammtkräfte der Seele zum Hervorbringen oder Verstehen desselben zusammenfaßt.

[75] 90. Die Art, wie das Wort, immer nach jenen drei Richtungen hin, die

Gegenstände äußerer und innerer Wahrnehmung vor die Seele bringt, kann man das Objective in demselben, seine Materie, die Art aber, wie die Vermögen der Seele, nach jenen Richtungen, zu einander in Verhältniß treten, und sich zur Einheit des Zusammenwirkens verschmelzen, das Subjective in demselben, seine Form nennen.

91. Beides liegt unläugbar in der Sprache und in jedem einzelnen ihrer Wörter; indem es die Individualitaet der Sprechenden war, hat es sich an die Laute geheftet, und kehrt durch sie in die lebendige Individualitaet zurück. Denn die wundervolle Art der Verkörperung einer geistigen Zeugung, welche eine gleiche im Andren hervorbringt, ist ja die wahrhaft eigenthümliche Natur der Sprache, und ruht vorzüglich auf ihrem Hauptbestandtheil, dem Wort. Die Form ist aber noch wichtiger, als die Materie. Denn sie hängt an der ganzen Sprache, und wenn daher diese auch als todte oder fremde von einer sehr verschiedenen Individualitaet aufgefaßt wird, nöthigt sie dieselbe dennoch, ihre Anschauungsweise anzunehmen, indem sie ihn von allen Seiten mit derselben umstrickt. Die Materie vermag nicht nur dies nicht, sondern die besondere Vorstellungsweise des Gegenstandes bleibt auch nicht einmal immer im Worte erkennbar, oder wird wenigstens nicht mehr so, als bei dessen Entstehung gefühlt; die Individualitaet des Worts geht in der Allgemeinheit des Begriffes verloren. Ich habe hierauf schon im Vorigen (87.) in dem Unterschiede zwischen der Vorstellung von dem Gegenstande und der des Wortes von ihm hingedeutet. Dieser Unterschied wird freilich nur dadurch möglich, daß das Wort, als verkörperter Begriff, nach und nach von sehr verschiedenen Individualitäten verschiedenen Anschauungsweisen angepaßt wird, [76] in welchen der jedesmalige Gebrauch den Gegenstand gar nicht so darstellt, als der erste Erfinder; aber so verstanden lassen sich ganze Reihen von Beispielen davon aufzeigen. Die Ausdrücke für körperliche Gegenstände sind gewiß zum größten Theile aus Eigenschaften entstanden, die an denselben vorzüglich auffielen, und sind nichts anders, als zu Adjectiven gewordene Substantiva, unsinnliche Begriffe werden metaphorisch nach körperlichen bezeichnet, grammatische, bloß die Verbindung der Rede bestimmende, nach Wörtern für Sachbegriffe. In allen diesen Fällen geht sehr häufig, ja mehrentheils, der Charakter der ursprünglichen Bezeichnung unter, und der Begriff des Gegenstandes tritt allgemein, oder anders genommen, an die Stelle. Schwerlich ist bei dem Indischen द्विप, für Elephant, immer an die Eigenschaft des doppelten Trinkens durch den Rüssel und den Mund gedacht worden, wenigen, die das deutsche Vernunft und zurück gebrauchen, fällt es ein, daß jenes von vernehmen, dieses von Rücken kommt. Viele Wörter, die ehemals gar keine solche Nebenbedeutung hatten, werden späterhin nur scherzhafter, ironischer oder verächtlicher Weise gebraucht. So wechselt die Materie des Worts; selbst zwischen demselben Ton und demselben durch ihn bezeichneten Gegenstand findet der Geist einen Spielraum bequemer Weite, verschieden nuancirte Vorstellungsarten einzuschieben; eigentlich aber wird unter demselben Schall jedesmal ein andres Wort ausgesprochen. Denn nur das wirklich gedachte oder gesprochene ist das eigentliche Wort, das sich gleichsam todt in der Sprache forterbende, nur die

immer wieder, und immer anders belebte Hülle. In dem gedachten oder gesprochenen ist allemal Materie und Form zugleich durch den Charakter des Worts und der Sprache und durch den des Sprechenden bestimmt.

92. Dies trifft mit dem oben (86.) Bemerkten zusammen, daß die Natur [77] des Wortes auch in der gleichen Sprache, dem Einzelnen bis auf einen gewissen Grad seine eigne Sprache zu haben erlaubt. Es ist aber darin verschieden, daß jenes auch da statt findet, wo die Materie und Form des Wortlauts vollkommen empfunden werden, hier von dem entgegengesetzten Falle geredet wird. Es offenbart sich also hier eine zwiefache Weite der Lautform, als Hülle des Begriffs.

93. Wenn sich in den Wörtern einer Sprache die ursprüngliche Anschauungsweise der Gegenstände nach und nach verwischt, so ist nicht zu läugnen, daß eine gewisse Individualitaet und sinnliche Lebendigkeit in ihr untergeht. Aber es ist darum nicht zu sagen, daß sie nicht vielleicht dadurch auf der andren Seite gewinnt. Denn die Vorzüge der Sprachen werden nicht durch den partiellen Reichthum von Bildern und Begriffen bestimmt, den sie der Seele zuführen, sondern durch ihre Einwirkung auf das Denken und Empfinden überhaupt. So gewährt z. B. die (90.) angeführte Bezeichnung der Gegenstände durch ihre Eigenschaften, solange sie in einer Sprache lebendig ist, größere Fülle der Anschauung, aber sie hat auch, ohne anderer geringerer zu erwähnen, den Nachtheil, daß sie die Freiheit beim Vorstellen des Gegenstandes zu einseitig beschränkt, und Substantiva zu sichtlich aus Adjectiven bildend, die Uebereinstimmung stört, in welcher die Sprache, der Natur auch in ihrer Form folgend, zum Ausdruck selbständiger Wesen in dieser auch mit Selbständigkeit begabte Wörter gebrauchen muß. Viel angemessener wirkt das Uebereinkommen des Begriffs mit dem Laut nach dunklem Verwandtschaftsgefühl (83.) da die Seele dadurch gestimmt und geleitet, aber nicht in der Weise der Vorstellung beschränkt wird. Wenn die Sprachuntersuchung sich auf diese Beziehungen richtet, sie in den Wörtern aufsucht, ohne sie hineinzulegen, und auf diese Weise den immer der Mutter- [78] sprache, auch unbewußt, verwandten Sprachsinn der Nation weckt, und dadurch klarere Einsicht und ein feineres Gefühl der Sprache bewirkt; so kann die ursprüngliche Individualitaet der Wörter wieder heller ans Licht treten, und ordnet sich nun, ohne weiter zu schaden, der durch die Zeit freier und intellectueller gewordenen Auffassung der Gegenstände unter.

94. Nicht leicht werden zwei Sprachen in der Form ihrer Wörter ein vollkommenes Gleichgewicht zwischen den verschiedenen Anregungen halten, welche die Seele dadurch erfährt. Eine dieser Anregungen wird vorwalten vor der anderen, und auch die Kraft verschieden seyn, mit der, worauf vorzüglich die Klarheit und Bestimmtheit des Denkens beruht, diese Anregungen in dem Begriffe zur Vorstellung des Gegenstandes zusammenschlagen. Forschungen dieser Art lassen sich nur an hochgebildeten Sprachen machen, allein auch das bloße Gefühl nimmt die Unterschiede wahr. In einer herrscht eine größere sinnliche Klarheit, eine andre stimmt mehr das Gefühl, eine dritte begnügt sich trockner mit logischer Bestimmung. Diesen Charakter kann die sich ändernde Richtung der Nation abändern, aber unaufhörlich

seinen Einflüssen unterliegend, niemals verlassen. Er bestimmt auch zum Theil den Gebrauch, den man von der Sprache macht, den mehr poetischen, philosophischen, wissenschaftlichen Charakter ihrer Literatur, und wird wieder durch diesen bestimmt.

95. Bei der Materie der Wörter tritt nun die Natur der Gegenstände hinzu, und es entstehen mithin bei jedem Worte die Fragen: was faßt das Wort, als seinen Gegenstand, zusammen? wie bezeichnet es dies Zusammengefaßte? und welchen Nebenbegriff verbindet es, nach begleitendem Gefühle, mit dieser Bezeichnung? Werden diese Fragen nach einander aus einem zwiefachen Standpunkte angestellt, einmal aus dem Einer Sprache in Rücksicht auf die Mannigfaltigkeit der Gegenstände, dann aus dem Standpunkte dieser in Rücksicht auf die Wörter mehrerer Sprachen, so wird, wenigstens [79]
der Richtung nach, das Verhältniß der Bezeichnung zum Bezeichneten erschöpft. Die Sprache verfährt nemlich bei der Wortbildung auf eine gleichmäßige Weise, und diese ist es, welche durch Prüfung einer bedeutenderen Anzahl von Wörtern erforscht werden muß.

96. Der materielle Gehalt der Wörter scheint durch die Gegenstände des Denkens von selbst bestimmt. Die vergleichende Untersuchung mehrerer Sprachen zeigt aber das Gegentheil, und da das Wort nicht unmittelbar von dem Gegenstande, sondern von dessen Auffassung abhängt, ja viele Gegenstände erst von der Seele gebildet werden, so muß es nothwendig so seyn. Das erste hier vorwaltende Gesetz ist nun das einer richtigen Eintheilung des Gedankenstoffs durch die Sprache, oder anders ausgedrückt, daß der Gegenstand des Worts von festen Gränzen umschrieben sey, alles enthalte, was zur Vollendung seines Begriffs gehört, und nichts, was ihm nicht wesentlich ist, sondern nur zufällig anhängt. Selbst bei Ausdrücken für körperliche Gegenstände sind ihre Bedeutungen nicht immer den festen Naturgränzen angemessen, sondern schwanken zwischen ihnen herum (11.); noch häufiger findet sich diese Unbestimmtheit bei intellectuellen Bezeichnungen; und ganz gewöhnlich ist es bei den Sprachen, mit welchen wir hier zunächst zu thun haben, dem Begriff Bestimmungen beigemischt zu finden, die seine Allgemeinheit stören, und die er nur zum Nachtheil der Deutlichkeit mit sich herumtragen muß. Dagegen giebt es aber auch in mehreren Sprachen neu und vortreflich gebildete Begriffe, die als wahrhafte Erweiterungen des Denkens gelten müssen. Denn der Besitz eines Worts für einen bisher nicht in diesen Gränzen gedachten Begriff ist, wenn es eine Masse Gedankenstoffes betrifft, die zu Gewinnung erweiterter Ansichten befördernd in das Denken eingreifen kann, von unermeßlichem Gewinn. (12.) In dieser Vertheilung der Begriffe [80]
auf die Wörter offenbart sich nun zunächst der Sinn der Nation für richtige und scharfe Naturauffassung und logische Genauigkeit; aber in höheren Beziehungen geht daraus das glückliche Schöpfungsvermögen des Geistes hervor. Gewiß aber darf man sich dies nur sehr selten so vorstellen, als würde einem

---

(11.) Von dieser Art sind im Sanskrit कटि, तट, श्रोणि, नितम्ब, die alle die Gegend des Leibes um die Hüften in unbestimmter Begränzung andeuten.

(12.) Man kann hier die Sanskritischen न्याय u. योग anführen.

rein gedachten Begriff ein neues Wort gegeben; gewöhnlich wird nur ein bisher in niedrigerer oder unbestimmterer Bedeutung genommenes umgestempelt.

97. Das zweite Gesetz in Absicht des Inhalts der Wörter ist, daß das Wort nicht zu viele und durch zu lockere Verwandtschafts-Bande mit einander verknüpfte Bedeutungen in sich fasse. Es findet sich dies in einigen Sprachen mehr als in andren, namentlich führt man darüber im Chinesischen und Sanskrit Klage. Doch sollte man nicht vergessen, daß diese größtentheils nur die Mangelhaftigkeit der Wörterbücher trifft, die, ohne Ordnung und Nachdenken, alle Bedeutungen, in welchen sich das Wort in einzelnen Stellen findet, auf einander folgen lassen, und aus jeder Stelle gerade die bestimmteste Bedeutung herausheben, zu welcher der Zusammenhang der Begriffe den natürlichen und einfachen Sinn des Worts hinüberzwängt. Würde dies gehörig gewürdigt, und unterschiede man die Zeiten und Gattungen des Gebrauchs, so würde jene, jetzt allerdings, vorzüglich den Anfänger störende Vieldeutigkeit sehr zusammenschmelzen. Wo sie jedoch nicht abgeläugnet werden kann, da fällt sie auf der einen Seite mit der eben (96.) gerügten Unbestimmtheit zusammen, die mehr als Eine Bestimmung des Begriffs, und mithin mehrere Begriffe zuläßt, kann aber auf der andren auch aus zu scharfsinniger Ausspinnung eines Begriffs in alle von ihm ausgehende Fäden, oder aus Vorliebe zu allzukühnen Metaphern entstehen, und mithin gerade den Sprachen
[81] sehr geistreicher Nationen eigen seyn. Mit der Vieldeutigkeit der Wörter darf man jedoch nicht den vielumfassenden Umfang ihrer Bedeutung verwechseln. Bei ihm bleibt diese doch einfach, und eine das Nachdenken wahrhaft befördernde Sprache muß gerade auch auf den höchsten Stufen der Abstraction, oder den niedrigsten der individualisirenden Bestimmung (da solche Wörter auf beiden entstehen können) den Gedanken geheftet haben. Nur die Vielfachheit neben einander stehender concreter Bedeutungen, und die willkührliche Anwendung allgemeiner auf einen der vielen unter ihnen begriffenen stört die Bestimmtheit des Ausdrucks und die leichte Verständlichkeit.

98. Unter der Art der Bezeichnung des Begriffes im Wort, verstehe ich hier nicht die durch den Ton, obgleich diejenige, von der hier die Rede ist, den Ton bestimmt, und bisweilen mit ihm zusammenfällt. Sonst aber ist vom Tone allgemein (73—82.) und besonders in Beziehung auf die Bedeutung (83.) schon im Vorigen gesprochen worden. Hier ist von dem Inhalt des Wortes, also dem Begriffe, die Rede. Allein der Begriff kann weder in seiner Definition, noch, wenn er einem körperlichen Gegenstand angehört, in dem ganzen Wesen desselben gegeben werden; das Wort muß ihn in Einheit gestalten (88.) das also, wodurch es ihn dem Geiste des Hörenden andeutet, ist, auch als Begriff, seine Bezeichnung. Ursprünglich liegt diese Bezeichnung (die eigentlich nur in Beziehung auf den Hörenden eine solche, von Seiten des Sprechenden aber eine Auffassung ist) in jedem Wort, bei den den Naturlauten nachgebildeten in dem Tönen der Gegenstände, bei andren für körperliche Dinge in andren ihrer Eigenschaften, bei intellectuellen in den zu ihrer Andeutung gewählten Metaphern. Denn indem der Begriff in einen Ton gekleidet wurde,

mußte sich die Zunge doch durch etwas bei der Wahl desselben bestimmen lassen, und dies konnte nur diese, den ganzen Begriff in Einem Punkte zusammenfassende Anschauungsweise seyn. Diese selbst aber kann man sich nur sinnlich denken, theils weil sie zur Wahl des Tons leiten soll, theils weil [82]
die ganze Wortbildung (89.) in der Sphäre der Einbildungskraft schwebt. In den meisten Fällen ist jedoch diese sinnliche Auffassungsweise des Gegenstandes, welche dem Tone vorausging, oder mit ihm zugleich, doch immer ihn bestimmend, entstand, nicht mehr aufzuspüren, und dann hängt sie noch bloß an der auf den Ton ausgeübten Wirkung, bisweilen auch nicht einmal mehr an dieser auf eine erkennbare Weise. Im ersteren Fall ist der Lautcharakter des Worts (seine Härte oder Sanftheit, seine Helligkeit oder Dumpfheit u. s. f.) im letzteren bloß der Schall der articulirten Töne selbst die Bezeichnung des Wortinhalts. Beispiele geben die drei deutschen Wörter: Fliege, Krähe, Gans. Bei dem ersten ist die Bezeichnung des Begriffs das unaufhörlich wiederkehrende Fliegen, wodurch das Thier so vorzüglich lästig wird; bei dem zweiten das Geschrei des Vogels; bei dem dritten das bloße, aus dem Indischen stammende, und auch da nicht zu erklärende Wort. Aehnliche Beispiele gewähren die Wörter für geistige Begriffe mit und ohne erkennbare Metaphern.

99. Diese Art der Begriffsbezeichnung könnte man die Selbstbedeutung der Wörter nennen. Denn sie unterscheiden sich wirklich durch sie von andren, demselben Gegenstande gewidmeten. Es ist in vielen Rücksichten wichtig nachzuforschen, ob in einer Sprache vielen Wörtern eine solche Selbstbedeutung eigen ist? und auch den schon (91.) angedeuteten Fall zu unterscheiden, ob dieselbe noch allgemein von dem Volke gefühlt wird, oder nur noch dem Forscher erkennbar da liegt? Da man das Vorherrschen der Selbstbedeutungen wohl mit Recht als das Ursprünglichere in den Sprachen ansehen muß, so lassen sich daraus Folgerungen auf die in ihr vorgegangenen Umänderungen ziehen. Sie selbst aber, soweit sie sich mit Zuverlässigkeit offenbaren, sind wichtig zu untersuchen, weil sie die Richtung zeigen, nach [83]
welcher ein Volk die Natur aufgefaßt, und das Geistige in sinnlicher Umhüllung der Sprache angeeignet hat. Da man sich aber hier auf einem geschichtlichen Gebiete befinden soll, so muß man sich wohl hüten, dem Scharfsinn und der Einbildungskraft hierbei zuviel einzuräumen, und sich nur auf dasjenige beschränken, worauf sichere Spuren der Bildung führen.

100. Der sinnliche Stoff des Wortes, von dem wir hier reden, ist die Handhabe, an welcher der Geist die intellectuellen Begriffe auffaßt, und wenn man dem Gange der Natur getreu bleiben will, muß man sich die Bezeichnung derselben in der Sprache nicht als vom Begriff zur Bezeichnung herab-, sondern, umgekehrt, zu ihm hinaufsteigend denken. Es ist überall in der Menschheit so, daß sich aus Erscheinungen, die durch die bloße Fruchtbarkeit zeugender Kräfte, wie zufällig, ins Daseyn treten, sich ein Ganzes aufbaut, aus dem nachher dem beobachtenden Geiste die Einheit einer Idee entgegenstrahlt, und nicht anders ist es auch in der Sprache. In der bunten Mannigfaltigkeit der Töne, welche die Wahrnehmung der Natur, das Bedürfniß der Mittheilung, und die gesellschaftliche Geschwätzigkeit hervorlockt, entdeckt

⌐ Das Wort, als Bezeichnung 101
des Begriffs, ist verwandt mit dem
Zeichen und dem Symbol. Es ist aber
hier der Ort diese drei Begriffe ge-
nau festzustellen, und zu zeigen, dass
das Wort zwar mit den beiden andren
Eigenschaften theilt, aber seiner inner-
sten Natur nach, von beiden verschie-
den ist. Insofern es den Begriff durch
seinen Laut hervorruft, ~~aber~~ erfüllt
es allerdings den Zweck eines Zeichens,
aber es geht dadurch gänzlich aus der
Classe der Zeichen heraus, dass das
Bezeichnete ~~allemal unabhängig~~ ein von
seinem Zeichen ~~selbstständig~~ unabhän-
giges Daseyn hat. der Begriff aber
erst selbst seine Vollendung durch das
Wort erhält, und beide nicht von ein-
ander getrennt werden können. Dies
zu verkennen, und die Wörter als
blosse Zeichen anzusehen, ist der
Grundirrthum, der alle Sprachwis-
senschaft und alle richtige Würdi-
gung der Sprache zerstört
⌊ Bei dem Worte lässt sich der
Begriff auch nicht rein abscheiden
vom Laute, nicht an sich, da er nicht
ohne Sprache gedacht werden kann
nicht von dem den Bestimmt in einer
Sprache eignen, weil er auch zugleich
dessen Individualitaet an sich (dem
trägt. Dennoch ist das Wort
durchaus vom Symbole verschieden Da-
so verlangt eine vollständige. Für sich
bestehende Naturform, die auch ihren alle
Beziehung auf eine wirkende Idee
betrachtet werden kann, aus der aber, so
wie sie sich als Symbol darthut, die
Idee aus allen Theilen hervorstrahlt.
~~Das Wort dagegen ist nichts ohne Be-~~
Der Laut im Wort (als dessen jener
Naturform entsprechender sinnlicher
Stoff) ist hingegen nichts ohne Be-
ziehung auf ~~die~~ den Begriff, da er
ausschliesslich die Bestimmung hat,
diesen ~~hier~~ ~~in~~ gestaltet hervorzurufen.
Es ist daher ein ganz verschiedenes
~~Einheit des in beiden~~ Zusammenfallen
des Sinnlichen und Unsinnlichen im
Symbol und im Worte;

⌐ Insofern das Wort den Be-
griff in einen sinnlichen Stoff vor
der Einbildungskraft verwandelt,
~~kann es wohl~~ gleicht es ~~nage~~ es ~~ein~~ dem Symbol.
~~genannt werden~~ Denn es schiebt
der Idee eine Gestalt unter, und
abstrahirt bei dem körperlichen
Gegenstand von der Totalität seiner
Wirklichkeit, indem es ihn an einem
Merkmale fest hält, und ihn an die-
sem durch einen, ihm fremden, ei-
nen Ton, bezeichnet. Der Laut
schliesst also, ~~wie Hier~~ auf diese
Weise einer Hieroglyphe gleich, den
Begriff in sich. ~~Allein genauer un-~~
~~tersucht, hat das Wort ganz und gar~~
nicht die Natur eines Symbols, und
der symbolisirende und der durch
richtigen und feinen Sprachsinn ge-
leitete Verstand sind vielmehr ein-
ander entgegengesetzt. Denn die Spra-
che sucht in dem Worte den Be-
griff selbst, rein und unmittelbar,
den körperlichen Gegenstand oder die
unkörperliche Idee, und bedient sich
des scheinbaren Symbols, des Lautes,
~~nur als eines~~ Mittels. ~~Beim Symbo-~~
~~lischen~~ Im Symbol wird dagegen Sinnliches und
Unsinnliches, ~~als~~ einander gegenseitig
durchdringend, als eins angesehen, ~~das~~
~~jenes~~ sich in jenem offenbarend, je-
nes sich zu diesem erweiternd; ~~Der~~
~~Gattungsbegriff des Symbols ist das~~
~~Bild, der des Wortes das Zeichen.~~
~~Bei jenem fallen~~ Idee und ~~sinnlicher~~
fallen (12)b ~~bei diesem tre-~~
Körperstoff zusammen.
~~ten sie~~
des andren. Ein in allen Be-
ziehungen auf die Sprache hinüber
wichtiger Unterschied der Einwirkung
beider auf den Geist ist, dass das
Beschäftigen mit Bildern verweilend
und vertiefend stimmt, das Be-
schäftigen mit Zeichen rasch über-
gehend und Vieles umfassend. Auf
welche Art auch wieder das Wort
~~aus der Reihe blosser willkührlicher Zei-~~
~~chen heraustrete, und~~ in diesem sind
Laut und Begriff, ~~jeder~~ ohne nur ge-
eine ~~Einheit~~

die Seele, und in dem Grade häufiger und genievoller, in dem ihr selbst höhere intellectuelle Kraft und feinerer Sprachsinn beiwohnt, die geistigen Beziehungen, und prägt die vorhandenen Wörter in ihnen entsprechenden Bedeutungen aus. Nicht durch ein gleichsam dumpfes, mit Eintheilen und Zergliedern beschäftigtes Brüten über dem Ideenstoff, sondern durch die Befruchtung der Naturmasse der Töne durch einen regen, immer auf das Höhere gerichteten Geist, entsteht in den Sprachen reicher und tiefer Ideengehalt in geistvoll [84]
ihm angeeigneten Wörtern.

101. Das Wort, als Bezeichnung des Begriffs, ist verwandt mit dem Zeichen und dem Symbol. Es ist aber hier der Ort diese drei Begriffe genau festzustellen, und zu zeigen, daß das Wort zwar mit den beiden andren Eigenschaften theilt, aber seiner innersten Natur nach, von beiden verschieden ist. Insofern es den Begriff durch seinen Laut hervorruft, erfüllt es allerdings den Zweck eines Zeichens, aber es geht dadurch gänzlich aus der Classe der Zeichen heraus, daß das Bezeichnete ein von seinem Zeichen unabhängiges Daseyn hat, der Begriff aber erst selbst seine Vollendung durch das Wort erhält, und beide nicht von einander getrennt werden können. Dies zu verkennen, und die Wörter als bloße Zeichen anzusehen, ist der Grundirrthum, der alle Sprachwissenschaft und alle richtige Würdigung der Sprache zerstört. Insofern das Wort den Begriff in einen sinnlichen Stoff vor der Einbildungskraft verwandelt, gleicht es dem Symbol. Denn es schiebt der Idee eine Gestalt unter, und abstrahirt bei dem körperlichen Gegenstand von der Totalität seiner Wirklichkeit, indem es ihn an Einem Merkmale fest hält, und ihn in diesem durch etwas, ihm fremdes, einen Ton, bezeichnet. Der Laut schließt also, auf diese Weise einer Hieroglyphe gleich, den Begriff in sich. Im Symbol wird Sinnliches und Unsinnliches, einander gegenseitig durchdringend, als Eins angesehen, dieses sich in jenem offenbarend, jenes sich zu diesem erweiternd; Idee und Körperstoff fallen zusammen. (13.) Bei dem Worte läßt sich der Begriff auch nicht rein abscheiden vom Laute, nicht an sich, da er nicht ohne Sprache gedacht werden kann, nicht von dem ihm bestimmt in einer Sprache eignen, weil er zugleich dessen Individualitaet an sich trägt. Dennoch ist das Wort durchaus vom Symbol verschieden. Dieses verlangt eine vollständige, für sich bestehende Naturform, die auch ohne alle Beziehung auf eine inwohnende Idee betrachtet werden kann, aus der aber, so wie sie sich als Symbol darthut, die Idee aus allen Theilen hervorstrahlt. Der Laut im Wort (als dessen jener Naturform entsprechender sinnlicher Stoff) ist hingegen nichts ohne Beziehung auf den Begriff, da er ausschließlich die Bestimmung hat, diesen gestaltet hervorzurufen. Es ist daher ein ganz verschiedenes Zusammenfallen des Sinnlichen und Unsinnlichen im Symbol und im Worte; in diesem sind Laut und Begriff, ohne nur eine Trennung zuzu- [85]

(13.) Man findet diese Begriffe mit großer Klarheit und auf vorzüglich geistreiche Weise im 3. Kapitel des 1. Buches der CREUZERschen SYMBOLIK UND MYTHOLOGIE entwickelt. 'Immer', heißt es S. 57 'bleibt es wesentliche Eigenschaft dieser (der tropischen) Darstellungsart, daß sie ein Einziges, ein Ungetheiltes giebt' u. S. 63 'Das Wesen durchdringt und belebt die Naturform. Jener Streit zwischen dem Unendlichen und dem Endlichen ist also aufgelöset, dadurch daß jenes, sich selbst begränzend, ein Menschliches ward.

lassen, und jeder für sich unvollständig, Eins und machen Ein Wesen aus, aber der Laut weicht gewissermaßen dem Begriff, den er nur hervorrufen und gestalten soll. Im Symbol ist die Naturform selbständig zugleich mit der sie durchdringenden Idee, und behauptet vorzugsweise ihre Rechte, beide sind dasselbe da aus jedem Punkte der einen die andere vorstrahlt, aber sie sind nicht Eins. Die Naturform bleibt auch in ihr gedachte Idee, in Allem, wodurch sie im Symbol galt, wie der Körper, wenn ihn die Seele verläßt. Wörter und Wortlaute können aber, wie alle andren Gegenstände, in ihrer Beschaffenheit und Zahl und in Zusammenhang mit ihrer Bedeutung als Symbole behandelt werden, und so mag es wohl zu verstehen seyn, wenn von den Aegyptischen Priestern (14.) erzählt wird, daß sie die Götter durch das an einander gereihte Austönen der sieben Vocale feierten.

102. Das Symbol verlangt ausdrücklich die Verschmelzung des Unsinnlichen mit dem Sinnlichen; der Körper soll nicht bloß Körper, die Idee nicht bloß Idee seyn. Die Sprache dagegen ist ein rein geistiges Streben, gehend (24.) vom Denken zum Denken, nur auf diesem Wege gezwungen Körperstoff annehmend, und nur so wenig, als möglich, nur den leichten, gleich verhallenden Ton, und von diesem nur den articulirten, den mit möglichster Abschneidung alles Geräusches zum bloß hörbaren Verhältniß zurückgeführten. Der symbolisirende Verstand und der Sinn und das Genie zur Sprache stehen daher in natürlichem Gegensatz mit einander. Sie gewöhnen auch den Geist an eine ganz verschiedene Weile in der Folge der Vorstellungen, was in der Bildung der Köpfe bei Individuen und Nationen einer der hauptsächlichsten Punkte ist. Das Symbolisiren führt zur Vertiefung in den einzelnen Gegenstand, dessen Schaale gleichsam durchdrungen werden muß, um die sie durchstrahlende Idee wahrzunehmen; der Sprachsinn reißt
[86] den Geist in unaufhaltsam lebendiger Bewegung fort. Denn er folgt der Flüchtigkeit des Gedanken und strebt nach seiner Unendlichkeit. Da jedes Wort zu einer Reihe gehört, und keines seinen Begriff vollkommen erschöpft, so geht er von einem zum anderen über, und durchläuft die sich nach und nach entwickelnde Gedankenfolge, nur die leichtesten, den ununterbrochenen Zusammenhang am wenigsten durch Pausen störenden Einschnitte hinter sich lassend.

103. Wo in den Ton des Worts das dunkle Gefühl der Beschaffenheit des Gegenstandes gelegt ist, wie in Stärke die Festigkeit, in Wolke, Wolle, Wald die schwankende Unbestimmtheit der Begränzung und des Zusammentretens der Theile vor dem Auge, da liegt in der That etwas Symbolisches in demselben. Denn diese Beschaffenheit leuchtet alsdann aus dem Tone hervor, und dieser wirkt wie ein Bild derselben auf das Gefühl. Aber der Wortlaut selbst kann darum doch kein Symbol genannt werden. Denn seine Bedeutung, auf welche dieser sein symbolischer Theil, nur mitwirkt, wird nicht daraus erkannt, sondern auf dem ganz verschiedenen Wege, welchen die Sprache überhaupt nimmt. Noch bestimmter und häufiger liegt das Sym-

(14.) Demetrius de elocutione c. 71. Daß auch die Zahl der Buchstaben symbolisch beachtet wurde, sieht man aus dem Ἑπταγράμματος Σάραπις bei Hesychius (h. v.)

bolische in dem Begriffe der Wörter, und gerade in dem, wovon wir hier reden, der sinnlichen Bezeichnung derselben. Es ist dies bei allen metaphorischen Ausdrücken der Fall. Aber auch dies ändert die Natur des Wortes nicht ab. Dies unläugbare Symbolisiren der Sprache beweist, daß die glückliche Anlage dazu den Sprachsinn wohlthätig unterstützt, es wird aber nun auch vollständig deutlich, in welchem Verhältniß beide zu einander stehn. Es muß Gabe und Drang vorhanden seyn, das Sinnliche und Unsinnliche in einander aufzusuchen und einzuhüllen, aber die helle und klare Richtung auf das Geistige muß vorherrschen, und durch die lebendige Stärke der Denkkraft die Neigung niederdrücken, gerade bei dem dunkeln und geheimniß- [87]
vollen Zusammenhange beider zu verweilen.

104. Da hier von der in dem Wort liegenden sinnlichen Vorstellung und von seiner Selbstbedeutung die Rede ist, so entsteht die Frage, was sich eigentlich die Seele bei dem Wort sinnlich vorstellt? ob den Gegenstand im Ganzen? oder die in dem Wort daran aufgefaßten Eigenschaften? oder etwas dem durch das Wort erregten Gefühle entsprechendes Unbestimmtes? oder bei Völkern, die schon lang ein Alphabet besitzen, die Schriftzüge? Dies durch Selbstbeobachtung zu erforschen dürfte schwierig seyn. Schon die Absicht verändert den Gegenstand der Beobachtung, und gewiß wechselt auch die Vorstellung selbst nach der Individualitaet und den Umständen durch alle jene Fälle durch. Was dagegen, nicht bloß als gewiß, sondern auch als entscheidend für das Erkennen der wahren Natur der Sprache festgehalten werden muß, ist daß das Wort den Gegenstand nie anders in die Vorstellung bringt, und diese nie länger bei ihm verweilen läßt, als es die jedesmalige Gedankenverknüpfung erfordert, der es ihn unterordnet, und in die es ihn, als ein Glied, einflicht. Dies liegt in der Natur des Worts, das ja nur darum an die Stelle der wirklichen Gegenstände Töne setzt, um dieselben durch diese Vermittlung in Gedanken zu verwandeln; es liegt ferner darin, daß die durch mehrere Worte ausgedrückte Gedankenreihe, genau genommen, Eins, und die Rede ein Ganzes ist, wo die Einschnitte immer zugleich den Zweck haben, den Bau, als Ganzes, vorzugsweise sichtbar zu machen. Es ist daher eine der wichtigsten Eigenschaften des Worts, gerade das und nicht mehr in der Vorstellung anzuregen, als der Gebrauch bedarf. Dies wird nun zwar großentheils bewirkt durch die angemessene Verbindung mit andren bestimmenden Worten und durch die ganze der Seele des Hörenden gegebene Richtung. Aber es liegt zum Theil auch in der Bildung des Worts, welches [88]
in dieser Hinsicht Reinheit, Schärfe, Nüchternheit in der Bestimmung des Begriffs, und volle Angemessenheit zu einem klar gedachten Zwecke besitzen muß. Hieraus entsteht zugleich die Nothwendigkeit mehrerer Ausdrücke für denselben Gegenstand nach der Verschiedenheit des Gebrauchs, in verschiedener Andeutung der an ihm herausgehobenen Seiten, und in verschiedenen Seelenstimmungen. Denn auch diese kommen hier in Betrachtung neben dem logischen Zweck der Rede, und wirken vorzugsweise auf die Art der im Worte liegenden sinnlichen Vorstellung. Denn dasselbe Wort ist offenbar von verschiedenen in einem dichterischen, und in einem wissenschaftlichen Vortrage begleitet. Auch hier schafft aber die Sprache mehr zufällig, als

absichtlich, und die sinnverwandten Wörter sind oft nur Wörter, aus andren Dialecten mit darin aufgenommenem Nebenbegriff übergetragen.

105. Das begleitende Gefühl (95.) wirkt auf die Wörter entweder als einzelne Empfindung des Gemüths, oder als Gesammtstimmung der verbundenen intellectuellen und Gemüthskräfte, wo jene zwar herrschen, aber die Farbe dieser annehmen. Aus jenem entstehen die liebkosenden, ehrenden, feierlichen, scheltenden, verächtlichen, spöttischen, scherzhaften, aus diesem die dichterischen, philosophischen, ermahnend rührenden Ausdrücke u. s. f. Es wird eigentlich kein Wort ohne eine dieser, wenn gleich im Einzelnen unbemerkbaren Nuancen der Empfindungen ausgesprochen, da die dadurch angeklungenen Saiten immer gespannt im Gemüthe da liegen. Hier ist aber nur von den besondren Wörtern die Rede, in deren Bildung diese Bestimmungen des Gefühls so übergegangen sind, daß sie nun immer dieselben erregen, und wo diese nicht an ihrem Ort sind, nicht gebraucht werden können. In den einzelnen Sprachen nimmt man an diesen Ausdrücken eine doppelte merkwürdige Erscheinung wahr. Die Sprachen ungebildeter
[89] Völker enthalten eine große Anzahl solcher, die einzelne Gemüthsempfindung verrathen. Die Sprache vergeistigt immer den Menschen, führt ihn erst zu reiner Intellectualitaet hinauf, dann aber, wenn kein Gegengewicht eintritt, zu trockner, sophistischer und spielender über den Gipfelpunkt hinüber; allein sie thut dies nur allmählich. Alle Volksdialecte bedienen sich häufiger der liebkosenden, verkleinernden, vergrößernden, verschlechternden Wörter, als die höhere gereinigte Mundart. Dagegen darf man da nicht nach besondren dichterischen suchen; alles ist noch gewissermaßen dichterisch, und wird, ohne Bewußtseyn des Gegensatzes, so aufgenommen. In den Sprachen einiger hochgebildeten Nationen ist auf der andren Seite dies Bewußtseyn so fein und lebendig, und der Vortrag so keusch, daß niemals ein dichterisches Wort in der fesselfreien Rede geduldet wird. Dies entspringt nur mittelbar aus dem dichterischen Gefühl der Nation, unmittelbar aber aus dem, einen viel höher gesteigerten und feiner geläuterten Sprachsinn voraussetzenden für die Prosa, als eigene Gattung der Rede. Man trifft dies daher nur in den edelsten, und am geistvollsten bearbeiteten Sprachen an. Bei den philosophischen Wörtern muß man die nur logischen, durch den Verstand construirten, die bloß zu den technisch wissenschaftlichen gehören, unterscheiden von den aus tieferem Nachdenken oder höherer Offenbarung, durch die synthetisirende Vernunft entstandenen. Wo, wie im Indischen, abgezogene Philosophie mit der höchsten Dichtung eine großartige Verbindung eingegangen ist, da finden sich diese Ausdrücke in vorzüglicher Stärke und Schönheit.

106. Ich habe in dem Bisherigen die Natur und die Erfordernisse der Wörter, jedes einzeln für sich betrachtet, zu zergliedern versucht, um auf zu
[90] zeigen, wie die Sprache den einzelnen Begriff bezeichnet. Jetzt ist es nothwendig, den ganzen Vorrath der Wörter Einer Sprache in den Verhältnissen ihrer Bedeutung zu einander, und in Beziehung auf den Umfang der Gegenstände und Begriffe zu untersuchen, um zu zeigen, wie die Sprache verfährt, um passende Ausdrücke für jeden Redegebrauch zu schaffen, und die ganze Masse der vorkommenden Begriffe zu bezeichnen.

107. Jede Sprache, welche sie seyn möge, trägt in jedem Zeitpunkt ihres Daseyns den Ausdruck aller Begriffe, die sich jemals in der Nation entwickeln können, in ihrem Schooß. Jede ist ferner in dem jedesmaligen Zeitpunkte ihres Lebens genau dem jedesmaligen Gedankenumfang der Nation gleich. Jede endlich in jedem ihrer Zustände bildet das Ganze einer Weltansicht, indem sie Ausdruck für alle Vorstellungen enthält, welche die Nation sich von der Welt macht, und für alle Empfindungen, welche die Welt in ihr hervorbringt.

108. Diese Sätze beruhen auf der Identität des Denkens und Sprechens. Was der Mensch denken kann, das vermag er auch zu sagen. Das Denken einer Nation entwickelt sich bisweilen durch Mischung mit einer andren, wo dann auch die Sprache fremden Zuwachs empfängt, aber es kann sich auch ganz aus sich selbst ausbilden, und seinen ganzen Lauf in sich vollenden, und Nation und Sprache gedeihen, wenn es gelingt, dabei besser und eigenthümlicher. Das Denken der Nation, bestehend aus dem Denken jedes Einzelnen, muß in jedem Augenblick ein Ganzes seyn. Denn es ist die Art, wie der Mensch in jedem Augenblick sein geistiges Daseyn in dessen Stellung gegen die Welt geltend macht, und da sich in jedes einzelne Denken nothwendig dies ganze Daseyn, das nur in dieser Thätigkeit besteht, zusammenzieht; so kann dies nicht theilweise, nicht verstümmelt geschehen.

109. Es sind aber jene Sätze von der höchsten Wichtigkeit für die richtige Würdigung der Sprache. Denn es beruhet auf ihnen, daß man die [91]
Sprache in keinem Augenblick ihres Lebens als abgeschlossen, sondern immer als fortschreitend, alles in ihr Enthaltene als Keim neuer Entwicklung betrachtet, und ihr Fortschreiten nicht mechanisch, als Ansetzung von Theilen, sondern wahrhaft organisch, als ein Entfalten eines Ganzen aus einem Ganzen ansieht. Die Möglichkeit dieser Natur der Sprache liegt in dem, wovon schon im Vorigen geredet worden ist, in der Fähigkeit der articulirten Laute zu Versetzungen und Verbindungen aller Art, wo durch Hervorbringung kleiner Unterschiede, bei bleibender allgemeiner Aehnlichkeit, aus Einem Grundlaut ganze Geschlechter von Wortklängen (79.) entstehen, und durch die Abbeugung desselben Wortes zu verwandten Bedeutungen, durch die Festsetzung der allgemein gleichbedeutenden Wörter, und durch neue Stempelung sonst anders gebrauchter. Es ist ein Schaffen von Tönen und ein Schaffen von Begriffen, durch welches die Sprache in sich selbst wächst, das letztere geht ins Unendliche, allein das erstere hat, wie alle Erfahrung zeigt, eine Gränze. Die Sprache erreicht einen Punkt, wo der Reichthum der Klänge nicht mehr aus dem eignen Schooße, sondern höchstens noch durch Aufnahme fremder Wörter vermehrt wird. Die weitere Bearbeitung wird dann gewissermaßen innerlicher, und beschränkt sich auf die Fixirung und Modificirung der Bedeutungen. Der Mangel aller geschichtlichen Erfahrung verbietet über diesen Scheidepunkt etwas Näheres zu sagen. Soviel aber siehet man wohl, daß er da liegt, wo das Zusammentreten und Mengen der Stämme untereinander entweder selbst, oder in seiner Einwirkung auf die Sprache aufhört. Denn alle innere Erweiterung der Sprache in ihren Tönen läßt sich doch nur füglich so denken, daß mehrere die nemliche Redende,

[92] durch Eigenthümlichkeit oder Trennung, Verschiedenheiten in sie bringen, die dann in das Ganze übergehen, schon von Verschiedenheiten auch der Bedeutung begleitet, oder sie erst dort erhaltend. Dadurch daß jeder eigentlich, um verstanden zu werden, so sprechen will, als der andre, jeder aber doch, weil er nun einmal physisch und geistig ein andrer ist, wirklich etwas verschieden redet, dies etwas Verschiedene aber doch verstanden und wieder aufgenommen wird, kann in einer Sprache, wenn man sich dies unter Individuen, Familien und Stämmen Jahrhunderte lang fortgehend denkt, eine große Mannigfaltigkeit der Wortklänge entstehen. Daß ein Dialect den andern und die allgemeine Sprache bereichert, erfahren wir ja oft selbst.

110. Insofern man unter dem Reichthum einer Sprache ihr Vermögen dem Bedürfniß des Ausdrucks zu genügen versteht, kann man alle gleich reich nennen. Denn so wie man eine wahrhaft besitzt, kann es keinem Begriff und keiner Ideenwendung an der angemessenen Bezeichnung fehlen. Darum ist aber die Prüfung des Reichthums einer Sprache keine müssige Untersuchung, wenn man sich nur recht über den Sinn des Ausdrucks versteht, und es giebt allerdings verschiedene Grade und Arten desselben. Zuerst kommt es darauf an, daß jeder, sich als ein einzelner bestimmt absondernder Gegenstand oder Begriff auch in der Sprache ein einzelnes, ihn, ohne Umschreibung, bezeichnendes Wort finde; sowie zweitens, daß es den Gegenständen ebensowenig an der gehörigen Verschiedenheit des Ausdrucks nach der Empfindung, mit der man spricht, und der Anschauungsweise, auf die man hinarbeitet, fehle. Es kann aber auch drittens für denselben Gegenstand mehrere Wörter, ohne merkbare Verschiedenheit der Bedeutung oder Absicht geben, und viertens endlich mehrere Formen desselben Worts.

[93] 111. Es ist in allen Sprachen der Fall, daß, was einige durch ein einzelnes Wort ausdrücken, von andren mit mehreren umschrieben wird, und die Klarheit und Bestimmtheit der Bezeichnung kann dennoch dieselbe seyn. Indeß ist es keinesweges gleichgültig, wenn eine Sprache oft zur Umschreibung ihre Zuflucht nehmen muß. Die Mittheilung der Gedanken, der augenblickliche Zweck der Rede leidet dadurch allerdings nicht; allein der Unterschied liegt in der Form der Sprache, ihrer Rückwirkung auf das Denken überhaupt. Denn man darf nie vergessen, daß die Beschaffenheit der Sprache, als eines Werkzeugs des Denkens, einen unmittelbaren Einfluß auf dasselbe ausübt, seine Klarheit, Bestimmtheit, Schnelligkeit, Schärfe erhöht, oder herabstimmt, ihm sinnliche Richtung nach außen hin, oder geistige nach innen giebt, und daß dies bei weitem die wichtigste Seite in ihr ist. Wo nun jeder Begriff sein ihm bestimmtes Wort findet, da regt dieser Reichthum den Geist an; die Sprache erscheint wie die Welt, in der auch Gegenstand sich an Gegenstand drängt, und wie eine Weltansicht soll sie sich ja zwischen die Natur und den Menschen stellen. Ich werde auch in der Folge noch darauf zurückkommen, daß es höchst wichtig ist, daß die Sprache, die öde Abgezogenheit der Gedanken verlassend, in ihre Form die Form der äußeren Wirklichkeit aufnehme. Dies beweist sich auch hier. Auch eine wortarme Sprache kann eine Menge von Begriffen und Ideenreihen, sogar mit Klarheit und Bestimmtheit, ausdrücken; man sieht ein Beispiel davon an dem ärmlichen Gebrauch,

den einige Missionsschriften von gewiß in sich reicheren außer-Europaeischen Sprachen machen. Dem Inhalte des Gedankens ist dann wohl Genüge geleistet. Aber die Dürftigkeit der Sprache zieht den Geist herab, und es fehlt dem [94]
Denken in solcher Darstellung an Fülle, Frische und Lebendigkeit.

112. Aus denselben Gründen dürfen auch mehrere Wörter für denselben Begriff, selbst wenn sie kaum merkbare Unterschiede darböten, und mehrere Formen desselben Worts nicht als ein überflüssiger Luxus erscheinen. Sie vermehren nicht nur die sinnliche Fülle der Sprache, sondern geben auch in der fortschreitenden geistigen Entwicklung der Nation Gelegenheit, die Begriffe, wenigstens durch den Gebrauch der verschiedenen Ausdrücke, wenn es sich auch nicht immer im Wörterbuch nachweisen läßt, feiner zu nuanciren und genauer zu bestimmen. Sogar wenn Sprachen, wie die Englische, aus verschiedenen zusammengeflossen, für gewisse Begriffe zwei bloß durch ihren Ursprung verschiedene Ausdrücke, wie freedom und liberty, besitzen, so ist der Gebrauch derselben bei feinsinnigen und sprachkundigen Rednern doch nicht ganz gleichgültig. Ueberhaupt ist keine Gattung des Reichthums der Sprachen geringzuschätzen. Jede beweist daß, sey es der Dauer ihres Bestehens, der Menge der Stämme und Individuen, die sie sprachen, oder der geistigen Regsamkeit der Nation zuzuschreiben, viel und mannigfach in ihr gesprochen wurde, mithin viele Gedanken und Empfindungen in sie übergingen. Je mehr aber dem Geiste einer Sprache Gehalt menschlichen Daseyns entgegenklingt, desto größer, lebendiger und geistiger ist ihre anregende Kraft.

113. Um die Beschaffenheit einer Sprache in Absicht ihres Wortvorraths vollständig zu beurtheilen, müßte man diesen mit der Masse der möglichen Begriffe, das Bezeichnete mit dem zu Bezeichnenden vergleichen. Von den [95]
reinen Begriffen verstanden, ist dies unmöglich, da der Gedankenstoff sich nicht rein von dem Sprachstoff scheiden läßt, vielmehr die Bezeichnung erst das Entstehen des zu Bezeichnenden vor dem Geiste vollendet. Selbst bei Naturgegenständen ist dies der Fall, da das Wort ja nicht sie überhaupt, sondern die in der Sprache gegründete Ansicht derselben bezeichnet. Indeß geht dies nur die strenge und ganz genaue Analyse an, sonst läßt sich allerdings fragen, welche in einer gegebenen Sprache ihr ursprünglich eigenthümliche Ausdrücke finden? Allein bei unsinnlichen Begriffen ist diese Scheidung des Worts und Begriffs theils viel weniger, theils gar nicht zu versuchen. Es giebt jedoch ein Analogon durch welches sich wenigstens einigermaßen zu dem beabsichtigten Zwecke gelangen läßt. Man kann nemlich an die Stelle der rein zu denkenden Begriffe die in einer Anzahl von Sprachen wirklich bezeichneten setzen, und die Masse dessen, was Bezeichnung zuläßt und fordert, abmessen nach dem, was in den bekannten verschiedenen Sprachen etwa bezeichnet zu werden pflegt. Insofern dient das Studium der vorhandenen Sprachen zur Prüfung des Umfangs des im Menschengeschlecht wirklich gewesenen Denkens und Empfindens. Verbindet man nun diese Methode mit der Untersuchung des reinen, von einer bestimmten Sprache geschiedenen Gedankenstoffs vermittelst der Aufstellung allgemeiner Kategorien von Gegenständen und Begriffen, und immer herabsteigender Eintheilung, aber mit dem beständigen Bewustseyn, daß, wo man in diesem

Herabsteigen auf den individuellen Begriff kommt, eine bestimmte Sprache eintreten muß, so kann man, ohne in Irrthümer zu verfallen, doch den zu [96] bezeichnenden Gedankenstoff nicht rein und vollständig, aber genügend für die Sprachuntersuchung, mit dem Wörtervorrath einer Sprache zusammenhalten.

114. Nach Kategorien geordnete Wörterbücher, wie Pollux und Amera's cosha sind hierzu nützliche Hülfsmittel, und es war ein zweckmäßiger Einfall Havestadts die Wörter der Sprache Chilis auch auf diese Weise zu ordnen. Allein sehr vervollständigt müssen diese Arbeiten werden, und man sollte nicht versäumen, aus sovielen Sprachen, als zu vergleichen möglich ist, die Wörter zusammenzutragen, durch welche Gegenstände bezeichnet, oder Begriffe gestempelt werden, die in andren keinen erschöpfenden Ausdruck in einem eignen Worte finden. Wiederholen muß ich zwar hier, daß, wenn man es scharf und genau nimmt, kein Wort einer Sprache völlig dem einer andern entspricht. Hier aber ist nur von den Fällen die Rede, wo durch ein Wort für diejenigen, welche die Sprache bisher nicht kannten, wirklich ein neuer Begriff, oder eine neue wichtige Nuance eines Begriffes entsteht. Denn es kommt hier auf die Auffindung des zu bezeichnenden Gedankenstoffs an, und zu dieser kann das bloße Vorschreiten nach Kategorien und logischen Definitionen nicht genügen, wenn man nicht das schon wirklich in Sprache Gedachte hinzunimmt.

115. Es läßt sich daher angeben, und es muß angegeben werden, für welche Gegenstände und Begriffe eine Sprache Wörter besitzt, was sie auf Erden und am Himmel, von Leblosem und Lebendigem, an dem thierischen und menschlichen Körper, was endlich von Eigenschafts- und Verhältnißbegriffen, was von unsinnlichen mit Wörtern bezeichnet hat. Wo mehrere Sprachen, sey es auch nur durch die gleiche Lage der sie redenden Nationen, [97] etwas Gemeinsames haben, wie die Amerikanischen, da wird es wichtig zu sehen, ob ungefähr derselbe Kreis den Vorrath der in ihnen zu Wörtern gestempelten Begriffe umschließt, und durch die Vergleichung vieler Sprachen dürfte man wohl, immer davon ausgehend, daß jede Sprache ein Ganzes der Weltansicht gewährt, auf einen gewissen gleichsam ursprünglichen, und in allen wiederkehrenden Kreis dieser Art gelangen. Derselbe müßte sogar, da sich ja allen Nationen im Ganzen dieselbe Welt darstellt, bei allen derselbe seyn, wenn es nicht von der Kraft und Gelegenheit abhienge, wieviel von dieser Welt wirklich in Sprache verwandelt wird. Dem Fortschreiten der Entdeckung und Benennung besonderer Gegenstände ist es hierbei leicht nachzugehen möglich, aber vorzüglich wichtig ist die Aufsuchung der Modificationen der geistigen Begriffe, die selbst in bekannten Sprachen noch bei weitem nicht genau genug verfolgt worden ist.

116. Innerhalb des Wörtervorraths einer Sprache entsteht die fernere Frage: welche Gattung von Gegenständen und Begriffen ein Uebergewicht in dem Reichthum ihrer Ausdrücke haben? und es kommt daher auch in dieser Rücksicht auf eine Sonderung derselben nach Classen an. Denn natürlich bringt nicht nur der allgemeine Bildungsstand der Nationen hierin Ungleichheiten hervor, sondern auch Gewohnheit, Sitte und Lebensart wenden

bald diesem, bald jenem Zweige menschlicher Beschäftigung, und daher bald dieser, bald jener Classe von Gegenständen und Begriffen eine größere Mannigfaltigkeit von Ausdrücken zu. Die allgemeine Sprachuntersuchung muß nicht nur von den allgemeinsten Classen ausgehen, sondern auch ihre Eintheilung so anlegen, daß sich daraus die Weise ergiebt, wie die Sprache den Begriff sowohl vor dem Verstande, (98.) als dem Ohre andeutet, was man die [98]
Technik ihrer Bezeichnung nennen kann.

117. Da man hierzu ihrem eigenen Gange nachgehen muß, und alles Bedürfniß der Bezeichnung im Denken ruht, so zerfallen in dieser Hinsicht alle Wörter in solche, welche die Materie, den Gegenstand, und solche, welche die Form, die Thätigkeit des Denkens betreffen. Denn das Denken bedarf eigener, um die Begriffe zu verbinden, zu trennen, zu vergleichen und nach den ihm eigenthümlichen Operationen zu behandeln. Man kann diese Wörter allgemein logische oder dialektische nennen, und ihre Eigenthümlichkeit besteht darin, daß sie, subjectiv betrachtet, durch innere Handlung Hervorgebrachtes bezeichnen, objectiv betrachtet aber nicht Gegenstände, noch Eigenschaften von Gegenständen, sondern nur Beziehungen und Verhältnisse der Begriffe und Dinge auf einander, und zu dem Verstande, durch den sie gedacht worden.

118. In der Materie des Denkens bildet natürlich das Gebiet des Körperlichen und Unkörperlichen die hauptsächlichste Abtheilung. In Rücksicht der Technik der Bezeichnung muß ihr aber eine in diesem Betracht wesentlichere, nemlich die der Wörter für Gegenstände, Beschaffenheiten und Handlungen vorausgehen. Denn da die Gegenstände den Menschen immer durch hervorstechende Eigenthümlichkeit der Beschaffenheit oder Bewegung anregen, so veranlassen sie ihn auch, sie daran hauptsächlich zu bezeichnen, und Beschaffenheits- und Bewegungswörter schweben daher, als die obersten und allgemeinsten in der Sprache. (Zusatz 3.: Es müssen hierhin auch die allgemeinen Verhältniß- und Beziehungswörter gezählt werden. Denn obgleich dieselben eigentlich, da es der Verstand ist, welcher die Begriffe auf einander bezieht, in die Classe (117.) der, seine Thätigkeit bezeichnenden Ausdrücke fallen, so gehören sie, insofern man sie an den Gegenständen selbst vorhanden betrachtet, in dieser Rücksicht auch hierher.) Man könnte hier einwenden wollen, daß dieser Unterschied bloß ein grammatischer sey. Er ist aber wirklich in allen Sprachen lexicalisch und grammatisch zugleich. Denn in allen giebt es Wörter, die ursprünglich und ihrem Begriff nach, also [99]
lexicalisch, auch ohne alle grammatische Abzeichen, Substantiva, Adjectiva und Adverbia, oder Verba sind, und die hiernach Einer Gattung angehörenden bildet nachher die Grammatik in die beiden andren Gattungen um. Es ist so wesentlich hierauf zu achten, daß in mehr als Einer Sprache nicht ursprüngliche Verba bloß durch Verbindung eines ursprünglichen mit einem gleichfalls ursprünglichen Nomen, also rein lexicalisch, und ohne alle Hülfe der Grammatik gebildet werden. An diese Hauptabtheilungen schließen sich nun alle besonderen an, die ich aber hier, wo ich nur einen möglichst kurzen Abriß des allgemeinen Sprachbaus zu geben bemüht bin, übergehe.

119. Dieselbe Classificirung der Begriffe erleichtert und befördert nun

auch die Einsicht in die Technik der Bezeichnung. Ich will nemlich hier von dieser nicht in Beziehung auf die Töne reden, sondern (98.) im Gebiete des Denkens bleibend, von der Wahl der Wörter für Dinge und Begriffe nach andren an ihnen herausgehobnen, oder auf sie bezogenen Begriffen. Diese Begriffe lassen sich bei weitem nicht immer an den Wörtern erkennen; aber die erkennbaren aufzusuchen ist ungemein wichtig da nicht allein daraus erst die individuelle, durch die Sprache gegebene Weltansicht recht deutlich hervorleuchtet, sondern auch überhaupt die ganze Bezeichnungsart durch Verwandtschaft der Begriffe, subjective und objective, eine der wundervollsten Seiten der Sprache ist. Denn die Aufgabe ist keine geringere, als von den ersten und rohesten Bedürfnissen gegenseitiger Mittheilung zu der Gesammtheit der höchsten Ideen und ihrer feinsten Nuancen aufzusteigen, und das neue Wort, oder die neue Bedeutung immer an schon Vorhandenes anzuknüpfen, da die
[100] Sprache immer unter der allgemeinen Bedingung der Möglichkeit der Verständigung steht und der Redende also über das einmal Verstandene nicht weiter hinübergehen darf, als ihm der Hörende zu folgen im Stande ist.

120. Die unkörperlichen Begriffe bezieht die Sprache auf körperliche, die Wesen der Körperwelt auf die allgemeinen Kategorien der Beschaffenheit und Bewegung, doch ist diese Regel nicht gleich durchgehend, als jene. Aus beiden ergiebt sich, daß in der Sprache eine Anzahl allgemeiner körperlicher Beschaffenheits- und Bewegungsbegriffe vorhanden ist, welche den Hauptstoff zur Bezeichnung aller übrigen bilden, und auf die man daher bei der Untersuchung des Wörtervorraths einer Sprache vorzüglich ausgehen muß. Man kann daher auch diese Untersuchung von zwei verschiedenen Seiten aus anstellen, von Seiten der bezeichnenden und der zu bezeichnenden Begriffe. Die Vergleichung dieses doppelten Verfahrens zeigt alsdann theils die Angemessenheit der Bezeichnung, theils in der Wahl und Bestimmung der bezeichnenden Begriffe die in dem Volke vorherrschende Neigung zu dieser oder jener sinnlichen Anschauungsweise, und die Art der geistigen Auffassung, den Grad ihrer Klarheit, Bestimmtheit, Reinheit und Tiefe.

121. Es ist darum keineswegs nothwendig, daß eine Sprache eine Anzahl von Wurzelwörtern besitze, die man als den Ursprung aller übrigen ansehen könne. Selbst wo solche vorhanden sind, werden doch auch, und am häufigsten, abgeleitete zur Bezeichnung neuer Begriffe gebraucht. Aber die Betrachtung der Wurzelwörter kann hier nicht umgangen werden. Sie haben nemlich offenbar eine doppelte, eine grammatische und lexicalische Geltung. Sie können in der verbundenen Rede gar nicht, oder nur unter gewissen Bedingungen, ohne grammatische Veränderung, erscheinen, und sie dienen
[101] als Stammwörter zur Ableitung und Zusammensetzung. Es giebt Sprachen, in denen es zur lexicographischen Sitte geworden ist, wie im Sanskrit und Wallisischen, jedes Wort auf eine der angenommenen Wurzeln zurückzuführen. Allein es ist wohl keine dieses Baues in der sich nicht an auffallenden Beispielen der Ungrund eines solchen Verfahrens zeigen ließe. Neben der Mehrzahl willig und leicht aus den Wurzeln ableitbarer Wörter giebt es immer noch viele, die sich nur durch gewaltsame und spielende Künstelei unter sie bringen lassen.

122. Die Sprache kennt aber auch noch ein andres Mittel zur Vermehrung ihres Wortreichthums, als die Bildung einzelner Ausdrücke. Sie bezeichnet nemlich an ganzen Reihen von Wörtern ihnen allen gemeinschaftliche Bestimmungen, schafft Ausdrücke nicht durch neue Wortklänge, sondern durch nach Regeln bestimmte Umänderung der vorhandenen. Dies geschieht oft durch bloße Zusammensetzung, allein auch durch Ableitung, und zwar sowohl durch Agglutination, als durch Inflexion. Von dieser Art sind die Patronymica, Gentilitia, Abstracta, die Eigenthumswörter (eine fast durch alle Amerikanischen Sprachen gehende Gattung) die Causal-Volitiv-Verba u. s. f. Da man sich aus praktisch sehr zu billigenden Gründen einmal gewöhnt hat, Alles, was sich auf Regeln bringen läßt, in die Grammatik aufzunehmen, und dem Wörterbuch nur das alphabetische Nachweisen des Einzelnen zu überlassen, so findet man diese Bezeichnungsmethoden jetzt gewöhnlich in den Grammatiken, aber sie gehören offenbar zu der Bildung des Wortvorraths, nicht zu der Verbindung der Rede. Ihre genauere und tiefere Untersuchung ist aber wichtig, weil sich danach beurtheilen läßt, wie logisch genau und philosophisch richtig die Sprache dabei verfährt. Denn da hier von nach [102] Regeln gebildeten Gattungen die Rede ist, so kommt es darauf an, wie der Eintheilungsgrund aufgefaßt, ob alle aus ihm fließende Arten erschöpft, ja selbst ob in der Wahl, diese Begriffe durch Ableitung, also nach Gesetzen, die erlernt werden müssen, oder durch Zusammensetzung, also auf unmittelbar verständliche Weise, zu bezeichnen, der Zufall oder eine Regel gewaltet hat. Denn der logischen Zweckmäßigkeit wäre es gemäßer die Bildung nach Gesetzen nur da vorzunehmen, wo die zu bezeichnenden Gattungen sich, der Zahl und Beschaffenheit nach, rein aus Begriffen ableiten lassen, nicht da, wo, wie bei dem Begriffe des Eigenthums, ein einzelnes factisches Verhältniß die Wortgattung bestimmt. (Zusatz 4.: Es giebt auch noch einen andern Fall, an dem die logische Angemessenheit und Vollständigkeit der Sprachbezeichnung geprüft werden muß, nemlich an den Begriffen, die zusammen eine Sphäre ausfüllen, und wo es sich nun fragt, ob die Sprache für jeden derselben einen eignen Ausdruck besitzt, und ob an den Ausdrücken selbst die Wechselbeziehung dieser Begriffe bezeichnet ist. Als Beispiele darf ich hier nur die Dimensionen des Raums und die Weltgegenden anführen. Mehrere Sprachen fassen in jenen unter demselben Ausdruck zwei verschiedne wie schmal u. eng, breit und groß zusammen, in diesen bewahrt in vielen Sprachen, wie im Deutschen und Sanskrit (in jenem in Bezug auf den den Tag theilenden Sonnenlauf, in diesem in Bezug auf einen angenommenen Standpunkt, nach dem man die Seiten bestimmt) der Ausdruck die Gleichförmigkeit der Begriffe, in andren, wie im Lateinischen, ist dieselbe gestört, oder gar keine vorhanden.)

123. Die ganze hier nur im äußersten Umriß angedeutete Untersuchung des Wortvorraths der Sprachen, geht darauf hinaus, das System der Bildung desselben möglichst genau und vollständig zu erkennen, damit man übersehe, wieviel, was unter dem gegebenen Möglichen, und auf welche Weise sie bezeichnet? Darum muß das Gebiet des zu Bezeichnenden nach seinen verschiedenen Abtheilungen (113—118.) der Vorrath der Begriffe, welche man

zum Zweck der Bezeichnung auf andre bezieht (119—122.) und endlich der Umfang der Wortlaute, sowohl der Wurzelwörter als der abgeleiteten und zusammengesetzten nach der Beschaffenheit und Behandlung der Töne (73—82.) durchgegangen werden.

124. Ist dies geschehen, so besitzt man einen Begriff von dem Material, welches die Sprache der Rede darbietet, und hat nun nur noch (105.) das die Wörter begleitende Gefühl, ihre Rückwirkung auf die Seele zu betrachten. Es war hiervon bisher nur als von einem Theile des Wortgehaltes die Rede, hier ist nun aber die Eigenthümlichkeit der Sprache in der Behandlung aller
[103] Wörter zusammenzufassen. Wie in dem zu Bezeichnenden die Welt, so erscheint hier der Mensch, und beide so auf einander bezogen, wie sich beide in der nemlichen Sprache darstellen. Die leichtere oder trägere Erregbarkeit des Gefühls, die hellere oder dunklere Farbe der Phantasie, die mehr prosaische oder poetische Richtung werden hier als Ursachen offenbar, wie man sie bei der objectiven Bildung der Wörter als Erfolge erkannt hat.

125. Es würde daher auch unnütz seyn, hier mehr ins Einzelne einzugehen. Es genügt zu bemerken, daß es hier darauf ankommt, den bisher objectiv geprüften Wörtervorrath nunmehr subjectiv zu betrachten, um zu sehen, ob sich eine gewisse Gleichförmigkeit des Gefühls, das bei der Wortbildung vorgewaltet hat, entdecken läßt, und welche Art nationeller Eigenthümlichkeit sich darin offenbart? Denn dies auf die Bildung einwirkende Gefühl ist dasselbe, das nachher das Wort auch im Gebrauche immer begleitet. Ich nenne es aber Gefühl theils um in dem allgemeinsten Wort alles zusammenzufassen worin die Sprache die Spuren der menschlichen Art zu seyn an sich tragen kann, theils aber und besonders weil das, wovon wir hier reden, wirklich im Augenblick seiner Thätigkeit nur als Gefühl, nicht in klarem und deutlichem Bewußtseyn wirkt. Denn sonst liegt ganz vorzüglich auch die rein intellectuelle Richtung darin, so wie die ganze subjective Wirkung, welche die Wörter einer Sprache darum, weil sie ihr angehören, anders, als die einer andren, hervorbringen. Daß diese wieder auch auf die objective Darstellung der Welt durch die Sprache beiträgt, versteht sich von selbst. Allein viele in der Sprachwissenschaft nothwendige Absonderungen und Abtheilungen führen nicht sowohl auf wirklich verschiedene Gegenstände, als bloß auf Betrachtung verschiedener Seiten desselben Gegenstands. Wenn
[104] z. B. in der Wortbildung einer Sprache die Richtung liegt, den Geist vorzugsweise in der Sphäre leichter Ideenverknüpfung zu Zwecken des Lebens zu halten, so wird es diese intellectuelle Stimmung vorzüglich seyn, welche auch die unkörperlichen Ausdrücke der Sprache gewöhnlich begleitet. Es wird aber zugleich daraus entstehen, daß diese Ausdrücke auch selbst in der Bezeichnung ihre Gegenstände mehr von der oberflächlichen Seite nehmen. Dennoch wird, um die Sprache von dieser Seite vollständig zu kennen, immer die doppelte Zusammenstellung dieser objectiven Beschaffenheit und dieses subjectiven Einflusses auf dieselbe nothwendig bleiben. Denn der letztere wird hernach auch in andren Theilen des Sprachbaues, namentlich z. B. in der Zusammenfügung der Rede gleichförmig erscheinen.

126. Die subjective Stimmung, welche bei der Wortbildung mitwirkt,

und vom gebildeten Worte wieder hervorgebracht wird, da Ursach und Wirkung immer eine an die Stelle der andren treten, hängt bei weitem weniger fest an dem todten Wort, als die Bezeichnung des Gegenstandes. Wenn also selbst diese, wie wir (84.) gesehen haben, im Laufe der Zeit Veränderungen ausgesetzt ist, so ist dies weit mehr bei dem subjectiven Eindruck der Fall. Erhabene Wörter sinken zu gemeinen herab, poëtische werden zu prosaischen, und umgekehrt, die ganze Richtung des Denkens und Empfindens einer Nation ändert sich unvermerkt ab, und indem dies wieder (125.) auf die Bezeichnung zurückwirkt, bleiben zwar Laut und Bedeutung scheinbar und im Ganzen dieselben, aber die veränderte Auffassung der letzteren zeigt der genaueren Prüfung doch etwas Verschiednes in ihr. So schiebt sich besonders unkörperlichen Ausdrücken: Seele, Geist, Herz, Gemüth u. s. f. oft nach und nach durch die bloße Auffassung ein sehr verschiedener Sinn unter. Umgekehrt aber ändert sich, wie dies, vielleicht durch den Einfluß einzelner Schriftsteller, in einigen hauptsächlichen Ausdrücken geschieht, allmählich die Geistesrichtung der Nation ab, und diese Aenderung wirkt alsdann in verstärktem Verhältniß auf die ganze Sprache zurück. Von diesen Veränderungen in dem die Wörter begleitenden Gefühl, sie mögen nun Einfluß auf ihre [105] Bedeutungen ausüben oder nicht, tragen die vereinzelten Wörter selten irgend kennbare Spuren an sich. Nur wo literarische Denkmäler vorhanden sind, läßt sich denselben nachgehen. Da die Ursache dieser Veränderungen auch allein in der Auffassungsweise der Nation liegen, in dem Innern des Menschen aber sehr plötzliche und schroffe Uebergänge möglich sind, so erfahren die Sprachen diese gerade für ihr innerstes Wesen entscheidendsten Umwandlungen schneller, häufiger und stärker, als die durch Abbeugung auch der Bedeutungen im Ganzen, und durch Umformung der Töne. Ihr Studium gehört hauptsächlich in die Geschichte der Geistesbildung, die Sprachkunde läßt sie oft ganz außerhalb ihres Kreises liegen, und thut nicht Unrecht hieran, wenn sie sich bloß auf den materiellen, gewissermaßen roheren Theil der Sprache beschränken will, muß ihn aber nothwendig in sich fassen, wenn diese, wie es hier der Zweck ist, in ihrem vollständigen Verhältniß zum Menschen dargestellt werden soll.

BESPRECHUNGEN.

FORT Y ROLDÁN: CUBA INDIGENA POR NICOLÁS FORT Y ROLDÁN, OFICIAL PRIMERO DE ADMINISTRACION MILITAR DEL EJÉRCITO DE CUBA È INDIVIDUO DEL CONGRESO INTERNACIONAL DE AMERICANISTAS DE 1881. — MADRID, IMPRENTA DE R. MORENO Y R. ROJAS. 1881. — 8° min., 200.

Die Sprache der alten Cubaner ist uns nicht durch Texte oder Wortsammlungen, sondern nur durch einzelne von spanischen Autoren des 16. und 17. Jahrhunderts überlieferte Namen und Ausdrücke bekannt, wozu die heute noch geltenden Ortsnamen hinzukommen. Dieser Stoff reicht indes hin, dieselbe als einen Dialekt der Galibi- oder Carib-Sprachfamilie nachzuweisen. FORT Y ROLDÁN hat sich in der vorliegenden Schrift die lobenswerte Aufgabe gestellt, diesen noch erhaltenen Spuren fleißig nachzugehen und namentlich die Ortsnamen mit den aus den caraïbischen Insel- und Festlandsdialekten entnommenen Tier- und Pflanzennamen zu vergleichen. Über die Dialekte der Bahamas und westindischen großen Antillen liegen auch schon wichtige Arbeiten von L. ADAM, DAN. G. BRINTON und C. FR. PHIL. VON MARTIUS vor. S. 5 findet der Vf., daß die alte Sprache Cubas aus 5 Vokalen und 15 Konsonanten bestanden hat. Nach einläßlicher Darstellung der Topographie des Landes schilderte F. Y R. die uns aus den Autoren bekannten ethnographischen Verhältnisse der dortigen Ureinwohner und fügt seine eigenen Schlüsse bei, die in sehr interessanter Weise auf alle Details eingehen. Den Schluß des Buches bildet eine lange Liste der erschlossenen oder nachgewiesenen Vokabeln, die einst Bestandteile des Dialektes ausgemacht haben sollen (S. 121—182). Diese Vokabeln übersteigen die Zahl von sechshundert. Es sind jedoch darunter auch, ohne sein Wissen, fremde Wörter erwähnt, die der Vf. jedoch für cubanisch hält, wie aztek, cacao und pitahaya, pitiyaya der Name eines Kaktus, welcher vermutlich sonorischen Ursprungs ist; andere sind mit Fragezeichen angeführt. Den Namen der Insel erklärt Vf. wie folgt: Coabaí: nombre indigena de la isla; de coa y baí, país de los muertos.

WASHINGTON. **A. S. GATSCHET.**

C. M. LANNING: A GRAMMAR AND VOCABULARY OF THE BLACKFOOT LANGUAGE; BEING A CONCISE AND COMPREHENSIVE GRAMMAR, . . . TO WHICH IS ADDED AN EXHAUSTIVE VOCABULARY CONTAINING UPWARDS OF FIVE THOUSAND WORDS, PHRASES AND SENTENCES ETC. COMPILED BY C. M. LANNING FROM ORIGINAL TRANSLATIONS BY JOSEPH KIPP AND W. S. GLADSTON. — JR. FORT BENTON, MONTANA (1882). PUBLISHED BY THE AUTHOR. — 12mo, 143.

Der volkreiche und körperlich schön entwickelte Indianerstamm der Blackfeet bewohnt den Westen des Territoriums Montana und einen Teil des angrenzenden Canada und ist erst in neuster Zeit auf Reservationen gebracht worden. Die Sprache der Blackfeet gehört dem weitverzweigten Algónkin-Sprachstamme an; die Silben schließen meist vokalisch und viele Laute dieser Sprache, wie auch des verwandten Arápaho und Cheyenne, lassen sich nur durch Umgang mit diesen Indianern selbst erlernen.

Unsere Kenntnis dieses Idioms war lange Zeit nicht über das Vokabular-Stadium hinaus gediehen, bis Prof. F. V. HAYDEN im Jahre 1862 nach vorhandenen Materialien die wichtigeren grammatischen Elemente sowohl als ein Wortverzeichnis von etwa 700 Vokabeln veröffentlichte, die in seiner Quartschrift: ON THE ETHNOGRAPHY AND PHILOLOGY OF THE INDIAN TRIBES OF THE MISSOURI VALLEY, S. 248—275 enthalten sind. HAYDEN hat eine klare und deutliche Bezeichnungs-

weise der Laute, namentlich der Vokale, angewandt, was bei LANNING weit weniger der Fall ist. Eine besondere Schwierigkeit bildet in diesem Algónkin-Dialekte die verwickelte Frage- und Negativform des Zeitwortes und diese ist denn auch von beiden Autoren gebührend berücksichtigt worden. HAYDEN stellte nur drei Zeiten, LANNING fünf auf: das Präsens, Perfektum, das Vorperfektum oder eigentliche Perfektum (past perfect), das Futurum und den Conditionalis, den er unter die Tempora stellt und future perfect nennt. LANNING sagt übrigens, daß in vielen Zeitwörtern das [aoristische] Perfektum mit dem Präsens in Form identisch sei, und daß Fragen im Vorperfektum gestellt werden müssen (S. 14). Je nach der Natur des Objekts transitiver Verba gibt es auch eine animate und eine inanimate conjugation.

Wie schon aus dem weitschweifigen Titel und aus der noch weitschweifigeren Vorrede hervorgeht, rührt das LANNINGsche Werk nicht von einem wissenschaftlichen Linguisten her; man muß indes dankbar anerkennen, daß dieser Mann, der in FORT BENTON einen Uhrenhandel führt, sich alle Mühe gegeben hat, den schwierigen Stoff durch möglichst viele Beispiele klar zu machen und durch eine, zwar nicht alphabetisch geordnete, Copia verborum auch über den materiellen Theil dieser Sprache Licht zu verbreiten.

WASHINGTON. A. S. GATSCHET.

A. DE LA CALLE — GLOSSOLOGIE. ESSAI SUR LA SCIENCE EXPÉRIMENTALE DU LANGAGE AVEC UNE PRÉFACE PAR M. HOVELACQUE. I[re] PARTIE. PHYSIOLOGIE DU LANGAGE. — PARIS, MAISONNEUVE, 1881. — Un vol. in 8° de XVII, 385 pp.

Le langage, ce merveilleux instrument, qui permet à l'homme d'entrer en relation avec ses semblables et de développer ses propres facultés, est certainement un des objects de la science les plus intéressants et l'on comprend que de nombreux travailleurs s'en occupent et en sondent tous les secrets. Aussi c'est toujours avec une vive curiosité que l'on ouvre un livre qui s'annonce comme devant contribuer à en éclairer les mystères. Les lecteurs de l'INT. ZTSCHR. F. A. SPRACHW. ne trouveront donc pas superflu que je dise quelques mots de l'ouvrage qu'annonce l'entête de cet article.

Cet ouvrage doit former un traité complet de la science du langage. Il sera composé de trois parties traitant: la première de la physiologie du langage; la seconde de la morphologie; la troisième de la philosophie du langage.

Le premier volume, aujourd'hui paru, nous donne la première partie. Il est divisé en 16 leçons. Dans la première, l'auteur trace un court aperçu de l'historique de la science, et indique la méthode qu'il a voulu suivre dans le développement de son oeuvre, méthode qui est celle de l'expérimentation et des sciences naturelles.

Les leçons suivantes traitent de l'importance du langage pour l'histoire naturelle de l'homme, de la faculté d'articulation, des sons articulés, de l'anatomie de l'organe vocal, de la formation de la voix et du langage, de l'évolution et de la vie des langues, de l'origine du langage et de sa stratification, des langues et des races.

Le cadre est vaste, comme on le voit, et tout cela ne peut être traité que sommairement. Cependant ces sommaires ne sont pas sans mérite et une certaine connaissance des choses et des faits ne manque pas à l'auteur. Malheureusement le vrai et le faux s'y côtoient constamment. C'est que, au lieu de suivre la méthode qu'il préconise dans sa première leçon et de procéder expérimentalement, M. DE LA CALLE part d'un système préconçu et fait de la majeure partie de son livre un plaidoyer en faveur de ce système. L'auteur plaide la cause du matérialisme le plus pur, c'est pourquoi, à ses yeux, SCHLEICHER est le roi des linguistes: M. MÜLLER et WHITNEY ne sont que des rêveurs. Pour lui la pensée est un produit du cerveau et le problème de l'origine du langage n'existe pas. Le langage humain est tout simplement un développement du langage animal. Le docte auteur ne s'aperçoit pas que sa solution ne résoud rien. Comment l'être animé, a-t-il passé du cri produit par une sensation à la représentation des idées? C'est là ce qu'il faudrait expliquer et ce que la solution laisse de côté. Il ne pouvait en être autrement, car ses théories reposent uniquement sur des suppositions. L'auteur confond en outre des notions essentiellement distinctes. Pour lui, entre le langage de l'homme et le cri de l'animal il n'y a qu'une différence de degré et non de nature ou d'essence.

En ne considérant les faits que superficiellement on peut à la rigueur se faire illusion, mais

un examen approfondi, basé sur des principes, dissipe à l'instant le mirage. Que M. DE LA CALLE veuille bien faire une expérience, qu'il recherche l'animal, le singe ou le chien le plus intelligent qu'il y ait par le monde; qu'il s'efforce, par exemple, de lui apprendre à désigner deux ou trois objets matériels par des sons distincts et toujours les mêmes qui soient, aux yeux de ce nouveau disciple, les noms de ces objets, qu'ensuite il lui enseigne à comprendre une notion abstraite, purement intellectuelle et à lui appliquer un vrai nom toujours le même; s'il réussit, qu'il fasse alors parcourir le monde à cet animal-phénomène, qu'il le fasse paraître au grand jour, et nous lui prédisons une fortune sans exemple.

On prétendrait en vain qu'il s'agit ici simplement d'une différence du plus au moins; car ce serait encore une appréciation peu scientifique. Il s'agit en effet d'un genre d'acte special dont l'animal est radicalement et perpétuellement incapable, quelque effort qu'il fasse, quelque soit le secours que l'homme lui prête. Et cette incapacité constitue une différence essentielle de nature. À l'animal il manquera toujours une chose, une seule mais essentielle, l'intellect avec la réflexion. Les cris des animaux expriment des impressions, ou constituent une simple imitation, jamais un langage.

Lorsque l'homme veut imiter l'animal jacassant, roucoulant, miaulant ou minaudant de la voix, la nature lui inspire de prononcer des sons inarticulés et sans signification spéciale exprimant, peut-être, des sentiments, mais non des idées.

Le Kakatoès qui, entendant une poule gloussante, se met à jacasser, n'a rien de commun avec l'homme qui dit ouah, ouah pour désigner et représenter un chien à la pensée (voy. p. 351). Le premier, en effet, ne veut que faire du bruit, exprimer une sensation, et n'a nullement la conception d'une idée à représenter et communiquer. Il y a là entre l'homme et l'animal une barrière que ce dernier ne franchira jamais.

Tout l'ouvrage se ressent de l'influence de ces théories préconçues. L'auteur ne voit dans la linguistique qu'une science purement naturelle; il s'appuie surtout sur ces faits où le génie, l'instinct d'un peuple lui fait modifier, d'une manière uniforme, une langue importée. Il y a encore là du vrai et du faux.

M. DE LA CALLE prend un phénomène particulier se produisant dans le développement du langage pour la cause productive elle-même. Si la nature a une large part dans le formation du parler humain, la volonté de l'homme n'y intervient pas moins puissamment. Il n'y a pas de langue naturelle, l'enfant apprend celle qu'on lui enseigne. L'enfant français élevé par des Allemands ou des Arabes dès sa naissance parlera Allemand ou Arabe; il en acquerra même l'accent particulier. Chavée dans sa lexicologie postume enseignait expressément que chaque peuple exprime nécessairement chaque genre d'idée par un son déterminé par la nature propre des organes de ceux qui le composent, et dans le même ouvrage il nous montrait, par exemple, na exprimant l'affirmation dans les démonstratifs et pronoms et la négation dans les particules négatives. Il prouvait lui-même que les sons n'ont avec les idées qu'un rapport conventionnel. — Dans l'ouvrage de M. DE LA CALLE l'origine du langage est expliquée par l'onomatopée et par cette histoire de l'anglais qui, servi par un chinois et voulant lui demander s'il lui servait du canard, prononça ces deux mots: kwak, kwak? à quoi le chinois répondit: ouah! ouah! pour faire comprendre que c'était du chien. On comprend, à première lecture, combien cette explication est incomplète. Elle peut servir à indiquer un mode de formation des mots, mais nullement l'origine du parler. Les premiers êtres parlants n'auraient pu en outre désigner que des animaux dont il connaissaient le cri ou les objets dont ils pouvaient reproduire le son. Et comment cette idée de représenter un être par son bruit a-t-elle été conçue, puis a-t-elle été comprise? Ceux qui nous représenteraient les singes causant entre eux, mériteraient-ils la moindre attention? Quand M. DE LA CALLE nous dit que l'homme tertiaire ne parlait pas, il affirme la chose qu'il ne sait pas, il quitte malheureusement le terrain expérimental pour pénétrer sur celui de la fantaisie.

Il est à regretter que le savant auteur se soit laissé entrainer dans ces systèmes: il eût pu sans cela rendre de vrais services à la science comme le prouvent les parties de son livre où ses théories matérialistes sont sans influence: par exemple, dans les leçons traitant de la genèse et de la formation des sons de l'organe vocal et de le production de la voix. Mais là encore le besoin de justifier le darwinisme entraine l'auteur en dehors de son sujet. Aussi l'on n'est pas peu surpris de le voir passer à l'examen du larynx des animaux, des mammifères, des oiseaux, des reptiles etc.

Cependant, s'il est une science qui suscite des doutes contre la théorie de la sélection naturelle

du meilleur, c'est bien la linguistique; car dans le langage, aux temps connus, nous voyons la perfection à l'origine; l'altération, la dégénérescence croissant sans cesse avec l'âge des langues. M. DE LA CALLE croit trouver l'origine du langage et l'étudie dans la formation du parler de l'enfant. Il fait évidemment fausse route, car il n'a qu'un agent incomplet soumis à l'action d'un langage déjà tout formé; il ne peut trouver chez l'enfant les phénomènes produits chez l'homme fait; il en rencontrera au contraire qui n'existeront point chez l'homme formant lui-même son premier langage.

M. DE LA CALLE consacre un long chapitre à la voix des automates, dans laquelle il cherche l'origine du langage. Mais SIEVERS a renversé toute cette longue dissertation par une seule réflexion: La voix des automates n'a rien de commun avec le langage. Elle peut bien reproduire des sons matériels: jamais elle ne dira un mot ni même une syllabe. L'automate bruit, mais ne parle pas. (SIEVERS p. 254. l. 10).

Dans la préface préposée à cet ouvrage M. HOVELACQUE apporte son appoint au système de M. DE LE CALLE. Il est à regretter que cet auteur emploie sa science à défendre cette thèse. Nous le voyons ici, par exemple, persister à soutenir l'impossibilité, de tout rapport originaire entre les langues sémitiques et aryaques malgré les travaux des ASCOLI, des RAUMER, des DELITZSCH, des F. MÜLLER et d'autres savants de renom. Son principal argument est la condition trilitère des racines sémitiques et la différence des grammaires des deux familles. Il ne réfléchit pas que la constitution régulière et uniforme des racines et le perfectionnement de la grammaire n'ont pu exister aux premiers temps et qu'avant cela les langues ont du parcourir un stade où la grammaire était flottante et que l'on peut représenter assez bien par celui de la langue mandschou par exemple. L'auteur du reste nous en fournit une preuve irréfragable tout en voulant démontrer le contraire. Il cherche en effet les premiers éléments historiques du langage dans le parler des enfants et des chinois où la grammaire, au sens que nous donnous à ce mot, est à l'état rudimentaire. S'il en est ainsi, si les hommes ont commencé par là, il est non seulement possible mais nécessaire que le langage primitif ait été en dehors de toute grammaire déterminée, par conséquent la communauté originaire de certains groupes n'implique nullement la similitude des grammaires. Le plus étonnant en cela est que ces arguments forment justement le contrepied de la thèse évolutioniste puisqu'ils supposent encore une fois la perfection à l'origine, la grammaire toute formée dès le principe. D'ailleurs il n'est guère de procédé essentiel, usité dans un groupe qui soit étranger à l'autre.

Les sémites disent qᵊtal-ti qatal-ta; debar-im, sūs-ī; tout comme les aryas han-mi, hansi, vāc-as; asp-em. Le changement de voyelle de qatal en qitel, qutal se retrouve dans celui de sing en sang, jam en jim; de bruder en brüder; dans sitzen, setzen; liegen, legen; fahren, führen etc. Tous ces modes de formation étaient connus des groupes primitifs; chacun a choisi et développé spécialement ceux qui lui convenaient le mieux.

Il est absolument contradictoire d'admettre un développement successif des langues commençant par l'état de racines pures et de nier l'existence d'une période de formes flottantes pendant laquelle des idiomes à grammaires très-différentes, ont pu avoir des rapports d'union étroite.

On voit qu'il est dangereux en science de procéder avec des systèmes préconçus. L'observation exclusive est le seul moyen de succès assuré.

LOUVAIN. C. DE HARLEZ.

BIBLIOGRAPHIE 1883.

VORBEMERKUNGEN.

Der **Plan für die Bibliographie** wurde schon beim Beginnen der ZTSCHR. entworfen und im Programm angedeutet. Ich erlaube mir an dieser Stelle einige Punkte aus dem I. Teile in Erinnerung zu bringen. Gleich mit S. I bemerkte ich: 'Der Herausgeber wünschte die ZTSCHR. mit einer kürzeren Übersicht über die bisherigen Ergebnisse der Sprachforschung einleiten zu können, mit dem Vorsatz nach Kräften dafür Sorge zu tragen, daß in den Originalarbeiten, Auszügen, Besprechungen, Bibliographien der ZTSCHR. sich die zukünftige Entwickelung der Sprachw. mit genügender Vollständigkeit darstelle, damit die ZTSCHR. auf diese Weise ein bis zu einem gewissen Grade ausreichendes Repertorium für unsere Wissenschaft werden möchte.' Herr Geheimrat POTT, einer der erfahrensten unter den Sprachforschern, hat jenen einleitenden Rückblick auf die früheren Ergebnisse unserer Wissenschaft im allgemeinen in nicht genug anzuerkennender Weise begonnen und werden die nächsten Hefte die Fortsetzung: ZUR LITTERATUR DER SPRACHENKUNDE DER VERSCHIEDENEN ERDTEILE bringen; das MS. ist bis auf Europa vollendet.

Ich hoffte nun, daß durch dieses so aufmunternde Vorangehen unsres Altmeisters die Vertreter der einzelnen Teile der Sprachw. sich anregen lassen würden, namentlich durch periodisch fortzusetzende Berichte über den Fortschritt in ihren Gebieten während der letzten Jahre die ZTSCHR. schon vom I. Bde. ab zu bereichern. Es hat nicht an Bitten seitens des Her., auch nicht an Versprechungen von Mitarbeitern gefehlt. In Wirklichkeit sind aber nur ein paar Besprechungen einzelner Bücher von den Herren GATSCHET und DE HARLEZ eingegangen (s. d. vor. S.). Ich möchte nun an dieser Stelle den Mitarbeitern, welchen es aufrichtig daran liegt, dieses Organ und mit ihm die Wissenschaft, der es dient, zu fördern, es recht ans Herz legen: **periodische Berichte und gruppenweise Besprechungen** jeder in seinem Teile, nach eigenem Ermessen und eigener Initiative, hier zu pflegen; die bis zum Spätsommer eintreffenden Beiträge dieser Art werden stets im Schlußheft des betr. Jahres erscheinen.

Für den I. Bd. ist nun leider nach dieser Seite eine Lücke geblieben. Ich habe mich bemüht durch Erweiterung der **Bibliographie,** welcher ich mich meinerseits ganz gewidmet und für die ich allein alle Verantwortlichkeit zu übernehmen habe, wenigstens einigen Ersatz zu bieten; freilich habe ich mich dabei durch das Streben nach Vollständigkeit über die Grenzen hinausdrängen lassen, welche ich mir von Haus aus vorsichtig gesteckt hatte.

Inhalt und Umfang des in der Bibliogr. zu behandelnden Stoffs ist im Programm vorgeschrieben. Nicht über das besondere habe ich zu berichten, nicht die Einzelheiten zu beurteilen. Dazu würde ich in der Mehrzahl der Fälle bei dem Umfang der Wissenschaft nicht fähig sein, und muß ich das den Spezialisten in den einzelnen Fachzeitschriften zu thun überlassen, wo man dergleichen auch nur suchen wird. Hier habe ich die **Ergebnisse, Grundsätze, Methode vom Gesichtspunkte der allgemeinen Sprachw.** zu prüfen und darüber zu berichten. Wenn ich dabei einzelnen Spezialarbeiten nicht ganz gerecht geworden, so bitte ich die Vertreter der betreffenden Gebiete, hier in ihren Berichten zu ergänzen und zu berichtigen. Die Vollständigkeit der Bibliogr. wird immer von der Einsendung der Werke abhängig sein; vieles ist für den Anfang durch den Verleger erbeten worden; ich hoffe, daß das weniger und weniger nötig werden wird. Daß gerade die hervorragendsten Verfasser, Verleger und Institute durch Übersendung ihrer Werke in so dankenswerter Weise die Bibliogr. unterstützt haben, läßt mich vertrauen, daß letztere bald zu einer gewissen Vollständigkeit gelangen wird; sehr zu wünschen wäre das namentlich in betreff der verwandten ZTSCHRR., an deren Herausgeber ich mich bereits im Programm S. XIV vertrauensvoll gewandt behufs kollegialischen Austausches in allseitigem Interesse und vor allem in dem unsrer Wissenschaft. Die Bibliogr. dieses Bandes behandelt im wesentlichen die Litteratur von **1883**, nur äußerst wenige Arbeiten sind aus einem andern Jahre. Es bleibt aber auch für die Folge vorbehalten, auf einzelne Werke früherer Jahre zurückzugreifen. Der Preis ist, wo ersichtlich, beigefügt.

Was die **Anordnung** betrifft, so habe ich zunächst die Sammelwerke S. 418 und die einzelnen Werke S. 423 geschieden und beide Gruppen alphabetisch geordnet, letztere nach den Namen der Verf. In einem kurzen Rückblick am Schluß der Bibliogr. wird der Inhalt der Hauptgesichtspunkt sein nach der im Programm vorgesehenen Reihenfolge der Gegenstände.

Die **Art und Weise** der Besprechung habe ich auch schon S. XIII dieses Bandes angedeutet: 'Die ZTSCHR. soll rein der Wissenschaft dienen, ohne Rücksicht auf Nationalität, Partei oder Schule [und Person, möchte ich hinzufügen; amicus PLATO, amicus SOCRATES, amicior veritas]. Gegensätze in den Ansichten werden nie ganz zu vermeiden sein ... Doch sollte in jeder wissenschaftlichen Kritik Urbanität herrschen und im internationalen Verkehr mehr als das; hier ist Humanität notwendig. Der Herausg. bittet die Herren Mitarbeiter, ihn darin zu unterstützen, letztere Grundsätze in dieser ZTSCHR. zu pflegen.' Diese Grundsätze habe und werde ich bei meinen Besprechungen stets im Auge behalten. Ferner habe ich es mir zur Pflicht gemacht, über alles, was mir als besonders förderlich für unsere Wissenschaft erschien, treu zu berichten, wo thunlich, mit den Worten des Verf., wenn sie einer der näher liegenden Sprachen angehören; vom unwesentlichen aber zu schweigen und negativer Kritik mich möglichst zu enthalten, um so Platz und Zeit für nützlichere Arbeiten zu sparen. Nur, wo zu befürchten ist, daß Schriften schädlichen Einfluß auf die weitere Forschung üben könnten, werde auch ich, soweit meine Kräfte reichen, dagegen Front machen, nicht aus Kampflust, sondern pflichtgemäß im Dienste unserer Wissenschaft.

I. SAMMELWERKE.

AMERICAN ANNALS OF THE DEAF AND DUMB ED. BY E. A. FAY, WASHINGTON. — VOL. XXVIII NO. 1, 4. 1883. 8°. Cf. GREENBERGER.

Die früheren Bände enthalten so viel wertvolles Material, daß ich in der Folge noch öfter eingehender darauf zurückkommen werde.

BIBLIOGR. ANZ. F. ROM. SPRR.... S. EBERING.

BIBLIOTECA SCIENTIFICA INTERNAZIONALE. — MILANO, DUMOLARD, 1883. VOL. XXXVII. Cf. BUCCOLA.

BUREAU OF ETHNOLOGY, FIRST ANNUAL REPORT TO THE SECRETARY OF THE SMITHSONIAN INSTITUTION BY J. W. POWELL, DIRECTOR. — WASHINGTON, 1881. Roy. 8°, XXXIII, 603.

In einem Schreiben des Direktors an Prof. BAIRD lesen wir S. III über die Entstehung des Werkes: By act of Congress, an appropriation was made to continue researches in North American anthropology, the general direction of which was confided to yourself. As chief executive officer of the Smithsonian Institution, you entrusted to me the immediate control of the affairs of the Bureau. This report with its appended papers is designed to exhibit the methods and results of my administration of this trust. Der Direktor gedenkt dann seiner Mitarbeiter im engern (assistants) und in weitern Kreisen (a large body of scientific men engaged in the study of anthropology).

In der Einleitung gedenkt der Direktor zunächst der frühern anthropologischen Untersuchungen unter den nordamerik. Indianern von G. GIBBS, ST. POWERS, J. O. DORSEY, G. MALLERY, A. S. GATSCHET, H. C. YARROW und seiner INTRODUCTION TO THE STUDY OF INDIAN LANGUAGES, 1880, in deren Vorbereitung er von W. D. WHITNEY unterstützt worden sei. Er geht dann S. XIV auf die Arbeiten des Bureau ein und bemerkt S. XV: With little exception all sound anthropologic investigation in the lower states of culture exhibited by tribes of men, as distinguished from nations, must have a firm foundation in language... Actuated by these considerations prime attention has been given to language. Chrestomathien, Grammatiken und Wörterbücher sollen über die verschiedenen Indianerspr. herausgegeben werden. Einzelne Handbücher für die verschiedenen Zweige der Anthropologie sind teils erschienen, teils in Vorbereitung. S. XXXIII: The series will then be systematically combined in a MANUAL OF ANTHROPOLOGY FOR USE IN NORTH AMERICA.

Unter den dem Bericht beigefügten Artikeln hebe ich heraus die von J. W. POWELL, E. S. HOLDEN, G. MALLERY (SIGN LANGUAGE AMONG N. A. IND.), J. C. PILLING (ILLUSTRATIONS OF THE METHOD OF RECORDING INDIAN LANGUAGES. FROM THE MSS. OF MESSRS. J. O. DORSEY, A. S. GATSCHET, AND S. R. RIGGS).

Aus der Arbeit des Col. MALLERY habe ich bereits in diesem Bande Auszüge gebracht und gedenke dieselben im zweiten Bde. der ZTSCHR. fortzusetzen. Zu den letztgenannten ILLUSTRATIONS bemerke ich, daß dem betr. transskribierten Text je eine Interlinear- und meist eine freiere Übersetzung, außerdem noch Anmerkungen beigefügt sind. Über die Artikel der anderen berichte ich unter den einzelnen Namen der Vf.

Im allgemeinen will ich noch an dieser Stelle bemerken, daß dem wertvollen Inhalt die schöne Ausstattung des Bandes entspricht.

CATALOGUE DE LA BIBLIOTHÈQUE DE L'INSTITUTION NATIONALE DES SOURDS-MUETS DE PARIS I. PARTIE PUBLIÉE PAR LES SOINS DE PEYRON ET BÉLANGER. — PARIS, PELLUARD, 1883. — 8°, 66.

Cette 1re partie ne comprend que des ouvrages écrits en langue française et parmi ces ouvrages tous ceux qui touchent directement les sourds-muets se sont imposés d'abord à notre choix [1]: le bégaiement [39], l'acoustique [41], la physiologie de l'audition et de la phonation [43] et les maladies de l'oreille [55]... avaient aussi leur place marquée dans ce 1er vol... Nous avons cru devoir encore, dès le début, faire sa part et une large part à la linguistique [49] et surtout à la psychologie du langage. Nous avons adopté l'ordre chronologique... réservant l'ordre alphabétique pour l'index des noms d'auteurs placé à la fin du vol. [61]. Bientôt nous serons en mesure de faire paraître un nouveau vol. consacré aux langues étrangères.

Man sieht aus obigem Bericht der Vf. an den Minister des Innern, wie wertvoll dieser Katalog nicht bloß für Taubstummenlehrer, sondern auch für die Sprachforscher ist. An diese wenden sich die Vf. indirekt in verbindlichster Weise um Unterstützung für den zweiten Teil: nous serions heureux si, d'ici-là, notre fonds actuel s'augmentait d'envois gracieux, auxquels nous serions d'autant plus sensibles qu'ils marqueraient le retour à d'anciennes traditions et la reprise de relations que nous nous efforceront de rendre toujours plus étroites.

CATALOGUS BIBLIOTHECAE GUYOTIANAE INSTITUTI SURDO-MUTORUM GRONINGANI. PARS SPECIALIS DE SURDO-MUTIS, BALBIS, CAECIS, MENTE IMBECILLIS. CURAVIT A. W. ALINGS. — GRONINGAE, HOITSEMA, 1883. — 8°, VIII, 244.

I. A. Bibliographiae. B. Diaria. II. De surdo-mutis. A. De auditu ejusque vitiis. B. De surdo-mutis eorumque educatione et institutione. C. De gestibus. III. De balbis. De voce et loquela earumque vitiis. IV. De caecis. A. De visu ejusque vitiis. B. De caecis eorumque educatione et institutione. IV. De mente imbecillis. Institutorum descriptiones; libri annales. VII. Libri quorum pauci quidam loci ad surdos-mutos cet. pertinent.

---

3. CONGRÈS INTERNATIONAL POUR L'AMÉLIORATION DU SORT DES SOURDS-MUETS TENU À BRUXELLES DU 13 AU 18 AOÛT 1883. — BRUXELLES, HAYEZ, 1883. — 8°, 328.

Die Versammlungen der Taubstummenlehrer aller Länder finden alle drei Jahre statt. Paris war der Vereinigungsort der ersten, Mailand der zweiten, Brüssel (statt Basel) der dritten Zusammenkunft. Das Programm der letzten bestand hauptsächlich aus folgenden Fragen: 1°. De la nécessité d'organiser des cours normaux ou une école normale avec école-annexe, comme champ d'expérience pour former les maîtres des sourds-muets. 2°. De la limite supérieure du nombre des élèves qu'un professeur peut instruire par la méthode orale pure. — À quel moment conviendrait- il de faire de l'enseignement mutuel et dans quelle mesure? 3°. Les sourds-muets seront-ils, pendant toute la durée de leur éducation, confiés au même instituteur? — Doivent-ils être confiés à plusieurs maîtres à la fois ou changer de maîtres lorsqu'ils auront acquis un nouveau degré d'instruction?

Vorsitzender war DE HAERNE. Aus seiner Eröffnungsrede will ich nur folgendes hervorheben, S. 22: Toutes nos disputes d'amour-propre national ou personnel doivent disparaître devant ce but glorieux que nous voulons atteindre par nos discussions. S. 26: Je tiens, pour ma part, à la liberté des méthodes... tout en enseignant la parole par la parole, on ne proscrit pas généralement les signes dits naturels, que les sourds-muets apportent à l'institution. Zur ersten Frage vgl. die Analyse der Vorschläge namentlich von TREIBEL (S. 94) und KINSEY (97, 98): In dem Programme des letztern für die Cours théoriques lesen wir unter anderem: méthodes d'instruction, histoire de l'enseignement, ... anatomie et physiologie spéciales, principes et systèmes pour le développement de l'articulation, notions sur le son, ... du développement du langage. Von einem Einzelbericht über die Verhandlungen muß ich hier absehen. Als nächster Versammlungsort wurde Frankfurt a/M. vorgeschlagen, nicht ohne heftigen Widerspruch. Unter den dem allgemeinen Bericht angehängten Schriften will ich noch erwähnen: TH. ARNOLD: DU RÔLE

ET DES FONCTIONS DU TOUCHER DANS L'ENSEIGNEMENT DE LA PAROLE. S. 325 ff., wo freilich die Bedeutung und Entwickelungsfähigkeit des Tastsinns nach meiner Ansicht etwas überschätzt wird.

CORRESPONDENZ-BLATT FÜR DIE GELEHRTEN- UND REALSCHULEN WÜRTENBERGS. HERAUSG. RAMSLER. — TÜBINGEN, FUES. XXX. Jg. 1883. 8°. Heft 9—12. S. KLAUS.

DEUTSCHE RUNDSCHAU HERAUSG. VON J. RODENBERG. — BERLIN, PAETEL. IX. Heft 8, 1883. S. GERLAND.

EVANG. MISSIONS-MAGAZIN. HER. J. HESSE. — BASEL XXVII. Jg. 1883.

INTERNATIONALE WISSENSCHAFTLICHE BIBLIOTHEK. — LEIPZIG, BROCKHAUS, 1883. Bd. LVI. S. MELDE.

MUSÉON. REVUE INTERNATIONALE. DIR. C. DE HARLEZ. — LOUVAIN, PEETERS, 1883. — 8°, 660. M. 10.

A. H. SAYCE: LES INSCRIPTIONS VANNIQUES D'ARMAVIR (p. 4).
H. DE CHARENCEY: DÉCHIFFREMENT DE CARACTÈRES PALENQUÉENS (p. 76).
K. PIEHL: REVUE ÉGYPTOLOGIQUE (p. 82).
A. MARRE: MOTES DE PHILOLOGIE MALAISE (p. 278).
F. ROBIOU: QUESTIONS D'HISTOIRE ÉGYPTIENNE (p. 298, 338).
CTE DE CHARENCEY: DES SUFFIXES EN LANGUE QUICHÉ (p. 348).
K. PATKANOFF ET A. H. SAYGE: DE QUELQUES NOUVELLES INSCRIPTIONS CUNÉIFORMES DÉCOUVERTES SUR LE TERRITOIRE RUSSE (p. 358).
W. TOMASCHEK: LES RESTES DE LA LANGUE DACE (p. 393).
A. NOREEN: APERÇU DE L'HISTOIRE DE LA SCIENCE LINGUISTIQUE SUÉDOISE (p. 441, 547.) Cf. p. 474.
E. WILHELM: LA LANGUE DES KURDES (p. 431).
A. MARRE: COUP D'OEIL SUR LE DISTRICT MONTAGNEUX DE L'ARAKAN ET SUR LES TRIBUS SAUVAGES QUI L'HABITENT, SUIVI D'UN VOCABULAIRE GOMPARATIF DES LANGUES DES TCHÎNS, DES TCHANDÔS ET DES KAMÎS (p. 525).
H. DE CHARENCEY: DE LA GONJUGAISON DANS LES LANGUES DE LA FAMILLE MAYA-QUICHÉE (p. 575).
CONGRÈS INTERNATIONAL DES ORIENTALISTES (p. 651).

PÄDAGOGISCHES ARCHIV. — CENTRALORGAN FÜR ERZIEH. U. UNTERR. IN GYMN., REALSCH. U. HÖH. BÜRGERSCH. HERAUSG. V. KRUMME. — STETTIN, HERRCKE U. LEBELING, XXV. Jg. No. 8. 1883. 8°. S. VÖLKEL.

PHILOL WOCHENSCHR. HERAUSG. V. W. HIRSCHFELDER. — BERLIN, CALVARY, 1883. No. 48. S. STEINTHAL.

PHILOSOPHISCHE STUDIEN HERAUSG. V. W. WUNDT I. — LEIPZIG, ENGELMANN, 1883. 8°, 618.

Die PHILOS. STUD. erscheinen in zwanglosen Heften. Sie sollen ihr Hauptaugenmerk 'auf den Ausbau der experimentellen Psychologie richten, weil dieses Gebiet . . . zunächst am meisten einer exakten Bearbeitung fähig und bedürftig ist. Sie werden aber außerdem Streifzüge in andere Teile der Philosophie, besonders der Erkenntnislehre und der Theorie der Wissenschaften, unternehmen, und sie behalten es sich vor, dazu nach Bedürfnis und Interesse noch

weitere Gebiete hinzuzufügen' (617). Daß Herausg. dabei auch besonders die Sprachw. im Auge hat, ergibt sich aus S. 26: 'Indem vorzugsweise die Sprache die objektiven Erzeugnisse dieser psychischen Funktionen enthält, wird wohl hier allmählich ein Zweig der Psychologie entstehen, der sich zunächst an die Linguistik anlehnt, deren Ergebnisse er zu psychologischen Zwecken verwertet.' Ebenso bin ich überzeugt, daß der Zweig der Sprachw., welchen ich in meinem Programm S. XV unter Psychik angedeutet habe, von der experimentellen Psychologie und den PHILOS. STUD. des Herausg. die reichste Anregung und Belehrung empfangen wird.

Über die unsere Wissensch. näher berührenden Aufsätze werde ich im einzelnen berichten. S. W. WUNDT, O. STAUDE, M. TRAUTSCHOLDT.

RIVISTA DI FILOSOFIA SCIENTIFICA DIRETTA DA E. MORSELLI, R. ARDIGÒ, G. BOCCARDO, G. CANESTRINI, G. SERGI. REDATTORE: G. BUCCOLA. ANNO III N. 1—4. — TORINO-MILANO, DUMOLARD, 1883. — 8°. 472.

Wir heben aus dem reichen Inhalt für unsere Leser hervor:

DE DOMINICIS S. F.: LO SVILUPPO PSICHICO E LA PEDAGOGIA.

VIGNOLI T.: CARLO DARWIN ED IL PENSIERO.

PUGLIA F.: IL SENTIMENTO E L'IMPULSO MOTORE.

SAMMLUNG GEMEINVERST. WISS. VORTR. HRG. V. R. VIRCHOW U. FR. V. HOLTZENDORF. — BERLIN, LÜDERITZ, 1883. S. BEZOLD.

SAMMLUNG ROMANISCHER GRAMMATIKEN. — HEILBRONN, HENNINGER. 8°.

Die auf dem Gebiet der Sprachw. und namentlich der lebenden Spr. außerordentlich rührigen Verleger bereichern hier unsere Litteratur mit einem Unternehmen, das nicht bloß dem Romanisten, sondern dem Sprachforscher überhaupt willkommen sein muß. Die Grammatiken dieser Sammlung sollen nicht nur über die Ergebnisse der bisherigen Forschung unterrichten, sondern die letztere soweit als thunlich durch Originalarbeit weiter führen, um so zugleich den Zwecken der lernenden wie der Forscher zu dienen. Erschienen ist zuerst die RÄTOROMANISCHE GRAMM. VON TH. GARTNER (s. denselben); in Aussicht werden außerdem eine provenzalische, franz., portug., span., ital. und rumänische Gramm.

SCIENCE AN ILLUSTRATED JOURNAL PUBLISHED WEEKLY. — CAMBRIDGE MASS. U. S. A., KING, 1883. — 4°, VIII, 850.

THE AMERICAN JOURN. OF PHILOLOGY ED. BY B. L. GILDERSLEEVE. — BALTIM. 1880—1883. VOL. I—IV. Pro vol. 3 doll.

Diese ZTSCHR. enthält so viel wichtiges, daß ich vorläufig nur auf den Inhalt von Bd. IV (1883) näher eingehen kann, mir aber vorbehalte gelegentlich auf Artikel der früheren Bde. zurückzukommen; über WHITNEYS Art.: WHAT IS ARTICULATION II. 345 habe ich mich bereits oben S. 108 dieser ZTSCHR. ausgesprochen. Im IV. Bde. finden wir nun namentlich Arbeiten von PRICE, BLOOMFIELD, über welche ich unter den einzelnen Namen berichte.

THE PHONETIC JOURNAL ED. I. PITMAN. — BATH, 1883. 4°.

TRANSACTIONS OF THE ANTHROPOLOGICAL SOCIETY OF WASHINGTON. — PUBLISHED WITH THE COOPERATION OF THE SMITHSONIAN INSTITUTION WASHINGTON. II. 1883. — 8°, XIII, 211.

Der Vorsitzende des Jahres war Col. G. MALLERY. In den Verhandlungen finden wir folgende Gebiete vertreten: 1. Somatology; 2. Sociology; 3. Philology; 4. Philosophy; 5. Psychology; 6. Technology. Ich hebe folgende Arbeiten für die Leser der ZTSCHR. hervor:

Fletcher R.: tattooing among civilized people. S. Fletcher.

Seely F. A.: an inquiry into the origin of invention. S. Seely.

Dorsey J. O.: dakotan legends and myths.

Mason O. T.: a year in anthropology.

Hoffman W. J.: comparison of eskimo pictographs with those of other american aborigines. S. Hoffman.

Gatschet: the shetimasha indians of st. marys parish, southern louisiana. S. Gatschet.

Holmes W. H.: the use of the cross symbol by the ancient americans.

Powell J. W.: human evolution. P. 197: the evolution of language. S. Powell.

Man erkennt hieraus, wie vielseitig und gründlich diese Gesellschaft ihre Aufgabe erfaßt und wie viel wir Sprachforscher aus ihren Verhandlungen lernen können. Da dieselbe mir die Ehre erwiesen mich zu ihrem korrespondierenden Mitglied zu ernennen, so hoffe ich regelmäßig über ihre transactions berichten zu können.

Trübner's collection of simplified grammars of the principal asiatic and european languages. ed. E. H. Palmer (R. Rost). — London, Trübner, 1882. Crown 8°.

The object of this collection of grammars is to provide the learner with a concise but practical introduction to various languages and at the same time to furnish students of comparative philology with a clear and comprehensive view of their structure. The attempt to adapt the somewhat cumbrous grammatical system of the Greek and Latin to every other tongue has introduced a great deal of unnecessary difficulty into the study of languages ... In these grammars the subject is viewed from a different standpoint: The structure of each language is carefully examined, and the principles which underlie it are carefully explained ... Thus reduced to the simplest principles, the accidence and syntax can be thoroughly comprehended by the student on one perusal, and a few hours diligent study will enable him to analyse any sentence in the language. Diese kürzeren Grammatiken sollen also sowohl praktischen als theoretischen Zwecken dienen, was mir nur möglich erscheint, wenn die Methode ein Kompromiß ist zwischen der Weise, wie die Sprache natürlich erlernt wird, und der wahrhaft wissenschaftlichen Methode; neuere Arbeiten über die Prinzipien der Sprachentwickelung (vgl. z. B. meine phon. i. 116—132, Paul: principien, Kruszewskis Artikel in diesem und den folg. Teilen) zeigen, daß beide weniger von einander abweichen als man gewöhnlich glaubt. Daß man dabei im allgemeinen nicht nach dem althergebrachten Schema der griech.-lat. Gr. verfahren, die verschiedensten Spr. nicht auf das Prokrustesbett spannen darf, daß jede Spr. für sich analysiert, nach ihren eigenen Prinzipien dargestellt werden muß, wird hier mit Recht anerkannt. Ob freilich der lernende, und sei er auch Sprachforscher, nach einmaligem Durcharbeiten von einigen wenigen Stunden dahin gelangen wird, jeden Satz der neu zu erlernenden Spr. zu analysieren, ist eine Frage, die je nach der Schwierigkeit der betreffenden Sprache sich verschieden beantworten dürfte. Nach dieser Seite wird, scheint mir, im Programm mehr versprochen als selbst die berufensten Grammatiker werden leisten können. Die einzelnen Grammatiken werden unter dem Namen des jedesmaligen Vf. besprochen werden. Bis Ende 1883 sind uns von der Reihe zugegangen:

1. hindustani, persian, and arabic by the late E. H. Palmer.
2. hungarian by I. Singer.
3. basque by W. van Eys.
4. malagasy by G. W. Parker.
5. modern greek by E. M. Geldart.

Trübner's catalogue of dictionaries and grammars of the principal languages and dialects of the world. 2. ed. a guide for students and booksellers. — London, 1882. — 8°, viii, 170.

Trübner's american, european, and oriental literary record. a register of the most important works published in north and south america, india, china, europe, and the british colonies. new series IV. subscr. 5 s.

II. EINZELNE WERKE.

ABEL K.: SLAVIC AND LATIN. ILCHESTER LECTURES ON COMPARATIVE LEXICOGRAPHY DELIVERED AT THE TAYLOR INSTITUTION, OXFORD. — LONDON, TRÜBNER, 1883. — 8°, VII, 123.

— ÜBER DEN GEGENSINN DER URWORTE. — LEIPZIG, FRIEDRICH, 1884. — 8°, 65.

Vf. hat seinen ILCH. LECT. den Haupttitel SLAVIC AND LATIN gegeben. Gleichwohl bilden beide Spr. nur die äußere Grundlage, auf welcher er in eigenartiger Weise an der psychologischen Seite unserer Wissensch. arbeitet. Als Inhalt finden wir angegeben: I. The slavification of the Finnish area. II. The two Russian languages [Little or Slavo- and Great or Finno-Russian]. III. The Russian linguistic conception of 'gentleman' and 'nobleman' [ein Beispiel, wie eine Gruppe verwandter Vorstellungen, welche hier vielleicht etwas weiter hätte ausgedehnt werden können, in einer Spr. zu behandeln ist]. IV. The linguistic conception of liberty in Russian and Polish as compared with Latin [ein Beispiel für die Behandlung einer Vorstellung in einer Gruppe von Spr., wo man wieder die Gruppe der Spr. gern erweitert gesehen hätte, vgl. meine Besprechung von STRODTMANN]. V. Egyptian Inversion. Dieser letzte Abschnitt mit der ägyptischen Spr. wird nur eingeführt, um eine Auffassung sprachlicher Erscheinungen zu begründen, welche Vf. unter III. S. 170 ff. erörtert und der er die zweite oben genannte Arbeit ausschließlich gewidmet hat: ÜBER DEN GEGENSINN DER URWORTE. Vf. wird an diese Frage durch das russ. blagi geführt S. 73: the word blagi, which I have just translated by 'good', 'well' might with almost equal correctness have been rendered 'bad', 'evil'. It so happens that this word blagi is one of the comparatively few left in Russian illustrating the primeval linguistic phenomenon of inversion of meaning ... In my Egyptian Researches [1875] I have shown absolute change of signification to abound in what probably is the most ancient preserved form of human speech, the Hieroglyphic. In several thousand examples I have proved the extraordinary fact and traced its origin to the demonstrable practice of primitive humanity of defining notions by contrasting them with opposites [cf. chapter V.] ... To readily understand the import of strength, they, on forming the idea, separated it from weakness; to facilitate the comprehension of darkness, it was mentally pitted against light ... Remnants of these pristine and, at first sight, rather perplexing dialectics are scattered even now over our modern tongues. However incredible it may appear, even in English, cases of opposite meanings crammed into the same vocable (comparatively frequent in Saxon) are not altogether wanting to-day. 'To bid', means 'to demand' as well as 'to offer' [in bid sind ags. biddan, got. bidjan, bitten einerseits und ags. beódan, got. biudan, bieten, also zwei lautlich wohl geschiedene Stämme zusammengefallen]. As a substantive, 'down', designates an elevation; as a particle, it refers to what is below [in down sind ags. dūn Berg und ags. ofdūne vom Berge, nieder, zusammengefallen]. The preposition 'with', ordinarily conveying the notion of 'conjointly', in words like 'withdraw, withhold, withgo withsay', assumes the opposite signification of 'away from' or 'against' [in with sind ags. midh, mit und ags. vidh, wider zusammengefallen]. Nay, the compound 'without', though combining the conflicting ideas of 'with' and 'out', conveys the sole notion of 'out' and 'outside', thus perfectly illustrating the old principle of squeezing antagonistic concepts into a single term [ags. widhūtan, analog widhinnan gebildet; vgl. die franz. Zusammensetzungen réussir, re-ex-ire und rentrer, re-in-trare]. And is not 'better', though derived from 'bad', the comparative of 'good'? Die englischen Etymologen werden die Ableitung better von bad schwerlich anerkennen; SKEAT sagt über bad: of Celtic origin; Corn. bad, foolich, stupid ... Dies sind die ersten und mir zunächst liegenden Belege des Vf., auf die ich darum näher eingegangen; sie haben mich nicht überzeugt. Ich überlasse den Spezialisten, namentlich den Slawisten und Ägyptologen, die übrigen Beispiele im einzelnen zu prüfen und folge den weitern allgemeinen Bemerkungen S. 79: Having adverted to primeval inversion of sense ... I may now appeal to inversion of sound ...

Thus by the side of the [Russian] word **bar**, master, we have an inversion in sound as well as in sense, **rab**, slave. A brief inquiry will determine whether we should regard this peculiar correspondence as purely accidental, or whether it ought to be recognised as the consequence of a linguistic process effected for a purpose and embodying an intellectual result ... as regards inversion of sound, its why and wherefore are readily understood upon reference to Egyptian etymology. In accordance with one of the best established laws of Hieroglyphic grammar, Egyptian roots may be enlarged by the repetition of the initial consonant at the end ... **Fes** 'to wash', bulging out into **fes-f**, not only **fes** and **fes-sef**, but also **sef** alone at last meant 'to moisten, to purify, to clean'. Weitere ägyptische Beispiele gibt Vf. unter v. S. 119 Inversion of sound, S. 123 Inversion of sense, S. 123 Inversion of sound and sense; noch zahlreichere Belege auch aus idg. Spr. und dem Arab. (vgl. REDSLOB: DIE ARAB. WÖRTER MIT ENTGEGENGESETZTEM SINN) im Anhange zum zweiten oben genannten Werke S. 38—65). Was nun des Vf. Erklärung der Entstehung der Inversion of sound im Altägyptischen betrifft, so möchte ich fragen, ob nicht jene Erweiterung der Wurzel durch den Anfangskonsonanten für eine Verkürzung der Wiederholung der Wurzel gehalten werden kann; die Wiederholung findet sich ja so häufig gerade in der kindlichen Periode der Sprache, so daß wir folgende Reihe hätten: **fes-fes**: **fes-f**: **fessef**, welches letztere bei 'Betonung' der letzten Silbe auf Kosten der ersten sich zu **sef** verkürzen konnte. Vgl. lat. **ille** und frz. **il** und **le**.

In der oben an zweiter Stelle ausgeführten Arbeit gibt Vf. bei einigen ägyptischen Beispielen für den **Gegensinn** zu, daß der Gleichklang nicht vollkommen gewesen (S. 5), daß ferner, wo die akustische Seite nicht genügend differenziert worden, die optische zu Hilfe genommen, sei es in Form von Gesten oder bei der Schrift von Figuren, S. 18: 'Wenn das ägyptische Wort **ken** 'stark' bedeuten soll, steht hinter seinem alphabetisch geschriebenen Laut das Bild eines aufrechten, bewaffneten Mannes [in der Stellung des Angriffs], wenn dasselbe 'schwach' auszudrücken hat, folgt den Buchstaben, die den Laut darstellen, das Bild eines hockenden, lässigen Menschen [in der Stellung der Unterwürfigkeit] ... Wenn diese, den Worten beigegebenen Illustrationen den Sinn des geschriebenen unzweifelhaft bestimmen, so ist es klar, daß die entsprechende Geste in der mündlichen Rede dasselbe thun konnte ... Das Eintreten der Geste ... war ebenso unumgänglich bei der Unzahl von anderen ägyptischen Homonymen'. S. 28 erinnert Vf. an die bewußte Antithese in neuern Spr. in Redensarten wie: groß und klein, alt und jung, weder kalt noch warm, nah und fern, von außen und innen. S. 30: 'Je vorgeschrittener eine Spr., desto mehr wird die alte Unbestimmtheit durch genauere Fassung der Begriffe ersetzt, desto völliger schwindet also auch der Gegensinn.' S. 31 werden aus BAIN: LOGIC I. 54 und TOBLER: VERSUCH EINES SYSTEMS DER ETYMOLOGIE (LAZ.-STEINTH. ZTSCHR. I. 360) Stellen angeführt, welche die Auffassung des Vf. unterstützen. A priori spricht noch mancherlei für dieselbe: ich denke dabei weniger an den ironischen Gebrauch der Wörter im entgegengesetzten Sinne — denn dieser ist doch etwas mehr gekünsteltes und liegt der kindlichen Periode der Spr. wohl ferner — als an die **innere Association von kontrastierenden Vorstellungen**, welche wie die von ähnlichen Vorstellungen zu den Associationen nach Beziehungen der Koordinationen gehören (vgl. WUNDT, PHYSIOL. PSYCHOL.[2] II. 302). In seinem induktiven Beweise ist Vf. freilich, wie schon die Prüfung weniger Beispiele oben gezeigt hat und weitere Prüfung noch mehr zeigen könnte, nicht ganz vorsichtig gewesen. Man kann also das Prinzip der 'Laut- und Sinnumkehrung' noch nicht als so feststehend ansehen, daß man es als Prinzip für die etymologische Forschung neben dem der Laut- und Sinnverwandtschaft schon jetzt verwenden dürfte. Hoffentlich gelingt es dem unermüdlichen Vf. bei weiterem Verfolg das Prinzip auf breiterem und sichererm induktivem Unterbau zu stützen.

Jedenfalls bleibt dem Vf. jedoch das Verdienst, eine Frage angeregt zu haben, welche die Aufmerksamkeit der Sprachforscher in hohem Maße in Anspruch nehmen und von den verschiedensten Seiten gewissenhaft und ohne Vorurteil geprüft werden muß. Bemerken will ich schließlich noch, nach einer briefl. Mitteilung, daß Vf. sich veranlaßt sieht, 'den Begriff der Wurzelvariation für die Periode in Anspruch zu nehmen, in welcher der Gegensinn entstand — eine Periode, die ja lange vor derjenigen gelegen haben muß, in welcher die das spätere Indoeuropäische beherrschenden Lautgesetze sich bildeten' (vgl. GEGENSINN 37 Anm.). Mit dieser Bemerkung beabsichtigt Vf. sich 'vor dem Vorwurf zu schützen, in einigen indoeur. Beisp. den rezipierten Lautgesetzen aus dem Wege gegangen zu sein'. Übrigens verweist Vf. auf seine EINLEITUNG IN EIN ÄGYPT.-SEMIT.-INDOEUROP. WURZELWÖRTERB., welche im nächsten Jahre erscheinen soll. Vgl. CANINI, S. 432.

ALINGS: S. CATALOGUS S. 419.

ADAM L.: DU GENRE DANS LES DIVERSES LANGUES. — PARIS, MAISONNEUVE, 1883. — 8°, 35.

Die grammatische Kategorie des Geschlechts wird hier auf weitere Einteilungsarten der Hauptwörter ausgedehnt. Es werden S. 4 die Sprachen aufgezählt, denen jede Einteilung fehlt und ferner diejenigen, welche solche aufweisen; dann werden die verschiedenen Einteilungsweisen beschrieben. Ich gebe eine kurze Skizze dieser Darstellung mit den Worten des Vf. umsomehr, weil er dabei einige Kunstausdrücke neu gebildet hat.

I. Famille algonquine. Classification binaire ayant pour base le fait de la vie: genre vitaliste: 1. animé, 2. inanimé.

II. Famille iroquoise. Classification binaire, base la virilité: genre andrique (hommes, dieux), métandriques (femmes, animaux, choses).

III. Langue des Pouls. Classification binaire, base l'humanité: genre anthropique (hommes, femmes), métanthropique (animaux, choses).

IV. Langue mexicaine. Bases la vie, la raison, 3 genres: animé rationnel, animé irrationnel, inanimé.

V. Langue des Mosquitos. Classification binaire, base la raison.

VI. Langues dravidiennes. Bases la raison, la différence sexuelle: genre andrique hommes, dieux), gynique (femmes, déesses), métanthropique (animaux, êtres inanimés).

VII. Un certain nombre de langues américaines. Classification binaire, chose la mascuinité: genre arrénique (êtres mâles), métarrénique (femmes, femelles des animaux, êtres inanimés).

VIII. Langues sémitiques. Classification binaire, base le degré d'intensité du principe vitale. C'est . . . de la classification basée sur le degré d'intensité de la force vitale que c'est dégagée la distinction sexuelle devenue ensuite prépondérante. Genre meïdzobiotique (êtres mâles, êtres inanimés), meïobiotique (êtres femelles, êtres inanimés).

IX. Namaqua-hottentot. Forme augmentative, diminutive, indifférente.

X. Langues indo-européennes. Classification trinaire, base la sexualité. Les êtres ont été divisés en trois classes suivant qu'ils sont mâles, femelles ou sans sexe . . . Précisement, la création d'un genre neutre témoigne que nos ancêtres aryens n'ont point, comme ceux des Sémites, attribué la vie indistinctement à tous les êtres. Qu'ils aient masculinisé ou féminisé des êtres dépourvus de sexe, qu'ils aient neutralisé des êtres mâles ou femelles, cela importe peu. Le positivisme anglais a mis en pleine lumière leur concept ontologique.

Es werden hierauf die romanischen und anderen neueren indogermanischen Sprachen aufgezählt, welche das sächliche Geschlecht aufgegeben haben, und endlich wird die Familie der Bantuspr. mit 13 Klassen von Hauptwörtern erwähnt. Eine Ergänzung obiger Arbeit hat Vf. in dieser ZTSCHR. S. 218 ff. veröffentlicht, worin die Bedeutung der vgl. Mythologie für diese Frage betont wird.

ANDRESEN K. G.: ÜBER DEUTSCHE VOLKSETYMOLOGIE. 4. stark verm. Aufl. — HEILBRONN, HENNINGER, 1883. 8°, VIII, 324. M. 5.

Grundlegend war auf diesem Gebiet FÖRSTEMANNS Aufsatz ÜBER DEUTSCHE VOLKSETYMOLOGIE (KUHNS ZTSCHR. F. VGL. SPR. I. 1 ff.). Die 1. A. des obigen Buches erschien 1876; diese 4. A. überragt den Umfang der 1. 'um weit mehr als das Doppelte'. Vf. versteht hier unter Volksetymologie eine Art Assimilation (S. 1), '. . . eine Kraft . . ., durch welche zwei etymologisch in der Regel ganz unverwandte Wörter mit einander verknüpft werden [vgl. die Associationsgesetze in meiner Besprechung von TRAUTSCHOLDT]. Liegt es aber im Wesen dieser Etymologie, daß sie das unverstandene, ungewohnte, fremde nicht nach der Wahrheit (ἔτυμον), sondern nach dem mehr oder minder verführerischen Scheine oberflächlich deutet, so muß ihr Gebiet weiter ausgedehnt werden, so gehören zu ihr auch diejenigen Wörter, für welche eine solche Auslegung in Anspruch genommen wird, ohne daß die Form dieser Wörter auf einer eigentlichen Entstellung oder Assimilation beruhte, . . . deren Umdeutung lediglich in der Vorstellung wirksam ist.' S. 2: 'Grund aller volkstümlichen Erklärungen ist das Sprachbewußtsein, welches sich dagegen sträubt, daß der Name leerer Schall sei, vielmehr einem jeden seine besondere Bedeutung und eine zweifellose Verständlichkeit zu geben bemüht ist . . . Die Kräfte des menschlichen Geistes verfahren dabei durchaus instinktiv und naiv . . . In sorgloser Hingabe an den

Gleichklang . . .' Wissenschaftliche Etymologie und Volksetymologie [man könnte wünschen, daß der Gegensatz beider in der nächsten A. ausführlicher behandelt würde]. Eiferer gegen Volkset. und übertriebene Schonung derselben.... Zusammenhang mit der Orthographie, mit fehlerhafter Aussprache und Betonung. Arten und Stufen volkstümlicher Erklärung, S. 3—4: 'Darauf, ob das Wort, welches ihrer Auffassung, erforderlichenfalls Gestaltung und Entstellung unterzogen wird, ein ursprünglich fremdes oder ein einheimisches ist, kommt wenig an [?] . . . Die Unterscheidung muß sich vielmehr auf Unterschiede der Bedeutung und der Form in dem Verhältnis des gewordenen zum ursprünglichen richten. Auf der höchsten Stufe stehen Bildungen, deren formelle Verdunkelung mit einer Änderung der Bedeutung verknüpft ist (Hagestolz . . .). Darnach folgen Wörter, die zwar ebenfalls und in nicht geringerem Grade entstellt sind, aber den ursprünglichen Begriff festgehalten haben (Eichhorn . . .). Eine andere Klasse begreift solche Formen, welche sich nicht ohne Widerspruch der Bedeutung lediglich durch den Einfluß eines äußerlich nahestehenden bekannten Wortes gestaltet haben (Maulwurf). Endlich läßt sich eine Anzahl Ausdrücke unterscheiden, deren volkstümliche Deutung auf einem Mißgriff zwischen zwei Homonymen beruht (Vormund . . .).' Vf. weist dann S. 4 ff. an Beispielen nach, daß die natürliche Deutung des Volkes bisweilen im nächstliegenden das wahre getroffen hat, während die weiter schweifende Gelehrsamkeit auf Abwege geraten. Neigung der verschiedenen Sprachen zur Volkset. (20): der griechischen (21), lateinischen (23), französischen (27), englischen (37), italienischen (52), spanischen, neugriechischen, holländischen (54), deutschen (55), althochd. (56), mittelhochd. (57), neuhochd. (64). Bewußte und absichtliche Umbildung und Umdeutung — Kapuzinerpredigt, Abrah. a Santa Clara, Fischart (64). — S. 70: 'An und für sich betrachtet, gibt es nur eine einzige natürliche und ungekünstelte Volkset.; der Unterschied zwischen vulgärer und litterarischer Volkset. bezieht sich lediglich auf die heutige Geltung... Zwischen bewußter und unbewußter Deutung fällt die Entwickelung zuweilen schwer.' Vulgäre Volkset. (70—117), litterarische (117 ff.); sachlich geordnet: Lokalbegriffe (118), Straßennamen (127), Städte, Dörfer, Burgen (132) u. s. w. Ein alphabetisches Wortregister am Ende erleichtert das Nachschlagen. Wir haben hier mehr das allgemeine in den Vordergrund stellen müssen; in Wirklichkeit liegt aber der Hauptwert des Buches vorwiegend in der reichhaltigen Sammlung einzelner Beispiele, wozu Vf. die besten Quellen in kritischer Weise benutzt hat.

Berghaus H: Sprachschatz der Sassen. Wörterb. der plattdeütschen Sprache in den hauptsächlichsten ihrer Mundarten. — Berlin, Eisenschmidt, 1877 ff. — 8°. Heft 1—19 à M. 1,50.

Doornkaat Koolman J. ten: Wörterb. der ostfriesischen Sprache. Etymologisch bearbeitet. — Norden, Braams, 1883. — Heft 17—20 à M. 2.

Es ist eine Thatsache, daß ein großer Teil der mundartlichen Wörterbücher von Laien herausgegeben wird, z. T. von Männern, welche auf andern Gebieten mit großem Erfolg gearbeitet haben und in höherm Alter, wo mit den Erinnerungen aus der Kinderzeit die traulichen Laute der heimatlichen Mundart 'mit klingendem Spiel' an dem Geiste vorüberziehen, der letztern gern ein bleibendes Denkmal setzen möchten. Vgl. z. B. des Orientalisten J. G. L. Kosegarten Anfang eines Wörterb. dee niederd. Spr. (I. 1—3, 1856—60), welches ihn bis zu seinem Tode beschäftigt hat. Ähnlich ist es mit H. Berghaus dem Geographen, welcher über der oben gen. Arbeit seines Alters gestorben ist. Solche Werke erfordern gewöhnlich bedeutende Opfer, Opfer der Pietät, welche leider meist wenig Anerkennung finden, da die Wörterbücher in feinerer Unterscheidung mundartlicher Nüancen, in genauerer Bezeichnung der Aussprache, in Behandlung der Etymologie und natürlicher Anordnung der Bedeutungen jedes einzelnen Wortes (vgl. diese Ztschr. S. 317 ff.) im allgemeinen den strengern Anforderungen der Sprachw. nicht ganz entsprechen. Dem gegenüber kann man die Nützlichkeit solcher reichen Sammlungen nicht verkennen: der Sprachforscher, welcher sie mit Kritik gebraucht, findet darin, wenn auch nicht alles, was er wünscht, doch Material in Fülle für seine wissenschaftlichen Zwecke, und für die praktischen Bedürfnisse des gewöhnlichen Lebens, wo es in der Regel nur darauf ankommt, die Bedeutung bestimmter mundartlicher Wörter zu erfahren, reichen sie meist aus. Den Vff. der oben gen. Wbb. hat außer einer Reihe von Idiotiken namentlich ein für seine Zeit vorzügliches Werk zur Benutzung vorgelegen: Versuch eines bremisch-niedersächsischen Wörterbuchs, worin nicht nur die in und um Bremen, sondern auch fast in ganz Niedersachsen gebräuchliche eigentümliche Mundart nebst den

SCHON VERALTETEN WÖRTERN UND REDENSARTEN IN BREMISCHEN GESETZEN, URKUNDEN UND DIPLOMEN, GESAMMELT, ZUGLEICH AUCH NACH EINER BEHUTSAMEN SPRACHFORSCHUNG, UND AUS VERGLEICHUNG ALTER UND VERWANDTER DIALEKTE ERKLÄRT SIND: HERAUSGEGEBEN VON DER BREMISCH-DEUTSCHEN GESELLSCHAFT. I—V. 1767—71; VI. 1869. Behufs Orientierung über die Eigenart dieses ältern und der beiden oben gen. noch unvollendeten Wbb. erlaube ich mir die Behandlung desselben niederd. Wortes in den dreien vergleichungsweise hier vorzuführen, wobei ich bemerke, daß das BREM. und BERGH.sche Wb. in sogen. deutschen und das D. KOOLM.sche in lat. Lettern gedruckt sind.

BREM. WB. III. 35: 'Leeg ... niedrig, untief, seicht. Dat Water is leeg: das Wasser ist niedrig. Insonderheit heißt leeg Water der niedrigste Wasserstand bei der Ebbe, vor wieder anlaufender Flut. ... Wobey nur anzumerken ist, daß low bei den Engländern niedrig heißt. Leeg, und das holl. laag, laegh ist ohne Zweifel von leggen, legen.'

D. KOOLM. WB. II. 459: 'lâg, lêg, niedrig, niedrig oder flach liegend etc.; — lâg water (niedriges Wasser od. Ebbe, als Gegensatz von hôgwater); — lâg land (niedriges, flaches, ebenes Land); — 'n lâgen stôl (ein niedriger Stuhl); — dat geid al lâger (das geht stets niedriger); — dat is up 't lâgste (das ist aufs niedrigste). — Nd. leeg; mnd. lêch, lege; afries. lêgh; nfries. leeg, liig; nld. laag; mnld. laegh, leegh (niedrig; fig.: gemein, schlecht); mhd. laege (niedrig, flach) etc. — Es bezeichnet urspr. einen liegenden Zustand von etwas und ist es mit lage vom Präter. lag od. lêg (lag, war oder hatte platt od. flach niedergelegt oder war bereits liegend etc.) weitergebildet.'

BERGH. WB. II. 357: 'Leeg ... niedrig, seicht, untief. Dat Water is leeg: Der Wasserstand ist niedrig. Insonderheit heißt Leeg Water an der Nordseeküste der niedrigste Wasserstand bei der Ebbe vor der wieder anlaufenden Flut. In dieser Bedeutung wohl ohne Zweifel von leggen, legen. it. Dat leiksten Welt: Die allerböseste Welt (Neümark. LÖFFLER I, 108). Leeg in Priis: Ein geringer Preis. Waar de Häg am leegsten is, stiggt man d'r över, ein ostfries. Sprichwort. Leeg im Komp. leger, im Superl. leegst (BREM. WB. B. III, 35, 36. DÄHNERT S. 271. SCHÜTZE III, 19. STÜRENBURG S. 132. DANNEIL S. 125). Holl. Leeg. Dän. Lav. Schwed. Läg, leeg. Altfries. Lege, lech Angels. Lad [muß heißen lāh]. Engl. Lao [muß heißen low].'

BÉLANGER. Cf. CATALOGUE. P. 418.

BERGONIÉ J.: PHÉNOMÈNES PHYSIQUES DE LA PHONATION. Avec figg. — PARIS, BAILLIÈRE, 1883. — 8°, 140.

Die Phonetik liegt auf der Grenze zwischen Natur- und Sprachwissenschaft. Da nun die Phonetiker sehr selten sich hüben und drüben gleich heimisch gemacht haben, denn es nimmt ja jetzt das Prinzip der Teilung der Arbeit mehr und mehr überhand: so bedarf es des Zusammenwirkens der Natur- und Sprachforscher, soll jener Teil der Wissenschaft gedeihen. Solche gegenseitige Anregung hat namentlich in Deutschland fruchtbar gewirkt, während in andern Ländern, z. B. in England und Skandinavien, in neuerer Zeit vorwiegend die Sprachforscher, in Frankreich vorwiegend die Naturforscher für die Phonetik gearbeitet haben. Der Vf. des obigen Buches ist Naturwissenschaftler und dem entspricht der Inhalt seines Werkes. Er berichtet nicht über die Resultate eigener, sondern anderer Untersuchung nach folgender Disposition: 1. Acoustique physique (p. 5—13); 2. Anatomie de l'instrument vocal (15—23); 3. Étude acoustique des sons vocaux (25—73), worin der Abschnitt: Procédés divers employés pour étudier les mouvements vibratoires du larynx (29 ff.) lesenswert ist; 4. Étude de la parole, wo die sprachwissenschaftliche Seite leider ganz vernachlässigt, doch die Darstellung der graphischen Methoden, welche man ersonnen, um die phonetischen Errcheinungen zu analysieren, sehr belehrend ist, wie ich bereits S. 170 dieser ZTSHCR. angedeutet. Der Index bibliographique (129—137) ist besonders willkommen und dürften darin selbst Phonetiker vom Fach manche ihnen unbekannt gebliebene Quelle angeführt finden. Dafür jedoch, daß der Vf. von allen diesen hier namhaft gemachten Werken eingehend Kenntnis genommen hätte, möchte ich nicht gewährleisten.

BEZOLD K.: ÜBER KEILINSCHRIFTEN — VIRCH.-HOLTZEND. SAMML. Heft 425. — BERLIN, HABEL, 1883. — 8°, 31.

In volkstümlicher Weise werden dargestellt: der Fundort (4), das Alter (5), die Entstehung und das Wesen (9) der Keilschriftsysteme; die Sprachen, die in ihnen vertreten sind (8), die Wichtigkeit für die Sprachwissenschaft und Geschichte. Die Keilschrift, ursprünglich eine Bilderschrift

und sich allmählich zur geradlinigen, sog. hieratischen, zur Silben- und Lautschrift (10—13) entwickelnd. Die Entzifferung der altpersischen Keilschriftdenkmäler durch G. F. Grotefend u. s. Nachfolger (7), der semitischen — babylonisch-assyrischen — (8 ff.). Die Tontafelbibliothek des Königs Assurbanipal; die akkado-sumerische Sprachforschung (16 ff.).

Bloomfield M.: historical and critical remarks introductory to a comparative study of greek accent. — amer. journ. of philol. IV. P. 21—62.

Vf. sucht das Wort accent näher zu bestimmen und stützt sich dabei namentlich auf Sievers' phonetik, welche gerade in dieser Frage weniger zuverlässig ist, da hier die nötigen physiologischen Grundlagen fehlen. Vf. hätte Stärke und Tonhöhe schärfer auseinanderhalten sollen. Sie steigen und fallen im allgemeinen einander direkt proportional; doch nicht in allen Sprachen. Vgl. z. B. das Chinesische, Schwedische, Französische und einzelne Wörter in den andern Sprachen, z. B. ja bei Lepsius, chines. u. tibet. lautverh. Berl. Ak. 1860 und in meiner phon. I, 70; yes, well u. aa. Mit Recht betont Vf. neben dem Silben- und Wort- den Satzaccent und verlangt vgl. Studium derselben. Er empfiehlt folgende Grundsätze zur Feststellung des Accents einer indog. Spr.: 1. In der indog. Ursprache herrschte Freiheit der Stellung des Accents. 2. Daraus hat sich der Accent der einzelnen Spr. nach Gesetzen entwickelt. 3. Wo solche Gesetze nicht angeführt werden können, muß Analogiewirkung angenommen werden. 4. Dabei ist der Einfluß fremder Sprr. nicht zu übersehen. Die Frage nach der Ursache des Accentwechsels führt ihn zur Prüfung der bisherigen Erklärungsversuche von Benloew, Bopp, Verner, Misteli (welcher die betr. Litteratur genauer angibt), Hadley, J. Wackernagel. Von letzterem bemerkt Vf. S. 56: The explanation of the Greek recessive accent must start from the finite forms of the verb . . . It is Wackernagel's merit and the reason of his success that he began his investigation with this fact as the basis . . . 61: and everywhere Wackernagel's results are strictly in accordance with the principles which have been stated above.

Brandstetter R.: die zischlaute der mundart von Bero-Münster. dissertation zur erlangung d. philos. doktorwürde a. d. un. Basel. — Einsiedeln, Benziger, 1883. — 8°, 115.

Die Mundart, welche fast im ganzen Kanton Luzern gesprochen wird, benennt Vf. nach seiner Heimat, dem im Norden des Kantons belegenen Marktflecken Monasterium Beronis, d. i. Münster eines Grafen Bero. Unter den Lauten des Idioms möchte ich hervorheben: S. 12: λ, 'Wenn ich ein λ ausspreche, ist der hintere Teil der Zunge gehoben wie bei der Hervorbringung des u, der vordere Teil ist konkav gehöhlt, die Spitze etwas nach oben gezogen. Die Lippen sind gerundet, jedoch nicht vorgestülpt, sondern eher die Unterlippe etwas zurückgezogen. Der so entstehende Laut schwebt zwischen u und l, klingt aber dem u viel näher.' Wir haben es also hier in der lebenden Mundart mit einem Laute zu thun, welcher wohl in der Lautgeschichte für die Entwickelung von l zu einem Mundöffner eine große Rolle gespielt hat (vgl. diese zeitschrift S. 160). S. 14: 'χ, die bekannte schweizerische tiefgutturale Spirans' = unserm χ̰. S. 16—20 über den Silben- und Wortaccent. S. 21 Sandhigesetze. S. 36: Die Wurzel ris mit den entgegengesetzten Bedeutungen: steigen und fallen (vgl. Abel, gegensinn). S. 52: Wechsel von tš und kš. S. 58 über die Dehnung nhd. kurzer Wurzelsilben: 'Die Sache scheint gerade jetzt im Flusse begriffen zu sein; es gibt mehrere Wörter mit schwankender Quantität'. S. 74: 'I. tš findet sich in mehreren Interjektionen . . . II. Onomatopoetische Bildungen wie d. nhd. klatschen . . .' Am Schluß wird als Probe der Mundart ein Gedicht von Kämmert vom Mösli: die rückkehr zur mutter gegeben, welches, wie mancherlei in der Abhandl. zeigt, daß der Vf. bei seiner sprachwiss. Unters. das Gemüt nicht ganz bei Seite geschoben hat. Hoffentlich läßt er bald wieder von sich hören.

Brisset P.: la grammaire logique résolvant toutes les difficultés et faisant connaître par l'analyse de la parole la formation des langues et celle du genre humain. — Paris, Leroux, 1883. — 12°, VII, 176.

Die Blütezeit der grammaire logique ist längst vorüber und nahm ich deshalb dies Buch mit einer gewissen Überraschung in die Hand; dieselbe wuchs, als ich den vollständigen Titel las; und mehr und mehr, als ich mich weiter mit dem Inhalt bekannt machte. Vf. war Lehrer

neuerer Spr.: franz., ital., deutscher. Unbefriedigt durch die Ergebnisse seines Unterrichts nach den frühern Methoden, suchte er nach einer neuen universellen: c'est cette méthode qui nous a conduit à découvrir la véritable science grammaticale (p. II). Vf. spricht zunächst von einem frühern praktischen Teil. La deuxième partie, l'objet de ce volume présente le côté essentiellement théorique. Elle indique les raisons naturelles, logiques et mathématiques [von mathematischer Begründung habe ich nichts gefunden, vielleicht rechnet Vf. die raison d'euphonie dahin, welche bei ihm eine große Rolle spielt, vgl. S. 19, 21, 71, 94], sur lesquelles la nouvelle théorie grammaticale est basée. Elle n'est destinée qu'aux maîtres, aux personnes instruites ... Cette partie théorique apprend à analyser toutes les propositions (III) ... c'était le verbe être dont nous ne trouvions pas le régime. La force de nos déductions [den mühsameren Weg der Induktion kennt Vf. nicht; er kommt zu seinen Grundwahrheiten durch Zufall oder eine Art Intuition und Offenbarung, vgl. S. 128] ... nous amena machinalement [!] à écrire: c'est donc un verbe réfléchi ... tout à coup la lumière jaillit dans notre esprit. Doch scheint Vf. selbst das Vorgefühl zu haben, daß die Leser seines Buches dasselbe unverständlich finden dürften. Quelques parties sont difficiles à comprendre et nécessiteront deux ou trois lectures attentives, ainsi que tout le volume (VI).

Vf. beginnt nun mit einer Analyse der Redeteile, woraus ich folgendes hervorheben will, 11: puisque les interjections sont des phrases résumées en un mot, un cri, nous sommes donc autorisés à classer ces mots: ah! oh! fi! etc., dans les pronoms exclamatifs. S. 19 wird untersucht: Ce que c'est que le verbe être ... ce verbe rentre dans la catégorie des réfléchis absolus [vgl. IV, 15, 18, 19, 30] ... être exprime bien l'action ... être est donc le verbe comparatif ... être = se réfléchir. Et de cette analyse, on peut déduire les plus hautes considérations philosophiques sur la pensée, sur l'âme et sur Dieu (20). Le verbe être contient le pronom réfléchi se ... cette existence du pronom se n'est pas une hypothèse. Il se trouve en entier dans le latin esse et dans l'italien essere ... et prend la forme absolue à l'impératif et au subjonctif sois etc., que je sois etc. Le verbe être en français n'est guère que ce pronom se contracté avec le verbe avoir. En effet: Ils sont venus = ils s'ont venus. Nous sommes venus = nous s'ons venus. Diese Proben dürften für den 1. Teil des Buches genügen. Größere Überraschungen sind uns im 2. Teil vorbehalten. S. 89: De la formation des langues latines et de la langue française en particulier. En examinant les terminaisons de l'infinitif ...: are, ar, er, ere, ir, ire, aire, ore, oire, oir, ure, urre, re etc. ... nous conclûmes que cette terminaison avait une commune origine ... et que c'était le verbe latin ire (= aller) sous différentes formes. Nous nous dîmes aussi: si le verbe ire forme l'infinitif des verbes, il doit également donner les terminaisons de toute la conjugaison ... I, telle fut la première parole humaine ... Remarquons que la consonne r, qui est propre du verbe ire ... se change en b dans ibam, en m dans imus, en v dans ivi, en t dans itis, en nt dans eunto, en nd dans eundo, en ss dans ivisse, et, successivement, il se cache sous toutes les consonnes. Dans: ivissemus nous avons quatre fois le cri humain i répété avec quatre liaisons et deux modifications de voix ... Il résulte de cette théorie que toutes les syllabes de la langue latine sont des dérivés de i, radical de ire. Nous achèverons notre preuve en démontrant qu'il en est de même pour la langue française. 94: On trouve, en latin, à la 3. personne du pluriel une double terminaison: averunt, avêre. Cette dernière est une réduplication infinitive de ire. C'est l'origine de avere en italien, de haber en espagnol et de avoir en français. Jusqu'aujourd'hui on enseigne que ces verbes viennent du latin habere, posséder. 96: Ainsi nous ne regardons pas la langue française comme fille, mais comme soeur du latin ... Nous allons à présent démontrer qu'en français avoir, comme en latin ire, donne la terminaison à toutes les conjugaisons. 99: Aller est le premier dérivé de avoir, ou pour mieux dire, il a, avec ce dernier, hérité directement de la moitié de ire. 101: Savoir est absolument le verbe avoir auquel est joint le pronom se. 103: si on va trop loin, il paraît presque impossible de ne pas faire d'erreurs; et, comme ces erreurs sont sans importance, il vaut peut-être mieux laisser chacun disséquer à sa façon. 105: Notre théorie donne une telle vigueur à la langue, une telle clarté à chaque mot, que c'est d'abord comme une révélation [!] ... Cette théorie s'applique non seulement à l'espagnol et à l'italien; mais au grec, à l'arabe, à l'allemand et probablement, plus ou moins, à toutes les langues. 107: Le latin est artificiel. 111: Les habitants du Latium avaient une langue qui n'était pas la langue latine. 113: L'immense portée de la découverte que nous venons de faire ... doit changer complètement l'étude de la linguistique. 120: Nous pensons que le latin

n'a eu absolument aucune influence sur la langue française . . . C'est dans les idiomes de l'Inde qu'il faut aller chercher l'origine du français, car les éléments qui ont formé notre langue sont de beaucoup antérieurs au latin, et semblent, comme l'italien et l'espagnol, remonter aux premiers jours de l'humanité. Von S. 129 gibt Vf. noch weitere Révélations, wofür er die Aufmerksamkeit des Lesers mit folgenden Worten zu gewinnen sich bemüht: Attention, encore, lecteur, qui que tu sois, si tu veux poursuivre, ne le fais pas sans avoir lu tout ce qui précède, et compris combien cet ouvrage est sérieux; autrement tu pourrais rire. Man könnte daran zweifeln, daß das Buch ernst gemeint ist, und darin eine Karrikatur der logischen Grammatik finden, welche alle Schwierigkeiten hinwegräumt und durch bloße Wortanalyse die Bildung der Sprachen nicht nur, sondern auch des Menschengeschlechts aufklärt, eine Karrikatur, welche freilich im vorigen Jh. besser am Platze gewesen wäre als jetzt.

BRUNETIÈRE F.: DIE SPRACHFORSCHUNG DER GEGENWART. MIT BEZUG AUF DIE FRANZ. LITTERATUR IM MITTELALTER. ÜBERS. V. E. LAUR. — HEIDELBERG, WINTER, 1883. — 8°, 63. M. 1,20.

Vf. gedenkt der Gelehrsamkeit und Bescheidenheit von Forschern wie MABILLON und DU CANGE (3) im Gegensatz zu einem 'jungen Geschlecht von Sprachforschern', 'gierig auf Streitfragen, unduldsam bei Widerspruch' (4), von denen 'manche zu europäischem Rufe gelangt', weil sie ein litterarisches Erzeugnis des Mittelalters 'im MS. gelesen oder übersetzt haben' (5). Vf. wendet sich gegen die Ansicht, daß die Sprachen gewöhnlich verfallen, wenn ihre litterarische Epoche beginne. 'Es liegt ein erstaunlicher Mißbrauch der Ausdrücke darin, bei den Anfängen einer Sprache von einer angeblichen Vollkommenheit zu sprechen' (6). Er erinnert an den geläufigen Vergleich mit Organismen und sucht hier einen Maßstab der Vollkommenheit. 'Gerade dieser bedauerlichen Tendenz der heutigen Sprachgelehrsamkeit muß man entgegentreten und als Prinzip unbedingt festhalten: eine Sprache existiert als Sprache nur seit dem Tage, an welchem sie in ihrer litterarischen Form festgesetzt worden. [?] . . . Was liegt uns an der Sprache der Botokuden? . . . Nun besteht zwischen den litterarischen Sprachen und den andern gerade der Unterschied, daß in den letztern bisher noch keiner [?] gedacht hat' (9). Vorurteilsfreie Sprachforscher werden es dem Vf. nicht verargen, wenn er gegenüber zu einseitiger Bewunderung des historischen Studiums früherer Sprachphasen die Bedeutung der neueren Sprache betont; ihm aber nicht beipflichten, wenn er die Wichtigkeit der ungebildeten Sprachen, welche nach seiner Auffassung den Namen Spr. noch nicht verdienen, für die Wissenschaft unterschätzt.

BUCCOLA G.: LA LEGGE DEL TEMPO NEI FENOMENI DEL PENSIERO. SAGGIO DI PSICOLOGIA SPERIMENTALE. CON INCISIONI E TAVOLE LITOGRAFICHE. — BIBLIOT. SCIENTIF. INTERN. Vol. XXXVII. — MILANO, DUMOLARD, 1883. — 8°, XV, 432. L. 7.

Der Inhalt erinnert an WUNDTS PHYSIOL. PSYCHOL., über welche ich im I. Bde. meiner EINLEIT. IN DIE SPRACHW. berichtet habe und an dessen PHILOS. STUD., welche ich in dieser BIBLIOGR. bespreche. In der Einleitung chrakterisiert Vf. das Wesen der neueren Psychologie, welche namentlich durch die Entwickelungstheorie und die Anwendung der physiologischen Methoden auf die Untersuchung der psychischen Vorgänge gefördert worden (5). Von den drei Aufgaben resp. Methoden der Psychologie, wie sie WUNDT, PHILOS. STUD. I. 2—4 unterscheidet, erwählt Vf. sich die 3. zum Gegenstand: die Erforschung der Beziehungen der Elemente des Bewusstseins in ihrem Neben- und Nacheinander mittelst Messung der psychischen Zeit (10). Vf. betont, daß das psychische Geschehen an Zeit wie an Raum gebunden sei und für dasselbe in all seinen Wandlungen das Gesetz der Konstanz der Kraft gelte (20): Le varie forme della vita psichica sono suscettibili non solo di convestirsi l'una nell' altra, ma di riprendere, per trasformazione inversa, l'aspetto fisico (22). Der Inhalt der 15. Kap. des Buches stellt sich übersichtlich in folgender Weise dar:

1. La legge del tempo nei fenomeni mentali [Vf. berichtet, wie schon HALLER (ELEM. PHYSIOL. IV. 372. ed. 1762) die physiologische resp. psychologische Zeit zu bestimmen versucht]. 2. Le condizioni sperimentali per la ricerca del tempo psichico. 3. I fattori del processo psichico elementare. 4. Il tempo di reazione ai vari stimoli di senso. 5. Tempo degli atti psichici e degli atti reflessi. 6. I modificatori del tempo di reazione. 7. La durata del processo psichico elementare negli alienati. 8. Il tempo di reazioni ed il senso dello spazio tattile. 9. Il tempo del discerni-

mento e della determinazione volitiva. 10. Variazioni del tempo del disc. e della determ. vol. 11. La durata delle percezioni complesse e dell' associazione della idee [vgl. meine Besprech. von TRAUTSCHOLDT. Vf. betont besonders quella grande legge di associazione, che governa tutti i fenomeni psichici e, per ripetere la frase scultoria dello STUART MILL, rappresenta nel mondo del pensiero l'equivalente della legge di gravità nella fisica siderale (313)]. 12. La durata della riproduzione. 13. Il senso del tempo. 14. I fenomeni della memoria organica. 15. Epilogo.

Als ein für unsere Wissenschaft, speziell für die Graphik, besonders wichtiges Beispiel wird im 14. Kap. die **Schrift** S. 382—423 behandelt, über welche Vf. 1882 einen Artikel in der RIVISTA DI FILOS. SCIENTIF. II. 9: LA MEMORIA ORGANICA NEL MECCANISMO DELLA SCRITTURA veröffentlicht hat. Ich werde später Gelegenheit haben auf den Inhalt dieses Teils genauer einzugehen; vorläufig möchte ich darauf aufmerksam gemacht haben.

Die Darstellung des Vf. ist allgemein verständlich. Die Ausstattung des Werkes verdient besondere Anerkennung.

CHARENCEY H. COMTE DE: MÉLANGES DE PHILOLOGIE ET DE PALÉOGRAPHIE AMÉRICAINES. — PARIS, LEROUX, 1883. — 8°, 197.

Le présent volume se compose de mémoires détachés et ayant paru à des époques diverses. I. Sur quelques familles de langue du Mexique (3). S. 28: On voit . . ., que le système grammatical lui-même est sujet à varier jusque dans ses caractères les plus essentiels, et qu'il ne pourrait pas être invoqué seul comme criterium infaillible, lorsqu'il s'agit de classification linguistique [vgl. S. 80 und meine Besprech. von den GABELENTZ'schen Grammatiken diese ZTSCHR. S. 442, sowie den Artikel HIMLY S. 281]. II. Sur différents idiomes de la Nouvelle Espagne (37). III. Sur la famille de langues tapijulapane-mixe (69). IV. Sur la famille de langues pirinda-othomi (79): La physionomie monosyllabique de l'othomi est tellement frappante, que NAXÉRA avait cru à l'existence d'une parenté formelle entre cet idiome et les dialectes de l'extrême orient. Il va jusqu'à donner une liste de radicaux qui se retrouvent à la fois en othomi et en chinois . . . Nous devons cependant avouer qu'à notre sens tous ces rapprochements prouvent peu de chose. Il sera toujours facile de trouver bon nombre d'affinités entre les mots de langues monosyllabiques quelles qu'elles soient . . . L'othomi nous a tout l'air d'une langue primitivement incorporante, et qui, parvenue au dernier degré d'usure et de délabrement, a fini par prendre des allures d'un dialecte à juxtaposition. En Europe même, l'anglais nous offre un exemple . . . d'une tendance analogue. V. Sur les lois phonétiques dans les idiomes de la famille mame-huastèque (89). 102: Le système de consonnes dans les idiomes de ce groupe, nous offrira plusieurs particularités assez curieuses; la plus considérable est, sans contredit, l'emploi des détonnantes. Vf. bringt, z. gr. T. wörtlich, die Beschreibungen dieser eigentümlichen Konsonanten von seinen Gewährsmännern (vgl. S. 103, 104, 105, 107, 108, 110); leider sind sie derart, daß man nicht eine klare Anschauung von dem Wesen der betr. Laute bekommt. Eine phonetische Bestimmung derselben wäre sehr wünschenswert. Fast scheint es, als ständen sie zwischen den gewöhnlichen Klapplauten und den entsprechenden Schnalzlauten. S. 108 wird ein 's gras' beschrieben: cette dernière lettre se prononce la langue entre les dents et touchant de sa pointe la lèvre supérieure. 114: Écho vocalique . . . Harmonie des voyelles . . . Elle consiste dans l'adoption, pour les préfixes ou suffixes, de la même voyelle qui se rencontre dans le radical. VI. Sur le pronom personnel dans les idiomes de la familles maya-quiché (123). VII. Sur l'étude de la prophétie en langue maya d'Ahkuil-Chel (141). VIII. Sur le système de numération chez les peuples de la famille maya-quiché (151). IX. Sur le déchiffrement des écritures calculiformes ou mayas (159). Vf. stützt sich bei seinen Entzifferungen, wohl zu vertrauensvoll, auf LANDAS Alphabet. Von hohem Interesse für die allgemeine Graphik sind die vom Vf. angedeuteten Analogieen mit der hieroglyphischen und hieratischen Schrift der Ägypter. Behandelt werden vom Vf. 1. Inscription du bas-relief de la Croix (de PALENQUÉ); 2. Déchiffrement de quelques passages du Codex Troano; 3. Les hiéroglyphes des jours et le Codex Troano. Vgl. meine Besprechung von HOLDEN: CENTRAL AMERICAN PICTURE-WRITING. X. Sur les signes de numération en maya (191). Den Freunden amerikanischer Sprachforschung wird obige Sammlung um so mehr willkommen sein, als die darin enthaltenen einzelnen Abh. z. T. nicht leicht zu haben waren.

Canini M. A.: Études étymologiques. — Turin, Loescher, 1882. — 8°, XVI, 291. — Fr. 20.

Wie Vf. in der Einl. schildert, ist obiges Buch nach Schwierigkeiten verschiedener Art endlich durch Subskription zur Veröffentlichung gelangt. Über den Inhalt und die Anordnung bemerkt er S. VIII: Mon ouvrage est partagé en cent chapîtres, qui ont pour sujet autant de mots grecs, dont la plupart ont été aussi introduits dans les langues modernes. J'ai abordé les problèmes les plus difficiles de la science. On n'a pas trouvé avant moi d'étymologie de ces mots ou les étymologies proposées par les anciens ou par les modernes sont inexactes ou incomplètes ... Mes études sur l'origine de ces cent mots m'ont amené à faire des recherches sur une foule d'autres mots surtout grecs, français, latins, italiens. Je propose dans mon ouvrage à peu près 700 nouvelles étymologies Und die Methode, welche den Vf. zu so überraschenden Resultaten geführt hat? S. X: Je devrais exposer ici le système que j'ai suivi dans mes recherches, ainsi que mes idées sur certaines lois fondamentales du langage humain. Malheureusement ... les études que j'avais faites là-dessus, ont été dispersées. Je n'ai pas les livres dont j'aurais besoin pour les reprendre, et les forces nécessaires me manquent aussi. Da es sich hier nicht um Einzelheiten handelt, sondern um allgemeine Fragen: Gesetze, Prinzipien, Methode, so hätte Vf. uns sehr verpflichtet, wenn er sie auch ohne großen gelehrten Apparat und Kraftaufwand in kurzen Thesen uns angedeutet, was die Beurteilung wesentlich erleichtert haben würde. Vf. bringt gleichwohl einige Bemerkungen über die Wortanalyse, die Vergleichung der arischen Wörter nicht bloß unter einander, sondern auch mit semitischen und sogar ägyptischen Wörtern. S. XI: Je crois que les résultats de ce système ont été assez satisfaisants. J'ai trouvé par ce rapprochement l'origine de certains mots grecs que les plus savants étymologistes avaient inutilement cherchées. Z. B. sind für den Vf. σῶμα und arab. samā-mat identisch. Mit solchen Vergleichungen begibt sich Vf. kühn auf ein Gebiet, auf welches ihm wenige Sprachforscher und diese nur mit Vorsicht folgen werden. Dessen scheint er sich selbst bewußt zu sein, indem er weiter bemerkt: C'est aux philologues de l'avenir à résoudre ce problème. Vf. berührt dann l'antistrophe des éléments phonétiques qui forment les racines, et l'énantiosémie ou signification contraire des mêmes combinaisons d'éléments phonétiques. C'est le nom qui a été donné en Allemagne, où elle est regardée comme un phénomène pour ainsi dire sporadique. Je crois au contraire que c'est une des lois les plus étendus, une loi générale du langage humaine [vgl. S. 424 dieser Ztschr. über Abels Gegensinn]. Une autre loi générale et aussi peu connue est celle des catégories, worunter er Wurzeln mit verschiedenen (nicht entgegengesetzten) Bedeutungen versteht. S. XII spricht er sich über die Mängel seiner Transskription aus. Ein Anhang 233 ff. behandelt die Affinité du quéchua et de l'aymara langues du Pérou et de la Bolivie avec les langues aryennes; derselbe schließt mit der Behauptung: que le lexique de la langue des Incas était aryen ou mêlé d'éléments aryens. Man sieht, an Kühnheit fehlt es dem Vf. bei seinen Vergleichungen nicht; nur schade, daß er dabei im einzelnen die Lautgesetze mißachtet. Der 'bon sens' d. h. der des Vf. ist hier die Norm; vgl. S. 106. Es ist ein böser Pfeil, welchen er da in seiner Kritik auf eine Gesamtheit ins Blaue schießt, der keinen trifft, vielmehr auf ihn selber zurückfällt. Wohl mancher dürfte versucht sein auszurufen: Ce n'est pas seulement la doctrine qui manque, c'est le bon sens et l'urbanité.

Cope E. D.: The developmental significance of human physiognomy — Am. Naturalist, 1883, p. 618—627. 8°.

The transient appearances of the face reveal temporary phases of feeling which are common to all men; but the constant qualities of the mind should be expressed, if at all, in the permanent forms of the executive instrument of the mind, the body. To detect the peculiarities of the mind by external marks, has been the aim of the physionomist of all times; but it is only in the light of modern evolutionary science that much progress in this direction can be made [zur Entwickelungstheorie hat Vf. selbst mehrere Beiträge veröffentlicht, unter andern: On archaesthetism — Am. Naturalist, 1883, p. 454—469]. The mind as a function of part of the body, partakes of its perfections and its defects, and exhibits parallel types of development. Every peculiarity of the body has probably some corresponding significance in the mind; and the causes of the former are the remoter causes of the latter. Hence, before a true physiognomy can be attempted, the origin of the features of the face and general form must be known ... The present essay will consider the probable origin of the structural points which constitute the

permanent expression. These may be divided into 3 heads, viz: (1) Those of the general form or figure; (2) Those of the surface or integument of the body with its appendages; and (3) Those of the forms of the head and face. Vf. vergleicht weiter tierische Formen mit solchen von Kindern und erwachsenen Menschen verschiedener Rassen.

COPE E. D.: THE EVOLUTIONARY SIGNIFICANCE OF HUMAN CHARACTER — AM. NATURALIST. 1883. P. 907—919. 8°.

Analysis of the mind reduces its many details to a few leading departments. Although the classification of the elements of the mind is a classification of functions, it is, if correct, a sure index of the classification of structure also . . . The division of mental activities into 3 primary divisions is generally admitted. These are: the emotions, the intellect and the will . . . Below and behind these mental activities lies sensibility or consciousness, in its form of general and special sensation; that is touch, and hearing, taste, smell, sight, and the muscular sense . . . It is well understood that these primitive mental qualities are more or less developed in animals, in which the more purely mental functions are rudimental. The doctrine of evolution teaches that from this class the higher activities of the mind have been developed, during long ages, through the agency of memory . . . 912: in psychology as in physiognomy the palaeontological order of development is somewhat different from the embryological. 913: In intellectual as in many other vital phenomena, the facility once developed, the active process is often unaccompanied by consciousness. 918: Having gone as far into the origin and developmental relation of mental functions and qualities . . . I refer briefly to the stimulus of their growth . . . use . . . Hence the greatest sin against the brain is idleness, or disuse . . . The greatest stimulus to exercise of the brain is human society.

CRUEL R.: DIE SPRACHEN UND VÖLKER EUROPAS VOR DER ARISCHEN EINWANDERUNG. STREIFZÜGE AUF TURANISCHEM GEBIET. — DETMOLD, MEYER 1883. — Kl. 8°, V, 174. — M. 2,50.

Vf. betrachtet Sprachen, die 'bezüglich ihrer formalen Bildung denselben Grundgesetzen gehorchen', als zu derselben Klasse gehörig, und solche, 'die auch zu ihrem materialen Aufbau den Hauptvorrat ihrer Wurzeln und Stämme aus einer gemeinsamen Quelle schöpfen, die also im Ausdruck der wichtigsten Begriffe uud Vorstellungen übereinstimmen', als zu derselben Familie gehörig. I. Klasse . . . isolierende Spr. II. Klasse . . . agglutinierende Spr., wovon die amerikanischen als inkorporierende oder polysynthetische abgezweigt werden, denen sich die hyperboreische — oder arktische — Familie (Spr. der Eskimos und ihrer Verwandten) anschließt. 'Die Samojeden dagegen, wie die tschudischen und ugrischen Völker, samt Mongolen und ihren Stammverwandten und den Türken, bilden eine andere große Familie dieser Klasse: die turanische oder ural-altaische, welche den Übergang von den agglutinierenden und speziell inkorporierenden Idiomen Amerikas zur III. Klasse, den flektierenden Sprachen der alten Welt bildet' (semitische und arische Familie). Vf. behauptet weiter: die Arier seien in Europa eingewandert, vor ihnen haben ural-altaische Völker daselbst gewohnt; letztere zerlegt er in folgende Gruppen: 1. östliche oder altaische, 2. türkische, 3. samojedische, 4. tschudische (finnische u. s. w.), 5. ugrische (magyarische u. s. w.), 6. iberische (Baskisch). Vf. will nun beweisen, S. 10: 'daß die baskische Sprache trotz ihres polysynthetischen . . . Konjugationssystems zur . . . ural-altaischen Familie gehört.' 12: 'Die auseinandergerissenen und nun getrennten Glieder der früheren Bevölkerung, die Iberer (Basken) auf der einen und die Tschuden auf der andern Seite, lassen keinen Zweifel übrig, daß nur Völker ihrer Sprachfamilie auch die Mitte Europas einst besessen haben.' Vf. gibt leider nur Andeutungen von 'lebendigen Zeugen ihres Daseins' und 'Spuren und Merkmalen ihrer Sprache' in Ortsnamen und 'Wörtern aller arischen Idiome Europas'. 'Beides weiter auszuführen, ist hier nicht am Platze.' Und doch wäre es zur Beweisführung notwendig gewesen. Vf. geht nun auf die grammatischen Verhältnisse der ural-altaischen Spr. ein: Lautgebung, Vokalharmonie, Redeteile, Deklination, Konjugation, Satzbildung. Er findet einen gemeinsamen Wurzel- und Wortschatz im Bask. und den ural-altaischen Spr. (2. Kap.), 'der . . . den Beweis liefert, daß eine Sammlung aller Wurzeln und Wörter, welche das Bask. mit seinen Verwandten gemein hat, den materiellen Bestand auch der untergegangenen Spr. der iberischen Gruppe, also fast der ganzen Westhälfte Europas, der Hauptsache nach wiederherstellen würde'. Im 3. Kap. folgt Erklärung

der wichtigsten Nominalsuffixe, im 4. Deutung der Zahlwörter, im 5. Entwickelung der Verbalformen, und es wird geschlossen S. 99: 'daß das Baskische nach seiner Lautgebung, nach dem Hauptbestand seines Sprachschatzes, nach Deklination, Komparation, Zahlwörtern wie persönlichen Fürwörtern und nach dem ganzen Aufbau seiner intransitiven oder subjektiven Konjugation — turanisch ist.' Im 6. Kap. wird 'die Kultur der turanischen Völker Europas vor der arischen Einwanderung' behandelt und geschlossen, 'daß sie hauptsächlich von Viehzucht lebten, daneben jedoch in geringem Maße Ackerbau trieben, ohne indessen schon Kenntnis der Metalle und ihrer Verarbeitung zu Waffen und Geräten zu besitzen' (127). Man vergleiche hier meine Besprechung von Schrader S. 128: 'überblicken wir ... den vertikalen Gürtel, welchen von der Mandschurei im Osten bis Spanien im Westen die turanischen Sprachen einnahmen, und der nur im Herzen Europas durch die arische Einwanderung zerrissen wurde, so drängt sich von selbst der Gedanke auf, daß nur in der Mitte die Quelle gewesen sei, aus der sich der Strom derselben nach beiden Seiten ergoß ... Im Osten ist es das isolierende Prinzip der Sprachen des südöstlichen Asiens ... Im Westen dagegen, in der tschudischen und iberischen Gruppe, ist es das gerade entgegenstehende Prinzip der Inkorporierung.' Im 7. Kap. werden 'die vorturanischen Europäer' besprochen, nach paläontologischen Funden in verschütteten Höhlen u. s. w. und nach sprachlichen Vergleichungen. 130: 'Was ist also einfacher als der Schluß, daß vor den Turaniern in Europa Völker gelebt und mit jenen sich verschmolzen haben, deren nächste Verwandte in Amerika und zunächst in Nordamerika zu suchen sind.' Vf. sucht den Beweis zu führen, daß Indianer und Eskimos in alter Zeit wirklich auf europäischem Boden gewohnt haben; indem er in fünf Stationen 'an der Hand ihrer Sprachen sie über die Behringsstraße nach Sibirien und durch dessen weites Gebiet bis in die nächste Nachbarschaft der ugrischen und tschudischen Völkergruppe' zurückgeleitet. Man vgl. dazu die 'Ergebnisse' S. 170, 172, 173: 'I. Die Urbevölkerung Europas gehörte der amerikanischen Rasse an und bestand aus Indianern und Eskimos ... II. Aus ihrer Mischung mit einwandernden Turaniern entstanden neue, turanische Völker ... III. Erst die Arier brachten den durch sie aufs neue umgewandelten Bewohnern, neben früher unbekannten Haustieren und Nahrungspflanzen, auch eiserne Geräte aller Art, stellten ihre Existenz auf den Ackerbau, gründeten Städte und Staaten und wurden dadurch Träger einer dritten Stufe menschlicher Kultur in Europa.' Schließlich wird auch die etruskische und albanesische Sprache mit der der Indianer in Beziehung gebracht.

Man staunt über die Kühnheit der Schlüsse und Hypothesen. Leider vermißt man die strenge Handhabung induktiver Methode, die Aufstellung und Anwendung von Gesetzen bei den vielen sprachlichen Vergleichungen, welche zu den Ergebnissen des Vf. Vertrauen erwecken und Überzeugung bewirken würden. Es ist eine überraschende Thatsache, daß die Dilettanten in der Sprachwissenschaft mit Vorliebe sich an die schwierigsten Aufgaben der letzteren wagen, wie Ursprung der Sprache, vorarische und vor-vorarische Sprachen Europas, statt die Induktion durch Bearbeitung nächstliegender und einfacherer Fragen zu fördern. Die Sprachforscher würden dem Vf. gewiß mehr Dank wissen, hätte er als 'Rektor a. D.' nach eigensten Beobachtungen und Erfahrungen z. B. Beiträge zur Methodik des Sprachunterrichts gebracht, worüber zwar schon viel gesprochen und geschrieben worden ist, aber leider noch immer nicht genug, um hier eine Reform im Sinne der neuern Sprachwissenschaft und damit eine Entlastung dieses Teils des Unterrichts zu bewirken.

Cust R. N.: Linguistic and oriental essays. Written from the year 1846 to 1878. — London, Trübner, 1880. — Post 8°, XII, 484. 18 s.

Vf. gehört zu den Forschern, welche durch langjährigen Aufenthalt im Ausland auf das Studium der Sprachen, namentlich lebender hingeführt worden. Er war fast 25 Jahre in Indien. Nach England zurückgekehrt, beschäftigte er sich mit der Sprachw. in weiteren Grenzen. Aus dieser Zeit stammen z. T. die vorliegenden Abhandlungen; andere sind im Auslande geschrieben oder dort vorbereitet worden.

P. viii: The first essay was written ... in the camp ... Some were written in the tent ... Notes for others were jotted down on a log in a native village, or in a boat ... The materials for others were collected in Palestine, Italy, France, Germany, and Russia, and pillaged from men and books in many languages, European and Asiatic. Die ersten Abhandlungen sind mehr für den Geographen und Ethnologen von Interesse. Für die Leser der Ztschr. hebe ich folgende hervor:

The languages of the East Indies 144—161, worin in Kürze der Inhalt des in der Folge zu besprechenden Buches des Vf. wiedergegeben wird.

P. VIII: Such essays as those on Egyptology, the Phenician Alphabet, Monumental Inscriptions, the Religions and Languages of India are condensations, more or less correct, of a long course of reading ... they represent a certain stratum of knowledge above the average level. Sie sollen also gewissermaßen zwischen allgemeiner Bildung und Sprachwissenschaft vermitteln, ein Zweck, welcher überhaupt für des Vf. sprachwissenschaftliche Arbeiten charakteristisch ist. Diesen Zweck würde Vf. bei den sehr lesenswerten Abh. aus dem Gebiet der Graphik noch besser erreicht haben, hätte er durch Abbildungen seinen Gegenstand veranschaulicht, wie es z. B. F. LENORMANT in seinem preisgekrönten MÉMOIRE SUR LA PROPAGATION DE L'ALPHABET PHÉNICIEN DANS L'ANCIEN MONDE, 1866, gethan. Auf S. 367, wo Vf. über den struggle for life among Alphabetical systems as among languages spricht, lesen wir: Some enthusiasts have tried to introduce the Roman character, an ingenious device, by which those who can read the character are unable to understand the language, and those who understand the language are unable to read the character. Nun, im Interesse der gegenseitigen Verständigung sollten beide Seiten ein Opfer bringen. Eher als bei den Sprachen dürfte der Kampf ums Dasein bei den Schriften sich entscheiden, ich glaube zu gunsten der lat., und je eher wir uns der Einheit wenigstens der Schrift nähern, desto besser. 368: of all systems that of MELLVILLE BELL is at once the most scientific and practical. Hier wird vom Vf., wie auch von andern, der Wert von VISIBLE SPEECH überschätzt, vgl. diese ZTSCHR. S. 158, 326.

Eigenartig ist des Vf. Bemerkung S. 368: Animals may share with us the power of emitting, through their throats, intelligent sounds, by which they can communicate with their fellows; but no trace of communication by symbol has been discovered, such as the scratching on sand, or breaking of twigs, or barking of trees, by which they invite intercourse or warn of danger. We find therefore, in the human invention of an alphabet a greater barrier betwixt man and animal than in the cultivated gift of vocal utterance. Vf. glaubt doch nicht mit dieser kurzen Bemerkung eine Frage abfertigen zu können, welche sich in längerer Abhandlung nicht lösen ließe und die überhaupt noch nicht zu allseitiger Befriedigung gelöst worden. Die Grenzscheide zwischen Mensch und Tier, wenn sich da überhaupt eine scharfe Linie ziehen läßt, dürfte in der Entwickelungsleiter der sichtbaren Ausdrucksbewegungen wohl schon weit unterhalb der Erfindung des Alphabets sein, in entsprechender Weise aber auch im hörbaren Ausdruck; vgl. meine EINLEITUNG IN DIE SPRACHW. I. 119. ff.

Von besonderm Interesse sind die Berichte im 14. Kap.: The international congresses of oriental scholars. Es wird hervorgehoben, daß infolge immer weiter gehender Arbeitsteilung, die Fühlung mit dem Nebenmann, das Gefühl der Zusammengehörigkeit, der Einheit immer mehr verloren geht. Letzteres werde durch die internationalen Zusammenkünfte gehoben. Aber warum, frage ich, jene Beschränkung auf Orientalisten, warum die anderen Sprachforscher ausschließen? Die wahre Einheit finden alle diese Forscher erst in der Sprachw. als ganzer. Und gerade dieser Erwägung verdankt die INTERN. ZTSCHR. F. ALLG. SPRACHW. ihre Entstehung. Was jene persönlichen Zusammenkünfte in gewissen Zeitabständen, das soll mehr dauernd dieses Organ bezwecken: **harmonisches Zusammenwirken der Sprachforscher aller Länder**; vgl. das Programm S. XIII. Befremdet hat mich an gewissen Stellen in des Vf. Bericht die Strenge und die Ausdrucksweise des Urteils, welche mir in seinen anderen Werken nicht entgegengetreten und die er gewiß nicht gern auf seine eigenen Leistungen angewandt sehen möchte. In dem letzten Kap., Oriental scholars, malt Vf. mit dunkeln Strichen gewisse Mißstände in der gegenseitigen Kritik: those enmities, those prejudices, that dead weight of envy, hatred, and malice ... The din of battle ... on all sides (467) ... the greatest violation of good manners (468) und dieser Charybdis of immortal hatred gegenüber: the Scylla of the society of mutual admiration — WHITNEY spricht irgendwo, erinnere ich mich recht, von mutual praise society —, which is the snare of some professorial cliques (480). Das sind häßliche Züge, sollten sie wirklich so ganz naturgetreu sein?

CUST R. N.: A SKETCH OF THE MODERN LANGUAGES OF THE EAST INDIES. ACCOMPANIED BY TWO LANGUAGE-MAPS. — LONDON, TRÜBNER, 1878. — Post 8°, XII, 198. 12 S.

Preface VIII: I began by making a general and superficial survey ... from Chinese to Anglo-Saxon, from Assyrian and Accadian to Finnic and Basque, and was astonished at the pro-

gress that had been made ... and the bitterness displayed by scholars towards each other ... I then desired to find some more particular and specific study; and again the old feeling rose within me — 'What can I do for India?'

Indroduction p. 1: I claim scarcely a word or a line as my own; my book is essentially a compilation ... referencebook. 3: The geographical limits of this work ... the East-Indies, into which Madagascar and Formosa, from linguistic necessity, have been incorporated. 4: Classification ... Families ..., Languages ... Dialects. 6: It would be a mistake to suppose that a sharp line can be drawn as the boundary of a language. Instances may occur of half a town speaking one language, and the other half another; but ordinarily there is a gradual shading off of one language into another, if they are kindred languages; or, in the case of languages belonging to different families, the population of the transition or neutral zone is bilingual. 10: The distribution of languages has been by families, upon the basis, proved or implied, of ethnical union at some very remote period. It remains to consider the other principle of division — the morphological. The first [Aryan] family represents the inflexive method; the second and third, the Dravidian and Kolarian, may be considered to represent the agglutinative method ... The Khasi, Tai and Mon-Anam families represent the monosyllabic method; and the eighth family, the Malayan, represents the Polynesian order ... There remains the fourth family, the Tibeto-Burman ... they represent a transition stage betwixt the monosyllabic and agglutinative methods. Neben den Sprachen nun, welche Vf. auf seinen wertvollen Sprachkarten (Appendix A) verzeichnet, erwähnt er S. 16: domestic languages of immigrants ..., slang ..., foreign languages ..., dead languages; S. 18 die auf dem Gebiet gebrauchten Schriftarten. — S. 23: The plan of my work is as follows: I propose to notice briefly each family collectively, and then each language in that family separately. In dealing with the great and renowned vernaculars, it would be mere waste of time and impertinence to say much, as referenee to Beames and Caldwell is sufficient. 24: As we pass down into the Indo-Chinese peninsula and the Indian archipelago, the description of the language is fuller, because the subject is less familiar ... It is no part of my plan to supply vocabularies or grammatical notes ... It is hoped that the appendices may be useful to illustrate the text and for facility of reference; the primary object of the book being to facilitate the onward march of future students and to save them the trouble of long search for materials ... 148: The table of languages [in den gen. acht Familien zusammen] shows no less than 243 names, and the table of dialects no less than 296 names [vgl. Appendix B. S. 157]. Appendix C. S. 173: Selected authorities for each language or family of languages. Appendix D. S. 185: Alphabetical index of languages etc.

Cust R. N.: A sketch of the modern languages of Africa. Accompanied by a map. — London, Trübner, 1883. — 2 voll. Post 8°, XVI, 566.

Widmung: to his Majesty Leopold II. King of the Belgians, the munificent patron and promoter of African discovery. Es folgen in Lichtdruck Abbildungen von Lepsius, Kölle, Schön, F. Müller, Bleek, Latham, J. L. Wilson, F. W. Newman, Krapf, Barth, Saker, Christaller, Stanley, Moffat, Nachtigall, Grout, Steere, Ravenstein, Norris, Livingstone, Hanoteau, Faidherbe, Rebman, Reinisch, Beke, Baikie, Duveyrier, Archdeacon Johnson of Upper Niger, Archdeacon D. Crowther of Lower Niger, Schweinfurth. Eine glänzende Reihe von Forschern, deren Photographien den Mitforschern sehr willkommen sein müssen.

1. Kap.: Introduktion. Vf. gesteht in aller Bescheidenheit S. 1, daß, während er zu der Arbeit über die modernen Spr. Ostindiens doch einige Kenntnis mitgebracht habe, er von den Spr. Afrikas (mit Ausnahme des Arab. — S. 7 —) absolut nichts wisse. Was veranlaßte ihn nun, über diese ihm unbekannten Sprachen zu schreiben? 7: Why did I do it? Because there was a work, which somebody ought to do who had leisure, money, industry, and intelligence. Vf. ist besonders bemüht, dem Leser auseinanderzusetzen, in wie günstiger Stellung gerade er sich für die Aufgabe befunden, das z. T. überreiche, z. T. wieder zu spärliche und weit zerstreute Material zusammenzubringen. S. 1: I was Honorary Secretary of the Royal Asiatic Society, Member of the Council of the Royal Geographical Society, of the Committee of the Church Missionary Society ... (vgl. S. 61). Und in der That liegt nach dieser Seite das Hauptverdienst des Vf. Das gesammeite sprachliche Material wurde von ihm geordnet, seinem Orte nach bestimmt und von Ravenstein auf der Sprachkarte (Append. A, B) verzeichnet. Das nicht bestimmbare wurde in eine be-

sondere Gruppe verwiesen, to a limbo of unclassed at the end of the volume (9). Geographische Grenzen des Gebiets: The continent of Africa and its islands with certain exceptions, darunter nebst andern Inseln Madagascar, dessen Spr. bereits bei den ostind. Spr. beschrieben worden, vergleiche meine Besprech. von PARKER. Die Methodik des Vf. und die Einrichtung des Werkes sind im wesentlichen dieselben, wie im eben besprochenen Buche; doch ist eine Vervollkommnung, dank den gemachten Erfahrungen, nicht zu verkennen.

2. Kap.: History of the progress of knowledge of African languages. 3. Kap.: Extinct and dead languages; foreign languages, mixed languages in course of formation. 4. Kap.: Classification of languages. Es werden die früheren Einteilungsversuche, namentlich von PRICHARD, NORRIS, BLEEK, LEPSIUS, F. MÜLLER besprochen. 50: I have . . . rightly or wrongly adopted the six main divisions of F. MÜLLER: but all my minor subdivisions are strictly geographical. Im 5. Kap. kommt Vf. noch einmal auf das Material zurück und schildert die verschiedenen Phasen, welche es durchzumachen hatte vom rohen Zustande, bis es gangbare Münze geworden (62, 63). S. 68 gedenkt er der Verdienste der Mission um die Sprachw. und bemerkt: The chief motive of my devoting days and weeks of labour and large sums of money is not only the desire of advancing knowledge (though that desire is not absent and is a powerful second lever), but the wish to assist the cause of missions and missionaries and advance the solemn and most important interest of the human race. 6. Kap.: Written characters, von den ägyptischen Hieroglyphen bis zum STANDARD ALPHABET von LEPSIUS. 7. Kap.: Scheme of the work. Vom 8. Kap. ab werden behandelt: Six families or groups: 1. Semitic, 2. Hamitic, 3. Nuba-Fulah, 4. Negro, 5. Bántu, 6. Hottentot-Bushman. Bei der Negergruppe finden wir gegenüber S. 212 eine treffliche Photographie von SAM. CROWTHER D.D., who began life as a slave, but . . . has acquired the honored reputation of being one of the earliest explorers of a great river [Niger], the revealer of several previously unknown languages, the first Negro bishop . . . S. 453: And here on the last page of my descriptive narrative I take leave of LEPSIUS and F. MÜLLER, who have been my guides and counsellors and friends during very long wanderings amidst the tribes of Africa, as I have passed on, picking up crumbs at their feet, and striving to catch inspiration from their writings . . . 454: being neither a linguist, nor a geographer, but only a systematic compiler . . . 455: Africa has become the solace and plaything of my old age . . . 456: having finished my self-imposed task, I shall pass on to fresh scenes and pastures new in America and Australia.

Unter den Appendices ist C besonders wertvoll. Bemerken will ich schließlich noch, daß F. MÜLLER dem Vf. den 3. Band seines GRUNDR. D. SPRACHW.: DIE SPR. DER LOCKENHAARIGEN RASSEN, welchen ich in der Bibliographie von 1884 besprechen werde, mit Worten der Anerkennung und Dankbarkeit gewidmet hat.

DARMESTETER A. ET HATZFELD A.: LE 16 ME SIÈCLE EN FRANCE. TABLEAU DE LA LITTÉRATURE ET DE LA LANGUE. SUIVI DE MORCEAUX EN PROSE ET EN VERS CHOISIS DANS LES PRINCIPAUX ÉCRIVAINS DE CETTE ÉPOQUE. 2 ME ÉD. — PARIS, DELAGRAVE. 1 ère partie, 1883; 12°, X, 301. 2de partie, 1882; VII, 384.

Der erste Teil enthält zunächst S. 1—182 die Litteraturgeschichte des 16. Jh., aus welcher uns namentlich das 7. Kap. interessiert, über die Gelehrten HENRI ESTIENNE u. a., welche den Ursprung und das Wesen der franz. Spr. zum Gegenstand ihrer Forschung gemacht haben. S. 71: Dès le septième siècle, les Francs avaient accueilli des traditions fabuleuses qui rattachaient leur origine à celle des Romains. 73: Cependant de nouveaux éléments venaient s'ajouter à la vieille légende et la modifier. 74: Enfin deux érudits de premier ordre, CLAUDE FAUCHET et ESTIENNE PASQUIER faisaient définitivement justice de ces légendes et fondaient la critique historique dans notre pays. 77: Les oeuvres de PASQUIER et de FAUCHET traitent de l'histoire aussi bien que de la langue française. HENRI ESTIENNE s'occupe seulement de la langue dans son TRAITÉ DE LA CONFORMITÉ DU FRANÇOIS AVEC LE GREC, dans sa PRÉCELLENCE DE LA LANGUE FRANÇOISE et dans ses NOUVEAUX DIALOGUES DU LANGAGE FRANÇOIS ITALIANISÉ. . . On retrouve dans H. ESTIENNE le disciple éclairé de RONSARD, qui aime ce vulgaire maternel. .

S. 183—301 handeln von der fr. Sprache des 16. Jh. S. 183: La langue française du 16 me siècle, comparée à la langue du 17 me et à la langue moderne, présente des différences plus ou moins considérables dans le vocabulaire, la prononciation et la grammaire. Elle n'est d'ailleurs

pas fixe: elle change de la première moitié à la seconde moitié du siècle; elle varie même parfois de province à province et d'auteur à auteur. Vocabulaire. 184: des mots ... qui ... sont de nos jours tout à fait oubliés ... acaser, s'établir dans; acertener, assurer ... 188: L'emprunt de mots faits par les lettrés aux langues classiques, et en particulier au latin ... abhorrent (abhorrens), éloigné de ... 192: la langue recevait de nouvelles séries de mots des peuples voisins. L'Italie au commencement . . du 16 me siècle ... space, spaceger, volte, stanque, strade ... Orthographe et prononciation. 195: deux écoles, l'une qui . . . tend à rapprocher les mots de leur forme latine primitive; l'autre qui ... propose une orthographe représentant exactement la prononciation. 196 Exemples: littré ,.. litteratus, ligons ... legimus. 178: recepvoir, debvoir ... faict, nuict ... Que dire quand on se trompait d'étymologie ... charesser ... χαρίζειν ... On voit par ces exemples combien était exagérée cette tendance étymologique. Elle amena une réaction non moins excessive ... L. Meigret, J. Pelletier, P. Ramus ... proposèrent de supprimer radicalement les lettres inutiles et allèrent jusqu'à créer des signes nouveaux pour suppléer à l'insuffisance de l'alphabet ... Quelques-unes de ces modifications réussirent. On doit à G. Tory la cédille, d'origine espagnole, dont J. Dubois fit un usage régulier; à ce dernier grammairien, la distinction du j et de l'i, du v et de l'u ... De l'école conservatrice et de l'école révolutionnaire, la première triompha; au dix-septième siècle, malgré l'avis de Bossuet et de Pelisson, l'Académie française ... fit prévaloir dans son dictionnaire le principe étymologique. Es wird weiter die Aussprache der Buchstaben behandelt, wobei ich besonders auf das über oi S. 211, 212 gesagte aufmerksam machen möchte. Es folgt die Formenlehre und Syntax.

Der zweite Teil enthält Proben von über 50 Schriftstellern der verschiedensten Gattungen, nach der Zeit und den Gegenständen geordnet. Der Text ist aus den Originalen selbst entnommen, die Orthographie beibehalten, nur daß i und j, u und v geschieden werden und die moderne Interpunktion gebraucht wird. Philologische, litterarische und historische Anmerkungen in ausreichender Zahl erleichtern das Verständnis.

Wer mit mir der Ansicht ist, daß man beim historischen Studium der Sprache von der lebenden ausgehend, dieselbe von Jh. zu Jh. rückwärts den ersten Anfängen zu, so weit als möglich verfolgen muß, dem wird vorliegendes Buch willkommen sein als eine Brücke auf dem Wege vom Neu- zum Altfranzösischen. Vgl. meine Besprechung unter Lange.

Doornkaat Koolman J. ten: Wörterb. der ostfriesischen Spr. — S. Berghaus S. 426.

Ebering E.: Bibliographischer Anzeiger für romanische Sprachen und Literaturen. — Leipzig, Twietmeyer. 1883, 8°.

Dieser neue Anzeiger erscheint zweimonatlich. Der Preis des halbjährlichen Abonnements beträgt 6 M. Der Herausgeber will 'die neuen litterarischen Produkte aus dem gesamten Gebiet der romanischen Philologie — dem Italienischen, Französischen, Provenzalischen, Katalanischen, Spanischen, Portugiesischen, Rumänischen und den kleineren Sprachzweigen —, ferner die zur romanischen Philologie in Beziehung stehenden Publikationen aus der allgemeinen Sprachwissenschaft, dem lateinischen und andern Sprachen, möglichst unmittelbar nach ihrem Erscheinen, wissenschaftlich geordnet und in größter Vollständigkeit anzeigen und denselben, soweit irgend thunlich, Inhaltsangaben beifügen'. In den vorliegenden Heften hat der Herausg. seine Aufgabe mit Fleiß und Sorgfalt gelöst. Jedem Heft ist ein Register beigefügt. Ich erkenne mit Dank an, daß ich durch den Anzeiger auf manche Arbeit aufmerksam geworden bin, welche mir sonst wohl entgangen wäre.

Evans G.: An essay on Assyriology. Published by the Hibbert trustees. — London, Williams and Norgate, 1883. — 8°, 75.

P. 1—21: The character of the Assyrian language. Im Gegensatz zu Renan und Hitzig rechnet Vf. mit Löwenstern die assyrische zu den semitischen Sprachen. Die charakteristischen Merkmale der letzteren, wie sie von Gesenius aufgestellt worden, findet er auch im Assyrischen: a) die grammatischen: 1. die Lautverhältnisse; 2. Wortstämme; 3. nur zwei Zeiten des Zeitworts; 4. nur zwei Geschlechter, Mask. und Fem.; u. s. w. bis zur Syntax; b) die lexikalischen. Es wird in kurzen Zügen die Geschichte der Entzifferung der Keilinschriften gegeben und die Verdienste um dieselbe von Niebuhr d. Ä., G. F. Grotefend, Burnouf, Lassen,

RAWLINSON, LAYARD, HINCKS, J. OPPERT, MÉNANT hervorgehoben. Weiter bemerkt Vf., daß die assyr. Keilinschrift sich aus Bilderschrift entwickelt habe und teils ideographisch, teils syllabisch sei, während die alte persische alphabetisch sei. Vf. bespricht ferner die Täfelchen im Britischen Museum: A syllabary may be defined as catalogue of words syllabically written, containing on one side of the character whose values these words represent, the Assyrian equivalents, and on the other side, the Akkadian and Sumerian equivalents corresponding to them. P. 21—22. The place of Assyrian among the Semitic languages. Vf. gibt folgende Reihe: 1. Assyrian, 2. Arabic, 3. South Arabic, 4. Canaanaic, 5. Aramaic. P. 23—36: The influence of Assyrian on Hebrew grammar and lexicography. P. 37—51: Biblical geography. P. 52—59: Biblical history. Tablet of Assurbanipal, Tab. 1—5, mit Anmerk. P. 61—75.

EVELYN J.: PLAN FOR THE IMPROVEMENT OF THE ENGLISH LANGUAGE. BY H. E. SHEPHERD. — AM. JOURN. OF PHILOL. IV. 456—459.

E. hat diesen Plan ausgearbeitet als 'Chairman of a committee appointed by the now organised Royal Society, to consider of the improvement of the English tongue' (vgl. EVELYNS CORRESPONDENCE III, 159—162, LETTER TO SIR PETER WYCHE, 1665). E. nennt unter den Ursachen des Verderbs der Spr.: pedantry of schools, affectation of travellers, translations. Als Gegenmittel empfiehlt er: I. Eine Grammatik zu verfassen. II. That with this a more certain orthography were introduced as by leaving out superfluous letters etc. III. Nebenzeichen für Bezeichnung der Stimmhöhe. IV. Ein Lexikon mit den 'reinen' engl. Wörtern und ihren Ableitungen, ihren ursprünglichen und symbolischen Bedeutungen; mit technischen Wörtern, die nicht aus Büchern, sondern aus den Werkstätten zu sammeln seien; mit Fremdwörtern, für deren Aufnahme 'there ought to be a law as well as liberty'; mit höfischen Ausdrücken, Syn- und Homonymen. Auch empfiehlt E. das Studium der Dialekte. Man sieht ähnliche Vorschläge wie sie später LEIBNIZ in größerer Wissenschaftlichkeit machte 'UNVORGREIFFLICHE GEDANCKEN, BETREFFEND DIE AUSÜBUNG UND VERBESSERUNG DER TEUTSCHEN SPRACHE'. Leider ist, was schon diese Männer empfohlen, z. T. erst in neuester Zeit zur Ausführung gelangt.

EYS W. J. VAN: OUTLINES OF BASQUE GRAMMAR. — TRÜBNERS COLLECTION OF SIMPL. GR. LONDON, 1883. — Crown 8°, XII, 52. — 3 s. 6 d.

In der Einleitung gedenkt Vf. der frühern Bearbeiter der bask. Spr., von LARRAMENDI (1725) ab, und der ersten gedruckten Quellen: DECHEPARE, POÉSIES BASQUES, 1545; LIÇARRAGUES Übersetzung des N. T., 1512; AXULAR, GUEROCO GUERO, 1643. The probability or possibility that Basque is the ancient Iberian was pointed out by LARRAMENDI and formulated by W. VON HUMBOLDT as a linguistic axiom... As nothing whatever is known of the Iberian language..., it is mere pretence to talk about an Iberian language. S. XII knüpft Vf. eine ethnologische Bemerkung an die bask. Wörter: Billusgorri, Bulluzkorri, 'naked', and Larrugorri or Narrugorri, 'naked'; the first signifying 'red-hair', the second 'red-skin'; — would this not prove that the Basques are, or were, of a fair complexion? CRUEL (vgl. meine Besprechung seines Buches) würde bei 'red-skin' wohl vielmehr an 'Rothäute' denken.

In der Gramm. geht Vf. vom Alphabet aus — the Latin — with some slight differences (vgl. PHILLIPS, IBER. ALPH. WIEN. AKAD. 1870) und macht einige Bemerkungen über die Aussprache desselben in den bask. Dialekten; eine klare Anschauung vom bask. Lautsystem, sowie von der 'Accentuation' gewinnt man daraus nicht. Es folgen dann Lautgesetze: In consequence of the agglutination, the phonetic laws are continually in action and have to decide which letters [sounds?] may follow each other. 'Agglutination' wird weiter S. 7 definiert: Agglutination consists in putting one word behind another so as to form a more or less homogeneous compound e. g., gizon, 'man'; gizona 'the man'. 'Students of comparative philology', die ja auch als Leser der COLLECTION OF SIMPLIFIED GRAMM. in Aussicht genommen, würden hier wohl eingehendere Unterscheidung von 'isolierten', 'agglutinierten' und 'flektierten' Formen erwartet haben. Betreffs des Substantivs wird gelehrt, daß darin weder Geschlecht noch Deklination unterschieden werde; konsequenter Weise hätte dann Vf. nicht von bask. Fällen z. B. von 'genitive' S. 9, 15, 24, 46 reden dürfen (vgl. was S. 422 über das Schema der griech.-lat. Gr. gesagt worden). Mit größerer Ausführlichkeit werden die Suffixe S. 10 ff. behandelt; eine Schwierigkeit bleibt bei — tan S. 15, 21 ungelöst. Bei den Zahlen wird S. 27 nicht hervorgehoben, daß das bask. Zahlensystem vigesi-

mal ist (vgl. frz. soixante-dix, quatre-vingt). Von allgemeinerem Interesse ist folgende Bemerkung S. 37: Basque language distinguishes in the verbal flection when a man, a woman, or a person who commands respect is spoken to; the two first forms are familiar; the third is generally used. Thus, dut 'I have', generally speaking; diat 'I have' (to a man); dinat 'I have' (to a woman). S. 42: Izan [das verbum substantivum] is the only irregular verb. Leider sind die Formen desselben bisher noch nicht genügend analysiert worden.

Nach der 'Accidence' wird der Syntax in Kürze gedacht. Am Schluß werden zwei kleine Textproben analysiert, für mich das lehrreichste und interessanteste im Buch. Hätte Vf. mit solcher Analyse begonnen, so würde der systematische Teil leichter verständlich geworden sein. Es wäre zugleich mehr natürlich und mehr wissenschaftlich gewesen: erst Analyse, dann Synthese. Zu wünschen wäre auch, Vf. hätte von Anbeginn die agglutinierten Formen in allen ihren Teilen und in der bask. Folge interlinear übersetzt. Vgl. z. B. das genaue Verfahren von G. v. d. Gabelentz in seinem Artik. S. 272—280. Wohlgelungen ist die Darstellung des Verbums und das ist freilich der Hauptteil der bask. Gr.

Fletcher R.: Tattooing among civilized people. Read before the anthropological society of Washington (cf. transact.) — Wash., Judd-Detweiler, 1883. — 8°, 27.

It is well to begin with a definition of what is meant by tattooing, and the following, as laid down by Berchon (Histoire médicale du tatouage, Paris, 1869) is guarded and precise: 'Tattooing is that strange and very ancient custom which consists in the introduction under the cutaneous epidermis, at different depths, of coloring matter, in order to produce some design which will be of very long duration, though it is not absolutely indelible' (1). Nach Magitot unterscheidet Vf. S. 5: Tatt. by pricking ..., by simple incision ... ulceration or burning ... hypodermic ..., mixed. 8: Where large bodies of men are thrown together, with much idle time, it is among them that we should expect to find a custom like tatt. most prevalent. Accordingly, it is soldiers, sailors, and, above all, criminals, including prostitutes, who most extensively resort to it; Vf. berichtet dann S. 9 über die Methode und Ergebnisse von Lacassagne: Les tatouages, étude anthropologique et médicolégale. Paris 1881: Dr. Lacassagne's observations were made in Algeria ... Dr. L. went to work very systematically to obtain copies of the tattooing ... He laid a piece of tracing-cloth upon the skin and with a pencil copied the design ... The tracing was finally pasted on a sheet of card-board, on the back of which he wrote the particulars of the case ... These details included the name, age, place of birth, and occupation of the subject ..., the method employed, the coloring matter made use of and so forth. In this way he obtained 1,333 transcripts of tatt., taken from 378 persons. 10: Region of the body chosen for the operation: The whole body, arms, abdomen, thighs, breast, etc. 12: Character of the designs: patriotic emblems 91, professional 98, inscriptions 111, military emblems 149, metaphorical 260, amorous and erotic 280, fantastic, historical, and miscellaneous 344=1,333. 18: Tatt. among women in civilized life is almost confined to prostitutes. 22: And now, what can we say as to the causes of the prevalence of this singular custom of tatt.? Lombroso [L'uomo delinquente, Torino, 1878] regards it ... all due to atavism ... In 1859, Father Garucci published a work entitled 'Grafitti de Pompei, ... Lacassagne points out the striking resemblance between the grafitti, or picture-writings and the general style of design of the tattooers ... In other respects a similarity is to be observed; both tatt. and picture-writing are ideographic, expressing a thought by an image or a symbol. Some of these designs are phonetic, and rebuses are common to them both. 26: Motives: Vanity, imitation, idleness, religion, the passions, heredity, lastly, a feeling of esprit de corps ... among soldiers, sailors, and members of secret societies.

Flügel: A practical dictionary of the English and German languages. In two parts. Part I. English and German. 2. Theil. Deutsch-Englisch. Bearbeitet von Dr. Felix Flügel unter Mitwirkung von Dr. J. G. Flügel. 14. A. — Leipzig, Brockhaus, 1883. — 8°, l, 877; xxxii, 1184.

Neben dem großen Flügelschen Wörterbuche, dessen 4. Aufl. bald zu erwarten ist, soll obiges kleinere als praktisches Wörterbuch dienen. Da es sich durch 14 Auflagen als solches bewährt hat und gewiß auch manchem unserer Leser in die Hände kommen dürfte, so will ich mit einigen Worten darauf eingehen. Was den Wortschatz selbst betrifft, so haben die Vff.

ganz besondern eigensten Fleiß auf Vervollständigung desselben verwandt, natürlich innerhalb der selbstgezogenen Grenzen. Die englische Aussprachebezeichnung ist im wesentlichen die von J. E. WORCESTER (Länge = ¯, Kürze = ˘, 'Tonlosigkeit' resp. 'Dumpfheit' = ̣ ; '[..] steht über den von nachfolgendem r affizierten Vokalen (außer bei ä, was sich auch in anderen Fällen findet); die anderen Zeichen erstrecken sich nicht über alle Vokale gleichmäßig; die nicht bezeichneten Buchstaben sind stumm, außer y, unter welches typographischer Schwierigkeit wegen kein Punkt [.] gesetzt werden konnte und einige besonders angeführte Endungen' (S. XVIII). Man sieht schon aus diesem Citat, daß die Transskription nicht ganz folgerichtig ist. Indem nun diese und andere Zeichen den Buchstaben des engl. Wortes selbst in seiner überlieferten Schreibung beigefügt werden, ergeben sich zwei Nachteile: 1) wird das überlieferte Wortbild entstellt und 2) wird dabei derselbe Laut durch verschiedene Zeichen dargestellt, (vergleiche dazu die Übersicht auf S. XXXIII). Statt dieser Zwitterschrift dürfte sich für die folgenden Auflage empfehlen, hinter dem reinen überlieferten Wortbild in Klammern die rein phonetische Transskription zu setzen. S. XXI wird eine strittige Nüance von a besprochen und die Unterscheidung im Wörterbuch durchgeführt; letzteres wäre in einem 'praktischen' Wörterbuch wohl besser unterblieben, jene allgemeine Bemerkung hätte genügt. Nachdem Vf. seine sieben Modifikationen des a unterschieden, gesteht er auf Seite XXVI selbst zu, dass 'diese lange Liste dem Anfänger sehr drohend aussehen mag'. S. XXXII: 'ŭ... (ein im Deutschen nicht vorhandener Laut, ein Mischlaut [?] zwischen dem o in Bottich, Topf und dem ö in Böttcher, Töpfer, doch entschieden mehr dem o sich hinneigend), in Bŭt...', womit ich meine genauere physiologisch-genetische Unterscheidung in dieser ZTSCHR. S. 183 und 178 zu vergleichen bitte. Für die Aussprache der einzelnen Wörter sind die engl. Quellen mit anerkennenswerter Gründlichkeit verglichen. An die Anordnung der einzelnen Bedeutungen, welche je nach ihrer natürlichen Entwickelungsreihe getroffen werden sollte, dürfen wir in einem praktischen Wörterbuch nicht einen streng wissenschaftlichen Maßstab legen; doch dürfte es sich für die folgenden Aufl. empfehlen, in Kürze die Etymologie anzugeben, wie ja auch bereits in SACHS, FRZ. WB., wenn auch noch nicht ausreichend, geschehen ist. Es würde dadurch nicht blos das zusammenfassende Verständnis ('Begreifen') der verschiedenen Bedeutungen, sondern auch das 'Behalten' wesentlich erleichtert werden, wie die Erfahrung zeigt.

VON DER GABELENTZ G.: CHINESISCHE GRAMMATIK MIT AUSSCHLUSS DES NIEDEREN STILES UND DER HEUTIGEN UMGANGSSPRACHE. Mit 3 Schrifttafeln. LEIPZIG, WEIGEL, 1881. — Roy. 8°, XXX, 552. — M. 38.

Nach den Vorarbeiten, welche Vf. in der ZTSCHR. FÜR VÖLKERPS. und in der ZTSCHR. D. D. MORG. GES., z. B. XXXII, 601 ff.: 'BEITRAG ZUR GESCHICHTE DER CHIN. GRAMM. U. Z. LEHRE VON D. GRAMM. BEH. D. CHIN. SPR.', bereits veröffentlicht hatte, konnte man bei Erscheinen obigen Werkes eine eigenartige Darstellung der eigenartigsten Sprache erwarten, eine Arbeit, welche nicht bloß die Aufmerksamkeit der Sinologen, sondern der Sprachforscher im allgemeinen auf sich ziehen mußte. Und in der That haben wir es mit einer Grammatik in großem Stile zu thun, welcher die Ergebnisse der neueren Sprachwissenschaft zu gut gekommen sind, im ganzen; in einzelnen Teilen werden wir freilich Abzüge zu machen haben. Sehen wir zunächst auf den Umfang des behandelten Sprachgebiets, so werden Freunde der historisch vergleichenden Sprachw. bedauern, daß die vorklassische Sprache 'nur ab und zu Berücksichtigung' findet (S. 122), der niedere Stil und die heutige Umgangssprache, also gerade die natürlichere und lebendig zu beobachtende Sprache ausgeschlossen sind (vgl. d. Titel u. S. 12) und die verwandten Spr. des indochinesischen Sprachstammes nur gerade erwähnt werden (vgl. HIMLYs Artikel S. 281 dieses Bandes). Daraus erwächst nun freilich dem Vf. kein zu großer Vorwurf, sofern die wissenschaftliche Bearbeitung der vorklassischen und der verwandten indochinesischen Spr. erst im Beginnen ist. Nach dieser Seite liegt also die nächste und wichtigste Aufgabe der Sinologen, welche die Vorzüge der geschichtlich-vergleichenden Methode für ihre Spr. verwerten wollen. Vf. befolgt eine systematische, analytisch-synthetische Methode, von seiner 'wissenschaftlichen Auffassung des Gegenstandes' hat er, wie er in der Vorrede VIII bemerkt, 'dem Lehrzweck keinen Deut geopfert'. Es ist der Analyse des Vf. der Vorwurf gemacht worden, sie gehe 'zu weit im Spezialisieren des Stoffes', woher eine ungewöhnlich große Anzahl von Paragraphen. Dem gegenüber bemerkt Vf. IX, daß er dem Zweck des Nachschlagens gleichfalls Rechnung getragen. Zum System der Grammatik führt Vf. in der Vorrede XI aus: 'Neu ist dagegen mein synthetisches System. Man kann den

praktischen Wert eines solchen sehr wohl empfinden, ohne seine wissenschaftliche Berechtigung anzuerkennen ... Neuerungslust hat mich nicht geleitet ... Es gilt, sich in der fremden Sprache richtig, womöglich gewandt ausdrücken zu lernen. So muß man über eine möglichst vollständige Synonymik [Vf. meint eine Art syntaktischer Synonymik] verfügen ... Die Lehre von den Bedeutungsunterschieden sinnverwandter Ausdrucksweisen [nicht Ausdrücke!] scheint selbst von den Chinesen noch nicht gepflegt worden zu sein [dem Vf. scheint nicht das vollständige Induktionsmaterial zu Gewinnung von allgemeinen Prinzipien vorgelegen zu haben]. Die großen einheimischen Phrasensammlungen besitze ich nicht, und ich muß abwarten, ob die Grundsätze, nach welchen ich das mir vorgelegene Beispielmaterial zu beurteilen und zu verwerten versucht habe, ... sich bewähren.' Über den Wert der syntaktischen Synonymik des Vf. im besondern zu urteilen, muß ich den Sinologen überlassen, welche über das betr. Induktionsmaterial verfügen. Mich hat, vom allgem. sprachw. Standpunkte betrachtet, die Art und Weise überrascht, wie der Vf. jene Synonymik als den eigentlichen Gegenstand der Synthese behandelt. Ich gestehe, als ich in seinem Werke zuerst die Einteilung seines grammatischen Systems in Analyse und Synthese sah, freute ich mich in dem Glauben: es würde vom Satz ausgegangen, derselbe nach der phonetischen Seite in Silben, Laute (ev. Artikulationen), nach der graphischen Seite in Zeichen und Striche, nach der psychischen in Stoff- und Formwörter, Subjekt und Prädikat, in Redeteile analysiert (wobei die Unterscheidung syntaktischer Synonymen nach meiner Meinung sehr gut gleich mit behandelt werden könnte) und es würde in dem synthetischen Abschnitt gezeigt, wie sich aus jenen phonetischen, graphischen, psychischen Elementen der Satz zusammensetzt. Beim Vf. bedeuten 'Analyse' und 'Synthese' jedoch etwas anderes; er betrachtet nämlich in der Analyse die Sprache als Erscheinung, in der Synthese die Sprache als Mittel.

Wenden wir uns jetzt zu den einzelnen Teilen der Grammatik. Im ersten Buch der Einleitung wird nach einigen ethnologischen Bemerkungen eine Seite dem indochinesischen Sprachstamm gewidmet. Da finden wir S. 5 den Satz: 'Nur eine lexikalische Vergleichung vermag festzustellen, ob hier wirkliche leibliche Verwandtschaft vorliege.' Die Frage nach den Merkmalen genealogischer Verwandtschaft von Sprachen hat die Sprachforscher seit lange und namentlich Pott beschäftigt. Bekanntlich betont letzterer die grammatische (das wäre für die indochin. Sprachfamilie also syntaktische) Vergleichung, insofern lexikalische Übereinstimmung von Entlehnungen herrühren kann. Dürfen nun für den indochin. Sprachstamm andere Prinzipien zugestanden werden, als für den indogermanischen? Ich würde mich freuen, wenn diese Frage nach den Merkmalen der Sprachverwandtschaft im allgemeinen noch einmal aufgenommen würde. Betreffs der chin. Sprache wird weiter S. 7 'die Sprache der Bücher' von der jetzigen Umgangssprache unterschieden, dann die vorklassische Periode (bis an die Zeit von Confucius, 6. Jahrh. v. Chr.), die klassische Periode mit der nachklassischen Literatur (8), die neuere Sprache, der niedere Stil (12) und die Dialekte (13), deren Verschiedenheit gegenüber die Einheit der Schriftsprache betont wird, S. 14: 'und auf dieser Einheit beruht nicht zum geringsten Teile die Einheit der Nation selbst?' S. 18. Methode und Zwecke der Spracherlernung: Aneignung durch den lebendigen Verkehr mit Eingeborenen. Das grammatische Verständnis. 'Die chinesische Gramm. ist, abgesehen von der Laut- und Schriftlehre, lediglich Syntax ... Diese Syntax ist in allen wesentlichen Stücken nichts weiter als die logisch folgerichtige Entwickelung einiger weniger Grundgesetze ... Die Gedächtnisarbeit wird dadurch geringer, aber sie wird nicht ganz erspart. Denn der Deduktion ist nicht alles erreichbar, weil in der Sprache wohl alles gesetzlich, aber nicht alles notwendig ist. Auch die Freiheit, die Geschichte hat ihr Anteil an ihr?' Vf. empfiehlt S. 20 behufs Erlernung des Chin. von dem klassischen Stil auszugehen, im Gegensatz zu andern, welche vorziehen, mit der lebenden Umgangssprache zu beginnen.

In der Laut- und Betonungslehre unterscheidet Vf. S. 24 folgende drei Begriffe: 'I. Lautkomplex [nach meiner Bezeichnung Polyphthong, diese ZTSCHR. S. 165] ist die Verbindung zweier oder mehrerer Laute zu einer Silbe, abgesehen von der Betonung ... Kürze halber werden unter diesem Begriff auch einzelne Vokale verstanden werden, sofern sie für sich allein Träger von Silben sind ... II. Silben sind Lautkomplexe mit bestimmter Betonung ... III. Eine Silbe als Trägerin eines Begriffs ist ein Stammwort oder Wort schlechthin.' Für die chines. Laute hat Vf. S. 26 folgende **Transskriptionen:** 'Vokale: a, i, ï, u, ü, e, o. Konsonanten: k, k', ng; t, t', n; č, č'; p, p', m; f, w; ts, ts', s (ss); š, ž; y, h; l, r. Man spreche ï wie ein vokali-

sierendes Forthallen des vorhergehenden Konsonanten [d. h.?], e mehr oder weniger ähnlich einem ä [also wohl ein Zwischenlaut zwischen beiden]; č wie tsch, englisch ch, w wie englisch w, š wie sch, englisch sh, ž wie französisch j, y wie deutsch j, die apostrophierten Konsonanten, aspiriert, d. h. mit nachfolgendem h, also k', t', č', p', ts' etwa wie k-h u. s. w. in "Pflockholz statthaft, klatschhaft, Kapphahn, scherzhaft" [mit dem Unterschied, wohl zu beachten, daß in letztern Wörtern zwischen den betreffenden Lauten eine Silbenscheide (vgl. diese ZTSCHR. S. 168) statt hat, während die entsprechenden chinesischen Laute in einer und derselben Silbe gesprochen werden. Übrigens würde die Transskription k' u. s. w. oder kh unsern europäischen Überlieferungen und Gewöhnungen besser entsprechen]. Im Auslaute spreche man k, t und p gar nicht [dann darf eine phonetische Transskription sie auch nicht schreiben], m wie n aus [dann muß statt m auch n geschrieben werden] ... Alle Konsonanten gelten als einfach' [sind es aber wohl z. T. phonetisch nicht, vgl. z. B. über č meine PHON. I, 78]. Die Tafel der Anlaute auf S. 27, welche KHANG-HIS WÖRTERB. entlehnt ist, darf ich natürlich nicht mit dem Maßstabe der neuern Phonetik messen; was ist wohl der eigentliche phon. Wert der mit j und h transskribierten Zeichen? Vf. bemerkt S. 28: 'Man beachte, daß ng nicht getrennt, sondern in einem Laute auszusprechen ist, wie im engl. king, young [also = meinem ɴ] ... h und s vor i schmelzen in PEKING zu einer Art Mittellaut hs zusammen, der einigermaßen an unser ch in "ich" erinnert, aber mehr an s anklingt als dieses [wohl gehauchtes ʂ; vgl. holländ. ʃ in dieser ZTSCHR. 161] ... Der Anlaut r findet sich nach unserer Umschreibung nur in der vokalisierten Form rĭ. Dieser Lautkomplex erinnert im Klange etwas an französisch eul in seul, englisch ir, ur in bird, burden. Er wird von den Japanern im Tau-in (§ 45, c) rŭ, von den Mandschu el (= öl), ähnlich von den Franzosen eul, von CALLERY ell, von dem Portugiesen GONÇALVES olr, von den Engländern urh, ûr, 'rh, rĭ geschrieben. Das r wird mit der Mitte, nicht mit der Spitze der Zunge gebildet und darf nicht schnurren [mit diesem Laut, welcher der Transskription so viel Schwierigkeit bereitet, habe ich mich bereits in meiner PHON. beschäftigt, und ist in dieser ZTSCHR. Tab. V. (vgl. S. 191) in meiner Artikulationsschrift dargestellt]. Zu den Auslauten bemerkt Vf. S. 30: 'Es ist zweckmäßig, in die Umschreibung die alten [!] Auslaute m, k, t, p mit aufzunehmen. Erstens stellt man damit so viel vom alten Lautbefunde her, als unbeschadet der jetzigen Aussprache ohne weiteres zu erlangen ist ...' Also **historische Schrift**, nicht phonetische Transskr. Zu solchen Transskriptionen früherer Lautungen bemerkt Vf. Vorrede XIII: 'Fürs Auge würde durch solche Mittel der Silbenschatz der Sprache gewaltig gesteigert werden ... Man würde dann bei einiger Übung transskribierte Texte fast ebensogut verstehen können wie chinesisch geschriebene; gelingt mir dies doch bei meiner jetzigen Umschreibung oft genug.' Dabei vergißt Vf., daß der Hauptgrundsatz der phon. Transskription ist, treu die wirklich gesprochenen Laute darzustellen und daß dieselbe sonstigen wissenschaftlichen oder praktischen Zwecke zuliebe von demselben nicht abgehen darf. Mit Recht sagt HUMBOLDT L. À M. A.-R. 80: je pense que les savans qui se sont presque laissé entraîner à oublier que le chinois est une langue parlée, ont tellement exagéré l'influence de l'écriture chinoise, qu'ils ont, pour ainsi dire, mis l'écriture à la place de la langue. Vgl. daselbst 106. Man erinnert sich bei solchen der chin. Schrift angepaßten Transskriptionen des Ausspruchs, der LEIBNIZ zugeschrieben wird, die chin. Schr. scheine von einem Taubstummen erfunden zu sein. 'Graphisches k, t, p ... zeigt an, daß der vorhergehende Vokal kurz abzubrechen ist, wie im franz. mot, trop'. Findet dabei Stimmbandschluß statt, so hätten wir Q zu setzen. In seiner Darstellung der Betonungen stützt sich Vf. wesentlich auf EDKINS (32), welcher trotz seines Fleißes und seiner Ausführlichkeit die Frage nicht zu befriedigendem Abschluß bringt (vgl. meine PHON. I. 70, 71). Es kann in der chin. wie in jed. Accentuat. nicht genug unterschieden werden: Stärke, Tonhöhe (hoch beim Vf. = h., tief = t., gleichmäßig = g., steigend = st., fallend = f. u. s. w.), Dauer (lang = l., kurz = k. u. s. w.). Sehen wir nun von der Stärke ab, welche vom Vf. nicht in Betracht gezogen wird, obwohl sie nach meinen Beobachtungen in der lebenden Aussprache auch ihre Rolle spielt, so unterscheidet Vf. nach der Tonhöhe den hohen gleichen, den tiefen gleichen, den steigenden und fallenden Ton; nach der Dauer den sog. 'eingehenden' oder kurzen, bei welchem nach DES MICHELS auch ein geringes Fallen der Tonhöhe bemerkbar ist. Zur Transskription bemerkte nun Vf. S. 33: 'Die Chinesen lassen ihre Betonungen in der Regel unbezeichnet ... Um Verwechselungen mit Interpunktionszeichen zu vermeiden, bedienen wir uns nach dem Vorbilde Älterer der Accentzeichen: ¯ = hg., ^ = tg., ` = st., ´ = f.
[resp. nach meiner Transskr.: ¯ , ¯ , ´ , `]; der eingehende Ton [˘ oder ˘ Q],

ergibt sich aus dem Auslaut.' Ich habe mich danach umgesehen, wer von den 'Ältern' das 'Vorbild' dieser von aller europäischen Gewöhnung abweichenden Transskription (vgl. namentlich die Zeichen ˆ, ˋ, ˊ, welche resp. tiefgleichmäßig, steigend, fallend bedeuten sollen, mit den griechischen) zuerst gegeben und finde in KIRCHERI CHINA, 1667, 236: P. JACOBUS PANTOJA primus notas invenit; quas, supra europaeo [?] modo scriptas dictiones sinicas, sequenti modo exprimunt ˆ ¯ ˋ ˊ ˇ, wo die Transskription ebenso verkehrt ist, als die in der Folge dort beschriebene musikalische Auffassung der chinesischen Betonungen. Daß diese wunderliche Bezeichnung sich in Zeiten, wo man in phonetischen Dingen und Transskriptionen es nicht genau nahm, von Grammatik zu Grammatik verschleppt hat, darf nicht überraschen; vom Vf. hatte ich nach dieser Seite eine gründliche Reform erwartet. Vgl. übrigens LEPSIUS, ÜBER CHIN. U. TIBET. LAUTVERH. U. ÜBER D. UMSCHRIFT JENER SPR. 1861.

In der **Schriftlehre** spricht sich Vf. S. 42 über den Charakter der chinesischen Schrift aus; er nennt sie eine 'echte' Schrift, welche gelesen, nicht gedeutet werde, genauer eine Wortschrift. DU PONCEAU, DISSERTATION ON THE NATURE AND CHARACTER OF THE CHINESE SYSTEM OF WRITING, 1838, hat nachzuweisen versucht, daß die chinesische Wortschrift rein phonetisch geworden; dem gegenüber hätte man vom Vf. eine ausführlichere Erklärung darüber gewünscht, wie weit diese Wortschrift ideographisch geblieben, wie weit sie phonetisch geworden; vgl. jedoch S. 47 und STEINTHAL, ENTWICK. D. SCHRIFT, 1852, S. 101 ff. Wenn Vf. die ägyptische Schrift vergleicht — eine sprachwissenschaftlich höchst interessante Vergleichung, wenn genau durchgeführt —, so vermisse ich eine Angabe der Entwickelungsstufe; denn die ägyptische Schrift ist in ihrer ältern Phase weit mehr ideographisch und in ihrer jüngern weit mehr phonographisch, als die chinesische, soweit von der letztern Denkmäler vorliegen. Die Geschichte der chinesischen Schrift hat Vf. S. 43 ff. vollständiger vorgetragen: Knotenschnüre, Diagramme, Bilder, Symbole, alte Zeichen, Siegelschrift, Schnellschrift, Normalschrift, welche letztere in Striche zerlegbar. Schade, daß er nicht noch mehr für die Anschauung nach dieser Seite gethan; läßt sich doch die Etymologie einer stattlichen Reihe von den chinesischen Zeichen (vgl. DU PONCEAU' 28) ad oculos demonstrieren, trotz ihrer Entstellungen. Weiter handelt Vf. von der Bildungsweise, den Nebenformen, der lexikalischen Anordnung der Schriftzeichen nach psychologischem, phonetischem, graphischem Prinzip; letzteres ist von den Chinesen bevorzugt. Tafel der 214 'Klassenhäupter' nach der Zahl der Striche (1—17) geordnet S. 61. Einrichtung und Einteilung der Texte und Bücher. Interpunktion. Schönschreibekunst. Die chin. Schr. als Transskriptionsmittel. Von besonderem Interesse für uns ist das Hauptstück: **Lautgeschichtliche u. etymologische Probleme.** S. 90: 'Es handelt sich in der That um nichts geringeres, als um die Stellung des Chin. innerhalb der Sprachenwelt in doppelter Hinsicht: einmal in betreff des Zustandes seiner morphologischen Entwickelung, und dann in betreff seiner verwandtschaftlichen Beziehungen zu anderen Sprachen. Beide Fragen dürften nur vereint zu lösen sein; ihre Lösung ist um so sicherer zu erhoffen, je mehr es gelingt, die erreichbar älteste Lautverfassung der Sprache zu enthüllen, und die Mittel und Wege hierzu müssen daher zunächst aufgesucht werden: das Quellenmaterial und die Methode seiner Prüfung und Verwertung.' Als Quellen betrachtet Vf. die Dialekte, einheimische Wörterbücher, Zeugnisse der Nachbarvölker, chin. Umschreibung indischer Wörter, Reime in alten Versen, die phonetischen Bestandteile der Schriftzeichen, Gebrauch der Wörter und Schriftzeichen, indochines. Sprachvergleichung (vgl. S. 281 dieses Bandes). S. 110 bemerkt Vf. zu Wortschöpfungen im Chin.: 'Die Lautabschleifung, die Flüchtigkeit der Rede führten zu Silbenverschmelzungen und diese wieder zu Entstehung neuer Einsilbler. In Mundarten des Fuh-kien-Dialektes fließen ... ngò, ich, und ... nì, du, mit der Pluralpartikel ... mên zu ngan — wir, nin — ihr zusammen ... Was noch unter unseren Augen geschieht, das wird wohl auch vor Alters möglich gewesen sein ... In der That dürfte die heutige Umgangssprache [um so mehr zu bedauern, daß Vf. sie in seiner Gr. ausgeschlossen] zu einem noch weitergehenden, allgemeineren Rückschlusse Anhalt bieten. Sie bewegt sich mit Vorliebe in zweisilbigen Wortverbindungen und in diesen überwuchert nachgerade der logische Accent [bei welchem nach meiner Beobachtung die Stärke die Hauptrolle spielt], welcher die eine der zwei Silben bevorzugt und benachdruckt, — die der einzelnen Silbe anhaftende Betonung; die benachteiligte Silbe wird enklitisch und verfällt somit, nach den Erfahrungen anderer Sprachen zu schließen, einem rascheren Lautverderbe. Die Vorliebe der Sprache für Wortpaare läßt sich aber bis in die ältesten Zeiten zurückverfolgen, und so scheint es denn fast, als sähen wir die Entwickelung des Chin. geschehen unter der sich kreuzenden Macht zweier Ten-

denzen: derjenigen der Einsilbigkeit, welche in dem Sprachgefühle des Volkes wurzelt und immer und immer wieder hervortritt, und jener Zweisilbigkeit, welche den Ausgleich schafft zwischen dem stetig fortschreitenden lautlichen Verfall und dem Bedürfnisse nach Deutlichkeit.'

Im 4. Hauptstück behandelt Vf. **die Grundgesetze des Sprachbaues.** Betreffs der Wörter und Redeteile bemerkt er S. 112: 'Ein Wort mag jetzt als Substantivum, jetzt als Adjektivum, Adverb oder Verbum gebraucht werden, ohne eine Formveränderung zu erfahren ... Hieran wird auch durch die gelegentlichen bedeutsamen Betonungswechsel ... nichts wesentliches geändert. Solche zeigen nur an, daß der Chinese die Funktionswechsel recht wohl empfindet, was auch ohnehin nicht zu bezweifeln wäre.' Vgl. dazu des Vf. Bemerkung zur chin. Ausdrucksform S. 117: 'Numerus der Substantive, Tempus des Verbums sind Dinge, die wir hineintragen müssen, obschon sie vom Chinesen nicht ausgedrückt und vermutlich bei einem solchen Satz auch gar nicht gedacht waren ... Die chin. Ausdrucksform ist zunächst allgemein und wird nur nach Bedürfnis spezialisiert.' In bezug auf die syntaktische Funktion werden die Wörter unterschieden in **volle (Stoffwörter)** und **leere (Formwörter)**; in **lebende (Verba)** und **tote (Nomina)**. S. 113: 'Es ist unbedenklich und der Kürze halber sogar ratsam, die uns geläufigen grammatischen Ausdrücke auf das Chinesische anzuwenden, sofern damit dem Sprachgeist nicht Zwang angethan wird ... Wir haben bei den Wörtern zu unterscheiden zwischen: a) ihrer Grundbedeutung ... Danach ergeben sich Wortkategorien, welche wir mit deutschen Wörtern benennen: Hauptwort, Eigenschaftswort, Zeitwort u. s. w.; b) ihrer jeweiligen Funktion im Satze, und zwar hier wieder: α) in Rücksicht auf den Redeteil, ob sie als Substantiva, Adjectiva, Verba u. s. w. gebraucht sind, — und β) spezieller rücksichtlich des Kasus des Substantivs, der Grade des Adjektivs, der Genera, Modi, Tempora des Verbums u. s. w. Für alles dies bedienen wir uns der lateinischen Ausdrücke ... Die Kategorie ist also dem Worte unwandelbar anhaftend [in demjenigen Zustande der Sprache, in welchem sie sich durch ihre schriftlichen Denkmäler offenbart, d. h. als einer isolierenden], die Funktion bei vielen Wörtern wechselnd.' Vgl. W. v. HUMBOLDT: LETTRE À M. ABEL-RÉMUSAT SUR LA NATURE DES FORMES GRAMMATICALES EN GÉNÉRAL ET SUR LE GÉNIE DE LA LANGUE CHINOISE EN PARTICULIER, 1827, 7. Seine Darstellung der allgemeinen Stellungsgesetze leitet G. S. 113 mit folgenden Worten ein: 'Die ganze nun folgende Grammatik ist Syntax und diese ganze Syntax beruht auf wenigen, mehr oder minder unverbrüchlichen Gesetzen der Wortstellung. Vom Satze ist also auszugehen, er ist zugleich erstes Objekt der analytischen Untersuchung und erster Zweck der synthetischen Sprachanwendung ... (I). Notwendige Bestandteile des (grammatischen) Satzes sind Subjekt und Prädikat; der Ausdruck der Kopula gehört nicht zu den unerläßlichen Erfordernissen. Das Subjekt steht vor dem Prädikate ... (II). Das Objekt eines Verbums steht hinter diesem. Präpositionen sind sowohl ihrem Ursprunge als auch ihrer syntaktischen Behandlung nach Verba ... (IV). Ein Wort, durch welches ein anderes weiter bestimmt wird, steht vor diesem: a) Genitiv ... b) Adjektiva ... c) Zahlwörter ... d) Adverbia.

Die obige Besprechung des 1. Buches wird genügen, die Bedeutung des Werkes für die allg. Sprachw. zu kennzeichnen. Wir müssen uns hier versagen, auf den Inhalt des 2. und 3. Buches, welche das analytische und synthetische System des Vf. behandeln, näher einzugehen, da sie uns in die spezielleren Einzelheiten des Chin. führen würden. Vf. behandelt darin, im 2. Buche S. 121—350: Bestimmung des gegenseitigen Verhältnisses zwischen den Satzteilen und Sätzen, 1) Stellungsgesetze, 2) Hilfswörter; Bestimmung der Redeteile, Abgrenzung der Sätze und Satzteile; im 3. Buch S. 353—527: die Satzteile, den einfachen Satz, den zusammengesetzten Satz und die Satzverbindungen, die Stilistik. Man vgl. hierzu den Art. des Vf. in diesem Bande S. 272ff., welcher über die dem Vf. eigentümliche Behandlung dieses Teils der Spr. berichtet. Nur einige Punkte noch erlaube ich mir außerhalb dieses Zusammenhangs hervorzuheben. In seiner Einleitung zum **analytischen System,** mit welchem man SCHOTTS System (CHIN. SPRACHL. 1857) vgl. wolle, Zweck und Methode, sagt Vf. S. 121: 'Innerhalb des begrenzten Satzes ist die Wirkung der Wortstellung auf die gegenwärtigen Beziehungen der Wörter oft abhängig von den grammatischen Redeteilen, welchen die Wörter angehören ... Diese Redeteile aber sind ihrerseits oft nur aus syntaktischen Umständen zu erkennen. Offenbar erheischt nun die Methode, von dem leichteren zum schwierigeren fortzuschreiten, also zunächst die Redeteile als bekannt vorauszusetzen [?], und dann noch zu zeigen, wie sie erkannt werden. [Haben wir hier nicht eine Petitio principii, welche uns leicht in einen Circulus vitiosus führt? Vgl. des Vf. Abh. diesen Band S. 274. Es ist freilich anzuerkennen, daß man mit lauter unbekannten Größen nicht operieren kann. Die heikle Frage

ist nur, welche Größen man als gegeben betrachten, was man postulieren darf. Leider sind die Redeteile selbst in den bekanntesten Sprachen nicht so ganz klar an sich, vgl. Paul, Principien d. Spr., 1880, 200—230]. Die grammatischen Mittel der Sprache sind erstens die Wortstellung und zweitens die Hilfswörter, deren Bedeutung wieder von der Wortstellung abhängig ist.' Zur **Kasuslehre** finden wir S. 156: 'Wie viele und welche Kasus erkennt das Chin. an? Was es unterscheidet, darf nicht vermengt, was es gleich behandelt, darf nicht auseinandergerissen werden ... Aus der Reihe der Kasus sind auszuscheiden: a) die absolute Stellung des Substantivums; b) der Vokativ, — beide, weil in ihnen das Wort außerhalb der Satzverbindung steht; c) die Apposition; d) die Koordination, einschließlich der Verbindung von Synonymen und e) die Stellung hinter einem genitivischen, adjektivischen oder partizipialen Attribute, — diese drei, weil bei ihnen die Substantiva in jedem beliebigen Kasus stehen können ... Darnach dürften sich folgende Kasus ergeben: a) der Subjectivus ... b) der Praedicativus ... c) der Objectivus ... d) der Genitivus ... e) der Adverbialis.' Vgl. diesen Band S. 279. In der Einleitung zum **synthetischen System**, dessen Hauptgegenstand, wie bereits angedeutet, die 'grammatische Synonymik' ist, findet sich folgende, für die Methodik der Spracherlernung treffliche Bemerkung S. 354: 'Ihre Aufgabe ist zu lehren, nicht wie man aus dieser oder jener Sprache richtig ins Chin. übersetze, sondern wie man den Gedanken auf gut Chin. ausdrücke, womöglich wie man "chin. denke" [sehr richtig; wie man nicht sprechen kann, ohne zu denken, kann man nicht in einer besonderen Spr. sprechen, ohne in der besonderen Spr. zu denken] ... Von vornherein darf man annehmen, daß eine Sprache auf die Dauer keinen Luxus dulden werde. Völlig Gleichbedeutendes wird sie entweder ausscheiden, so daß von den Synonymen [besser Homonymen] nur eines am Leben bleibt, oder sie wird es mit der Zeit unterscheiden, dissimilieren, und somit den lästigen Überfluß in nützlichen Reichtum verwandeln.' Die Behandlung der chin. Verslehre hat Vf. sich wohl für eine besondere Arbeit vorbehalten? Mittlerweile vgl. man Abel-Rémusat, Éléments de la grammaire chinoise, 1822, p. 171, und Schott, Chines. Verskunst, 1857.

Das Nachschlagen wird durch ein alphabetisches Register und ein Register nach Radikalen erleichtert. Die Ausstattung verdient volle Anerkennung.

von der Gabelentz G.: Anfangsgründe der chinesischen Grammatik mit Übungsstücken. Mit einer Schrifttafel. Leipzig, T. O. Weigel, 1883. — 8°, VIII, 150. — M. 8.

In der Vorrede zu seinem größern Werk IX bemerkt Vf.: 'Daß das Buch zunächst nicht für erste Anfänger bestimmt ist, beweist sein Umfang, und nur die Erfahrung kann erweisen, ob fleißige und nicht ganz unbefähigte es mit Erfolg zum Selbstunterrichte benutzen können. [Ich glaube, daß jeder, der eine gewisse sprachwissenschaftliche Schulung mitbringt, nach den daselbst gegebenen Weisungen des Vf. sich wohl auch selbst in die Sprache hineinarbeiten kann.] ... Eine Elementargrammatik bleibt noch zu schreiben, nachdem die bisherigen teils veraltet, teils vergriffen sind.' Diesem Bedürfnis ist Vf. in dankenswerter Weise entgegengekommen mit dieser Elementargrammatik, welche keineswegs ein Auszug der größern Gr. ist. Der andere Zweck hat eine neue Darstellungsweise bedingt, welche sich durch besondere Kürze und Klarheit auszeichnet. Im 1. allgemeinen Teil werden die Phonetik und Graphik, sowie der Sprachbau, im 2. T. die alte Sprache und der höhere Stil, im 3., was wir mit besonderer Befriedigung begrüßen, die neuere Spr. und der niedere Stil behandelt. Es folgen Übungsstücke aus der alten und neuern Spr. und dem höhern und niedern Stil; am Schluß ein Register nach Radikalen.

Vf. behauptet in der Vorrede VI: 'Der europäische Sinolog muß sein Studium mit der klassischen Sprache anfangen.' Sollte es nicht möglich, dürfte es vielleicht nicht leichter sein, mit der Analyse der neuern, gesprochenen lebenden Sprache zu beginnen? Sagt doch Vf. selbst S. 87 von der letztern im Gegensatz zur ältern Sprache: 'Die Arbeit der Analyse ist durch die umständlichere Ausdrucksweise sehr vereinfacht und die Redeteile pflegen ohne weiteres kenntlich zu sein.'

Gad J.: Über Erziehung und Abrichtung vom Standpunkte der Nerven-Physiologie. — Würzburg, Stahel, 1883. — 12°, 31. — M. 0,45.

In diesem 'populärwissenschaftlichen Vortrag' spricht Vf. über die Physiologie der Abrichtung; er hält sich an das körperliche Geschehen diesseit der 'Grenze des Naturerkennens'. In Kürze werden die Organe, welche dabei in Frage kommen, vor allem das Nervensystem be-

schrieben: sensibler peripherer Endapparat, zentripetale Nervenleitung, Zentrum mit seinen Ganglienzellen, Koordinationszentren, zentrifugale Nervenleitung, Muskel mit seinen aufgespeicherten Spannkräften, welche durch die Erregung des zentrifugalen Nerven ausgelöst werden; durch Sinneseindrücke angeregte oder gehemmte koordinierte Reflexbewegungen. Auf der anderen Seite das psychische Geschehen, der Inhalt unseres Bewußtseins, die Empfindungen und Vorstellungen [Gefühle und Triebe], welche zwischen die Einwirkung auf unsere Sinne und die Rückwirkung mittels unserer Muskeln eingeschaltete und der Selbstbeobachtung zugängliche Erscheinungen sind, welche wir nicht nach mechanischem Maß messen können [abgesehen von ihrer Zeitdauer, vgl. meine Besprech. v. WUNDT]. Hör-, Sehsphäre. Tierversuche von MUNDT: gewisse Fertigkeiten gehen nach Exstirpation bestimmter Teile der Großhirnrinde plötzlich verloren, können aber allmählich wieder eingeübt werden. 16: 'Die Besprechung dieses durch das physiologische Experiment modifizierten Beispiels von Abrichtung wird genügen um zu zeigen, daß die Herstellung bestimmter Verknüpfungen im Zentral-Nervensystem das wesentlichste bei der Abrichtung ist und daß diese Herstellung durch eine zweckmässige Leitung des Sinnenlebens thatsächlich erreicht werden kann.' Der junge Schimpanse und Gorilla. 18: 'Noch unselbständiger als der Gorilla wird der Mensch geboren. Ausser dem Herzschlag sind die einzigen brauchbaren Bewegungen, für die er fertige Nervenverknüpfungen mitbringt, das Atmen, Schreien, Saugen, Schlucken, Niesen und der Liederschluß . . . Was das neugeborene Kind sonst an Bewegungen aufzuweisen hat, erscheint plan- und zwecklos'. Ererbte Anlagen. 21: 'Objekt der abrichtenden Erziehung des Menschen ist also das aus grosser Einfacheit sich unter dem Naturgesetz der Vererbung zu mehr oder weniger feiner Gliederung entwickelnde Zentral-Nervensystem ... Zur zweckmäßigen Leitung des Sinneslebens gehört die Fürsorge dafür, daß sich nur mit vernunftgemäßer Handlungsweise angenehme Sinneseindrücke verbinden.' Wie beim Kinde das Bitten 'zur zweiten Natur wird' 25: 'Sobald sich ein Funke von Vernunft im Kinde zeigt, ist dieser zu einer Flamme anzufachen, deren läuternde und erhellende Wirkung Wunder verrichten wird, gegen welche die Erfolge der Abrichtung kleinlich erscheinen. Diesen Wundern als Physiolog näher zu treten muß ich mir versagen ... An der Schwelle der Erziehung gebiete ich mir Halt... Hervorheben möchte nur noch kurz, daß ebensowenig wie sich sachlich eine scharfe Grenze zwischen Erziehung und Abrichtung ziehen läßt, auch zeitlich sich beide Methoden der Bildung einander nicht ausschließen.' Sollte jemand aus dem bisherigen den Eindruck gewinnen können, als wolle Vf. das Geistige als etwas dem Körperlichen untergeordnetes und nebensächliches bei Seite lassen; so verwahrt letzterer sich ausdrücklich vor solchem Mißverständnis auf S. 27, wo auch die 'richtige Verknüpfung der Vorstellungen' neben der der Nerven, etwas spät freilich, erwähnt wird. Schließlich erinnert Vf. an das Sprechenlernen und die Methoden des Anschauungsunterrichts im FRÖBELschen System der Kinderschule und im Elementarunterricht. 30: 'Wie wichtige Lehren könnte auch noch die Leitung unseres höheren Schulwesens aus den vorgetragenen Grundsätzen ziehen.' Vgl. dazu meine Besprechung von HENSEN.

GARTNER TH.: RAETOROMANISCHE GRAMMATIK. — SAMML. ROMAN. GRAMM. HEILBRONN, HENNINGER, 1883. — 8⁰, LVIII 208. M. 5.

Vf. hat das ganze Sprachgebiet 1879/80 selbst durchreist und die Litteratur namentlich in BÖHMERS Bibliothek fleißig studiert. Er ist ein Schüler von BRÜCKE und BÖHMER, was von vorneherein Vertrauen zu seiner Beobachtung und Transskription der Laute erwecken muß. In der Abgrenzung des Gebiets ist er in wenigen Punkten von ASCOLI abgewichen; besonders hat er die Grenzen des Ganzen, zumal nach dem Italienischen zu, viel enger gesteckt. Was den Wortschatz betrifft, so ließ Vf. sich seine phonetischen und morphologischen Fragen nur an recht gewöhnlichen Wörtern beantworten, für die Phonetik wählte er solche Vorstellungen, welche im ganzen Gebiet mit etymologisch gleichen Wörtern benannt werden. Die Morphologie ist am ausführlichsten behandelt worden. Die Syntax fehlt ganz. Soviel berichtet das Vorwort.

In der Einleitung finden wir auf S. XVI—XIX die Beschreibung der Laute und ihre Transskription, welche letztere von BÖHMER entlehnt und im ganzen sehr zweckmäßig ist. BÖHMERS viel kompliziertere GEMEINSAME TRANSSKR. FÜR FRANZ. UND ENGL. (ZTSCHR. F. NFR. SPR. U. LIT. VI) werden wir in der Bibliogr. des nächsten Jahres eingehender besprechen. Ein paar Bemerkungen zu des Vf. Darstellung der Laute: 'a italienisches a, also genauer ą (offenes a), aber doch nicht

so offen, wie viele Franzosen ihr offenes a aussprechen (fast a).' Das italienische a = *a* hat nach meiner Beobachtung den größten Öffnungsgrad, das vom Vf. angedeutete franz. a = Æ nur größeren Öffnungsgrad. 'r habe ich auf die Artikulationsstelle nicht näher geprüft.' 'δ tönender, ϑ tonloser Zischlaut, der hervorgebracht wird, während die Zungenspitze zwischen den beiden Zahnreihen steht. Engl. "weiches" und "hartes" th scheint mir mehr dem v und f, unser romanisches δ und ϑ mehr dem z, s ähnlich.' Man erwartet gerade das umgekehrte; denn die engl. Artikulationsstelle für th nähert sich verhältnismäßig mehr dem des z, s; die roman. mehr der des v, f. Die 'Ach- und Ichlaute' hat Vf. in seiner Transskr. nicht unterschieden. Vf. spricht weiter von einer 'kleinen Pause bei vollkommener [?] Unthätigkeit der Sprachwerkzeuge', welche nach den Beispielen zu urteilen an der Silbenscheide eintritt. Man vgl. dazu diese ZTSCHR. S. 120 und 168. — S. XXII: 'Das ganze Gebiet ist sehr deutlich in drei Teile geschieden . . .; der erste umfaßt den größten Teil Graubündens, der mittlere gehört hauptsächlich Tirol an, der letzte darf kurz Friaul genannt werden; der erste zählt gegen 40 000, der zweite ungefähr 11 000, der dritte über 464 000 (zusammen 515,000) Anhänger mehr oder weniger reiner rätorm. Mundarten.' S. XL spricht Vf. von drei Schriftspr. des Gebiets und ihren Abarten, welche sich unter dem Einfluß der fertigen Schriftspr. gebildet. 'Das Lat. drang nicht tief ein . . . Das Ital. bestimmte ein wenig die Schreibung . . . Das Deutsche endlich diente besonders in der Syntax als Vorbild.'

Die eigentliche Gramm. nun behandelt zuerst den Wortschatz, die lat. Bestandteile S. 1—6; die fremden Bestandteile: aus dem Ital. 8—13, aus dem Deutschen 13—31, aus dem Slawischen 31—32 (hier hat Vf. mit Beihülfe von MIKLOSICH kaum ein Dutzend slaw. Wörter mit Sicherheit nachweisen können). Mit S. 33 beginnt die Lautlehre. Der Vf. leitet sie mit folgenden Worten von allgemeiner Bedeutung ein: 'Wenn ein Volk einen Laut seiner Spr. im Laufe der Jhh. verändert oder abwirft, so thut es dies meistens, um Kraft und Zeit zu ersparen, also zur Bequemlichkeit des sprechenden . . . Manchmal ist der neue Laut nicht bequemer auszusprechen, aber er ist deutlicher: er dient also zunächst der Bequemlichkeit des angesprochenen, aber auch wieder der des sprechenden, insofern sich dieser nämlich leichter verständlich macht. So erklärt sich die Einschiebung eines Konsonanten zwischen zwei Vokalen, die zusammenzufließen drohen . . . Was auszusprechen bequem ist, darüber entscheiden die physische Beschaffenheit und die ererbte und erworbene Angewöhnung der Sprachwerkzeuge . . . Noch eine Quelle lautlicher (auch flexivischer) Abweichungen finden wir besonders beim Studium von Grenzmundarten: das fremde Volk, das sich eindrängt, fügt sich zwar willig den einheimischen Sprachgesetzen, schießt aber dabei übers Ziel, indem es sie blindlings auch auf unpassende Fälle überträgt. Ein solches Übermaß in der Anpassung an eine fremde Spr. erlaube man mir Überentäußerung zu nennen; ich meine, daß diese Art falscher Analogie einen solchen eigenen Namen . . . verdient.' Wäre Hyperanalogie nicht deutlicher? S. 70 erwähnt Vf. eine Neigung zur 'Prosthese' eines a vor r; nach was für Auslauten des vorhergehenden Wortes das geschieht, ist leider nicht angegeben, vgl. diese BIBLIOGR. S. 468. Daß die Formenlehre mit besonderer Sorgfalt dargestellt wird (S. 75—165), ist schon angedeutet; auf weitere Einzelheiten können wir hier nicht eingehen. In einem Anhang S. 166—200 finden wir einige alltägliche Wörter (wie altus, aqua, bene, bonus . . . und die Zahlen) und Flexionen in 50 rätischen und 19 benachbarten Mundarten tabellarisch vgl., als bequemes Material für weitere Forschung. Dank sei dem fleißigen Sammler.

GATSCHET A. S.: THE SHETIMASHA INDIANS OF ST. MARY'S PARISH, SOUTHERN LOUISIANA. — TRANSACT. ANTHROPOL. SOC. WASHINGTON II, 1883, P. 148—158.

Vf. berichtet S. 156 über die Sprache der Shet. Indianer: It has a profusion of declensional and conjugational endings, suffixes the personal pronouns to the finite, forms a passive voice and seems to be extremely polysynthetic as far as derivation by suffixes is concerned. Ternary and quaternary compounds are not uncommon . . . I will present here a list of derivatives added to the words of which they form compounds. This list is very instructive for showing the mental processes which these Indians have followed in forming their ideas — the concrete as well as the abstract ones. Ich erlaube mir ein Beispiel herauszuheben S. 157:

'ki'pi, (1) flesh; (2) body of man, animal; (3) abbr. into -kip, -ki, a suffix equivalent to our -like, in womanlike, warlike, and also abbreviated into -ly (friendly, surly, for friendlike, sour-like); it also answers to the German suffix -lich and the Greek -ειδης, -ωδης.

All of these originally meant body, flesh, kind, form, like the Shetimasha term kipi; εἶδος in Greek, leik in Gothic, lîc in Anglo-Saxon.'

GELDART E. M.: SIMPLIFIED GRAMMAR OF MODERN GREEK. — TRÜBNERS COLL. OF SIMPL. GR. LONDON, 1883. Crown 8°, 68. 2 s. 6 d.

In der Einleitung deutet Vf. in Kürze das Verhältnis des Neu- zum Altgriechischen an, worüber er bereits durch die CLARENDON PRESS ein Buch: THE MODERN GREEK LANGUAGE IN ITS RELATION TO ANCIENT GREEK, 1870, veröffentlieht hat. Er betont dann die Wichtigkeit des Studiums des Neugr. erstens aus praktischen Gründen: a person with a competent knowledge of modern Greek may travel nearly anywhere in the East without invoking the aid of ... the dragoman. Es wird ferner J. ST. MILL als Gewährsmann dafür angeführt, daß the execrably bad system of teaching the classics which prevails amongst us daran schuld sei, daß man keine Lust und Liebe zum Studium der klassischen Sprachen habe. 'Why, says MILL, should not Latin and Greek be taught like any other language? Why should not a man learn the classics as he would learn his mother tongue? Vf. empfiehlt danach, das Neugr., wie jede lebende Spr., nach einem rational system or like our 'mother tongue' zu erlernen und davon aus zum Altgr. zurückzugehen. So werde das Erlernen des letztern wesentlich erleichtert.

Die neugr. Aussprache des Alphabets wird im allg. klar dargestellt; bei einigen Buchstaben z. B. γ, χ, λ wird man jedoch wohl thun zu vgl.: DEFFNER, NEOGRAECA (CURT. STUD. IV); FOY, LAUTSYSTEM D. GR. VULGÄRSPR. 1879; RANGABÉ, AUSSPR. D. GR. 1881. Was das πνεῦμα (spiritus) angeht, so unterscheidet die neugr. Ausspr. nicht mehr προςῳδία ψιλή und δασεῖα (spiritus lenis und asper); ebenso wenig die τόνοι: (accentus) ὀξεῖα (acutus), βαρεῖα (gravis), περισπωμένη (circumflexus). Vf. bemerkt dies S. 19 von den letzten beiden; VINCENT und DICKSON sagen in ihrem HANDB. TO MODERN GR. 2. ED. 1881, S. 6: No difference is made in pronunciation between the acute, the grave, and the circumflex. Besser wäre es also, man stellte diese Verhältnisse nach neuern phonetischen Grundsätzen dar, zumal die Spiritus und Accente in die griech. Schrift auch erst später eingeführt worden sind.

In der systematischen Behandlung der Redeteile sind dem Vf. zu nutz gekommen: 1. die 2000jährige Grammatik der altgr. Spr.; 2. die sprachvgl. Analyse nach dem Muster der altindischen Grammatiken; 3. Muster der Methodik wie die GR. SCHULGRAMM. von CURTIUS. Nur so wurde es dem Vf. möglich in so beschränktem Raum die Grammatik einer der reichsten und schwierigsten Spr. darzustellen. Wäre die Grammatik vollständiger im einzelnen, so könnte sie in Kürze fast mit der von PANINI wetteifern. Hervorheben möchte ich den Abschnitt: on derivation and compositon, der sich noch nützlicher gestaltet hätte, wenn auch die allerwichtigsten Wurzeln angegeben worden wären. Die Syntax ist auch hier etwas stiefmütterlich behandelt, wie es ja leider überhaupt in der neuern Sprachwissenschaft zu geschehen pflegt.

Hervorheben muß ich, daß besonders in England die praktische und theoretische Bedeutung des Studiums der neugr. Spr. anerkannt wird. In Deutschland hat man sich lange mit MULLACHS GRAMM., 1856, begnügt; erst kürzlich ist das praktische HANDB. von VINCENT und DICKSON ins Deutsche übersetzt worden.

GERLAND G.: DIE ZEICHENSPRACHE DER INDIANER. — DEUTSCHE RUNDSCHAU IX. Heft. 8°, 1883, S. 258—272.

Die Anregung zu obigem Aufsatz hat COL. G. MALLERYS Arbeit SIGN LANGUAGE AMONG NORTH AMERICAN INDIANS COMPARED WITH THAT AMONG OTHER PEOPLES AND DEAF-MUTES, 1881, geboten (vgl. diese ZTSCHR. I. S. 193—210 und Bd. II, wo ich eingehender über MALLERYS Ergebnisse berichten werde). Zur Vgl. zieht Vf. außer MALLERYS kleineren Abhandlungen über den Gegenstand noch namentlich des Prinzen MAX VON NEUWIED REISEWERKE und TYLOR'S RESEARCHES INTO THE EARLY HISTORY OF MANKIND heran. Es werden folgende Fragen behandelt:

I. Bedeutung der Zeichenspr., praktische und wissenschaftliche für den Ethnologen, den Sprachforscher, den Psychologen und Psychophysiker. Inhalt des Begriffs: Finger-, Hand-, Armbewegungen, Ausdruck des Gesichts unter Mitwirkung des übrigen Körpers. 'Alle Zeichen, auch die, welche für angeboren gelten, sind irgend einmal von irgend einem Individuum erfunden.' Ich würde vorsichtiger sagen, daß sich die Zeichen teils natürlich entwickelt haben, teils von einzelnen Personen erfunden seien. Mit Recht hebt Vf. die generische Einheit bei nicht

unbedeutender Verschiedenheit der Zeichenspr. hervor. 260: 'Buchstaben gleichsam dieser Sprache [S. 268 wird von Lauten gesprochen!] sind die verschiedenen Stellungen der Hände [vgl. diese ZTSCHR. S. 198] . . ., den Worten und Sätzen entsprechen die einzelnen zusammengehörigen Bewegungsgruppen'; vgl. d. ZTSCHR. S. 201. Den elementaren sichtbaren Ausdrucksbewegungen sind die Artikulationen, wie ich letztere definiere, vollkommen analog, ja beide können unter Umständen identisch sein, so daß man von sichtbaren Artikulationen reden könnte (vgl. d. ZTSCHR. S. 110). Doch darf man die Analogie der zusammengesetzten Ausdrucksbewegungen einerseits in ihrer akustischen, andererseits in ihrer optischen Wirkung nicht zu weit treiben, da erstere sich natürlich höher entwickelt haben; man darf beiderseits nur wirklich entsprechende Entwickelungsphasen vergleichen. Vf. gibt nun Proben von fest und herkömmlich gewordenen Gebärden aus des Prinzen MAX Sammlung: 'gut' u. s. w., um dann 'das Wort "gut" in MALLERYS Zeichen-Vokabular' zu vgl. Auch Beispiele einer längeren Unterhaltung werden nach MALLERY gegeben. Erwähnt werden dann noch Signale.

II. Die Zeichenspr. bei andern Völkern: Eskimos, Australiern, Buschmännern, Negern des Sudan; die Blumenspr. der Tahitier. Die Gebärden, mit welchen die gebildeten Völker ihre Gespräche begleiten S. 266: 'Ganz wie die Indianer winken wir jemand herbei oder weg, wir klopfen oder streichen die Brust, um Wohlschmack, dann überhaupt etwas Angenehmes, Gutes zu bezeichnen; Händeklatschen bedeutet Lob, der erhobene Zeigefinger, bei leise geschüttelter Hand, warnt und droht . . . Wie lebendig bei andern Kulturvölkern diese Gebärden sind, in Indien, in Italien, ist bekannt genug.' Systeme der Cistercienser, Zeichen der Freimaurer, Zünfte, Gauner, Taubstummen. Syntax der Gebärdenspr. ('die Zeichen folgen nach ihrer Bedeutung und Wichtigkeit für den Sprechenden'). Gebärden im Kinderspiel.

III. 'Nicht überall sind aus den Gebärden Zeichen geworden.' Mundarten der Zeichenspr. Lingua franca der Gebärdenspr. Verhältnis der Gebärdenspr. zur Schrift S. 269. Hier lesen wir, daß 'die ältesten Alphabete sich aus Bilderschrift entwickelt haben . . . Diese "Bilderschrift" läßt MALLERY nun ganz und gar aus den "vergänglichen Luftmalereien" der Zeichen entstehen, ja letztere selbst nennt er nicht nur eine Bilderspr., sondern eine wirkliche Schrift . . . Daß beide Darstellungen einander nahestehen, ist nicht zu leugnen, daß die Bilder aus den Zeichen entstanden seien, ist Hypothese, die keineswegs ganz überzeugend ist . . .; man könnte die Hypothese auch umkehren und aus den ersten rohen Malereien die beschreibenden Gebärden ableiten.' In letzterer Hypothese hätten wir doch wohl ein Hysteron-proteron. Vergängliche Luftmalerei und fixierte Bilderschrift sind nicht identische, aber vollkommen analoge Prozesse; beide kann man Schrift im weitern Sinne des Wortes nennen; in der Entwickelung der Schrift löst letztere erstere im allg. ab, doch können beide auch neben einander bestehen. Vf. bespricht weiter die Analogien der sichtbaren und hörbaren Ausdrucksbewegungen, betont aber ihre Unterschiede bei weiterer Entwickelung. Was ihr zeitliches Verhältnis zu einander betrifft, so nehme ich zwischen den entgegengesetzten Ansichten, daß die Gebärdenspr. der Lautspr. vorausgegangen (MALLERY) und umgekehrt (Vf.?) eine mittlere Stellung ein, indem ich glaube, daß beide sich nebeneinander entwickelt haben, die Gebärdenspr. schließlich zurückgeblieben ist und man nur in außerordentlichen Notfällen, pathologischen, internationalen u. ä. darauf zurückkommt. Schließlich erörtert Vf. den Unterschied der Zeichenspr. der Indianer und der Taubstummengebärde.

GHEYN J. VAN DEN: LE YIDHGHAH ET LE YAGNOBI. — ÉTUDE SUR DEUX DIALECTES DE L'ASIE CENTRALE. EXTRAIT DES ANNALES DE LA SOCIÉTÉ SCIENTIFIQUE DE BRUXELLES, 1883. 8°, 30.

I. Le Yidghah. Sur les pentes méridionales de l'Hindou-Kousch, le long des rives du Ludkoh, petit ruisseau qui coule au nord de la ville de Chitral depuis le village de Drushp jusqu'à la passe de Dorah, habite une tribu éranienne du nom de Yidakh (3). Au point de vue linguistique, le yidghah est incontestablement le plus important des idiomes que nous ont signalés les dernières découvertes en Asie centrale. En effet, il se rattache aux plus anciens dialectes éraniens (5). On sait l'importance des noms des nombres pour la détermination des caractères propres d'une langue. Nous nous contenterons pourtant d'affirmer à cet égard qu'ils accusent tous une physionomie nettement aryenne. Mais, chose curieuse, à partir de vingt les dizaines n'ont plus de terme spécial qui les désigne . . . Cette méthode de numération vigésimale n'est pas d'origine aryenne (11). Vgl. TOMASCHEK, BEZZENBERGERS BEITR., 1882.

II. Le Yagnobi. Des versants de l'Hindou-Kousch transportons-nous maintenant sur les cimes parallèles de l'Alaï, au nord-ouest du Pamir (11). La tribu des Yagnobis habite l'étroite et sauvage vallée qui sépare la chaîne du Zerafschan de celle du Hissar (12). M. GIRARD DE RIALLE a nettement défini la nature de l'idiome desYagnobis, en le rattachant au groupe hindou par sa grammaire et par son lexique au groupe éranien. C'est cette double thèse que nous voulon démontrer (15). Vgl. M. DE UJFALVY, REV. DE LINGUISTIQUE, 1882.

GREENBERGER D.: THE ORGANS OF SPEECH. — AMER. ANN. OF THE DEAF AND DUMB XXVIII. 1—14; 226—234.

A thorough knowledge of the structure and mode of action of the organs that are concerned in vocal utterance is indispensable to teachers of articulation (1). Since I have not found anything to the contrary, I believe that when we speak in an ordinary, natural tone of voice, the movement of respiration are performed in a manner which is so much like breathing for vital purposes that the difference is barely appreciable ... ordinary speaking ... does not require anything but ordinary breathing (5) ... I formerly held the opposite view, and ... therefore thought that regular breathing exercises were necessary for beginners in articulation (6). Die Atmung ist verschieden beim gewöhnlichen nur der Ernährung dienenden Atmen und beim Sprechen (vgl. diese ZTSCHR. S. 119); artikulatorische Atmungsübungen sind daher wenn nicht notwendig, doch jedenfalls nützlich. During ordinary, quiet breathing, the mouth is kept closed and the air passes in and out through the cavities of the nose . . This explains why deaf articulators are so apt to speak in a nasal tone. Having always been accustomed to breath through the nose only, they cannot get into the habit of emitting the breath through the mouth as is required in the utterance of articulate sounds ... In speaking ... the soft palate has to be raised, so as to close the passage of the nose. Also artikulatorische Übungen des weichen Gaumens zu empfehlen. Die weitere Beschreibung der Sprachorgane bietet nicht zu Bemerkungen Veranlassung. Figg. 3—8 dienen zur Veranschaulichung des Kehlkopfs; die letzte Fig., welche die Form der Glottis bei der Stimmbildung darstellen soll, entspricht der Wirklichkeit nicht (vgl. diese ZTSCHR. Tab. II. 7—10); eher stellt sie das Flüstergeräusch dar. Vf. behauptet 14: the opening of the glottis is done mainly by the arytenoideus muscle ... muß heißen by the crico-arytaenoideus posterior (vgl. diese ZTSCHR. S. 125). Hearing persons control their voices entirely [principally] by the ear, and pay little or no attention whatever to the movements of their organs of speech. In fact they are hardly aware of these movements. But this is entirely different in the case of deaf articulators, who become conscious of the movements of their vocal organs during articulation through the sense of touch alone and have to control their voices by means of this sense. Vf. vernachlässigt die Bewegungsempfindungen; vgl. meine PHONETIK I. 111, 197. S. 228 ff. geht er auf das akustische, optische und Sprachzentrum ein und veranschaulicht dieselben samt den zentripetalen und zentrifugalen Bahnen durch KUSSMAULS Schema nach Dr. J. S. BRISTOWE S. 231, Fig. 11 (vgl. diese ZTSCHR. Tab. VII. 10); leider sind in jenem aber gerade die für Taubstumme einzuübenden Hilfszentren und -bahnen weggelassen, welche für des Vf. Zwecke besonders wichtig sind.

GRUBE W.: DIE SPRACHGESCHICHTLICHE STELLUNG DES CHINESISCHEN. — LEIPZIG, WEIGEL, 1881. — 8°, 20. M. 0,80.

LEPSIUS sprach in seiner akad. Abh. ÜBER CHIN. UND TIBET. LAUTVERH., 1861, S. 496, den Satz aus: 'Die chin. Einsilbigkeit ist nicht die ursprüngliche, sondern eine bereits von früherer Mehrsilbigkeit herabgesunkene.' Von diesem Gesichtspunkt aus behandelte LEPSIUS auch die chin. Betonungen daselbst S. 493, vgl. meine PHON. 70. EDKINS hat die Frage von dem frühern Lautstande der chin. Spr. mittels der historisch-vergl. Methode untersucht und V. D. GABELENTZ, CHIN. GR. S. 90 ff., die Methode und Ergebnisse dieser Untersuchungen angedeutet. GRUBE behandelt nun die Fragen S. 6: 'Ist das Chin. eine schlechthin und absolut monosyllabische Sprache?' Und ferner: 'Ist dieser Monosyllabismus ein ursprünglicher?' Er kommt zu dem Schluß S. 19: 'Die chin. Umgangssprache, wie sie gegenwärtig lebt, darf schlechterdings nicht mehr als eine streng isolierende Spr. bezeichnet werden: sie nimmt vielmehr eine Mittelstellung zwischen der isolierenden und agglutinierenden Sprachform ein [vgl. V. D. GABEL. CHIN. GR. 111] ... Anders verhält es sich mit der klassischen und vorklassischen Spr., sowohl die eine wie die andere ist monosyllabisch: aber — und hierauf kommt es an — der Monosyllabismus, der uns hier entgegentritt,

ist kein ursprünglicher mehr, sondern ein sekundärer.' Wenn nun Vf. S. 20 auch offen zugibt, daß gegen seine Erörterung 'vielleicht mit Recht der Einwand erhoben werden könnte, daß der letzteren immerhin noch viel des Hypothetischen und Problematischen anhafte', so steht doch zu erwarten, daß die weitern historisch-vergl. Forschungen im Gebiet des indochin. Sprachstamms den Glauben an eine starre Einsilbigkeit mehr und mehr zerstören werden.

GUMPLOWICZ L., PROF. D. STAATSW.: DER RASSENKAMPF. SOCIOLOGISCHE UNTERSUCHUNGEN. — INNSBRUCK, WAGNER, 1883. — 8°, VIII, 376. M. 6.

Vf. wünscht von der Red. ein Fachurteil über den III. sprachphilosophischen Teil des obigen Werkes (S. 87—153). Aus den S. 416 angegebenen Gründen habe ich auch diese Besprechung übernehmen müssen, welche, wie ich fürchte, ihm nicht ganz nach Wunsch sein wird; jedenfalls wird sie aber weniger streng sein als die Kritik, die der Vf. an den ersten Meistern unsers Fachs übt. Die Hauptfrage des Abschnitts ist die des Ursprungs der Sprache. Vf. ist weder für die φύσις noch θέσις, weder für die Empfindungslautung noch Nachahmung, sondern für — den Zufall als Hauptfaktor beim Beginn der Spr. (99). 'Diesen Gedanken zuerst angedeutet zu haben, erachten wir als das größte Verdienst LAZARUS GEIGERS' (100). Ob es nun aber überhaupt dem Vf. zum Verdienst angerechnet werden wird, diesen 'von GEIGER fast nur andeutungsweise und halb unbewußt gestreiften "Zufalls"-Gedanken' (100) weiter ausgeführt zu haben, bezweifle ich und mit mir gewiß alle Sprachforscher, welche das Ziel haben in den beobachteten sprachlichen Erscheinungen Gesetze zu finden. Vf. bemerkt S. 104 von GEIGER, 'daß er ... weit davon entfernt war, sich den wirklichen oder wenigstens wahrscheinlichen Vorgang bei Entstehung der Sprachen im ruhigen Lichte dieses Gedankens zu veranschaulichen. Dieses aber wollen [fährt Vf. fort] wir jetzt thun ... [106] Wenn wir aber den Menschen als Menschen — als nicht mehr und nicht weniger — ins Auge fassen, dann wird sich uns der ganze Vorgang der Sprachbildung auf eine so klare und einfache [!] Weise fast von selbst ergeben, daß wir uns nur darüber wundern, wie man diesen Vorgang als ein so unlösbares Problem, als ein ewiges Geheimnis hinstellen konnte' [man vgl. das 2. Statut der SOCIÉTÉ DE LINGUISTIQUE DE PARIS, MÉM. I. p. III]. Vf. beschreibt nun S. 108 den ersten Sprechversuch zwischen zwei Urmenschen: 'Nehmen wir an, der letztere [der sprechende] verlangte einen Ast vom Baume — er stieß Laute aus, wie sie ihm die Not des Augenblicks, der Drang sich verständlich zu machen eingab [hier haben wir es also doch nicht mit Zufall zu thun, sondern mit natürlichen hörbaren Ausdrucksbewegungen, von sichtbaren gewiß unterstützt]. Seine Stimmorgane machen die ganze Skala ihm zu Gebote stehender Laute durch [was berechtigt die Annahme solcher Vielheit, solcher Kraftverschwendung?] — nehmen wir an er ruft — na, da, ta, ko, le u. s. w. [sämtlich schon wohlartikuliert? unvollkommene, mehr chaotische Lautungen dürften da wohl mehr wahrscheinlich sein, verbunden mit einem Schauen, Greifen, Zeigen nach dem Ast]. Der Angerufene greift nach einem Stein und merkt an der abwehrenden Stimme [mehr wohl Gebärde] des Rufenden, daß er seine Absicht nicht erraten ... Endlich — bei einem beliebigen Laute, sagen wir z. B. ta, errät der Angeredete zufälligerweise oder den Andeutungen der begleitenden Gebärden folgend [letzteres wäre aber ein natürliches, kein zufälliges Verständnis] den Gedanken des Rufenden und reicht ihm den Ast. Was folgt nun daraus? Der Rufende merkt sich zufällig [diese Association würde wohl nicht ganz zufällig sein! vgl. S. 493] den Laut, mittels dessen er sich endlich verständlich machte — der Angeredete weiß nun, was sein Genosse unter ta versteht. Im Verkehr dieser beiden, wenn sie ein gutes Gedächtnis haben, wird nun ta einen Ast bedeuten ... Der Begriff hat sein Wort erhalten' [Vf. sollte bei diesen primitiven Anfängen des Ausdrucks weder von 'Begriff' noch von 'Wort' reden]. Soviel über die **Zufallshypothese**, welche der Vf. für eine Sphäre aufstellt, 'wo der menschliche Geist und der menschliche Wissensdrang sich vollkommen beruhigen kann bei dem Satz, daß in dieser Sphäre der Zufall Gesetz ist' (112). Seine Ansicht von einem Polygenismus der Sprachen und Völker (119) und der 'Kampf ums Dasein' (133; vgl. auch den Titel des Buchs) ist weniger neu und dürfte auch weniger Widerspruch erfahren.

Im Anschluß an des Vf. Zufallshypothese wollen wir noch bemerken, daß er den scheinbaren Widerspruch zwischen Naturnotwendigkeit und Willkür dadurch erklärt, daß so unberechenbar auch die Handlungen des Einzelnen sein mögen, so berechenbar die der Gruppen sind (S. 37, 364). Es sieht, beiläufig bemerkt, so aus, als glaubt Vf. damit einen neuen Gedanken auszusprechen, der nur bei MEHRING 'durchzuschimmern' scheine. Denselben Gedanken findet er mit

klaren Worten ausgesprochen z. B. bei WUNDT, GRUNDZ. D. PHYSIOL. PSYCHOL. 2. A. 1880 II. 397, 400; SAYCE, INTROD. TO THE SCIENCE OF LANGUAGE, 1880. I, 184; TECHMER, EINL. IN DIE SPRACHW. I (PHONETIK) 1880 S. 110. Hier bewährt sich allerdings des Vf. Behauptung, die wir auf der 1. S. des Vorworts finden: 'es gibt nichts neues auf menschlich-geistigem Gebiet.' Der Vf. nimmt also auch an, daß die Handlungen und Bewegungen von Gesamtgruppen im allgemeinen durch Naturnotwendigkeit bestimmt sind; die von normalen Individuen, welche ja von der gesamten Umgebung beeinflußt werden, in der Regel ebenfalls; nur ausnahmsweise handeln einzelne, 'starke Geister' nach eigenem Willen (364). Nun erkennt aber Vf. mit W. v. HUMBOLDT, MAX MÜLLER, LAZ. GEIGER an (118, 119), daß die Sprache ein Gesamterzeugnis der Stämme, resp. Völker sei (wobei wohl einzelne hervorragende Köpfe teilweise eine wichtige Rolle gespielt haben); er hätte also wohl schließen müssen, daß bei dem Ursprung und der Entwickelung der Sprache Gesetz, z. T. Willkür gewaltet habe, nicht daß der Zufall dabei das Hauptmoment gewesen sei. Meine eigene Stellung zur Frage des Ursprungs der Spr. habe ich in meiner EINL. IN DIE SPRACHW. I. 116—124 bereits angedeutet.

Schließlich sei mir noch die Bemerkung gestattet, daß wir den Nichtfachgenossen für jede Unterstützung zur Förderung der Sprachw. Dank wissen, um so mehr, wenn dieselben die Induktionsbasis unserer Wissenschaft z. B. durch konkrete, objektive Beschreibung ihrer Dialekte, der Sprachentwickelung bei ihren Kindern (nach PREYERS Vorgang), unbekannterer Spr. (wozu namentlich Missionare in günstiger Lage sind) u. dgl. m. erweitern helfen wollen, statt sich mit einem salto mortale auf die letzten und schwierigsten Ziele der Sprachw. zu stürzen, für welche selbst die Altmeister des Fachs gestehen, daß ihnen noch nicht ausreichendes Induktionsmaterial zur Verfügung stehe, um zu sichern Prinzipien zu gelangen.

HATZFELD cf. **DARMESTETER.**

HELMHOLTZ H. V.: WISSENSCHAFTLICHE ABHANDLUNGEN. — LEIPZIG, BARTH. I. BD. MIT PORTR. U. 3 LITH. TAF. 1882. VIII, 938. II. BD. 1883. VII, 1021. 8°. À Bd. M. 20.

Die Leser der ZTSCHR., welche mit mir der naturwissenschaftlichen: akustischen, optischen, psychophysischen Seite der Sprachwissenschaft besondere Aufmerksamkeit widmen, werden es dem Vf. Dank wissen, daß er seine bahnbrechenden Abhandlungen, welche z. T. schwer zu haben waren, gesammelt und in so schöner Ausstattung wieder herausgegeben hat. Aus dem I. Bd. erlaube ich mir die Abhh. XIII—XXIV über SCHALLBEWEGUNG hervorzuheben, namentlich:

XVI. THEORIE DER LUFTSCHWINGUNG IN RÖHREN MIT OFFENEN ENDEN. 1859.
XVIII. ZUR THEORIE DER ZUNGENPFEIFEN. 1861.
XIX. ÜBER DIE VOKALE. 1857.
XX. ÜBER DIE KLANGFARBE DER VOKALE. 1859.
XXI. ÜBER KLANGFARBEN. 1860.

Der II. Bd. enthält:

XLIX—LVII. ÜBER PHYSIKALISCHE OPTIK.
LVIII—LXXII. ÜBER PHYSIOLOGISCHE OPTIK.
LXXIII—LXXV. ÜBER PHYSIOLOGISCHE AKUSTIK.
LXXVI—LXXIX. ÜBER ERKENNTNISTHEORIE.
LXXX—XCVI. ÜBER PHYSIOLOGIE.
XCVII—IC. sind neueste Abhandlungen.

Am Schluß ein Personen- und Sachregister.

HENSEN V.: DIE HISTORISCHE ENTWICKELUNG DES MEDIZINISCHEN UNTERRICHTS. — REDE DES REKTORS DER UNIV. STRASSBURG BESPROCHEN VON H., PROF. DER PHYSIOLOGIE IN KIEL. — KRUMMES PÄDAG. ARCH. 1883, S. 553—579, 8°.

Der Hauptgegenstand der Besprechung liegt außerhalb des Programms dieser ZTSCHR. Wenn ich gleichwohl die Aufmerksamkeit der Leser auf dieselbe zu lenken wünsche, so geschieht es, weil H. den **sprachlichen Unterricht** berührt. 'Die Grammatik', sagt er S. 564, 'bildet zur Zeit die Quintessenz der Sprachkunde; es ist wahrscheinlich, daß der Kenner der Spr. annähernd mit gleicher Freude und Befriedigung sich die grammatischen Regeln ableitet und zusammenfügt, wie der Mathematiker seine absoluten Wahrheiten aus einigen Sätzen heraus entwickelt. Für die Jugend liegt jedoch die Sache anders. Eine Masse rein empirischer Regeln, an deren Gliederung

nach innerem Wert oder auch nur nach Anzahl der Ausnahmen sich unsere sonst so kühne Statistik noch gar nicht gewagt hat, wird hier dargeboten, ohne daß auf die sehr schwierigen, nicht mehr in das Gebiet der einzelnen Sprache fallenden tieferen Begründungen eingegangen werden könnte. Hier ist nur die Idealität des Unterrichts zu prüfen, die ich nicht finde; es ist jedoch zu erwähnen, daß eine vielleicht zu weit gehende, aber interessante und mit schlagenden Belegen versehene Arbeit von Graf L. PFEIL [WIE LERNT MAN EINE SPR.? 1883; s. PFEIL in dieser BIBLIOGR. S. 478] den Nutzen der Grammatik für das Innewerden der Sprr. in Abrede stellt. PFEIL betont mit Recht, daß die Gramm. für das Erlernen der Spr. insofern überhaupt nicht die natürliche Grundlage ist, als weder die Völker ihre Spr. aus definiten grammatischen Regeln heraus bilden, noch die Kinder zu ihrer Erlernung die Gramm. verwenden. In der That ist die physiologische Grundlage der Spr. eine ganz andere, als die Gramm. Die Fähigkeit unseres Ohrs, die Laute zu analysieren, die Fähigkeit unserer Sprachorgane, sie in mehr oder weniger rascher Folge hervorzubringen, zu flektieren und zu verbinden, die Fähigkeit unseres Gedächtnisses, die Laute zu behalten und zur Vgl. unter einander bereit zu legen, die Fähigkeit unserer Sinnesorgane, die ähnlichen Dinge wieder zu erkennen [nicht zu vergessen die psychologische Seite mit ihren Associationsgesetzen der Ähnlichkeit und Angrenzung u. s. w.], sind die natürlichen Grundlagen. Selbst die Satzbildung kann nur auf psychophysischer Basis natürlich, d. h. nach wirklichen Gesetzen abgeleitet werden. Bis wir Physiologen soweit kommen, kann es freilich übermäßig lange dauern; aber dies hindert die Wahrheit des Satzes nicht, daß bis dahin in der Gramm. eine ideale Wissensch. derart, daß sie sich etwa der durch und durch klaren Mathematik an die Seite stellen ließe, durchaus nicht gefunden werden kann.'

HERZFELD L.: EINBLICKE IN DAS SPRACHLICHE DER SEMITISCHEN URZEIT BETREFFEND DIE ENTSTEHUNGSWEISE DER MEISTEN HEBRÄISCHEN WORTSTÄMME. — HANNOVER, HAHN, 1883. — 8°, 231. M. 6.

In der Einleitung spricht sich Vf. über seine Aufgabe, ihre Gliederung, sowie die Grundsätze und Methode aus, nach welcher er sie behandelt. S. 3: 'In diesem Werkchen will ich versuchen nachzuweisen, daß und in welchen Weisen die Mehrzahl der hebr. Wortstämme aus älteren, einfacheren hervorgebildet wurde. Hierbei werde ich zwar zahllose Male auch von Stämmen anderer semitischer Dialekte reden müssen, aber dieses soll nirgend in unnötiger Erweiterung meines Themas geschehen, sondern bloß im Interesse des letzteren, zur Konstatierung beweiskräftiger Parallelen ..., teils reichen manche Arten der Stammbildung offenbar in die Zeiten hinauf, als der semitische Sprachstamm sich noch gar nicht in Dialekte gesondert hatte. Für die Bildung sämtlicher jüngeren Stämme, welche ich vorführen werde, nehme ich zwar keineswegs eine so frühe Zeit an, ich glaube vielmehr, daß ... die meisten von ihnen erst später ... bis tief in die Periode des 2. Tempels herab, allmählich gebildet worden sind.' S. 4: 'Wo zwei oder gar drei dieser Dialekte eine Stammbildungsform gemein haben, scheint dieselbe meist noch vor der eingetretenen Sonderung aufgekommen . . . Nur wo ein einzelner semitischer Dialekt eine Stammbildungsform oder eine Buchstabenvertauschung zeigen sollte, welche in keinem andern wiederkehrt, wären wir einigermaßen berechtigt, diese für ein ausschließliches Eigentum des betreffenden Dialekts zu halten. Nicht minder erscheint es mir vollkommen zulässig, Vertauschungen von Konsonanten mit lautverwandten nicht nur für den einzelnen semitischen Dialekt gelten zu lassen, in welchem sie häufig vorkommen, sondern auch zur Erklärung von Stämmen eines andern Dialekts heranzuziehen.' Letzteres erscheint mir nicht so vollkommen zulässig wie dem Vf.; denn in dem Hebr. dürften sehr wohl gewisse **Lautgesetze** gar nicht gewirkt haben, welche in verwandten Dialekten herrschten und wie nun, wenn die betreffenden Wortstämme sich innerhalb des Hebr. nach der Sonderung der Dialekte entwickelt haben müßten? Es scheint mir vor allem wichtig: erstens zu untersuchen, in welchem Sprachgebiet und während welcher Zeit die betr. Lautgesetze gegolten und zweitens, wo und wann sich die betr. Stämme entwickelt haben. Vf. fährt S. 4 fort: 'Nun finde ich aber **drei Hauptarten semitischer Hervorbildung neuer Stämme aus älteren:**

a) . . . die Vertauschung irgend eines Konsonanten des Stammes mit einem lautverwandten;

b) . . . Anwendung bestimmter Bildungsformen, z. B. . . . Voraussetzung eines Nun; und

c) die gleichfalls ziemlich häufige durch Transposition.'

Zu a) bemerkt Vf., daß die Vertauschung teilweise dialektischer Natur sein, auch auf persönlicher, individueller Vorliebe für diese oder jene Aussprache beruhen könne; ursprünglich sei im Munde des Volkes die Aussprache mancher Stämme gar nicht genau fixiert, oder nicht zu vollem Bewußtsein gekommen, so daß erst durch die Niederschrift manche neue Wortstämme genauer geschieden worden (5).

Zu b) sagt Vf. S. 7: 'Die 2. Klasse neuer Stammbildungen entstand dadurch, daß man zweibuchstabige Urstämme zu dreibuchstabigen erhob . . . Ich gehe hierbei nicht auf die Frage ein, ob es im Semit. dreibuchstabige Urstämme gegeben habe: bei dem jetzigen Stande der semit. Sprachw. ist diese Frage noch nicht im entferntesten spruchreif.' Unter den Motiven dieser 2. Klasse von Stammbildungen führt Vf. S. 9 aus, daß entsprechend den Modifikationen der Begriffe auch die ersten Stämme verändert worden seien, womit 'ein anfängliches Erratenmüssen' aus dem Zusammenhang der Rede verbunden gewesen; daß sich aber dabei allmählich 'Normen zur Bildung der Stämme' herausgebildet hätten, wodurch das Verständnis erleichtert worden. Wenn Vf. dabei von 'Wahl des Bildungsbuchstaben' und 'willkürlichem Verfahren' zu bestimmtem Zwecke redet (S. 10, 11), so entspricht das freilich nicht ganz den herrschenden Ansichten über die Entwickelung der Spr. Was Vf. S. 12 als 'Analoga zu dieser zweiten Art semit. Sprachenbildung' (welche sich 'in vielen und vielleicht in allen Spr.' finden solle) beispielsweise anführt, befriedigt keineswegs.

Zur dritten Klasse ad c) finden wir S. 14: 'Alle diese Umstellungen beruhten aber natürlich auf der Ähnlichkeit des Klanges des umgestellten Stammes mit dem alten, und erfolgten daher wohl meistens unwillkürlich, absichtslos; [mit dieser Auffassung können wir uns eher befreunden; freilich bemerkt Vf. beschränkend weiter:] doch wäre recht gut möglich, daß bei gar manchen wieder beabsichtigt wurde, für einen modifizierten Begriff eine besondere Bezeichnung zu gewinnen.'

S. 15 werden dann die etymologischen Vorarbeiten von GESENIUS in seinem Wörterb. und FÜRST in seiner Konkordanz besprochen; ersterer habe viel Besonnenheit, aber zu wenig Divinationsgabe; letzterer zu viel Divinationsgabe und zu wenig Besonnenheit in der etymol. Forschung gezeigt; an FÜRST wird namentlich gerügt, daß er ältere semitische Stämme 'mit sskr., ja selbst mit Stämmen der älteren wie jüngeren europ. Spr. identifiziert' hat, wobei Vf. S. 16 bemerkt: 'ich bestreite nicht einmal, daß einige von ihnen wirklich mit diesen genetisch verwandt sein mögen, obwohl deren Zahl so gering ist, daß ihre Übereinstimmung eine zufällige sein könnte — jedenfalls keine solche, die auf eine gemeinsame Ursprache hinwiese.' Auf diese Frage kommt er noch einmal am Schluß S. 231 zurück, wo er andeutet, daß die Zeit noch nicht gekommen sei 'für die schon in der Einleitung berührte Aufgabe, besonnen nachzuforschen, **ob semitische Wortstämme mit idg. verwandt seien**, und wie viele dies seien, und ob danach schon in vorgeschichtlicher Zeit einmal SEM bei JAPHET "gezeltet" habe, wie es dem jüdischen Zweige derselben viel später wieder und vermutlich für immer beschieden war, eine Schicksalsfügung, die ich durchaus nicht beklage, wenn ich auch sehnlichst wünsche, daß JAPHET gastlicher werde.'

Eine Disposition des Werkes ist auf S. 20 gegeben: 'Zuerst [I. (S. 26—67) A)] gebe ich eine Aufzählung der im Semit. vorkommenden Arten der Vertauschung von Buchstaben mit lautverwandten ... Sodann [B)] zähle ich die im Hebr. zur Anwendung gelangten einzelnen Formen von Stammbildung auf . . . Und drittens [C)] lasse ich die meisten der im Hebr. mir aufgestoßenen Transposita folgen . . . Alsdann [II. (S. 68—210)] werde ich in einem besondern Abschnitte alle die Stämme, welche nach meinem Dafürhalten in einer dieser drei Weisen aus je einem älteren Stamme hervorgebildet sind, vorführen.' Dabei hat Vf., wie er selbst S. 21 berichtet, nicht bloß das nach seiner Ansicht sichere, sondern auch unsicheres aufgenommen, 'da es nicht wohl anging [?], das unsichere ganz fortzulassen.' Ein Register (S. 211—228) mit 2055 Stämmen, welche 458 Gruppen bilden, erleichtert das Nachschlagen. Hervorheben möchte ich noch eine Bemerkung aus dem Schluß S. 230: 'Gewöhnlich wird versucht, die **Grundbedeutung eines Stammes** dadurch zu gewinnen, daß man zu erfassen trachtet, was wohl das Gemeinsame sei aller der Bedeutungen, in welchen er vorkommt: aber dieses Abstrahieren muß oft Abstracta zu Tage fördern und noch öfter gar zu allgemeine oder halbideelle Grundbegriffe, während umgekehrt die erste Bedeutung der meisten Stämme, dem ganzen Wesen der Urzeit gemäß, eine völlig bestimmte [?], konkrete und sozusagen materielle gewesen sein muß.' Man vgl. damit HAMILTON: LECTURES ON METAPHYS. II. 327; BRÉAL: MÉLANGES 234; meine EINL. IN DIE SPRACHW. I. 118.

Hoffmann W. J.: comparison of eskimo pictographs with those of other american aborigines. — transact. antropol. soc. Washington 1883. ii. 128—146.

For the graphic representation of ideas the various tribes of North American Indians have recourse to different materials ... rock ... birch bark ... dressed skins ... ivory and wood (128). Dargestellt und erklärt werden folgende **Bilderschriften:** Pictograph on a granite bowlder, on the South Fork of Tulare river, Cal. (Fig. 1) ... the people who made it had come to this locality as the advance party of a tribe in search of a better country, and, after a residence of an indefinite period, found that the subsistence necessary for the support of their tribe was not to be obtained (132). Innuit drawings on wood (Fig. 2, 3, 4). Ojibwa record on pipestem (Fig, 5). Innuit drawing on ivory (Fig. 6, 7). Ojibwa sketch on bark (Fig. 8). Innuit carving on ivory (Fig. 9). Innuit record on ivory (Fig. 11). Innuit carving on walrus ivory (Fig. 12). Den Figg. ist z. T. ein Text mit Übersetzung beigegeben. The work of the Eskimo is greatly superior to that of any other in the faithful delineation of natural objects, especially of animal forms. The Ojibwa records are probably next in order; but, on account of the introduction of mythical beings and mnemonic characters, the only means of obtaining interpretations is a thorough knowledge of their ceremoniess and mythology. This is applicable also in the study of pictographs of other tribes; though it is evident that in many instances an intimate acquaintance with the gesture language, or I might with more propriety say the several gesture dialects, will be of more value, since the attempted reproduction af gestures and signs is of constant occurrence ... The Chinese characters, the Egyptian hieroglyphs, and some of the Maya and Mexican drawings show abundant evidence of having originated in pictographic delineation of objects and actions... We may therefore conclude that a careful study of the gesture signs and their comparison with pictographs will lead to the surest results.

Holden E. S.: studies in central american picture-writing. — bur. of ethnol. 1881. i. 205—245.

My programme at beginning was, sagt Vf. S. 207,

1. to see if the inscriptions at Copan and Palenque were written in the same tongue ...;
2. to see how the tablets were to be read. That is, in horizontal lines, are they to be read from right to left, or the reverse? In vertical columns, are they to be read up or down?
3. to see whether they were phonetic characters, or merely ideographic, or a mixture of the two — rebus-like, in fact.

Vf. gedenkt dann seiner Vorarbeiter und namentlich Stephens, dessen Tafeln er in erster Reihe benutzt hat. Die einzelnen Hieroglyphen dieser Tafeln numeriert er. Mittelst einer Art mathematischer Methode, welche an die erinnert, welche Grotefend zuerst zur Entzifferung der Keilinschrift anwandte, sucht Vf. zunächst festzustellen, in welcher Reihenfolge die Hieroglyphen zu lesen sind; sein Ergebnis ist: in lines from left to right, in columns from top to bottom. Vf. erschließt weiter durch Vgl. der beiden gen. Inschriften: the Palenque character is always the most conventional, the least pictorial; that is, the latest ... und aus Untersuchung anderer Inschriften: in proper names, at least, a kind of picture-writing was used which was not phonetic, wozu er S. 243 beschränkend hinzufügt: except in so far as their rebus character may make them in a sense phonetic. Endlich vergleicht Vf. noch die Monatszeichen im Maya und schließt mit den Worten: I think I am justified in my confidence that suitable methods of procedure have been laid down, and that certain important results have already been reached. I do not believe that the conclusions stated will be changed, but I am confident that a rich reward will be found by any competent person [Vf., als Mathematiker von Fach, hatte keine Kenntnis von der betr. Sprache selbst] who will continue the study of these stones. The proper names now known will serve as points of departure ... Their method was that of all nations at the origin of written language; that is, pure picture-writing. At Copan this is found in its carliest state; at Palanque it was already highly conventionalized. The step from the Palanque character to that used in the Kabah inscription is apparently not greater than the step from the latter to the various manuscripts. An important research would be the application of the methods so ably applied by Dr. Allen to tracing the evolution of the latter characters from the earlier forms. In this way it will bepossible to extend our present knowledge materially.

HOPKINS E. W.: WORDS FOR COLOR IN THE RIG VEDA. — AM. JOURN. OF PHILOL. IV. 166—191.

Die Resultate seiner Untersuch. stellt Vf. auf S. 191 zusammen: 1st, Non-mention of the colors green and blue is not proved for the Rig Veda literature; 2d, That the sky is not called blue nor the fields green rests on reasons which have nothing to do with the development of the retina; 3d, We cannot admit that either color words or color perception of those who composed the Rig Veda were inexact or imperfect, for the cause of the apparently inexact employment of words lies in the variable and uncertain color of the objects, to which the color terms are applied. The theory of the development of the color sense rests, from a literary point of view, in great part on negative data. From the standpoint of physiology it has no support. LUBBOCK has shown that savages have perfect sense of color, WALLACE has affirmed that non-mention of color is in general no proof that it was not appreciated. We have endeavored to show that this is true at all times and to explain the reasons for this fact in the Rig Veda.

HOPPE J.: DAS AUSWENDIGLERNEN UND AUSWENDIGHERSAGEN IN PHYSIO-PSYCHOLOGISCHER, PÄDAGOGISCHER UND SPRACHLICHER HINSICHT. — HAMBURG, VOSS, 1883. — 12°, 143. M. 1, 50.

I. Beschreibung und Erklärung. 1. 'Begriff und Gegenstand des Auswendiggewußten': 'Das allermeiste oder fast alles, was die Menschen wissen und können, ist — von ihrer frühesten Kindheit an — von andern abgesehen und abgelernt, oft in erschreckender Weise getreu bis auf den Klang der Stimme, bis auf den kleinsten Zug des Gesichts und der Gebärden nachgemacht.' Einprägung nur dem Sinne nach, was leichter, und weiter der Form nach, dem Wort, den Wort- und Satzreihen nach. 'Auswendiglernen muß man: 1. die Gedichte ... die Gebete', 'kurz alles, was man leicht vergessen könnte' [und dessen Wissen notwendig]. 2. Geistige und organische Einprägung: Zentripetale Nervenbahnen, Ganglienzellen, Großhirnrinde, Hörzentrum, Hörbild, 'Geist in den Gehirnzellen', Artikulationszentrum, Artikulationsbild, zentrifugale Nervenbahnen. Während STRICKER in seinen STUDIEN ÜBER DIE SPRACHVORSTELLUNGEN, 1880, welche ich in meiner PHONETIK I, 210 besprochen, das Artikulationsbild auf Kosten des Hörbildes zu sehr betont hat, sucht Vf. umgekehrt das Artikulationsbild zu verdrängen, was ihm freilich nicht ganz gelingt (vgl. 10, 12, 25, 30, 43, 115, 127, 129). Beim ersten Einüben des Sprechens werden das sensorische und motorische Bild zusammen und gleich bewußt sein, nach geschehener Einübung wird letzteres mehr und mehr unbewußt werden, insofern der Mensch seines Bewußtwerdens nicht mehr bedarf. 3—6: Beschreibung des Vorgangs S. 16: 'Es laufen ferner die Wörter nicht als ein Ganzes von dem sie denkenden Geiste aus. Sondern es muß zunächst jeder Laut für sich gedacht werden. Mit dem Denken des Lautes gelangt dieser in seine Bahn. Denn für jeden Laut besteht eine bestimmte Ganglienzelle [?] ... Immer werden die Silben erst buchstabiert und im Buchstabieren und Aussprechen zusammengesetzt .... Wir bewegen uns hier ganz in der Errungenschaft der physiologischen Sprachforschung.' Hierzu habe ich zu bemerken: abgesehen davon, daß Vf. lautieren und buchstabieren verwechselt, habe ich in meiner Besprechung der gen. Arbeit von STRICKER in meiner PHON. I. 211, 215 gezeigt, daß nach der motorischen Seite nicht die Laute, sondern die Artikulationen die Elemente der Sprache sind, wonach also die Artikulationzentren die elementaren sein dürften, die Laut- und Wortzentren zusammengesetzte Zentren höherer Ordnung — eine Ansicht, welche sich mir bei meinen weitern sprachphysiologischen Untersuchungen, namentlich behufs Zurückführung von Laut- auf Artikulationsverschiebungsgesetze, mehr und mehr bestärkt hat. Der psychophysische Vorgang scheint mir demnach folgender zu sein: gedenke ich einen Satz zu sprechen, so finden zunächst Erregungen von Wort-, dann von Laut-, dann von Artikulationszentren statt. Am meisten bewußt ist dabei freilich der gedachte Satz, am wenigsten die elementare Bewegung, die Artikulation. Bei erster Einübung der Artikulation muß auch diese im Brennpunkt des Bewußtseins gewesen sein. Für das geübte Sprechen ist also richtig, was Vf. S. 30 sagt: 'Das Artikulieren bleibt also nur das unentbehrliche Mittel, tritt aber gegen das Hörbild und gegen das gleichzeitige Denken zurück.' S. 33: 'Das laute "Memorieren" und "Recitieren" ist wirksamer als das leise Verfahren, da es das Hör- [wie auch Artikulations-] bild besser einübt.' 40: 'Im Alter lernt man um so leichter auswendig, je mehr man denkend zu verfahren weiß, widrigenfalls schwerer.' 42: 'Die Bevorzugung des Auswendiglernens beeinträchtigt das Urteilen und erstickt das begriffliche Denken, die freie und eigene Erkenntnisthat und das originelle Arbeiten, — große Vorzüge des Denkens, die

der Lehrer oft aus Bequemlichkeit durch das Auswendiglernenlassen verscherzt.' 57: 'Das Auswendighersagen ist innerhalb seiner Schranken eine unerläßliche Übung.' 7. Ausartungen des Auswendighersagens: Vf. erwähnt hier zunächst, 'daß der Hersagende ... oft mehr an die Wörter als an deren Sinn denkt'. 63: 'Ein geschicktes Verfahren jedoch gehört zum guten Auswendiglernen', wobei wohl besonders an die 'Merkzeichen' und Verknüpfungen zu denken ist. 8. Dauer des Haftens. Die Ursache oder das Machende S. 65: zum Haften günstige Bedingungen: Verständnis, Gefühlsanregung, 'Berührungspunkte mit dem ..., was unseren Geist zu erfüllen pflegt', Merkzeichen, fleißige Erinnerung, starke Eindrücke, Wille und Lust zu behalten. 68: Was vereinzelt im Gehirn und Geist bleibt, ist so gut wie verloren. 71: 'einem erfolgreichen Auswendiglernen müßte daher oft erst eine gründliche Denkbearbeitung des Gegenstandes vorhergehen.' Zusammenfassung der Thatsachen. Aufgefallen ist mir die Art, wie Vf. das Wort artikulieren, wie es scheint in der Bedeutung von bewegen im allgemeinen, gebraucht. S. 18 spricht er von Artikulieren des Atmungsapparats, S. 85 von Artikulieren der Füße und Hände, hier durchaus aber nicht zum Zweck des Ausdrucks; vgl. meine Defin. von Artikulation diese ZTSCHR. 107.

II. Folgerungen und Ergänzungen: 1. Die Geistesthätigkeit. 2. Der Gehirnmechanismus. 3. Die Sprache. 4. Das Hörbild und das Artikulationsbild. 5. Das Artikulieren. Das Sprechen der Blind-Tauben. 6. Das Sprechen und Auswendiglernen der Taubstummen.

Die vom Vf. behandelten Fragen sind von höchstem Interesse für die Sprachforschung; um so mehr bedaure ich, daß er durch obige Arbeit unser Wissen nicht so sehr gefördert hat, als ich erwartet und gewünscht.

HORNING A.: ZUR GESCHICHTE DES LAT. C VOR E UND I IM ROMANISCHEN. — HALLE, NIEMEYER, 1883. — 8°, 140. M. 3,60.

F. NEUMANN stellt in seiner Schrift: ZUR LAUT- UND FLEXIONSLEHRE DES ALTFRANZ., 1878, S. 80—102 ein Gesetz auf, daß Vf. S. 1 folgendermaßen faßt: 'Vor dem Ton geht lat. palat. c (ebenso ty) inlautend und zwischen Vokalen in tönende Konsonanten über (z, ž, dz), nach dem Ton dagegen in tonlose (ç, ts, č, š).' Vf. stellt sich nun die Aufgabe 'alles zusammenzustellen, was sich für und gegen die Ansichten NEUMANNS beibringen läßt', zur Ergänzung des Werkes von JORET: DU C DANS LES LANGUES ROMANES. 'Folgende Gesichtspunkte waren bei der Untersuchung maßgebend:

1. Jede Spr. ist für sich auf das NEUMANNSCHE Gesetz hin zu prüfen; die Resultate, die für eine gewonnen sind, dürfen nicht vorschnell auch für die andern vorausgesetzt werden.

2. Der Untersuchung muß jede Spr. in ihrer ältesten erreichbaren Gestalt zu Grunde liegen. Es können in einer ältern Periode Gesetze zur Geltung kommen, die später nicht mehr wirksam waren. — Doch sind auch Mundarten berücksichtigt, die wir nur aus ihrem jetzigen Zustand kennen ...

3. Auslautendes c, über welches sich JORET und NEUMANN nicht mit der wünschenswerten Klarheit aussprechen, bedarf einer ebenso sorgfältigen Behandlung wie inlautendes ... Wie der Anlaut, so hat auch der Auslaut seine eigenen Gesetze ...

4. Ce, ci (decem, feci), cy (facio), ty (rationem) werden durchgängig, wenn auch nicht immer in der Darstellung, so doch während der Untersuchung auseinandergehalten (S. 2).

Es werden nun nach obigen Grundsätzen nacheinander untersucht: Französisch, a) Gemeinfranz., b) Pikardisch, c) Neulothringisch und Wallonisch. Die Ergebnisse für das Franz. gibt Vf. S. 55: 'Aus auslautendem c (cy, ty) entsteht tonlose Spirans ... ce (i) vor dem Ton gibt tönende Spirans ... cy + e wird behandelt wie einfaches ce. Cy und dunkler Vokal gibt vor dem Ton tönende Spirans in oison, tonlose in acier; das Resulsat ist unsicher. Nach dem Ton tritt tonlose Spirans ein ... Ein entschiedener Einfluß des Tones ist dagegen für die Wörter auf ty nicht in Abrede zu stellen.' Es folgen: Franz. Schweiz, Provençalisch, Katalanisch, Spanisch, Portugiesisch, Rätoromanisch (vgl. meine Besprech. aus GARTNERS RÄTOROM. GR., die Vf. erst in seinen Nachträgen erwähnen konnte), Italienisch, Rumänisch. Zu letzteren bemerkt Vf. 130: 'Das Rum. ist in der That die einzige romanische Spr., in der sich gar keine Fälle des Überganges von lat. palat. c (ty) in tönende Konsonanten nachweisen lassen. Die Gesetze, nach denen sich palat. c im Rum. umgestaltet, gebe ich nach den 1882 erschienenen BEITR. ZUR LAUTLEHRE DER RUM. DIAL. VON F. MIKLOSICH.' Vgl. die Besprech. der letztern Beitr. in dieser BIBLIOGR. Im Schlußwort S. 132 werden die Hauptergebnisse der Arbeit vom Vf. zusammengestellt. Die Transskription ist leider nicht ganz einheitlich und konsequent.

HUMBOLDT W. V.: AUS W. v. HUMBOLDTS LETZTEN LEBENSJAHREN. EINE MITTEILUNG BISHER UNBEKANNTER BRIEFE. VON **TH. DISTEL.** MIT DEM BILDNIS DER FRAU v. HUMBOLDT. — LEIPZIG, BARTH, 1883. — Kl. 8°, 44. M. 1,50.

Die Mitteilungen über W. v. HUMBOLDTS letzte Lebensjahre verdanken wir K. J. A. v. RENNENKAMPFF, einem Freunde der HUMBOLDTschen Familie, an welchen auch die gen. Briefe gerichtet sind. Von letztern habe ich die beiden, welche die Leser dieser ZTSCHR. besonders interessieren dürften, nämlich Nr. 1 und 8 der Sammlung, im ersten Teil dieser ZTSCHR. S. VI—IX veröffentlicht. Allen Verehrern W. v. H.s wird DISTELS Herausgabe dieser Mitteilungen und Briefe willkommen sein, wenn sprachw. Gegenstände darin auch so gut wie gar nicht behandelt werden.

HUMBOLDT W. V.: ÜBER DIE VERSCHIEDENHEIT DES MENSCHLICHEN SPRACHBAUES UND IHREN EINFLUSS AUF DIE GEISTIGE ENTWICKELUNG DES MENSCHENGESCHLECHTS, HERAUSGEGEBEN UND ERLÄUTERT VON **A. F. POTT.** I. EINLEITUNG: W. v. HUMBOLDT UND DIE SPRACHWISSENSCHAFT. 2. AUFL. 1880. II. TEXT 3. AUSG. 1883. MIT PERSONEN-, SACH- UND WORT-REGISTERN VON A. VANIČEK. — BERLIN, CALVARY. — 12°, DLXI, 569.

In diesem dem Andenken W. v. HUMBOLDTS gewidmeten Bande der INTERN. ZTSCHR. bedarf es an dieser Stelle nicht noch besonderer Bemerkungen über die Bedeutung seiner sprachphilosophischen Schriften für unsere Wissenschaft. Mag das sprachliche Wissen auch lange über die Grenzen des Gebiets hinausgeschritten sein, über welches W. v. H. gebot, jederzeit werden die Sprachforscher Belehrung und noch mehr Anregung aus seinen Werken schöpfen können, wenn sie dem begeisternden Führer zu höheren Gesichtspunkten mit Hingebung folgen. Der Weg, den er uns da hinaufgeführt, ist freilich recht steil und mühevoll, und oft hat man im Dunkeln zu tappen. Um so mehr müssen wir den Hauptvertretern unserer Wissenschaft Dank wissen, daß sie die Mühe auf sich genommen, für die jüngeren Forscher die wichtigsten Schriften W. v. H.s herauszugeben und zu erklären.

Wer könnte sich rühmen zu **sachlicher Erläuterung** des Sprachkosmos von W. v. H. besser vorbereitet zu sein als POTT, dessen Studienjahre in die Zeit gehören, in welchen W. v. H. seine bedeutendsten sprachw. Arbeiten schuf, und der seitdem sich als einer der fruchtbarsten Bearbeiter der Sprachen aller Erdteile erwiesen. Wer hätte die sprachw. Anschauungen der ersten Jahrzehnte unseres Jh. besser erfaßt als er, der darin groß geworden; wer könnte uns besser über die Lücken des sprachlichen Wissens in W. v. H.s Werken unterweisen als er, der zumeist dazu beigetragen, dieselben auszufüllen. Freigebig spendet der Herausgeber, wie es seine Art ist, aus dem reichen Füllhorn seines Wissens, weniger sich um Maß und Ordnung und Form kümmernd, in welchen er das einzelne mitteilt. Mögen strengere Kritiker ihm bei seinen vielen 'Exkursen' ein 'zur Sache!' zurufen, ich für mein Teil, der ich mich gern unterweisen lasse und dabei mehr auf den Inhalt als die Form achte, möchte ungern auch von diesen Abschweifungen ein Titelchen missen, gerade hierin fördert der Herausg. edles Metall in Menge zu Tage für weitere Bearbeitung.

Der I. Bd. enthält des Herausgebers **Einleitung**, selber ein Werk. Leider kann ich hier daraus unter dem vielen wichtigen nur einiges hervorheben. Zunächst nimmt POTT als aufrichtiger Verehrer W. v. H.s letztern gegen zu herbe Kritiker in Schutz und bemerkt gegenüber dem Vorwurf der Unklarheit XXXVII: 'Ein nicht kleiner Teil der Schuld, häufig nur schwer verstanden zu werden, fällt auf Seite HUMBOLDTS als schreibenden, gewiß; allein freilich ein anderer, und zwar kaum geringerer, wäre auf unsere, der lernenden Rechnung zu setzen, die wir nicht immer genügend vorbereitet an die oft gar schweren Gegenstände herankommen.' In der Folge behandelt POTT folgende Fragen LXXXVI:

'1. was fand H., namentlich
   a) was in der Sprachphilosophie, was
   b) in der historischen Sprachkunde, vor, und wie vielem davon mag er tieferen Einfluß auf sich gestattet haben?
2. wie verhalten sich seine verschiedenen sprachw. Schriften zu einander, und vor allem die kleineren zu der Einleitung des Kavi-Werkes? Daraus ergibt sich dann, wie von selbst, die Beantwortung der Frage:
3. worin besteht das Hauptziel, welchem seine der Sprache gewidmeten Untersuchungen und Betrachtungen zustreben?'

Im allgemeinen bemerke ich noch zu diesem Bde., daß er in vielen Stücken eine willkommene Ergänzung zur GESCHICHTE DER SPRACHWISSENSCHAFT bietet, welche Seite bis jetzt leider viel zu wenig gepflegt worden ist.

Der II. Bd. enthält den HUMBOLDTschen **Text** 1—422 und die erklärenden Zusätze des Herausg. 423—544 mit einer Fülle von trefflichen Beobachtungen einzelner Erscheinungen und von allgemeinen Bemerkungen. Man hat zu den Prinzipien um so mehr Vertrauen, wenn man sieht auf eine wie vielseitige Induktion sie sich stützen.

HUMBOLDT W. V.: DIE SPRACHPHILOSOPHISCHEN WERKE WILHELMS V. H. HERAUSGEGEBEN UND ERKLÄRT VON **H. STEINTHAL**. — BERLIN, DÜMMLER, 1883. — M. 18.

Nach BUSCHMANNs Tode wurden die hinterlassenen H.schen. Mss. von der Kgl. Bibliothek in Berlin erworben und dadurch weitern Kreisen zugänglich. Darunter zwei Mss. der EINLEITUNG IN DIE KAWI-SPRACHE und mehrere kleinere Mss. (vgl. oben S. 383), aus welchen die EINLEIT. entstanden. Es war somit die Möglichkeit geboten zu einer **echt philologischen Ausgabe** der sprachphilosoph. Werke von W. v. H., zur Herstellung eines korrekten Textes und eines objektiven aus den Parallelstellen wonnenen Kommentars. Niemand wird dem Urteil von POTT und WHITNEY widersprechen, daß der beste Kenner der H.schen Sprachphilosophie wohl STEINTHAL sei. Die Verehrer H.s werden es also mit Freuden begrüßen, daß gerade ST. die Herausgabe übernommen hat, welcher am meisten dazu beigetragen, weitere Kreise mit der H.schen Sprachphilosophie bekannt zu machen. Freilich wenn wir die Reihe der ST.schen auf H. bezüglichen Schriften verfolgen, so sehen wir STEINHALS Sinn und Verhalten H. gegenüber wiederholt sich ändern: zuerst jugendliche Begeisterung und darauf strenger und strenger werdende Kritik. Es hat sich aber bei ST. das Wort bewährt: on revient toujours à son premier amour. In der vorliegenden Ausgabe finden wir in der That wieder die alte dankbare Anerkennung und Verehrung. ST. gibt in der Vorrede offen zu: 'Jetzt weiß ich, daß ich ihn damals nicht völlig verstanden habe.' 'Den Vorteil der liebevollen Hingabe, der reinen Versenkung in seine Gedanken glaube ich auch bei dieser Arbeit ... verspürt zu haben; das Verständnis war mir dadurch ermöglicht, daß ich mich selbst zu vergessen strebte.' 'Man wird jetzt H. nicht mehr für einen Kopf halten dürfen, in welchem tiefe Gedanken nur gähren, und der wie vom pythischen Dreifuß herabspricht ...: die gediegenste Einheit eines Gedankensystems; jeder Satz aus dem Mittelpunkt einer ernsten, intellektuell großen, sittlich tiefen Weltanschauung; jedes Wort abgewogen; jedes Urteil mit den Thatsachen umsichtig verglichen und abgegrenzt, wenn auch nicht geradezu aus denselben entwickelt ... So ist der neue, der wahre HUMBOLDT ... Ich betrachte alles früher über H.s Schöpfungen gesagte einstweilen als nicht mehr vorhanden, als in das Reich der Vergessenheit versenkt.' 'Die Möglichkeit, ihn wirklich und völlig zu verstehen, ist jetzt jedem geboten.' Hoffen wir, daß sich der letzte Satz des Herausgebers bei allen Lesern der von ihm erklärten H.schen Schriften bewahrheite.

Über die Art des **Kommentars** spricht sich ST. in folgenden Worten aus: 'Ich werde versuchen, aus den Mss. alles mitzuteilen, wodurch das innige Verständnis H.s gefördert werden kann. Kürzere Parallelstellen und kurze Angaben über den ursprünglichen Zusammenhang und die ursprüngliche Form der Sätze werde ich als Anmerkungen unter den Text bringen. Längere Auszüge aus den Mss. werde ich in den Einleitungen zu den betreffenden Paragraphen bringen.'

Der Inhalt der Ausgabe ist:

Notiz über die Mss. und die Ausgaben und die Benutzung derselben für die vorliegende Ausgabe.

Allgemeine Einleitung in H.s sprachphilos. Arbeiten.

Der Stil H.s.

Drei akademische Abh.:

I. ÜBER DAS VERGL. SPRACHSTUDIUM.

II. ÜBER DAS ENTSTEHEN DER GRAMMATISCHEN FORMEN UND IHREN EINFLUSS AUF DIE IDEENENTWICKLUNG.

III. ÜBER DIE AUFGABE DES GESCHICHTSSCHREIBERS.

ÜBER DIE VERSCHIEDENHEIT DES MENSCHLICHEN SPRACHBAUES UND IHREN EINFLUSS AUF DIE GEISTIGE ENTWICKLUNG DES MENSCHENGESCHLECHTS.

'Die Anmerkungen enthalten fast nur die grammatische Erklärung. Der Zusammenhang der Gedanken im ganzen und großen konnte nur in den Einleitungen dargelegt werden. Zu sach-

lichen Erklärungen schien mir keine Veranlassung.' Vf. hat dabei gewiß die reichlich gebotenen sachlichen Erläuterungen der oben besprochenen POTTschen Ausgabe im Auge, durch welche dem Bedürfnis der Leser nach dieser Seite allerdings volle Genüge geleistet worden war. Es ergänzen sich also die beiden eben besprochenen Ausgaben in willkommener Weise.

HUMBOLDT W. V.: ÜBER W. V. H. BEI GELEGENHEIT DER ENTHÜLLUNG DER HUMBOLDT-DENKMÄLER MONTAG DEN 28. MAI 1883 IM FESTSAALE DES RATHAUSES VON **H. STEINTHAL**. — BERLIN, DÜMMLER. — 8°, 25. M. 0,60.

Redner dankt im Namen des wissenschaftlichen Zentralvereins und der von letzterm gegründeten HUMBOLDT-AKADEMIE den Stiftern der Denkmäler. Letztere würden ihnen eine Mahnung sein die gen. Akademie und den Verein in HUMBOLDTschem Sinne zu pflegen. Auf W. v. H. eingehend betont Redner zunächst im allgemeinen die Vielseitigkeit seiner Bethätigung in allem nach derselben Richtung, der **Selbstbildung**; die Einheit im Bewußtsein und in der Praxis. Aus seinem Leben wird besonders das J. 1809 hervorgehoben, in welchem er als Kultusminister die Berliner Universität stiftete, die Gymnasien auf ihre Höhe hob, die Volksschule gründete. Redner geht dann auf W. v. H.'s Weltanschauung näher ein: 'Seine Ansicht vom Wesen und Werte des Einzelnen', 'seine Auffassung der Nation', 'seine Idee der Menschheit'. Vgl. S. 13 und die Vorrede zu diesem Bande S. v.

KERN F.: DIE DEUTSCHE SATZLEHRE. EINE UNTERSUCHUNG IHRER GRUNDLAGEN. — BERLIN, NICOLAI, 1883. — Kl. 8°, IV, 111. — M. 1,80.

— ZUR METHODIK DES DEUTSCHEN UNTERRICHTS. — BERLIN, NICOLAI, 1883. — Kl. 8°, VIII, 112. — M. 1,80.

In seinem Vorwort zur SATZLEHRE wendet sich Vf. nicht bloß an die Lehrer des Deutschen, sondern auch an die Sprachforscher und Philosophen. In dem 1. Kap. (Satz und Urteil) spricht Vf. von der verderblichen Wirkung des Hineinmengens logischer Abstraktionen in den grammat. Unterricht. So habe man auch mit Unrecht Satz und Urteil identifiziert. Das 2. Kap. (Subjekt und Subjektswort) beginnt: 'Als schlechthin notwendige Bestandteile auch des einfachsten Satzes pflegen Subjekt und Prädikat bezeichnet zu werden, und gewiß mit vollem Recht. Um so befremdlicher ist es, wenn man in Grammatiken doch zuweilen von subjektslosen Sätzen liest' [vgl. meine Besprech. von MIKLOSICH]. S. 35: 'Im Satze also rede ich immer von einem Zustande, der an etwas oft sehr unbestimmt gedachtem haftet, in der Regel aber auch von einem deutlich bezeichneten Gegenstande, an welchem dieser Zustand haftet.'

Vf. empfiehlt S. 38: 'Subjekt (die durch die Verbalform selber ausgedrückte Subsistenz) und Subjektswort (die durch ein besonderes Wort ausgedrückte Subsistenz) klar und bestimmt' zu unterscheiden. Gelegentlich zieht Vf. z. B. S. 48 ff. Thatsachen der allg. Sprachw. zur Vergl. in seine Betrachtung hinein, ohne jedoch tiefer zu schöpfen.

Das 3. Kap. handelt 'von der sogenannten Kopula', das 4. 'vom bestimmten und unbestimmten Artikel, Hilfszeitwörtern, Präpositionen'. 78: 'Wie die bald stärkere, bald schwächere Betonung der Formen des Verbums sein, besonders des ist, wesentlich dazu mitgewirkt haben wird, daß man eine inhaltlose Kopula und ein Verbum existentiae unterschieden hat, so ist auch wohl die oft so ungemein schwache Betonung des Demonstrativpronomens der die das und des Zahlworts ein eine ein Veranlassung geworden, dafür die nichtssagenden Termini bestimmter und unbestimmter Artikel zu erfinden und dieses schwach betonte Demonstrativum und Zahlwort wohl gar zu einer besonderen Wortklasse zu stempeln.' 84: 'So ist auch die Unterscheidung von Hilfszeitwörtern und andern Zeitwörtern eine für die Grammatik ganz wertlose. Eine praktische Bedeutung mag es noch allenfalls haben, so die Verba sein, werden, haben zu bezeichnen.' Weiter tadelt Vf. S. 87, daß man zu viel Wörter zu den Präpositionen rechne. Allgemeiner bemerkt er S. 89: 'Es will mir scheinen, daß es endlich einmal Zeit sei, solche ganz unnötigen, unklaren und darum schädlichen Dinge aus der Grammatik zu verbannen.' Im 5. Kap. wendet sich Vf. gegen die Ausdrücke verkürzte, nackte und bekleidete, zusammengezogene Sätze. Im letzten, 6. Kap. faßt Vf. zusammen, was ihm von dem bisher erörterten für die Schule brauchbar erscheint. Er empfiehlt bei der Satzlehre stets vom 'finiten Verbum', beim ersten Unterricht darin vom imperativischen Satz auszugehen, im Anschluß an den Lesestoff.

Das zweite Buch ZUR METHODIK u. s. w. enthält im 1. Teil nach einigen grammatischen

Vorbemerkungen die grammatische Analyse einer kleinen Fabel von Lessing: die sperlinge; hier werden die Vorschläge des Vf. praktisch durchgeführt, teils in katechetischer Form, teils in zusammenhängender Lehre. Die Resultate der Analyse werden graphisch an Schematen veranschaulicht. Im 2. Teil werden kleinere Gedichte behandelt; am Schluß einzelne psychologische Bemerkungen daran geknüpft.

Das Streben des Vf., die Schule von mancherlei unnützer und unklarer Terminologie zu entlasten, ist nur zu loben. Doch hätte er sich, scheint es, dabei wohl kürzer fassen können, da er ja für Lehrer und nicht für Schüler schreibt; namentlich wird, wer beide Bücher liest, oft auf Wiederholungen stoßen.

Klaus: das psychologische moment in der spr. — correspondenz-bl. f. d. gel.- u. realsch. württ. XXX, 449—462, 8°.

Vf. berichtet in obigem, in der Lehrerversammlung des Jagstkreises am 10. Juli 1883 gehaltenen Vortrag über einige Resultate der Arbeiten von Paul: principien der sprachgeschichte und Ziemer: junggrammatische streifzüge im gebiete der syntax. Er faßt namentlich die beiden Gesetze der Analogie und Isolierung ins Auge. Das Gesetz der Isolierung wirke zunächst auf formalem Gebiet: neue Redeteile entstehen aus alten in allmählichem Übergang. 'Deshalb läßt sich die übliche strenge Scheidung der Redeteile nicht aufrecht halten.' Die Isolierung wirke weiter in der Syntax. Andererseits suche die Seele des Redenden verwandte Begriffe und nachdem solche gefunden, werden sie auch äußerlich gleichgeformt, ausgeglichen. Vf. schließt S. 461 mit der Bemerkung: 'Es bietet einen eigenen Reiz in die geheimnisvolle Werkstätte des sprachschaffenden Geistes einzutreten und ihn bei seinem Thun und Treiben zu belauschen.'

Kluge F.: etymologisches wörterb. der deutschen spr. — Strassburg, Trübner, 1883. — 8°, XXIV, 428. — M. 10,50.

Wir Deutsche haben lange auf ein für größere Kreise berechnetes etymol. Wörterb. warten müssen. Nicht als ob es uns an Etymologen gefehlt hätte; im Gegenteil, wir haben der tüchtigsten genug, um etymol. Wörterb. fremder Spr. zu schreiben: ich will nur an Curtius, Diez, Mahn, Ed. Müller, Scheler erinnern. Es fehlte vielmehr in früheren Jahren den Gebildeten in Deutschland das Bedürfnis nach einem etymol. Wörterb. und daran ist z. T. die Methodik des Unterrichts in der Muttersspr. schuld, welche auf die Etymol. der Wörter weit weniger Rücksicht nimmt, als es z. B. in England seit Jahrzehnten geschieht, dank dem Einfluß namentlich von Max Müller. Durch Wörterbb. wie das Grimmsche und das Weigandsche ist nun freilich der Sinn für deutsche Etymol. zunächst bei den lehrenden und mittelbar auch in weiteren Kreisen mehr und mehr geweckt worden; noch wirksamer wird nun nach dieser Seite das bequemere und wohlfeilere vorliegende Wörterb. sich erweisen und begrüßen wir es deshalb mit besonderer Freude.

In der Einleitung spricht sich Vf. über die Schwierigkeiten aus, mit welchen die deutsche Etymol. zu kämpfen hat. S. XI: 'Ließe deutsche Etymol. sich in gleichem Maße wie die franz. aus dem Material der bekannten Kultursprachen aufbauen, so wären ihr schon längst dieselben Sympathien sicher gewesen, welche der franz. gelten. Aber die Erkenntnis der geschichtlichen Zusammenhänge ist erschwert, wo die sprachl. Vorstufen nicht so zugänglich sind wie das Lat. für roman. Wortgeschichte. Wissenschaftl. Erkenntnis in deutscher Etymol. fußt auf Thatsachen, deren Zusammenhänge über die hauptsächlichen Kulturspr. hinausgehen . . . Gerade die **vorhistorischen Perioden** des Deutschen bieten die wesentliche Grundlage zu etymol. Arbeit... Der Etymol. muß, wofern er überzeugen will, eine allgemeine Kenntnis der **Hauptwendepunkte in der Geschichte unserer Muttersspr.** voraussetzen.' Vf. erinnert nun an die Verwandtschaft der idg. Sprr., er charakterisiert den Wortschatz der idg. Grundspr., von welchem die lebenden Spr. besonders Bezeichnungen der Verwandtschaftsgrade, die Zahlwörter bis hundert, Benennungen von Körperteilen, Namen von Haustieren u. dgl. erhalten habe. Zum Beleg für die Art, wie im Wörterb. die einzelnen Wörter behandelt worden, will ich aus diesem **ältesten Erbgut** der Spr. die Artikel über Vater, hundert, Ohr, Hund hier abdrucken lassen:

'**Vater** M. aus gleichbed. mhd. vater, ahd. fatar: in gleicher Bedeutung ein gemeingerm. und idg. Wort; vgl. got. (selten) fadar (wofür meist atta), angls. faeder, engl. father, ndl. vader, vaar, asächs. fadar. Gemeingerm. fadêr aus idg. patḗr; vgl. lat. pater, gr. πατήρ skr. pitṛ (für patṛ) 'Vater'. Man leitet das idg. patḗr von der skr. Wz. pâ 'hüten, schützen'

ab, so daß Vater eigentlich 'Beschützer' wäre. Ein engl. Prediger des 12. Jh. verknüpfte das Wort in ähnlicher Weise mit angls. fêdan, engl. to feed (s. füttern); also Vater eigentlich 'Ernährer'. Beide Deutungen sind historisch nicht sicher, da dem idg. pa-tĕ́r wahrscheinlich ein Naturlaut (vgl. gr. dial. πᾶ 'Vater', πάππα) zu Grunde liegt; vgl. Mutter, Bruder, Schwester. Eine Ableitung zu Vater s. unter Vetter'.

'**Hundert** N. aus gleichbed. mhd. spät ahd. hundert N.; vgl. asächs. hunderod, angls. engl. hundred, anord. hundraþ N. 'Hundert' . . .; offenbar ist das Wort ein Kompositum, dessen zweiter Teil zu got. raþjan 'zählen' (vgl. Rede) gehört. Das erste Glied der Zusammensetzung bedeutet an sich schon 'centum' ... Dieses Simplex ist gemeinidg., germ. hunda- aus vorgerm. kmtó-, vgl. lat. centum, gr. ἑκατόν, skr. çatám, lit. szimtas (m wird im germ. zu n vor d, s. Rand), abulg. sŭto . . .'

'**Ohr** N. aus mhd. ôre, ôr N., ahd. ôra N. 'Ohr'; entsprechend in allen germ. Dial.: asäch. ôra, ndl. oor, angls. eare N., engl. ear, anord. eyra (mit Umlaut wegen r gleich got. z.), got. ausô N. 'Ohr'. Wie viele andere Bezeichnungen für Körperteile — vgl. Fuß, Herz, Nagel, Niere u. s. w. — kehrt auch diese in andern idg. Spr. wieder: lat. auris für *ausis (dazu aus-cultare, s. hören), gr. οὖς (aus *οὖσος), Gen. ὠτός (aus οὐσατός, zu einem n-Stamme wie die germ. Sippe), abulg. ucho . . .'

'**Hund** M. aus dem gleichbed. mhd. hunt (d), ahd. hunt (t) M.: gemeingerm. Wort hunda- für 'Hund', vgl. got. hunds, anord. hundr, angls. hund, engl. hound (engl. nur noch als Jagdhund, Hetzhund'; sonst dafür dog, angls. docge), ndl. hond, ndd. hund. Falls in hun-da die zweite Silbe Abl. sein kann (vgl. Hinde) stimmt das germ. Wort zu dem idg. kun- 'Hund', vgl. gr. κύων (gem. κυν-ός), skr. çvā, Gen. çún-as 'Hund' auch lat. canis?), lit. szů (st. szun-) und szunis, abtir, cú. Sonach kannten schon die Idg. in ihrer Urheimat den Hund (als vom Wolf verschieden) . . .'

Nach der Spaltung des idg. Urvolks in Stämme etwa 2000 v. Chr. und Auswanderung der letztern, wurden im Germanischen aus den vorhandenen Wortstämmen neue Ableitungen mit charakteristischen Bedeutungen gebildet. Alte Wurzeln gingen unter, von andern haben wir nur noch dürftige Überbleibsel z. B. queck, vgl. l. vivere. Der Ersatz ist die Ursache des Unterganges des ältern Stoffes, vgl. leben; junger **onomatopoetischer Neuschöpfung** mögen neue Wurzeln zu verdanken sein, etwa klingen.

'**Klingen** Ztw. aus mhd. klingen, ahd. chlingan st. Ztw. 'klingen, tönen'; entsprechend isl. klingja 'klingeln'. Engl. to clink hat denselben Stammauslaut (k für g) angenommen, den das durch Ablaut damit verbundene Subst. clank (vgl. Klang, klenken) von je her hatte. Der Stamm ist wie noch die Ableitung Klang . . . gemeingerm., läßt sich aber der fehlenden Lautverschiebung wegen nicht mit gr. κλαγγή, lat. clangor als urverwandt verbinden. Beide Wurzeln sind selbständige onomapoiet. Bildungen innerhalb jeder einzelnen Spr.' Letzte Annahme scheint mir nicht notwendig zu sein, die Stämme können sehr wohl urverwandt sein. Vgl. meine PHON. I. 118: 'solange als ihr ursprünglicher [onomatopoetischer] Charakter im Bewußtsein des Sprechenden bleibt, . . . schließt sich Lautzersetzung [besser Laut- oder Artikulationsverschiebung] . . . von selbst aus.'

Die zweite Periode rechnet Vf. bis etwa zum Beginn unserer Zeitrechnung. Auf der Wanderung kamen die Germanen mit nicht idg. Stämmen in Berührung (vgl. Hanf und Silber) und in Europa tauschten sie im Verkehr mit Indogerm. Kulturerungenschaften aus. S. XVII: 'Das Sprachmaterial, welches allein von den uralten Berührungen der Germanen mit fremden und stammverwandten Völkern Kunde giebt, ist leider nicht groß und auch nicht immer durchsichtig genug, um zu einem klaren Bilde dieser vorgeschichtlichen Ereignisse hinreichende Züge zu liefern.' S. XVIII: 'Waren die Lautverschiebung und die Ausbildung des Vokalismus, die wir um dem Beginn unserer Zeitrechnung setzen, die hauptsächlichsten Charakteristica, welche dem gesamten Sprachmaterial der zweiten Periode das Gepräge geben, so hat als der wirksamste Faktor in der Ausbildung des Westgermanischen die gleichmäßige Abschleifung der Endsilben zu gelten. Mit dem Wirken des westgermanischen Auslautsgesetzes beginnt der Verfall der alten ererbten Formen, von deren Fülle die dritte Periode das meiste einbüßt'. Der **Berührung mit den Römern** verdanken wir Wörter wie Meile, Keller, Schüssel.

'**Meile** F. aus mhd. mîle, ahd. mîla, mîlla (für mîlja) F. 'Meile'; vgl. ndl. mijl. angls. mîl, engl. mile, nord. mîla F. 'Meile': aus lat. mîlia (passuum) 'tausend Schritte', woher auch

it. miglia, frz. mille. Eigtl. ist 'ein Längenmaß von 1000 Schritten (Sg. mille passuum)' damit gemeint ... Die Entlehnung fand gleichzeitig mit derjenigen von Straße in den ersten Jahrhunderten statt ...'

'**Keller** M. aus gleichbed. këller M., ahd. chëllâri M; entsprechend asächs. kellere M.; nord. kjallari M.... ein gemeingerm. Lehnwort ... Die Periode der Entlehnung des Wortes Keller aus spätlat. cellarium (mit Genuswechsel und deutscher Betonung) war eine vorahd. Zeit, da die lat. Lehnworte der ahd. Zeit das lat. c vor hellen Vokalen in z (tz) verwandeln (vgl. Kreuz). Keller mag etwa gleichzeitig mit Kelch (s. dies) von Süden nach Deutschland gekommen sein, vielleicht mit der Kultur des Weines ... Kellner M. aus mhd. këlnaere M. 'Kellermeister' aus mlat. cellenarius ...'

'**Schüssel** F. aus mhd. schüʒʒel, ahd. scuʒʒila F. 'Schüssel'; vgl. ndl. schotel 'Schüssel', anord. skutill M. 'Schüssel, kleiner Tisch'. Wegen der Bedeutung s. Tisch, mit dem es wahrscheinlich gleichzeitig (etwa im 6. Jh.) — mit der Übernahme der röm. Kochkunst — entlehnt wurde, aus lat. scutula, scutella 'kleine Schüssel' ...'

Die arianischen Goten übermittelten uns die **griechische Terminologie des Christentums** wie Teufel.

'**Teufel** M. aus gleichbed. mhd, tiuvel (tievel) M., ahd. tiuval, tioval M....; entsprechend asächs. diuƀal, ndl. duivel, angls. deofol, engl. devil 'Teufel'. Die westgerm. Worte haben scheinbar echt germ. Lautcharakter; Entlehnung steht jedoch wegen der gleichbed. got. diabaúlus, gr.-lat, diabolus fest. Die durch die Verschiebung des ndd. d zu hd. t vorausgesetzte frühe Existenz des westgerm. Wortes läßt sich nur so erklären, daß got. Vermittlung dieses Wort (wie auch taufen, Pfaffe, Kirche, Heide, wahrscheinlich auch Engel) wohl in 5.–6. Jh. in Hd. brachte ... (die echtgerm. Bezeichnung für 'böser Geist' war got. unhulþô, ahd. unholda eigtl. die 'Unholde').'

S. xx: 'Alle entlehnte Terminologie, welche römische Bekehrer dem Deutschen aufdrängten, trägt deutlich den Stempel einer jüngern Sprachperiode. Erst nach der Ausbildung der eigenartigen Lautform des **Hochd.** — eine **neue Lautverschiebung** trennte von nun das Hochd. von dem Niederd. — beginnt der **Einfluß des röm. Christentums** sich in der Spr. zu äußern.' Vgl.:

'**Küster** M. aus gleichbed. mhd. ahd. kustor, kuster M. Mit dem Christentum ins Deutsche gedrungen; während bei Kreuz aus ahd. chrûzi der lat. Stamm cruci-, Acc. Sg. crucem (und nicht der Nom. crux) zu Grunde liegt, geht unser Küster nicht auf lat. custodem (Stamm custodi-) zurück, auch nicht auf den Nom. Sg. custos, da in ahd. Zeit kein Rhotazismus mehr stattfindet. Vielmehr haben wir von einem mlat. wirklich bezeugten custor, custorem auszugehen ...'

xxi: 'Dies sind in den Hauptzügen die Thatsachen derjenigen Perioden der d. Sprachgeschichte, deren Material dem vorliegenden Buche den wesentlichen Inhalt gegeben hat: in diesen Perioden liegen die Anfänge der meisten Worte, deren Ursprung eine genauere geschichtliche Untersuchung erheischt. Die drei litterarischen Perioden des Hochdeutschen, welche jenen vorgeführten prähistorischen folgen, die Perioden des Alt-, Mittel- und Neuhd. führen unserm Sprachschatz eine Fülle neuen Materials zu, das seine Abkunft meist offen zur Schau trägt: das vorliegende Buch hat die Behandlung solcher deutlich erkennbarer Lehnworte ausgeschlossen.'

Die obigen Auszüge aus der Einleitung und die Proben aus dem Wörterbuche werden den Leser überzeugt haben, daß das Werk des Vf. sowohl dem Fachmann wie dem Gebildeten überhaupt, der für das Herkommen der Wörter Interesse hat, dienen kann. Doch, weil es schwer ist zweien Herren gleichzeitig zu dienen, denke ich, daß sich aus diesem Buche ein größeres, vielleicht natürlich nach Wortfamilien geordnetes und mit alphabetischem Index versehenes Werk für die Sprachgelehrten einerseits, ein kleinerer Auszug für die Bedürfnisse der allgemeinen Bildung und der Schule andererseits im Lauf der Zeit entwickeln werde. Vor der Hand langen wir zu dem gebotenen dankbaren Sinnes zu.

König R.: Quelques expériences d'acoustique. — Paris, 27, Quai d'Anjou, 1882, 8°, 248.

Über obige wertvolle Arbeit habe ich bereits in meinem Aufsatz naturw. anal. u. synth. d. hörb. spr. im ersten Teil dieser ztschr. ausführlich berichtet.

LANGE A.: DER VOKALISCHE LAUTSTAND IN DER FRANZ. SPR. DES 16. JH. NACH DEN ZEUGNISSEN DER ALTEN GRAMMATIKER UND DEN GRUNDSÄTZEN DER NEUEREN PHONETIK. — ELBING, MEISSNER, 1883. — 8°, 46. M. 1,50.

In der Einleitung spricht Vf. zunächst von den Beziehungen zwischen Laut und Lautzeichen (1—3). Man könne vom Lautzeichen zum Laut und umgekehrt von Laut zum Lautzeichen übergehen. Nach ersterer Methode habe z. B. CH. THUROT: DE LA PRONONCIATION FRANÇ. DEPUIS LE COMMENCEMENT DU XVIE SIÈLE, D'APRÈS LES TÉMOIGNAGES DES GRAMMAIRIENS I., 1881, geschrieben; nach der letzteren wolle er seinen Gegenstand bearbeiten. Die vom Vf. benutzten Quellen sind aus den Jahren 1521—1611; die Namen der Grammatiker: BARCLEY, ERASMUS, TORY, PALSGRAVE, DUBOIS, DU GUEZ, BOVELLES, MEIGRET, DES AUTELS, PELETIER, PILLOT, PÉRION, R. ESTIENNE, GARNIER, RAMUS, HART, CAUCHIE, RAMBAUD, JOUBERT, ST. LIEN, H. ESTIENNE, BEZA, MASSET, COTGRAVE. Viele von ihnen schrieben für orthographische Reform', teils nach etymologischem, teils nach phonetischem Prinzip (3—6). S. 7 ff. berührt Vf. die Streitfrage über **Dauer und Klang**, nicht vom Standpunkt der Historik, sondern der Phonetik. Er bemerkt wörtlich S. 7: 'Zuerst haben wohl die Engländer den richtigen Sachverhalt erkannt...' und in einer Anmerk. unten finden wir: 'die neue Unterscheidung zwischen eng und weit, die unstreitig die bedeutendste Entdeckung der engl. phonetischen Schule ist.' Was daran ist, habe ich bereits in dieser ZTSCHR. S. 158 Anmerkung auseinandergesetzt: 'Es handelt sich ... in Wirklichkeit um verschiedenartige Unvollkommenheit, entweder an einzelnen [Artikulations-] Stellen z. B. der Lippen (*H̥*), der Vorderzunge ..., der Hinterzunge ..., oder um allgemeine Unvollkommenheit infolge zu schwacher (*H̀*) oder zu kurzer Artikulation (*H̆*).' Im Engl. und (Nord-)Deutschen haben die langen und 'kurzen' (ich würde lieber sagen: zu kurzen) Vokale eine verschiedene Klangfarbe und Artikulationsweise. Vf. bemerkt nun S. 8: 'Für die Franzosen ist die ganze Schwierigkeit gar nicht vorhanden ... Im Franz. nämlich bleibt die Qualität eines Vokals auch bei Veränderung der Quantität durchaus konstant.' Wird die Dauer zu kurz, so wird natürlich der Vokal zu *H̆*, resp. in schwachen Silben *H̀*, wenn er nicht ganz verschwindet; das zeigt die Geschichte der französischen Vokale, das ihre natürliche, schnellere Aussprache in der lebenden Sprache. Außerdem gibt Vf. S. 11 selbst zu: 'Das a bildet ... in gewissem Sinne eine Ausnahme von unserm Prinzip über die Konstanz der Qualität.'

'I. Teil: **Analysis.** A. Die rein oralen Vokale. 1. Aufstellung einer franz. Vokaltafel.' Vf. geht dabei vom BELLschen Schema aus und ordnet die franz. Vokale nach seiner Auffassung in die Fächer ein, zum großen T. nicht in Übereinstimmung mit anderweitiger Einordnung. Loben könnte man dabei, dass er den a-Laut in die Reihe der 'mixed', richtiger der mit Artikulation der Mittelzunge hervorgebrachten Vokale unten stellt; denn das ist die richtige Stelle für den reinen a-Laut. Nun ist aber an Stelle dieses *a* im Franz. *Ā* und *Æ* üblich, von welchen ersterer dem 'back low round', letzterer dem 'front low' sich nähern und danach gestellt werden müßten. Mit Unrecht setzt Vf. *u o ʊ* in die Reihe der 'mixed round', statt in die der 'back round'. Ein 'wide', richtiger unvollkommener Vokal wird gar nicht verzeichnet, 'da offenbar peur und peuple, zu dem sich übrigens auch ... der Vokal von que stellt ..., nur durch die Quantität differieren'. Nach meinen Beobachtungen gehört jedenfalls der Vokal in que zu den oben angedeuteten unvollkommenen Vokalen, wenigstens bei natürlicher Aussprache; bei schnellerem Sprechen auch wohl noch andere. Auf die einzelnen Bemerkungen durch welche Vf. seine franz. Vakaltafel begründet, kann ich hier nicht eingehen; als 'allgemeine Merkmale' ergeben sich ihm für die franz. Vok. folgende:

'a) alle Vokale sind eng.

b) Beide Vokalreihen, sowohl die gutturalen als die palatalen, sind vordere [BELLS 'outer', im Gegensatz zu 'inner']

c) Die Labialisierung der Reihen 1—3 ist stark ausgeprägt.

Diese drei Punkte bilden die "Operationsbasis" ... für die franz. Vok.... Das oben aufgestellte Prinzip über die Konstanz der Qualität ist eine notwendige Folge der steten Engheit'. Weiter fügt Vf. hinzu: 'daß auch die franz. Konsonanten sämmtlich eng sind.'

Zu a) habe ich mich bereits ausgesprochen, sowie zu b) was die Hinterzungenvokale angeht; die Vorderzungenvokale sind nicht mehr vordere, als z. B. die entsprechenden deutschen. Zu c) will ich um Mißverständnissen vorzubeugen, bemerken, daß die Lippenrundung jedenfalls energischer

ist als im Englischen, weniger energisch jedoch als im Schwedischen. Von Lippenlängung spricht Vf. nicht; dafür gibt es ja im Bellschen Schema keine Stelle.

Über die Entwickelung und das Wesen des franz. 'Accents' finden wir eine Anm. auf S. 15, mit welcher ich die Anm. auf S. 130 dieser ztschr. zu vgl. bitte.

Von S. 16 ab wird 2) die spezielle Phonetik des 16. Jh. nach den gen. Quellen behandelt. Ich möchte dabei auf das S. 25 über 'das weibliche e' gesagte aufmerksam machen, insofern Vf. hier seine frühern Angaben teilweise modifiziert: 'In andern Fällen... sinkt es zu einem dumpfen Laute herab, der zwar auch den Charaker eines ö bewahrt, aber wegen seiner Schwäche kaum auf den Wert eines engen Vokals Anspruch machen kann... Die Ausnahme, welche dadurch dem Prinzip der Vokalenge erwächst, ist insofern begründet, als diese Silben in der That in bezug auf den Accent den andern nicht gleichwertig... sind.'

'B. Die nasalierten Vokale. 1. Allgemeine [?] Phonetik der franz. Nasalvokale... (Merkmal a). Der Vokal sinkt bis auf die tiefste Stufe seiner Reihe [ich würde sagen bis auf den größern Öffnungsgrad seiner Reihe; phonetischer Grund: weil bei kleinern Öffnungsgraden das Gaumensegel kaum gesenkt werden kann, ohne den Ausfluß der Stimme durch den Mund zu sehr zu hemmen]... (Merkmal b). Der Vokal wird aus der vordern (sei es gutturalen oder palatalen) Stellung in die hintere ['inner'] zurückgezogen [nach meinen Beobachtungen eher zur Indifferenz, d. h. zur mittleren Zungenartikulationsstelle. Wenn Vf. bemerkt: 'ã und õ sind mehr guttural als å und ò', so ist solche akustische Wirkung begreiflich, weil durch Senkung des Gaumensegels der Öffnungsgrad an der Hinterzungenstelle verringert werden muß; vgl. das folgende]... (Merkmal c). Der lange Vokal wird zum weiten', d. h. richtiger der vollkommen artikulierte zum partiell unvollkommenen, was insofern sich anatomisch und physiologisch für die Zungenartikulation erklärt, als es natürlich ist, daß mit Erschlaffung der Gaumensegelmuskel auch die der damit teilweise zusammenhängenden Zungenmuskel (vgl. diese ztschr. S. 136) — um von den Nerven nicht zu sprechen — eintritt. Die Lippenartikulation wird, wie Vf. richtig bemerkt, davon nicht betroffen. 2. Behandelt Vf. die Nasalierung im 16. Jh.

'II. Teil: **Synthese.** A. Ein- und Absätze der Vokale. B. Verbindung mehrerer Vokale. Diphthonge.'

Das der Inhalt der interessanten Abh. Ich bin überzeugt, daß, wenn Vf. nicht von einem aus mangelhafter Induktion entwickelten Vokalschema (vgl. meine Kritik desselben diese ztschr. S. 156] beeinflußt worden wäre, seine Ergebnisse jedenfalls noch wertvoller gewesen sein würden.

Lencastre F. de: NOUVELLE MÉTHODE PRATIQUE ET FACILE POUR APPRENDRE LA LANGUE PORTUGAISE COMPOSÉE D'APRÈS LES PRINCIPES DE F. AHN. — Leipzig, Brockhaus, 1883. — 12°, I. 88; II. 164; III. 68. M. 3,20.

Die Ahnsche Methode ist ja an sich nicht 'neu': sie ist 'leicht' für den lernenden und lehrenden; für den letztern freilich zu leicht, d. h. es gibt Unterrichtsweisen, welche an denselben höhere Anforderungen stellen, aber auch zu bessern Ergebnissen führen. Der erste Teil ist vorbereitend: er beginnt mit der Aussprache, deren Beschreibung jedoch weder ganz klar, noch ausreichend und deren graphische Darstellung geradezu verfehlt ist. Das überlieferte Wortbild sollte unverändert bleiben und eine wirklich phonetische Transskription an gehöriger Stelle daneben gegeben werden. Ein sachverständiger Lehrer ist für diese Seite der Sprache bei Benutzung des Buches jedenfalls im Anfang unentbehrlich. Der zweite Teil enthält eine mehr systematisch geordnete Grammatik; der dritte Lesestoff. 'Praktisch' ist der Gedanke, das Franz. zur vermittelnden Spr. zu verwenden, da einerseits eine gewisse Kenntnis desselben bei denen, welche Portugiesisch als fremde Spr. lernen wollen, wohl im allgemeinen vorausgesetzt werden kann, und andrerseits auf diesem Wege eine natürliche Vergleichung nahe verwandter Sprr. erzielt wird, wodurch die bei Erlernung jeder Sprache notwendigen Associationen wesentlich erleichtert werden. Die im Portug. und Franz. verwandten Stämme wird auch der Anfänger bald als solche erkennen; für die verwandten Endungen ist die Übersicht III. 8 zu vgl.: Modifications de quelques terminaisons dans les mots qui ont la même étymologie en français et en portugais.

Masing F.: LAUTGESETZ UND ANALOGIE IN DER METHODE DER VERGL. SPRACHW. — Petersburg, Kranz, 1883. — 8°, 54. M. 1,80.

Vf. definiert S. 7: '**Lautgesetze** sind aus der Beobachtung bestimmter Gleichmäßigkeiten,

welche in einer bestimmten Spr. und Zeit erscheinen und nur für diese Gültigkeit haben, abstrahierte Bestimmungen für den historisch nachweisbaren mechanischen Lautwandel im formalen Sprachstoffe. Daß diese Definition die Fassung des Begriffes "Gesetz" in dem Sinne, wie er in der Physik und Chemie gebraucht wird, ausschließt, ist einleuchtend; denn ein Lautgesetz stellt nicht, wie ein Naturgesetz, fest, was unter gewissen Bedingungen immer wieder eintreten muß'; vgl. diese ZTSCHR. S. 211. Vf. verfolgt die Entwickelungsgeschichte des Begriffs Lautgesetz in den Arbeiten von BOPP, RASK, J. GRIMM, POTT, SCHLEICHER, G. CURTIUS, TH. BENFEY, GRASSMANN, VERNER, SCHERER, WHITNEY, LESKIEN, BRUGMANN, OSTHOFF, PAUL.

Die letzteren Forscher haben sich auch, mehr oder minder, um die Entwickelung des Begriffs **Analogie** im modernen Sinne des Wortes verdient gemacht. Derselbe wird S. 18 definiert: 'Unter Analogie oder Formassociation versteht man also die meist unbewußte Neubildung von Sprachformen infolge einer Verknüpfung oder Association von Vorstellungen (einer Ideenassociation, die natürlich ein psychischer Akt ist)... Analogiebildungen oder Associationsbildungen [im Gegensatz zu den auf dem physiologischen Wege des Lautwandels entstandenen lautgesetzlichen Bildungen]... S. 20: 'Am deutlichsten spricht sich CURTIUS über die Vollberechtigung dieses Erklärungsprinzips ... [BEMERKUNGEN ÜBER DIE TRAGWEITE DER LAUTGESETZE, 1870, S. 2] aus: "Für die Sprachforschung sind zwei Fundamentalbegriffe von der höchsten Wichtigkeit, der der Analogie und der des Lautgesetzes. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß auf der Ausdehnung, welche man jedem dieser beiden Begriffe im Leben der Sprachen glaubt geben zu müssen, ein großer Teil der Meinungsverschiedenheit beruht, welche über Einzelfragen stattfindet".' Jüngere Sprachforscher stellen nun den Grundsatz auf: 'Die Lautgesetze ... wirken ausnahmslos, und Bildungen, deren Gestalt durch die Wirkung der Lautgesetze nicht erklärt werden kann, sind Analogiebildungen', nicht bloß in den jüngern Sprachperioden, sondern in derselben Weise in den ältern.

Von S. 23 ab werden 'die auf der Wirkung der Lautgesetze und der Analogie beruhenden **methodischen Grundsätze**' eingehender behandelt und zwar:

'A. die Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze' sc. 'innerhalb derselben Zeit und derselben engeren Sprachgemeinschaft'. 'Zunächst muß hervorgehoben werden, daß man ... alle Bildungen und Gestaltungen, welche diese Gesetze nicht bestätigen, in Abzug bringen und dieselben, eben weil sie das nicht thun, darauf hin untersuchen muß, ob sie ihre Gestaltung der Wirkung einer Analogie verdanken, ober ob sie Reminiscenzen aus einer älteren Sprachperiode oder aus einem verwandten Dialekt herübergenommene Lehnwörter, also Fremdwörter im weitern Sinn sind.' 26: 'Auf induktivem Wege kann die Ausnahmslosigkeit der der Lautgesetze nicht erwiesen werden ... Demnach kann die Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze nur auf deduktivem Wege bewiesen werden'. Vf. wendet sich dann S. 30 gegen das Prinzip der Bequemlichkeit 'als hauptsächlichsten Erklärungsgrund für den Lautwandel' und gegen die Veränderung der Sprachorgane als Ursache des Lautwandels und kommt so zur Frage S. 31: 'Worin haben wir nun aber den eigentlichen Grund des physiologischen Lautwandels zu suchen? In der Thatsache, daß jedes redende Individuum die Sprachlaute nicht physiologisch genau so wiedergibt, wie sie ihm vorgesprochen werden, z. T. aus Bequemlichkeit..., hauptsächlich aber weil sein Gehörorgan nicht hinreichend genau perzipiert, und weil seine Sprachorgane nicht hinreichend genau das gehörte reproduzieren, mit einem Worte, weil es individualisiert.' Diese Individualisierung werde aber von der Umgebung reguliert oder korrigiert und so die Einheitlichkeit der Mundart, resp. Sprache gewahrt. 33: 'Können sich im physiologischen Lautwandel an sich innerhalb derselben Mundart Ungleichmäßigkeiten oder Abweichungen dauernd festsetzen?' Diese Frage glaubt Vf. verneinen zu müssen und berechtigt zu sein, 'somit die Lautgesetze in dem begrenzten Sinn für ausnahmslos wirkende zu erklären'. Ich weiß nicht, ob alle Leser diesen seinen deduktiven Beweis für ausreichend halten werden.

'B. Die Analogie oder Formassociation bei der Erklärung von Sprachformen. Der erste der beiden auf der Wirkung der Analogie beruhenden methodischen Grundsätze lautet: Alle Sprachformen, deren Gestalt durch die Wirkung der anerkannten Lautgesetze nicht erklärt werden kann, aber auch nicht erklärt werden darf [wonach ist letzteres zu beurteilen?], sind, soweit sie nicht auf der oben ... dargelegten Entlehnung im weitesten Sinne beruhen, Analogiebildungen ... Zum zweiten ...: Da allgemein anerkanntermaßen die Analogie oder Formenassociation im Leben der neueren idg. Sprr., deren Geschichte wir durch Jhh. bis in die

lebenden Volksmundarten hinein verfolgen können, eine sehr bedeutende Rolle spielt, so ist diese Art von Neubildungen unbedenklich in dem erwähnten Umfang auch für die älteren Sprachperioden anzuerkennen.' Vf. unterscheidet weiter:

1. stoffliche Analogiebildungen (bei Gemeinsamkeit des Wortstoffes z. B. nhd. 'wir starben' statt wir sturben nach ich starb);

2. formale Analogiebildungen bei Gleichheit der Funktion und Bedeutung der Wortform z. B. Übergang nhd. starker in die schwache Konjugation.

Schließlich empfiehlt Vf. diese Ergebnisse der Sprachw. im Sprachunterrichte zu verwerten, die Unregelmäßigkeiten nicht in den Anfängen und 'nicht ohne jegliche Erklärung als gleichfalls gesetzmäßige Bildungen dem Gedächtnis aufzubürden'.

Über die leidige Frage der Lautgesetze und Analogie ist nun schon so viel geschrieben; aber abgeschlossen ist sie noch immer nicht, auch nicht durch obige Abh. Die Forscher hüben und drüben sind noch weit von einer Verständigung entfernt; mit schuld sind daran Mißverständnisse, welche aus den in der Frage gebrauchten Ausdrücken entspringen (z. B. 'Naturgesetze'). In allen sprachlichen Erscheinungen vom Satz bis zu den Lauten nicht bloß, sondern weiter noch zu den elementaren Bewegungen, den Artikulationen, haben wir ja eine naturwissenschaftliche, eine psychologische, eine historische Seite. Diese können wir in wissenschaftlicher Abstraktion wohl sondern, in den wirklichen Spracherscheinungen haben wir sie stets vereint. Der Ausdruck 'Naturgesetz' in dem engeren Sinne des Wortes, der die geistige Seite ausschließt, ist also auf sprachlichem Gebiet in Wirklichkeit nicht berechtigt, noch weniger der Zusatz 'ewig'. Und mit der Frage, ob 'ausnahmslos' oder nicht, graben wir wieder die Streitaxt aus, welche dermaleinst zwischen Analogisten und Anomalisten mit so großer Erbitterung geschwungen worden. Wäre es nicht besser in dem Streben fortzufahren die 'scheinbaren Unregelmäßigkeiten' auf (z. T. ältere) Gesetze zurückzuführen, welche in dem Kampf ums Dasein vor den jetzt herrschenden Gesetzen haben weichen müssen, für welche historische Erklärungsweise uns Verner ein so treffliches Beispiel gegeben. Möchte letzterer bald wieder einmal von sich hören lassen.

Melde F.: Akustik. Fundamentalerscheinungen und Gesetze einfach tönender Körper. Mit 27 Abbildungen in Holzschnitt. — Intern. wiss. Bibl. LVI. Bd. Leipzig, Brockhaus, 1883. — 12°, VIII, 356. M. 7.

Vf. stellt sich die Aufgabe, die Fundamentalerscheinungen der Akustik: die einfacheren Schallschwingungen, die Art ihrer Erregung, die Gesetze der Schwingungszahlen, die Teilschwingungen, die Sichtbarmachung der Schwingungen auf den Körpern selbst, sowie deren Übertragung auf die Umgebung für Fachgenossen und alle Freunde wissenschaftlicher Forschung darzustellen, nach fremden und eigenen Arbeiten (v, vi). Er behandelt in zwölf Kapiteln: die Pendelbewegungen; die Wellenbewegungen (ausgehend von der Brüder Weber Wellenlehre, 1825, und mit Preyers Grenzen der Tonwahrnehmung, 1876, schließend); die Aufgaben der Akustik. Vf. definiert: die Ak. sei die Lehre von denjenigen Erscheinungen, die bei dem Akte des Hörens in Betracht kommen und unterscheidet physikalische und physiologische Akustik, in letzterer die betr. psychologischen Erscheinungen mit einbegreifend. Im wesentlichen nach Chladnis Akustik disponiert Vf. weiter S. 45:

1. Gruppe: Körper, welche durch Spannung elastisch werden:
   - A. Linienförmige: Saiten, Fäden.
   - B. Flächenförmige: Membranen.
2. Gruppe: Körper, die durch innere Steifigkeit elastisch sind:
   - A. Linienförmige: a) geradlinige: Stäbe, Röhren; b) krummlinige: Ringe, Stimmgabeln.
   - B. Flächenförmige: a) ebenflächige: Scheiben; b) krummflächige: Glocken, Rotationsflächen.
3. Gruppe: Körper, die durch Druck elastisch sind: namentlich die Luft.
4. Gruppe: Sirenen oder Stoßapparate.

Aus der folgenden Darstellung hebe ich für die Leser der Ztschr. hervor S. 208: die Strehlkeschen Tropfen, an welche ich durch Guébhards Vokalfiguren bei Bergonié Phonation 100 (s. meine Besprechung dieses Werkes oben S. 427) erinnert worden bin. S. 235 ff.: Schwingungen der Luftsäulen. S. 249: 'Reibungstöne'; Tyndall sagt: 'Der dünne Luftstrom

brandet gegen die scharfe Kante der Oberlippe [der Labial-Orgelpfeife] und bringt da ein schwirrendes Geräusch hervor, aus welchem gewisse Impulse durch die Resonanz der Pfeife verstärkt und in einen Ton verwandelt werden.' Dazu bemerkt Vf. S. 250: 'das, was wir Reibungston nennen, ist oft nichts einfaches, sondern ein Gemisch von mancherlei Vibrationen, deren Gesamtmasse deshalb besser Reibungs geräusch heißen sollte, wenn sich nicht doch aus diesem letztern ein bestimmter Hauptton heraushöbe, der bei der Resonanz zunächst das meistbestimmende ist.' Gleichwohl scheint es mir richtiger zu sein, die primäre Schallerscheinung Reibungsgeräusch, die sekundäre Resonanzton zu nennen. S. 298 u. ff. wird die Sichtbarmachung akustischer Schwingungen von Flammen mittelst eines rotierenden Spiegels (welcher zu diesem Zweck zuerst von WHEATSTONE 1834 verwendet worden) dargestellt; vgl. meinen Artikel, AKUSTISCHE ANALYSE UND SYNTHESE im ersten Teil dieser ZTSCHR. Am wichtigsten ist für die Sprachwissenschaft das zwölfte und letzte Kap.: Zungenpfeifen und Sirenen. Betreffs der von KRATZENSTEIN zu seinem Vokalapparat konstruierten durchschlagenden Zunge (vgl. diese ZTSCHR. oben S. 92) wird bemerkt, daß KR. darauf durch ein chinesisches Instrument, das Tscheng oder Tschiang geführt worden. Vgl. CHLADNIS Bericht in der ALLGEM. MUSIK. ZEITUNG 1821 S. 370. Auf S. 350 endlich gedenkt Vf. auch KÖNIGS Wellensirene, welche ich S. 104 dieser ZTSCHR. beschrieben.

Des Vf. Darstellung ist einfach, klar und sachgemäß; mit den klassischen Werken von HELMHOLTZ (TONEMPFINDUNGEN) und TYNDALL (SOUND) dürfen wir seine Arbeit natürlich nicht vergleichen.

MICHAELIS G.: ÜBER DIE PHYSIOLOGIE U. ORTHOGR. DER ZISCHLAUTE MIT BES. RÜCKS. AUF D. HEYSESCHE REGEL. ZUGLEICH ALS 2. A. D. SCHR. 'ÜBER DIE PHYSIOL. U. ORTH. D. S-LAUTE 1863'. — BERLIN, MITTLER U. S., 1883. — 8°, 94. M. 2.

Die Schreibung der Zischl. mittelst der lat. und der davon abgeleiteteten sog. deutschen Buchst. wird histor. eingehend durch die versch. Jahrh. und in versch. Sprachen verfolgt. Auf S. 59 (vgl. 94) finden wir die Bemerk.: 'Zu einem Urteile über die Stellung der polnifchen z', s' werden wir wohl am ficherſten durch ſtomatoskopiſche Bilder gelangen, die hier zur Zeit noch felen.' Das vom Vf. vermißte Bild ist von mir oben in dieser ZTSCHR. Tab. IV. 7ª (vgl. daselbst S. 180 A. 5) gegeben, wonach die Zunge bei diesen Lauten an zwei Stellen artikuliert; es verbindet sich gleichzeitig postalveolare Enge mit unvollkommener Enge an der Stelle der A. linguo-palatalis media. Hierdurch erledigt sich die Streitfrage, ob diese Laute vor der ʃ-Stelle (K. HEYSE, RAPP, GRÜTZNER) oder hinter derselben (SCHLEICHER, MICHAELIS) artikuliert werden, in befriedigender Weise. In der Unterscheidung der Zischl. scheint der Vf. hier (vgl. namentlich S. 79 u. 93) wie in seinen andern Arbeiten zu weit zu gehen. Vgl. diese ZTSCHR. S. 180 u. 86.

MIKLOSICH F.: BEITRÄGE ZUR LAUTLEHRE DER RUMUNISCHEN DIALEKTE — WIENER AKAD. GEROLD. 8°: VOKALISMUS I. 34 S. II. 72 S. 1881. VOKALIMSUS III. KONSONANTISMUS I. 78 S. 1882. KONSONANTISMUS II. 94 S. 1882. LAUTGRUPPEN 74 S. 1883. M. 4,30.

Wenige Arbeiten auf besonderem Sprachgebiet dürften mit soviel Recht ihren Platz in der Bibliogr. einer allg. sprachw. Ztschr. finden als die des Vf.; sind letztere doch wahre Muster für die Methodik der Einzelforschung wie der Sprachvergleichung und reich an Ergebnissen und Anregung für die Sprachforschung überhaupt.

Unter rumun. Dial. versteht Vf. den macedo-, den istro- und den daco-rumunischen. Seine Untersuchung ist eine historische, namentlich von lateinischer, aber auch albanischer und slavischer Grundlage aus. Die Erklärung des Übergangs eines Lauts in einen andern überläßt er 'mit wenig zahlreichen Ausnahmen' den Phonetikern. Letztere werden freilich hier und da eine genauere akustische und physiologisch-genetische Beschreibung der betreffenden Laute resp. eine phonetische Transskription vermissen, wenn auch Vf. VOK. I. 6 bemerkt: 'Die gewählte Schreibung läßt über die Natur der Laute wohl keinen Zweifel aufkommen.' Vf. bringt zahlreiche Beispiele, z. T. vollständig, besonders für das Mrum. und Irum., welche 'fast völlig unbekannte' Dial. sind. 'Die Mitforscher sollen durch das ihnen gebotene Material in die Lage kommen, meine Regeln tiefer zu begründen oder genauer zu formulieren oder umzustoßen.' Vf. handelt zuerst im allg. von den Vok., welche er mit ę und ĭ umschreibt: ę Ъ in drum. bęgá inserere ist nach dem Dafürhalten des Vf. = e in fr. benêt. 'Ausser dem ę findet sich

im Drum noch ein Vokal, den man als unvollkommen gebildet oder unbestimmt bezeichnen muß: es ist der hier durch ї ausgedrückte Vokal, der als ein energisch artikuliertes [trotzdem unvollkommen?] ę anzusehen und aus diesem entsprungen ist. ї ist das aslov. ъı, poln. y, russ. ы.' Vf. findet für ї das Beisp. des engl. sir zweckmäßig und nennt ę und ї 'dumpfe Vokale'. S. 8: 'Es kann allerdings nicht in Abrede gestellt werden, dass die Laute ę und ї in manchen Fällen nicht leicht zu scheiden sind. Bei dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft sind wir genötigt, die dumpfen Vokale als aus hellen hervorgegangen anzusehen. Es gibt wohl keinen Vokal im Rumun., der nicht in einen dumpfen übergehen könnte: der Grund dieser Veränderung liegt entweder in der Accentlosigkeit oder in der Kürze des Vokals. Dasselbe gilt von den anderen Sprachen mit dumpfen Vokalen' [vgl. diese ZTSCHR.. 98, 155, 179 Anm. 2 und 4, 181 Anm. 7]. S. 9: 'Ich bin der Meinung, ę sei in der Sprache der Illyrier vorhanden gewesen, als diese durch Kolonien romanisiert wurden. Dafür spricht das heutige Albanesisch, das der Nachfolger des Illyrischen ist . . . Der Laut ї bingegen hat sich im Rumun. aus ę entwickelt.'

Vf. behandelt nun die Entwickelung der lat. Vokale zu rumun.: a S. 10 ff. S. 28: 'Viele rumun. Worte bieten im Anlaut ein a, bei dem ein historischer Ursprung unnachweisbar ist, das vielmehr nur in lautlichen Verhältnissen seinen Grund hat: es ist dies das prothetische a: mrum. arádu rado'. S. 31: 'Es ist ein richtiger methodischer Grundsatz, Zusätze, wie die sogen. prothetischen Vokale, etymologisch zu erklären, was jedoch nicht immer gelingt. Das bloß lautliche wird am leichtesten vor Doppelkonsonanz begriffen: vor einfacher Konsonanz denkt man an die Entstehung des a aus dem Stimmton des folgenden Konsonanten, eine Lehre, die uns in einigen Fällen im Stich läßt: doch darüber mag sich die Phonetik aussprechen.' Die **Frage der prothetischen Vokale** verdient in einer besonderen Arbeit behandelt zu werden, welche um so interessanter werden dürfte, als darin die verschiedenen Seiten der Sprachw., die naturwissenschaftliche, die psychologische und die historisch-vergleichende gleicherweise zur Geltung kommen dürften. Nach vorläufiger Schätzung kann ich für meine Person an dieser Stelle nur einige Andeutungen machen. Wir haben es hier mit einer weit verbreiteten Erscheinung zu thun; vgl. CORSSEN: AUSPR. [1] I. 289; CURTIUS: GR. ET. [4] 710; DIEZ: ROM. GR. [3] I. 241; FOY: LAUTS. D. GR. VULGÄRSPR. 110; POTT: ET. FORSCH. [1] II. 125; 2. A. II. I. 384; SCHUCHARDT: V. D. VULGÄRL., II. 337, III. 271; PALMER: S. GR. ARAB. 63 (vgl. meine Bespr. S. 476) u. aa. Gleichwohl ist es kein ausnahmsloses Naturgesetz, wo nur physische Kräfte in Frage kämen, sondern eine Art 'Mode', die sich z. T. allmählich entwickelt (SCHUCHARDT II. 348) und bei welcher auch psychische Faktoren eine Rolle spielen. Die letzteren in jedem einzeln Fall zu bestimmen dürfte schwer sein, nicht leicht auch die physiologischen: Phonetisch sind die Wörter im Satz in der Regel nicht so geschieden wie grammatisch (I. ZTSCHR. 169); nur der Satz wird vom Satz phonetisch gesondert Wir haben also nicht bloß die Anlautung des betreffenden (sc. zunächst ohne den prothetischen Vokal gedachten) Wortes bis zum ersten Vokal excl., sondern auch die Auslautung des vorhergehenden bis zum letzten Vokal excl. (resp., wenn jenes das erste Wort des Satzes sein sollte, die Ruhelage) ins Auge zu fassen (vgl. z. B. BLANC: ITAL. GR. S. 116 über in, con, per, non vor s impurum). Ist nun diese gesamte Konsonantengruppe eine solche, die sich schwierig zwischen zwei Vokalen aussprechen läßt, so wird der sprechende geneigt sein, einen Vokal an der Wortscheide einzuschalten, um so eher, wenn die Anlautung stimmhaft ist. Viel hängt dabei von der nationalen Gewöhnung ab, vgl. z. B. die Behandlung von Fremdwörtern im Chines. Bereits früher (I. ZTSCHR. 169) habe ich bemerkt, 'daß im allg. Stärke und besonders Stimmstärke und Öffnung des Ansatzrohrs bis zum Phon (Silbenhauptlaut) zu-, von da an abnehmen, wodurch die Einheit der Silbe in sich im Gegensatz zu den andern mit bedingt ist. Es ist dies ein Gesetz, an welches sich einige Völker mehr (wie z. B. die Romanen), andere (wie die Germanen) weniger binden.' Die Anlautungen *sk*, *st*, *ʂt*, z. B. sind abgesehen von der obigen Auslautung schon an und für sich obigem Silbengesetz nicht gemäß, insofern die Öffnung des Ansatzrohrs nicht bis zum Silbenhauptlaut zunimmt (Enge, Schluß u. s. w.); mit dem prothetischen Vokal erhalten wir zwei Silben, welche nunmehr gesetzmäßig werden. Ich brauche nicht noch hinzuzufügen, daß, nachdem zur Erleichterung der Aussprache in gewissen Gruppen die Prothese des Vokals eingetreten, die Analogie die Prothese mehr verallgemeinern kann, selbst auf Fälle, wo ein physiologischer Grund nicht vorliegt. So sagt z. B. BLANC a. a. O. 116: 'Ja die Neigung, durch Vorsetzung des i die Aussprache zu

mildern, ist der Sprache so tief eingeprägt, daß man sehr häufig . . . diese Form ohne alle Not angewendet findet . . . PURG. 31. 139: o isplendor di viva luce eterna.'

E behandelt Vf. VOK. II. 3 ff. S. 14: 'Betontes e wird ea, wenn in der folgenden Silbe a, ę oder offenes e . . . steht. Diese durch die Eigentümlichkeit rumunischer Sprachwerkzeuge [ich würde lieber sagen: durch rumunische Mode] bedingte . . . Wandlung erleidet das e . . .; das a, das diese Verwandlung bewirken soll, muß jedoch mit der vorhergehenden Silbe ein Wort bilden . . . ea ist unter dem Druck des Accentes aus e hervorgegangen, eine Veränderung, die als Assimilation an das folgende a, ę und offene e anzusehen ist: ea für e ist demnach wesentlich ein Fall der Vokalharmonie.' Dazu S. 71 unter Berichtigungen und Ergänzungen: 'Wenn ea für e als ein Fall der Vokalharmonie erklärt wird, so geschieht dies mit dem Bewußtsein, daß der Ausdruck im Rumun. eine andere Bedeutung hat als im Magy., denn während sich im Rumun. der Wurzelvokal dem Vokal des Suffixes im weitesten Sinne des Wortes anbequemt, folgt im Magy. der Vokal des Suffixes dem der Wurzel.' Man könnte also eher an den deutschen 'Umlaut' denken, doch auch dieser Vergleich würde hinken; ich würde lieber von 'vorläufiger Vokalanpassung' sprechen. Vgl. meine Besprechung von RADLOFFS PHON. S. 484.

Zu b bemerkt Vf. KONS. II. S. 22.: 'Vor i geht b mrum. und in einigen Teilen des drum. Sprachgebietes in d' über: mrum. d'íne, drum. bíne . . . Der Hergang ist folgender: zwischen b und i schiebt sich ein parasitisches j ein, wie dieses bei pi der Fall ist: bjíne aus bíne bene; zwischen b und j erzeugt sich gleichfalls parasitisches d [?], das mit j das weiche d bildet: bjíne, bdjíne, bd'íne; b vor d' fällt ab: d'íne.' Wäre es nicht einfacher anzunehmen, daß an Stelle von bjíne das genetisch bequemere djíne getreten, welches in seiner akustischen Wirkung mit jenem leicht verwechselt werden kann. Vergessen wir nur nicht, daß bei der Erlernung und Übertragung der Wörter die Nachahmung nach dem Gehör eine Hauptrolle spielt. S. 45: 'Die Laute k und g sind einer dreifachen Veränderung unterworfen: 1. k geht über in tš, g in dž . . . 2. k wird durch ts, g durch dz ersetzt . . . 3. Vor i wird k in t', g in d' verwandelt . . . Alle Veränderungen von k und g beruhen zunächst auf dem [sprungweisen, infolge ungenauer akustischer Auffassung, oder allmählichen ? — hier würde ich genetischer Erklärung den Vorzug geben, vgl. meine PHON. I. 79 —] Übergange dieser Laute in t und d vor j, der in dem Fortrücken der Artikulationsstelle nach vorne, daher in der bequemeren Aussprache seinen Grund zu haben scheint.' S. 47: 'Was von den slav., gilt wohl auch von den romanischen Sprachen. Wie tš, dž und ts, dz von einander unabhängig entstanden sind, so sind t' und d' nicht aus einer von den angeführten Formen hervorgegangen, noch liegen sie einer von ihnen zu Grunde. Diese meine Ansichten habe ich hier deswegen vorgetragen, weil, wie ich sehe, von den Meistern des Fachs davon ganz abweichendes gelehrt wird. Vergl. G. I. ASCOLI, STUDJ CRITICI II. 449, 455.' S. 77: 's wird š vor i: bešíkę vesika.' Vgl. 78. Dabei wird die Zungenartikulation allerdings erleichtert; vgl. I. ZTSCHR. Tab. III. 7a für *i*; IV. 7 für *ş* und 8 für *s*; wegen der Lippenartikulation vgl. jedoch S. 180.

Lautgruppen S. 32: '3. Accent. Wie in den anderen romanischen Sprachen, so gilt auch im Rumun. der Satz, daß der Accent im allg. seine ursprüngliche Stelle behauptet, DIEZ I. 468.' Wozu wir I. ZTSCHR. 169 und 130 Anm. über den 'Accent' zu vgl. bitten. Am Schluß gibt Vf. ein sehr vollständiges Litteraturverzeichnis S. 66—74.

MIKLOSICH F.: GESCHICHTE DER LAUTBEZEICHNUNG IM BULGARISCHEN — S. A. der WIENER AKAD. — GEROLD, 1883. — 4°, 48. M. 2,40.

In der Einleitung erörtert Vf. die Beziehung des Bulg. zum Altslovenischen. Vf. ist der Ansicht, 'daß das heutige Bulg. von dem Altslov. der ältesten Denkmäler durch eine breite Kluft getrennt ist' (5). 'Keine von den heutigen slav. Spr. kann sich unmittelbarer Abstammung vom Altslov. rühmen: am nächsten stehen demselben jedoch das Neuslov., das Bulg. und das nun ebenfalls ausgestorbene Dakoslov.'

Im I. Teil betrachtet Vf. die Bezeichnung und Entsprechung der einzelnen Laute. S. 7: 'Dem altslov. ъ steht bulg. der Laut ę . . . gegenüber', den der engl. Missionär C. F. MORSE dem u im engl. thus, unserm ə̆ gleich stellt. Vf. selbst hat ę in der oben besprochenen Arbeit mit e in fr. benêt unserm ə̆ identifiziert. Beide Bestimmungen lassen sich nur insofern vereinbaren, als man unter ę einen **unvollkommenen Vokal** der Gattung nach versteht, wie ich I. ZTSCHR. 155,

175, 181 durch *ŭ* und *ù* solche unvollkommene Vokale, resp. die zu kurzen (in 'betonter' Silbe) und zu schwachen (in 'unbetonter' Silbe) transskribiert habe; vgl. übrigens den 3. Teil unten. Vf. bemerkt weiter: 'Manche Bulgaren behaupten, ihre Sprache besitze einen von ъ verschiedenen, durch ь zu bezeichnenden Laut. Meinem Ohre blieb derselbe unfaßbar . . . Indem ich das gehörte und gelesene überlege, komme ich zu folgendem Resultate: ь ist im Inlaut, weil von ъ nicht verschieden, entbehrlich . . . Was vom Inlaut gilt, glaube ich vom Auslaute sagen zu dürfen . . . Daß sich betontes ę von unbetontem unterscheidet, ist begreiflich [vgl. meine *ŭ* und *ù*], und daß jenes dem russ. ы ähnelt, erinnert an aslov. y durch Dehnung aus und für ъ . . . Eine besondere Bezeichnung des betonten ę halte ich nicht für notwendig'. Für historische Sprachvgl., wo tote Sprachen in Betracht kommen, deren Lautnüancen man nicht genau bestimmen kann, mag die alleinige Bezeichnung der Gattung der unvollkommenen Vokale ausreichen; für phonetische Zwecke, namentlich für Vgl. der Lautvarietäten von nahestehenden lebenden Dialekten, in größerer Anzahl, ist nach meiner Ansicht Unterscheidung von Arten und Varietäten, von zu kurzen und zu schwachen unvollkommenen Lauten notwendig.

In seiner folgenden historisch-vgl. Untersuchung unterscheidet Vf. dakoslov. und eigentlich bulg. Texte. Die heutigen Dialekte des Bulg. teilt Vf. S. 9 weiter in ungrische, süd- und nordbulg., bemerkt aber S. 31, daß die letzte Teilung nur als eine vorläufige anzusehen sei.

Im 2. Teil gibt er Proben der Lautbezeichnung in zusammenhängender Rede im Dakoslov. und Bulg. (nach den drei Dialekten).

Im 3. Teil macht Vf. einen Vorschlag zur Bezeichnung der bulg. Laute. Er geht dabei 'von der Überzeugung aus, daß die phonetische Schreibung im Bulg. mit voller Konsequenz undurchführbar ist [?] und daß bei den Abweichungen von dem phonetischen Prinzip die andern slav. Sprachen berücksichtigt werden müssen . . . Die größte Schwierigkeit bietet ъ dar, das einen dumpfen, dem u im engl. but nahe kommenden [also doch nicht gleichen, vgl. den 1. Teil] Laut hat . . . Meine teilweise historische Schreibung bedarf der Vereinfachung . . . Dadurch wird die Schrift allerdings nicht phonetisch: allein [schließt Vf. mit Resignation] wie viel phonetische Alphabete besitzt denn Europa?' Man begegnet bei den Transskriptionen der Vertreter der historisch-vgl. Sprachforschung häufig mehrdeutigen Buchstaben, welche nicht je einen bestimmten Laut eines bestimmten Dialekts in einer bestimmten Zeitstufe, sondern gleichzeitig die entsprechenden Laute einer Reihe von neben einander bestehenden verwandten Dialekten und nacheinander folgenden Phasen dieser Dialekte darstellen sollen (vgl. meine Besprechung der GABELENTZschen GR.) Das mag in gewisser Hinsicht praktisch und bequem sein. Wissenschaftlich ist es nicht: eine wissenschaftliche Transskription darf nur eindeutige Buchstaben, resp. Zeichen enthalten, wie ja auch die wissenschaftlichen Termini eindeutig bestimmt sein müssen. Andere Rücksichten mögen im gewöhnlichen, im nicht wissenschaftlichen Schreiben und Ausdruck gelten.

MIKLOSICH F.: SUBJECTLOSE SÄTZE 2. A. — WIEN, BRAUMÜLLER, 1883. — 8°, 76. M. 2.

Diese Abh. ist eine Umarbeitung einer im XIV. Bde. der Denkschr. d. philos.-hist. Klasse der Wien. Akad. erschienenen Schrift des Vf.: DIE VERBA IMPERSONALIA IN DEN SLAVISCHEN SPR. Vf. bringt auch analoge Erscheinungen anderer Spr. zur Vergleichung und bespricht die Ansichten über das Wesen der sogen. Verba impersonalia von Sprachforschern (QUINTILIAN, APOLLONIUS, HARRIS, SACY, VATER, C. L. KANNEGIESSER, K. W. HEYSE, BUTTMANN, BENFEY, STEINTHAL u. aa.) und von Philosophen (ARISTOTELES, HERBART, TRENDELENBURG BRENTANO u. aa.). Subjektlose Sätze finden sich nicht bloß in den idg. — gegen die Ursprüngin denselben BENFEY —, sondern auch in den semitischen, der äthiopischen, magyarischen Spr. STEINTHAL hatte in seiner Besprechung der 1. A. (ZTSCHR. F. VÖLKERPS. IV. 235—242) die Ansicht bekämpft, daß es subjektlose Urteile gebe (20). Dem gegenüber erörtert nun Vf. den Begriff des Urteils (21), und dies scheint mir der Angelpunkt zu sein, um den sich die Streitfrage dreht. Man hat von den gewöhnlichen bestimmten zweigliedrigen, d. h. Subjekt und Prädikat enthaltenden, Urteilen ungewöhnliche, nicht völlig entwickelte, eingliedrige, d. h. bloß Prädikat enthaltende unterschieden. 22: 'Wenn man mit FR. BRENTANO, PSYCHOL. I. 262 sagt: "Urteilen ist etwas (als wahr) annehmen oder (als falsch) verwerfen", so hat man eine adäquate, weil alle, auch die "ungewöhnlichen" Urteile in sich schließende Definition des Urteils.' 23: 'Ich habe diesen Gegenstand behandelt, weil ich in der richtigen Auffassung vom Wesen des Urteils

eine Stütze für meine Darstellung der subjektlosen Sätze gefunden zu haben glaube. Die früher sehr überschätzten Wechselbeziehungen zwischen Logik und Grammatik werden nun, wie mir scheint, mit Unrecht gänzlich abgeleugnet auf Grund der Darlegungen STEINTHALS.' S. 30 nennt Vf. Impersonale 'einen wissenschaftlich unbrauchbaren Ausdruck', da sein Begriff 'in hohem Grade schwankend' sei. Soweit der 1. allgemeine Teil.

Im 2. Teil bringt Vf. Spezielles: Er ordnet die Einzelheiten zuerst nach 'formalem' Prinzip: Subjektlose Sätze

I. mit einem Verbum activum: es blitzt;
II. mit einem Verbum reflexivum: hier sitzt's sich gut;
III. mit einem Verbum passivum: es wird getanzt;
IV. mit einem Nomen und dem Verbum esse: es ist kalt.

Sodann nach 'materiellem' Princip, indem er den subjektlosen Sätzen ad I. weiter unterordnet solche, die da ausdrücken:

1. die Existenz eines Gegenstandes: es gibt einen Gott;
2. eine Naturerscheinung: es donnert;
3. Affektionen des Leibes und der Seele: es schwindelt mir;
4. Sinnesempfindungen: es riecht nach Rosen;
5. eine Gewalt durch ihre Wirkung: es würgt mich (beim Brechreiz);
6. das Geheimnisvolle, Gespenstige: es spukt;
7. Die Vorstellung des Mangels und des Gegenteils: es mangelt an Soldaten;
8. abstrakte Verhältnisse: es geht mir gut.

S. 34: 'Wenn man diese Klassen der subjektlosen Verba übersieht, so begreift man, wie es kommt, daß die Subjektlosigkeit in so vielen Fällen eintritt: es werden seelische und leibliche Zustände bezeichnet, die wir nicht machen, die über uns kommen; Naturerscheinungen, deren Urheber uns unbekannt ist u. s. w.' Vgl. übrigens meine Besprechung von KERN.

MÜLLER F. MAX: LECTURES ON THE SCIENCE OF LANGUAGE. NEW EDITION. — LONDON, LONGMANS, GREEN & CO. 1882. — 2 voll. 12°, XX, 481; VIII, 668.

Nicht zur Anzeige sind obige Vorlesungen an die Redaktion gesandt; denn solcher bedürfen sie ja nicht mehr, da sie in den Bibliotheken nicht bloß der Sprachforscher, sondern der Gebildeten überhaupt ihren Platz seit lange sich selbst verdient haben; sie sind ein persönliches Geschenk des Verfassers an den Herausg., welcher letztere nun die BIBLIOGRAPHIE der I. ZTSCHR. mit ihnen zu schmücken sich erlaubt. Diese Gabe hat, wie ich bereits dem Vf. in meinem Dankschreiben ausgedrückt, mir um so größere Freude bereitet, als die LECTURES mir die Sprachwissenschaft an erster Stelle lieb gemacht haben, sei es nun durch die naturwissenschaftliche Methode oder die anerkannt kunstvolle Darstellung, welche die Ergebnisse schwieriger Forschung in klare, schöne Form kleidet.

Besonders hat mich die dritte Vorlesung des zweiten Bandes THE PHYSIOLOGICAL ALPHABET zu meinen eigenen Studien über die naturwissenschaftliche Seite der Sprache angeregt. Es kommt mir nun freilich so vor, als bin ich dabei dem Vf., welcher doch zuerst recht betont hat, daß die Akustik die Grundlage der Linguistik sein muß, in der naturwissenschaftlichen Richtung etwas zu weit gegangen, indem ich auch anatomische und physiologische Gebiete mehr in den Kreis der Betrachtung gezogen. Wenigstens schreibt er mir, freundlich erinnernd: 'Es muß durch alle Wissenschaften, scheint mir, eine Perspektive gehen.' So denke auch ich, solange es sich um einheitliche allgemeinere Forschung und einen Gesamtüberblick handelt. Sobald aber der Forscher die Einheit der Wissenschaft behufs Einzelbetrachtung und monographischer Darstellung zergliedert, muß er wohl auch seinen Standpunkt wechseln und gewissermaßen mit seinem Mikroskop von Stelle zu Stelle rücken; nur darf er dabei natürlich die Übersicht nicht verlieren. Daß aber die Einheit der Sprachforschung bei der berechtigten Teilung der Arbeit nicht abhanden komme, das soll eins der Hauptziele dieser ZTSCHR. bleiben. Und diesen letztern Zweck erfüllen ja des Vf. Vorlesungen in hervorragender Weise.

MÜNCH W.: ZUR FÖRDERUNG DES FRANZ. UNTERR. INSBESONDERE AUF REALGYMN. — HEILBRONN, HENNINGER, 1883. — 8°, IV, 100. M. 2.

In der Vorrede betont Vf. 'das Streben nach positiver Bildung' und 'die Fühlung mit dem Benachbarten'. Im ersten Abschnitt behandelt er '**allgemeine Prinzipienfragen**':

Es ringe unsere Zeit danach das 'Menschenbildungs-Ideal' 'etwas mehr auf naturwissenschaftliche Basis' zu stellen. Das Prinzip der herrschenden **synthetischen** Methode des Sprachunterrichts sei: 'Übermittelung der Sprachgesetze und planmäßige Nötigung zur Anwendung derselben', wobei Grammatik und Lektüre nicht in organische Beziehung zu einander kommen (3). Man verlange eine **Reform**, namentlich für die neuern Spr. In Direktorenkonferenzen stellt man schon die Forderung 'möglichster Lebendigkeit des Unterrichts, der Enfernung alles entbehrlichen Schreibwerks auf und es zeigt sich Neigung zu mehr induktorischem Verfahren, wenigstens für die Anfangsstufen' (5). Aus B. Schmitz: encykl. werden u. a. folgende Sätze hervorgehoben: 'durch die allzu überwiegenden schriftlichen grammatischen Übungen werden die Schüler in den meisten Fällen für den Gegenstand nicht eigentlich gewonnen ... Das Paradigmenlernen ist erst dann dem Schüler vollkommen heilsam, wenn er schon manche [lieber: wo möglich alle] Formen einzeln und zwar im Satze kennen gelernt hat ... Es ist unendlich besser, Fehler zu verhüten, als Fehler zu verbessern ... Am zweckmäßigsten werden Vokabeln und Phrasen nicht einzeln, sondern in Sätzen eingeübt und repetiert.' Weiter aus Perthes: reform des lat. unterr. resp. briefe über nationale erziehung, 1872: 'Aus Anschauungen durchs Auge und Ohr nimmt dieses [Knaben-]Alter Stoffe an und arbeitet in ihnen geistig [freilich mehr unbewußt] nach Analogien. Die Übersetzungen in die fremde Spr. lenken ... von dem Sprachinhalt gleichsam ab ... und stellen statt der Arbeit nach Analogie die nach Regeln und Gesetzen in den Vordergrund. Nachahmen und Nachbilden ist das vorzüglichste Thätigkeitsmotiv in diesem Alter ... Ein wesentliches Erfordernis ist die Aneignung des Sprachgefühls ... lasse der Lehrer überall das abstrakte aus dem konkreten hervorgehen ... Beim Vokabellernen ist nicht von den einzelnen Vokabeln, sondern vom Satze auszugehen ... Es leuchtet ein, daß die vorgeschlagene Methode der Art, wie das Kind die Mutterspr. erlernte, weit näher steht als die gegenwärtig übliche.' Aus Quousque Tandem: der sprachunterr. muss umkehren, 1882: 'Das Übersetzen in fremde Spr. ist eine Kunst, die die Schule nichts angeht' [wir würden wenigstens sagen: die nicht das Hauptziel des Unterr. sein darf]. Vf. will nun zwischen solchem neuen und dem alten vermitteln. Er versucht auf S. 13, 14 'eine zusammenfassende Charakteristik der wertvollen Forderungen der Neuerer' und sagt S. 15: 'Und so bekenne ich mich denn bereitwillig zu den dargelegten Grundsätzen.' S. 16: 'Zwei Methoden stehen einander beim Sprachunterr. prinzipiell gegenüber, die eine auf unmittelbare Aneignung gerichtet, die andere auf reflektierende ... Jene hat ihre vollste Verwirklichung in dem Erlernen der Mutterspr. ... Bei planmäßigem Unterricht aber ist von ihr in dieser ursprünglichen Natürlichkeit ja nicht mehr die Rede. Sie erfährt eine wesentliche Modifikation, nimmt eine entscheidende Wendung zur Wissenschaftlichkeit oder Geistigkeit, indem über die Nachahmung, Analogie und Gewöhnung hinaus bewußte planmäßige Induktion geübt wird. Die andere, die reflektierende Erlernung fremder Sprachen, ist das Bedürfnis des reiferen Geistes [führt aber bekanntlich in der Regel nur zu theoretischem Kennen, nicht zu praktischem Können] ... Und so gilt es denn in der That, drei verschiedene Momente geschickt zu vereinigen ..., nämlich das instinktive, das analytisch-induktorische und das deduktorisch-konstruktive.' Dieser Teil der Arbeit wird die Freunde der allg. Sprachw. am meisten interessieren. Weniger die folgenden Abschnitte: II. Lehrgang, III. Aussprache, IV. Sprechen, V. Schreiben, VI. Auswahl der Lektüre, VII. Behandlung der Lektüre, VIII. Hilfsdisziplinen und Hilfsbücher. Hier finden wir Vorschläge, welche jenen allgemeinen Prinzipien nicht immer entsprechen, vielmehr ein Kompromiß sein sollen zwischen den 'Altpraktikern' und 'Neuerern', ein Kompromiß, der häufig keine von beiden Parteien befriedigen dürfte und in welchem dem alten wohl zu viel zugestanden wird. Diese Ausführungen gehen aber zu sehr ins einzelne und beschränken sich mehr auf die Bedürfnisse des Realgymnasiums, als daß ich an dieser Stelle weiter darauf eingehen könnte.

Noreen A.: aperçu de l'histoire de la science linguistique suédoise. extrait du muséon. — Louvain, Peeters, 1883.

Vf. datiert die schwed. Sprachw. seit dem 17. Jahrh. S. 3: À partir de là on peut diviser en 3 époques les études sur la langue suédoise: 1° de Buraeus à Rudbeck, 2° de Rudbeck à l'Association gothique, 3° de l'Assocition gothique à nos jours. Die Litteratur über die Runen, die schwedische Grammatik, Lexikographie, Orthographie, Dialektologie (vgl. Lundells Artikel

in dieser ZTSCHR. S. 308) u. s. w. wird hier in gründlicher Weise behandelt; nur bedauert man, daß Vf. seinen Gegenstand nicht etwas weiter gefaßt hat: Histoire de la science linguistique scandinave. Es besteht in den sprachw. Arbeiten der skand. Länder ein so natürlicher Zusammenhang, daß es schwierig ist, das schwedische Gebiet streng abzutrennen. Auf die Litteratur der schwedischen Phonetik ist Vf. nicht näher eingegangen, obwohl er ganz besonders kompetent dafür ist. Die skandinavische Phonetik ist so eigenartig, daß eine besondere Arbeit darüber sehr wünschenswert wäre. Ich gestehe gern, daß ich für mein Teil in vielen phonetischen Fragen (für die Vokale mit relativ verschobenen Artikulationen, Konsonanten der Vorderzunge, Stärke und Stimmhöhe u. a.) durch Beobachtung der skandinavischen Aussprachen genauer belehrt und zu weitern Studien angeregt worden bin. — Vgl. RAUMER, GESCH. D. GERM. PHILOL., 100, 146, 195, 468, 732.

PALMER E. H.: SIMPLIFIED GRAMMAR OF HINDŪSTĀNĪ, PERSIAN AND ARABIC. — TRÜBNER'S COLL. OF SIMPL. GR. — LONDON, 1882. — Crown 8°, VII, 104. 5 s.

S VI: The present volume is specially adapted for the requirements of Candidates for the Indian Civil Service and for the various Military and Civil Examinations in India. It will also be found an indispensable help to all who are commencing the study of Oriental languages.

HINDŪSTĀNĪ wird in 27 Seiten abgethan, wovon sechs auf die Syntax kommen. Vf. schließt letztere mit den Worten: Bearing in mind these principles, and what was said in the Accidence as to the exact meaning of the individual words which combined form the tense of a verb etc., we can analyse grammatically any sentence in the Hindūstānī language. Schade daß Vf. nicht eine Probe zu solcher Analyse beigefügt hat. Ich glaube ein großer Teil seiner Leser würde, wenn sie nicht andere Grammatiken des Hind. wie die von FORBES zur Hand nehmen oder nicht die Hilfe eines Lehrers haben, nicht jeden Satz aus dem Hind. analysieren können.

PERSIAN (S. 28—54). 29: Old Persian — or rather Zend — had a very elaborate grammatical system. This has disappeared, and we have the relations of words to each other expressed in modern Persian with a simplicity equalled only by our own English [Vf. hat dabei gewiß nur höher entwickelte Sprachfamilien wie die idg. im Auge] . . . The only case-ending for Nouns which has survived is را for the objective. The other relations which the case-endings of other languages imply are expressed by the izāfat [placing a short i . . . between the two nouns], and by the use of prepositions . . . The Plural in formed by affixing ان ān for rational and ها hā for irrational creatures . . . In some words the Arabic dual form is borrowed . . . From a grammatical point of view the Persian language has no gender. 37: The Persian Verb also consists of a root in combination with various participial affixes and the auxiliary verb 'To be'. 47: Forms of Nouns These are very numerous and various, but although most may be left to the practice and the vocabulary, some may be reduced to rule. 53: The Syntax of Persian is as simple as that of English, which it much resembles in construction . . . The order of words in Persian is Subject — Object — Verb . . . a word expressing the condition of the subject follows it; so does a word expressing the condition of the object; while words or expressions signifying time, place, or other circumstances, find their proper place immediately before the verb. The only marked peculiarity in the arrangement is that the verb comes generally last.

ARABIC (55—104). Das Ar. hat Vf. nicht so karg bemessen, wie die obigen Spr.; er befindet sich hier auf seinem eigensten Gebiet (Vf. war Prof. des Ar. in CAMBRIDGE). Die Bedürfnisse des lernenden werden hier besser berücksichtigt. Beispiele zur Analyse vermißt man freilich auch hier. Der Schwierigkeit der ar. Phonetik wird Vf. nicht gerecht (namentlich werden die 'Accentverhältnisse' ganz vernachlässigt); damit wollen wir ihm keinen Vorwurf machen, geben doch die meisterhaften Darstellungen von BRÜCKE, LEPSIUS, VOLNEY, WALLIN in wesentlichen Punkten nicht volle Sicherheit: die Akten sind in diesen Fragen eben noch nicht abgeschlossen; es bedarf noch weiterer Beobachtungen an gebornen Arabern nach den neuesten phonetischen Methoden. Transskription hat Vf. zumeist gegeben, wir hätten sie durchaus gewünscht, z. B. S. 79 und sonst.

59: Triliteral roots: Arabic, like the other so-called Semitic languages, is totally different in construction from European tongues. Every word in the language is referred to a root which consists of **three radical letters** . . . the Ar. treats the three radicals as algebraists treat the symbols **X, Y, Z,** and expresses ideas by **formulae** arrived at by combining these with certain other letters, called by European grammarians 'servile', but by the natives زائدة zāïdah

'pleonastic' ... All words are arranged in the dictionaries under the triliteral root. Beispiele von 'verbal formulae' finden wir S. 63: XaYaZa past tense, yaXYuZu aorist, uXYuZ imperative, XaYZ noun of action, XuYūZ intransitive verbal noun, XāYiZ agent, maXYūZ passive participle, maXYaZ noun of place or time. Zur Imperativformel wird bemerkt: as no Arabic word may begin with two consonants, short ŭ is prefixed for convenience of pronunciation: this is elided if it follows a vowel in the preceding word (vgl. meine Besprech. von MIKLOSICH RUM. S. 470). 64: Derivative verbs: There are, of course, many ideas which are not expressed by any of the above formulae ... modifications of the simple formula [XaYaZa] ... These modifications are thirteen in number and are called 'conjugations' ... These modifications consist of prefixing or inserting certain letters in the formula. S. 68 und 69 enthalten Table of derived forms in vier Gruppen. S. 70 und 71 Table of forms of the simple verb mit sechs Klassen. S. 73: XaYaZa is used for the 3rd person singular masculine of the verb ... To express the other persons ... terminations are used ... It may be taken as an axiom that in Ar. the direct or subjective idea is expressed by u ..., the objective or conditional by a ..., the dependent by i.

Einfacher gestaltet sich das Nomen S. 77: Besides the nouns which are included in the forms derived from verbs, as given above, there are some called primitive ... These belong, of course, to the vocabulary. Über andere Nominalformen, welche sich unter gewisse Formeln bringen lassen, berichtet Vf. auf S. 78 z. B. Trades and offices haben die Formel XiYāZatun S. 78 Cases of Nouns: subjective, objective, dependent ... When the noun is indefinite the tenwīn form [mit den Endungen an, un, in] is used ... The dependent is used with all prepositions. Es folgen pronouns p. 88, numerals 91, prepositions, conjunctions 95, syntax 96. In letzterer sind einige Eigenthümlichkeiten (vgl. namentlich S. 98) nicht genügend erklärt. Doch soll das den Dank nicht schmälern, welchen wir der Arbeit des Vf. und dem Unternehmen des Verl. im ganzen zollen. Wer weitere Ansprüche macht, wolle sich in des Vf. GR. OF THE AR. L., 1874 und AR. MANUAL, 1881 oder in SACYS u. ä. Werken Belehrung suchen.

PEYRON, S. I. SAMMELWERKE: CATALOGUE. S. 419.

PFEIL L. GRAF V.: WIE LERNT MAN EINE SPRACHE? NEBST EINEM ANHANGE: **KARL WITTE**, EINE ERZIEHUNGSGESCHICHTE. — BRESLAU, MAX, 1883. — 8°, 44. M. 0,80.

Vf. geht von der Überbürdung der Schüler aus. Diese dürfte z. gr. T. durch den traditionellen Sprachunterricht verschuldet sein; eine Erleichterung des Erlernens der Spr. würde also am meisten zur Entlastung der Schule beitragen. 'Wie lernt man eine Spr.? — Man lernt sie durch Denken in derselben' (3). 'Die Natur ... unsere Lehrmeisterin . . . Wie aber lehrt die Natur die Spr.? Das Kind lernt zuerst die Mutterspr. hören und verstehen' (5). 'Die Ursache, weshalb die gramm. Methode bei so übermäßiger Anstrengung so äußerst geringe Erfolge erzielt, liegt darin, daß sie sich von obigem Grundsatz am weitesten entfernt' (6). Als Gegner der gramm. Methode werden angeführt: ERASMUS, SCALIGER, LEIBNIZ, LABIENUS, MEIEROTTO, RATTICH, COMENIUS, J. GRIMM, JACOTOT, HAMILTON, PERTHES. 'HAMILTON legt das Hauptgewicht auf das Übersetzen [sc. in die Mutterspr.]. Ich dagegen bediene mich der Übersetzung nur in soweit, als das Verständnis der fremden Spr. es unbedingt erfordert, und ich lege dagegen das ganze Gewicht des Unterrichts auf das Lesen nach erlangtem Verständnis, in dem Sinne, dadurch das Denken in der fr. Spr. zu erreichen . . . Ich will nicht das deutsche, sondern das fremdsprachliche Verständnis, und dieses wird um so mehr erreicht als die Mutterspr. zurücktritt ... **Übersetzungen aus der Muttersprache in eine fremde halte ich für verwerflich** und zwar auf jeder Stufe des Unterrichts' (15). 'Wie kann es aber zweckmäßig sein, dem Schüler die Lösung einer Aufgabe zuzumuten, der kaum irgend ein Lehrer gewachsen ist' (16). 'Die Neigung selbst zu produzieren und das erlernte frei zu gebrauchen, findet sich ganz von selbst' (17). Hier sollte doch wohl Übung zu Hilfe kommen. Vf. spricht von seinen Erfahrungen an sich und einzelnen Schülern. 'Leider habe ich nicht Gelegenheit gehabt, das von mir beobachtete und empfohlene Verfahren an einer Klasse zu versuchen' (20). Vf. empfiehlt das wiederholte Lesen (auch im Chor), Abschreiben u. s. w. Er berichtet wie SCHLIEMANN Griechisch, VIRCHOW Griech. und Lat. gelernt haben. Zum Vokabellernen bemerkt er S. 25: 'Alles Erinnerungsvermögen beruht auf einer Aneinanderreihung von Vorstellungen . . . Die Gedächtniskunst beruht darauf, den oft sehr langen und verwickelten Weg abzukürzen und zu diesem

Zweck entfernte Vorstellungen durch naheliegende zu vereinigen. Sie unterscheidet dabei Ähnlichkeit, Kontrast, Aufeinanderfolge und Gleichzeitigkeit oder Nähe der Zeit und des Ortes [vgl. unten 493]. Es müssen darum auch Worte, wenn sie leicht und dauernd gemerkt werden sollen, in einer organischen Verbindung stehen ... in der organischen Verbindung des Satzes ... In dieser Verbindung prägen sich darum Worte und Sätze leicht und dauernd dem Gedächtnis ein . . . Der Übergang von dem Worte der fr. Spr. durch das Wort der Muttterspr. zu dem Sinn des Wortes ist viel zu weitläufig.' Vgl. oben 364.

'Vor allem aber würden die Klagen über eine, die Gesundheit schädigende Überbürdung verstummen; denn es würde möglich sein, in weit weniger Unterrichts- und Arbeitsstunden ebenso viel und mehr und gründlicher dasjenige zu leisten, wozu jetzt eine übermäßige Verschwendung von Zeit und Kräften nicht ausreicht' (29). Auf S. 31 faßt Vf. seine Ansichten in folgenden **Thesen** zusammen:

'1. Fertigkeit in der Mutterspr. muß einer fr. Spr. vorangehen.
2. Fertigkeit in einer fr. Spr. muß erreicht sein, ehe eine zweite beginnt.
3. Die Gramm. muß der Erlernung einer Spr. nicht vorangehen, sondern ihr folgen.'

Dabei empfiehlt er, 'daß man in den untern und in den mittlern Klassen den neuern Spr. vor den alten den Vorzug gebe'.

Die Leser werden in obigem Aufsatz manchen Sätzen nicht beipflichten, jedenfalls aber viel beherzigenswertes darin finden, das zwar nicht neu ist — Vf. sagt selbst von der von ihm empfohlenen Methode S. 17: 'Erfunden habe ich sie nicht' —, das aber nicht oft genug wiederholt werden kann, so lange der Sprachunterricht in veralteten Bahnen sich weiterbewegt.

Durch die beigefügte Erziehungsgeschichte will Vf. zeigen, wie weit der Mensch es in seinem Wissen in erstaunlich kurzer Zeit bringen kann, wenn der Grundsatz der Teilung der Arbeit in seinem Unterricht maßgebend ist. Vgl. hierzu den Schluß von RADLOFFS Artikel: LESEN UND LESENLERNFN S. 367, 374 dieser ZTSCHR.

PILLING J. C.: CATALOGUE OF LINGUISTIC MANUSCRIPTS IN THE LIBRARY OF THE BUREAU OF ETHNOLOGY. I. 1881. 553—577. Vgl. S. 418.

Vf. gedenkt im Eingange besonders der linguistischen Arbeiten von H. R. SCHOOLCRAFT, G. GIBBS und namentlich der INTRODUCTION TO THE STUDY OF IND. LANG., in deren Vorbereitung J. W. POWELL von WHITNEY unterstützt worden sei und deren Inhalt angegeben wird. Darauf folgt die Liste der linguistischen Mss. alphabetisch nach den Verfassern geordnet, S. 562—577.

POTT A. F. S. **HUMBOLDT.**

PARKER G. W.: A CONCISE GRAMMAR OF THE MALAGASY LANGUAGE — TRÜBNER'S COLL. OF SIMPL GR. LONDON, 1883. — Crown 8°, IV, 66. 5 s.

Aus der Vorrede lernen wir, daß die Sprache von Madagascar zur Malaio-polynesischen Gruppe gehört; although it is still a puzzle why the Malagasy people, who are chiefly of African origin (with the exception of the Hova tribe), should use a Malay language ... 'The **infix** syllable om (um, am om) is a feature which Malagasy has in common with Khmêr (Cambojan), Javanese, Malay, Tagala (Philippine Archipelago), and, no doubt, other members of the Malayo-Polynesian family. Ex .... Malay: pilih, to choose; pamilihan, choice ... Originally a prefix, as it still is in Samoan ..., this particle seems to have worked its way into the body of the word by a process of metathesis.' Vgl. S. 11, 22.

Vf. geht in der Grammatik von den Buchstaben aus. Engl. Missionare haben seit Anfang dieses Jh. das lat. Alphabet auf die m. Spr. angewandt. Ihre Ausspr. wird durch Vgl. mit den Lauten in engl. Wörtern erklärt. 6: Euphonic i is pronounced (but neither written nor printed) when i or y precedes g, h, k, ng, or nk; thus mikăsa, 'to intend', is pronounced mikiasa. 11 ff: Roots ... primary ... accent on the first syllable ... Secondary ... their accent is always on the second syllable ... prefixes ... infixed syllable om ... reduplication of a root ... expresses the repetition, or the diminution, or the increased force ... Derivatives ... are formed ... by appending to the root (1) a prefix, or (2) an affix, or (3) both prefix and affix ... No prefix alters the place of an accent; but affixes always cause the accent to advance one syllable nearer to the end. 16: Verbs: The Malagasy verb has three voices, the active, the passive, and the relative; each voice has only two moods, the indicative and the imperative; and each mood has

the three simple tenses, present, past, and future. No changes are made for gender, number, or person. 23: Rule . . .: When 'the agent and his act' are most in your thoughts, choose the active voice; when 'the result of the act' is most in your thought, choose the passive voice. The Malagasy usually prefers the passive voice. 24: The **relative voice** is one which is peculiar to the Mal. l. . . . It is a blending of the two other voices, both in form and in construction; and expresses some relationship between the agent of a verb and the object . . . The government still remains that of the active verb, but the agent is expressed by the suffix pronoun, as if the verb were really passive. 27: The various uses of the Infinitive [soll es heißen: Indicative?] Mood . . .: (1) as an adjective or as a participle . . . . (2) . . . either as a noun . . . or as dependent on another verb. 31: Nouns: Relative noun. — f prefixed to a relative verb changes it to a relative noun; and as the meaning is still as wide as before (f only adding the idea of habit) another noun is often put before it, to limit its meaning . . . There are no declensions . . . case-indications . . .: For an accusative case, its position immediately after or close to its verb . . . the particle àny (which precedes all proper names and some pronouns). For a possessive or an ablative case: — (a) . . . suffixed pronoun — ny (or n') . . . (b) . . . m or n . . . is inserted. 34: Adjectives: scarcity of true adjectives . . . free use of verbs as adjectives. 36: **Tenses of adjectives** . . . Rule . . .: Adjectives in ma — [present] uncontracted, make na — in the past, and ha — in the future. All other adjectives make no change for the past, but take ho for the future. 37: Imperative and Optative **Moods of Adjectives.** 38: Pronouns: of personal pronouns there are two forms, separate and inseparable (or suffixed). 43: Das Zahlensystem ist dezimal. 45: Der Gebrauch des bestimmten Artikels im M. erinnert an den des griech. resp. deutschen A. 47: The emphatic or discriminative particle 'no' . . . 'The correct or incorrect use of the particle 'no' is no unfair criterion of the skill a European has attained in speaking M.' 50: Adverbs... of place . . . the choice of one form rather than another depends upon the distance of the place spoken of. The forms beginning with a belong rather to the vague and unseen, while those with e to what is seen, and clearly pointed out [diese **Lautsymbolik** verdient besondere Beachtung]. **Tenses of adverbs.** — The only two kinds of adverbs which have tenses are those of (1) time, and (2) interrogation: and of these t is the sign of the past tense, and hò of the future.

63: General rules for the arrangement of words in a sentence. 1. As regards the predicate, its usual place is at the beginning of a simple sentence, before the subject . . . 2. As regards the object of an active verb, it immediately follows the verb . . . 3. With a passive verb, the adverb and the object . . . come near the verb, the subject following last . . . 4. A qualifying adjective follows its noun . . . 5. A possessive case follows its noun . . . 6. In the case of a passive or a relative verb and its agent, the agent always comes next to its verb. 64: Short **specimen of analysis.** Diesem Beispiel für die Analyse hätten wir einen größern Umfang und womöglich am Anfang der Grammatik eine Stelle gewünscht. Als appendix bringt Vf. am Schluß ein interessantes vergleichendes Wortverzeichnis (personal pronouns, conjunctions, prepositions, nouns, numbers) aus seinem Ms.: A COMPARATIVE VOCABULARY OF THE CHIEF DIALECTS OF MADAGASCAR. Es ist nicht bloß in dieser Tabelle, sondern in der ganzen Gr. auf die Methode und Bedürfnisse der vgl. Sprachw. gebührend Rücksicht genommen.

POWELL J. W.: SKETCH OF THE MYTHOLOGY OF THE NORTH AMERICAN INDIANS — BUR. OF ETHNOL. I, 1881, 17—56.

The genesis of philosophy [Philos. im weitern, nicht im streng wissenschaftlichen Sinne des Wortes]: In savagery, in barbarism, and in civilization alike, the mind of man has sought the explanation of things . . . how and why are everlasting interrogatories profoundly instinct in humanity . . . questions springing from the deepest instinct of self-preservation . . . every how has had its thus, every why its because.

Two grand stages of philosophy: the mythologic . . . [subjective] . . . scientific . . . [objective].

Mythologic philosophy has four stages: 1. the cosmos is a pantheon . . . in the lowest and earliest stage everything has life; everything is endowed with personality, will, and design . . . In this stage everything is a god. Let it call it hecastotheism. 2. zootheism.

3. physitheism. 4. psychotheism . . . Psychotheism . . . develops in one direction into monotheism, and in onother into pantheism . . . Fragments of the earlier are always found side by side with the greater body of the later philosophy . . . atavism . . . the gods of a lower and superseded stage of culture oftentimes become the devils of a higher stage.

Outgrowth from mythologic philosophy: Ancientism . . . this belief in a better day and a better people in the elder time is almost universal among mankind . . . The propagation of opinions by affirmation, the cultivation of the propensity to believe that which has been affirmed many times, let us call affirmatization . . . But the power of affirmatization is steadily undermined by science . . . Theistic society. Spiritism. Ecstasism . . . the effect sf narcotism . . . fasting and bodily torture. Thaumaturgics. Mythic tales. Religion.

The course of evolution in mythologic philosophy: Zootheism is found to be a characteristic of savagery, and physitheism of barbarism, using the terms as they have been defined by MORGAN. Es folgt eine kurze Beschreibung des 'zootheism': All daily life, to the minutest particular, is religious. This stage of religion is characterized by fetichism . . . ancestors are worshipped as gods . . . From zootheism, as described, to physitheism the way is long. Graduadly . . . animal gods are dethroned and become inferior gods or are forgotten; and gradually the gods of the firmament — the sun, the moon, the stars — are advanced to supremacy . . . From this stay to psychotheism the way is long.

Mythic tales: Origin of the echo.

POWELL J. W.: ON LIMITATION TO THE USE OF SOME ANTHROPOLOGIC DATA — BUR. OF ETHNOL. I, 1881, 71—86.

Archaeology. Picture-writing: the bark of trees, tablets of wood, the skins of animals, and the surfaces of rocks were all used for this purpose . . . Many of these pictographs are simply pictures . . .; others we know were intended to commemorate events or to represent other ideas . . .; but to a large extent these were simply mnemonic . . .; to some slight extent pictographs are found with characters more or less conventional . . . these pictographs exhibit the beginning of written language and the beginning of pictorial, yet undifferentiated. History, customs, and ethnic characteristics. Origin of man. Language. Mythology. Sociology. Psychology.

POWELL J. W.: ON THE EVOLUTION OF LANGUAGE AS EXHIBITED IN THE SPECIALISATION OF THE GRAMMATIC PROCESSES, THE DIFFERENTIATION OF THE PARTS OF SPEECH, AND THE INTEGRATION OF THE SENTENCE; FROM A STUDY OF INDIAN LANGUAGES. — BUR. OF ETHNOL. I, 1881, 1—16.

In the evolution of a language the introduction of absolutely new material is a comparatively rare phenomenon. The old material is combined and modified in many ways to form the new . . . **the grammatic processes.**

I. The process by combination: a) By juxtaposition . . . in Chinese. b) By compounding . . as in house-top. c) By agglutination . . . holiday. d) By inflection . . . conjugations and declensions. Then the oft-repeated elements of paradigmic combinations are apt to become excessively worn and modified . . . As a morphologic process, no well-defined plane of demarkation between these four methods of combination can be drawn as one runs into another; but, in general, words may be said to be juxtaposed when two words being placed together the combination performs the function of a new word, while in form the two words remain separate . . . compound when two or more words are combined to form one, no change being in either . . . agglutinated when the elementary words are changed but slighly, i. e. only to the extent that their original forms are not greatly obscured . . . inflected when in the combination the oft repeated element or formative part has been so changed that its origin is obscured.

II. The process by vocalic mutation . . . màn — men . . . ran — run.

III. The process by intonation.

IV. The process by placement.

By the grammatic processes language is organized. Organisation postulates the differentiation of organs and their combination into integers. The integers of languages are sentences, and their organs are the parts of speech. Linguistic organisation, then, consists in the diffe-

rentiation of the parts of speech and the integration of the sentence ... The **criteria of rank** in languages are 1. grade of organization i. e. the degree to which the grammatic processes and methods are specialized and the parts of speech differentiated; 2. sematologic content, that is, the body of thought which the language is competent to convey ... We find in the Indian languages a low degree of specialization.

Differentiation of the parts of speech: Vf. betrachtet nun die Redeteile in den Indianersprachen und kommt zu dem Resultat S. 14: Indian tongues, therefore, may be said to be highly synthetic in that their parts of speech are imperfectly differentiated. In these same particulars the English language is highly organized, as the parts of speech are highly differentiated. Yet the difference is one of degree, not of kind ... It will thus be seen that by the criterion of organization Indian tongues are of very low degree. It need but to be affirmed that by the criterion of sematologic content Indian languages are of a very low grade ... It is worthy of remark that all paradigmatic inflection in a civilized tongue is a relic of its barbaric condition. When the parts of speech are fully differentiated and the process of placement fully specialized, so that the order of words in sentences has its full significance, no useful purpose is subserved by inflection ... When these inflections are greatly multiplied, as they are in the Indian languages, alike with the Greek and Latin, the speaker is compelled in the choice of a word to express his idea to think of a multiplicity of things which have no connection with that which he wishes to express. A Ponka Indian, in saying that a man killed a rabbit, would have to say the man, he, one, animate, standing ... in the nominative case, purposely killed, by shooting an arrow, the rabbit, he, the one, animate, sitting, in the objective case. Vf. hatte vorher bemerkt: **Economy** in speech is the force by which its development has been accomplished, and it divides itself properly into economy of utterance and economy of thought, und schließt: In the development of the English, as well as the French and German, linguistic evolution has not been in vain. Judged by these criteria, the English stands alone in the highest rank, but as a written language, in the way in which its alphabet is used, the English has but emerged from a barbaric condition.

PRICE R.: THE COLOR-SYSTEM OF VERGIL — AMER. JOURN. OF PHILOG. IV. 1—20.

Ein wertvoller Beitrag zur Litteratur über die Entwickelung der phylo- und ontogenetischen Farbenunterschiede vom physiologischen und sprachwissenschaftlichen Standpunkt. Bekanntlich hat LAZ. GEIGER, welcher dem Lichtsinn für die Sprachentwickelung eine große, richtiger gesagt, eine zu große Bedeutung beimaß, diese Frage in weiteren Kreisen angeregt in seinem vor der Versamml. d. Naturf. in Frankfurt a/M. 1867 gehaltenen Vortrag ÜBER DEN FARBENSINN DER URZEIT UND SEINE ENTWICKELUNG (vgl. GEIGER: DER URSPRUNG D. SPR. 1879, S. 147); man vgl. die weitern Arbeiten über den Gegenstand von ALLEN, GLADSTONE, MAGNUS, PREYER, WEISE u. a. m.

Vf. bemerkt nun von VIRGIL S. 3: He used a rich variety of color-terms with a delicate precision of meaning . . . I wish therefore, so far as I can, to lay before you the color-system of this great master of poetry . . ., by comparing the results thus obtained from VERGIL with the results obtained by other scholars from HOMER [by GLADSTONE] . . . to show how far VERGIL had advanced beyond HOMER, both in his appreciation of color and in his precision of expression for color. By such a comparison it seems to me that we shall reach a fair measure of the progress made by civilized mankind, within that thousand years, in the adoption of human language to the color-sensations of the eye. Vf. unterscheidet weiter die ursprüngliche und etymologische von der wissenschaftlichen Anschauung von der Farbe, bemerkt, daß das menschliche Auge ohne Hilfsmittel über 1000 verschiedene Farben auseinanderzuhalten im Stande sei, daß die engl. Spr. 102, die franz. fast 500 Nüancen benenne, die Spr. von VIRGIL 42 einschl. die Namen für weiß, grau, schwarz. Es komme nun darauf an die Gruppen von Farben zu bestimmen, für welche die betr. Farbenbezeichnungen gebraucht werden. Folgende Methode empfiehlt Vf. dabei: 1. The etymology of the color-term must be studied. 2. The physical standard of the color must be fixed. 3. The extension of the given color up and down the gamut of the spectrum must be determined. 4. The variation of the color under different degrees of purity and luminosity must be determined. 5. The variation of each color by contrast, in combination with other colors, must be studied. Für 1. und 2. gibt Vf. die Resultate seiner

Unters. über die Farbenbez. bei VIRGIL z. B. Sanguineus, from sanguis. I. G. sag (drop, flow), cf. Latin sucus. Physical standard, color of fresh blood . . . Purpureus, purpura, Gr. πορφύρα. I. G. bhar (wave, agitate). Physical standard, murex, or sea snail. Die Einzelheiten von 3, 4, 5 würden nach dem Vf. zu einer Reihe von Monographien führen. Bei der Vgl. der Farbenbez. bei HOMER und VIRGIL ergibt sich: when the Homeric poems were composed, red, orange and yellow were the only colors much noticed or distinctly named; green was the frontier-color; blue and violet were unnoticed and unnamed. . . . See now the advance in color from HOMERS time to VERGILS. Green is added on to red and yellow . . . and blue is added on to green . . . Of violet, the last color of the spectrum . . . there is in VERGIL no conscious vision and no distinct name . . . Here, then, in this attempt of VERGIL to complete his color-system . . . the great poet stands half-way, as it were, between HOMER and GOETHE.

RADLOFF W.: PHONETIK DER NÖRDLICHEN TÜRKSPRACHEN. MIT EINER ETHNOGRAPHISCHEN ÜBERSICHT DER TÜRKSTÄMME. — LEIPZIG, WEIGEL, 1883. — 8°, XLV, 318. M. 9.

Dieser Band, welcher als 1. Teil einer VGL. GRAMMATIK DER NÖRDL. TÜRKSPRR. erschienen ist, wird allen Freunden der Sprachkunde sehr willkommen sein. Vf. hat seine Studien auf diesem Sprachgebiet 1859 begonnen und bereits 4 Bände von PROBEN DER VOLKSLITTERATUR DER TÜRKISCHEN STÄMME veröffentlicht. Er ist in der günstigsten Lage, an Ort und Stelle zu beobachten; daneben hat er aus den besten Arbeiten anderer geschöpft, worunter BÖHTLINGK: ÜBER DIE SPRACHE DER JAKUTEN, 1851, besonders hervorgehoben wird. In der Einleitung XI—XX finden wir phonetische Bemerkungen von allgem. sprachw. Interesse, auf welche wir näher eingehen müssen. Wir vergleichen dabei die Transskription des Vf. mit der dieser ZTSCHR.; letztere ist in dieser ZTSCHR. zum Unterschied von andern immer mit kursiven Lettern gedruckt. 'I. **Vokale.** (Laute bei deren Hervorbringung kein Teil der Sprachorgane aktiv thätig ist [?[1]], sondern das geöffnete Ansatzrohr in gleichmäßige Schwingungen gerät). A) Vokalreihe a — i . . . 1. a [*a*] . . . 2. ä. Mit diesem Zeichen gebe ich zwei Stufen wieder [*Æ* und *E*] . . . 3. e ebenfalls zwei Lautstufen bezeichnend a) . . . Mundwinkel ein wenig nach hinten gezogen . . . [*ę*], b) Mundwinkel so weit nach hinten, daß die Mundspalte gleiche Länge mit dem Durchmesser des Zahnkreises hat . . . [*e*] 4. i [*i*] . . . B) Vokalreihe a — u . . . 1. a [*A*] . . . 2. ạ [*o*] . . . 3. o. Bezeichnet zwei Stufen [Vf. nennt hier Laute, die zu 2. ạ zu gehören scheinen, *o*] . . . 4. u [*u*] . . . C) Kombinierte [nach meiner Bezeichnung S. 153 dieses Bandes invertierte] Vokalreihe (Vokale, die bei einer Kombination der Zungenstellung der Reihe A und der Lippenstellung der Reihe B gesprochen werden). 1. ü . . . lautet wie das deutsche ü und das französische u (Hervorbringung bei Lippenstellung des u und Zungenstellung des i [letzteres trifft für das deutsche ü nicht ganz zu, vgl. S. 154 dieses Bandes]) . . . 2. ö erscheint in zwei Stufen [welche Vf. auch in der Transskr. hätte unterscheiden sollen [*ö* und *ö*] . . . 3. ạ̈ kann als Kombination von ä und ạ betrachtet werden [*Œ*] . . . 4) ẏ (ы) . . . Dieser Laut ist . . . eine Kombination von u (Zungenstellung) und i (Lippenstellung), das reine ы, wie es die Russen sprechen, kommt in den Türksprachen nicht vor, wohl aber eine Nüancierung, die ich mit y bezeichne [*Y* = *i* resp. *Y* = *i*] . . . D) Unvollkommen gebildete Vokale. a) Vokale, die mit schlaffer Lippenartikulation und unvollkommener Zungenstellung gesprochen werden. 1. į . . . Beim Aussprechen . . . hebt sich der hintere Teil der Zunge energielos fast bis zum Gaumen, während die Lippen nur schlaff geöffnet werden [*Y̌* resp. *Y̌*?] . . . 2. y (ы). Wenn bei Aussprache des russischen ы die Lippen energielos in die Breite gezogen werden, der hintere Teil der Zunge und der Kehlkopf nicht stark herabgedrückt [?] werden, so erhält man einen unbestimmten Laut zwischen i — ä — u, der in einigen Dialekten mehr nach ä . . ., in andern mehr nach ẏ klingt. Das lange ȳ (ы), das in den Abakan-Dialekten auftritt, tönt einem ȫ . . . sehr ähnlich [*ě*, *ǐ*?] . . . 3. ɵ. Wenn man beim Aussprechen des o und u die Unterlippe energielos der Oberlippe nähert, den Kehlkopf nur unbedeutend senkt und einen kurzen Laut hervorstößt, so daß die Mundhöhle sich nicht mit Luft füllt [die Zungenartikulation ist leider nicht

[1] Brieflich bemerkt Vf. zu dieser Stelle: 'Die Charakterisierung der Vokale als Laute, bei deren Hervorbringung kein Teil der Sprachorgane aktiv thätig sei . . . ist jedenfalls unverständlich. Ich wollte damit sagen, daß kein Teil des Mundes eine so ausgeprägte Muskelthätigkeit entwickelt, wie bei der Hervorbringung der Konsonanten, der Enge-Schlußlaute. Es ist schwer eine kurze genetische Charakteristik zu geben. Es muß die akustische Seite mit berücksichtigt werden.'

angegeben], so entsteht ein unbestimmter dumpfer Laut, der fast wie o im englischen Worte 'carol' klingt [ŏ oder ᴧ̆?]. 4. ë. Hebt man andererseits den Kehlkopf ein wenig in die Höhe und schiebt die Lippen energielos nach vorn, so entsteht ein unvollkommener Kombinationslaut, ähnlich wie ihn das englische 'learned' bietet [ŏ̈ oder œ̆]. 6. Vokale mit schlaffer Lippenartikulation [vom Vf. durch ˇ, von mir durch ̥ angedeutet] ... Einen ganz eigentümlichen u-Laut bietet der Tarantschi-Dialekt und diesen bezeichne ich durch ů. Dieses ů tritt nur im Auslaute auf ... Während der Aussprache des ů hebt sich aber allmählich die Unterlippe bis zum festen [?] Lippenverschlusse ... und der u-Laut erhält einen vollen dumpfen Ton, der fast wie o͡u klingt, das sich in einen Konsonanten w [bei festem Lippenverschluß?] absetzt [haben wir es mit *uw* oder *up* zu thun?]. II. **Konsonanten** (Laute, bei deren Aussprache an irgend einer Stelle der Mundhöhle ein aktiver Verschluß oder eine aktive Hemmung eintritt ... A) Einfache Konsonanten. a) ... Lippenlaute ... p [= *p*] ... b [= *b*] ... f [= *f* oder *f̧*] ... v [= *v*] ... w [= *w*] ... m [= *m*] ... ḅ ... Ein eigentümlicher nur in den Abakan-Dialekten auftretender sonorer b-Laut. Es scheint, als ob bei Hervorbringung dieses Lautes das Gaumensegel den Nasenkanal nicht fest verschließt ... [= b_∞? vgl. diese ZTSCHR. Tab. V]. b) Laute der Vorderzunge ... t [= *t*] ... d [= *d*] ... s [= *s*] ... š. Die tonlose vorderlinguale Spirante, die bei Querrinne [?] des Zungenrückens gebildet wird ... das deutsche sch [vgl. diese ZTSCHR. Tab. IV. 7 *ş*] ... z [= *z*] ... ž [= *ẓ*] ... ϑ ... Eine interdental [wohl etwas postdental] gebildete Spirante, die mehr nach s hin tönt als das englische th [= *ş*] ... n [= *n*] ... l ... Zungenspitze ... in ziemlicher Breite oberhalb der Wurzeln der Schneidezähne [= *l̨*] ... ł ... Ein den Türksprachen eigentümlicher l-Laut ... Die Zungenspitze wird nicht so hoch gehoben wie beim l, dabei wird der hintere Zungenkörper nach unten [?] gedrückt, so daß sich die Stellung des hinteren Teils der u-Lage oder y-Lage nähert [bei letztern ist doch der hintere Zungenrücken gegen den hintern Gaumen bis zum kleinsten Öffnungsgrade gehoben; welche Lippenartikulation findet dabei statt? [= l_u oder l_*; vgl. S. 160 dieses Bandes] ... r [= *r*] ... c) ... Laute der hinteren Zunge ... q [= *ķ*] ... k [= *k*] ... x [= *x̧*] ... χ [= *x*] ... g [= *g*] ... γ [= *ỵ*] ... γ′ [= *y*] ... j [= *j*] ... Es ist eine tönende Spirante, die durch Anlegen des mittleren [vordern, vgl. unten Palatalisierung] Zungenrückens an den harten Gaumen gebracht wird ... ṅ [= *N*] ... ġ. Ein sonorer K-Laut, den ich nur im nördlichen Altai angetroffen habe. Der Zungenverschluß am weichen Gaumen ist bei Hervorbringung dieses Lautes so schwach, daß die ausströmende Luft den hintern Teil des Ansatzrohres samt dem Gaumensegel in Schwingungen versetzt [in der Übersicht auf S. XVIII ist der Laut in die Reihe der nasalen Konsonanten gesetzt, also wohl = *r̰*? vgl. Tab. V.] ... r [= *ṛ*] ... B) Zusammengesetzte Konsonanten ... ṇ = n + j ... j' = t + j ... ȷ = d + j ... c = t + s ... c′ = d + z ... č = t + š ... gˇ = d + š ... c) Palatalisierte Konsonanten (Laute, bei deren Hervorbringung zugleich mit dem entsprechenden Konsonanten-Verschlusse der vordere Teil [also doch, vgl. oben j] des Zungenrückens leise gegen den harten Gaumen gelegt wird, so daß ein doppelter Verschluß [? Hemmung], d. h. eine Kombination mit j eintritt. [Die palatalisierten Konsonanten bezeichnet Vf. mit den kursiven Buchstaben: *k, g, s, z, š, ž, ć, č, g̓*, ich mit ...ᵢ] ... D) der aspirierte Vokaleinsatz ... Spiritus asper ... h [= *h*].'

Betreffs seiner Transskription bemerkt Vf. noch auf S. 1: '‾ bezeichnet die Länge der Vok. ... ˇ bez. die Trübung der Vok. ... — zwischen zwei Wörter gestellt, deutet an, daß beide Wörter fast zu einem Ganzen verschmolzen sind. ' bez. den Ausfall eines Vok. [wohl überflüssig], ´ bez. den Hiatus. ʾ bez. eine im Worte durch Stimmritzen-Schluß eintretende Pause, z. B. qurʾan [vgl. unser *Q* und S. 168 dieses Bandes]; ï in aï bez., daß ai zweisilbig zu lesen ist.'

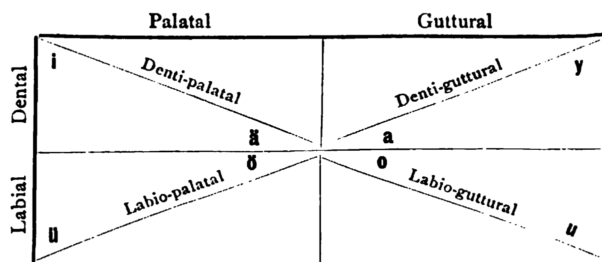
Auf des Vf. Be- und Umschreibung der einzelnen Laute der nördl. Türksprachen glaubte ich näher eingehen zu müssen, auch im Interesse der Leser des Artikels über DIE SPRACHE DER KOMANEN oben S. 377. Im Interesse der Sprachwissenschaft verdient noch mehr hervorgehoben zu werden die folgende Darstellung der **Gesetze der Vokalharmonie** in des Vf. PHON. S. 2 ff. In diesen für unsere Wissenschaft so überaus wichtigen Gesetzen, auf welche man die Phonetiker nicht genug aufmerksam machen kann, tritt so recht die Bedeutung des Vor- und Rückgangs, der Form und der Grade der Öffnungen sowohl der Zunge als auch der Lippen für die Hervorbringung und Gruppierung der Mundöffner zu Tage, und ich freue mich, daß diese Verhältnisse sich in meiner Übersicht S. 154 und 178 dieses Bandes in einfacher und natürlicher Weise darstellen. Vf. thut wohl daran, die älteren Ausdrücke 'weiche' und 'harte', 'schwere' und

'leichte' Vokale fallen zu lassen; gleichwohl kann man einige seiner Benennungen, wie 'gutturale', 'dentale' Vok. (3) und die Begründung dieser Namen nicht loben.[1] Die einzelnen Vok. scheinen, wenn auch besser als bei den ältern Grammatikern, doch noch nicht genügend analysiert zu sein; vielleicht dürften bei schärferer Unterscheidung der Artikulationen und genauerer Transskription die Ausnahmen mehr und mehr auf Regeln sich zurückführen lassen. Vgl. z. B.: a (3), e (13) 'e ist zwar ein palataler Vokal, ich setze ihn aber zu den gutturalen, da er stets mit gutturalen Vokalen auftritt'; vielleicht dürfte letzterer Mundöffner weder mit dem Vorder-, noch mit dem Hinter-, sondern mit dem Mittelzungenrücken hervorgebracht werden.

Die durch mittlere Stellungen bei der Zunge wie bei den Lippen hervorgebrachten Mundöffner dürften überhaupt wohl ursprünglich als indifferent außerhalb der Gesetze gestanden und der geschichtlich nach der Erstarrung der Wortform eingetretene Wandel der Mundöffner manche scheinbare Ausnahme von dem Gesetz der Vokalharmonie bedingt haben, wie Vf. unter anderm bei ī andeutet, S. 22: 'Der Grund der so auffallenden Erscheinung, daß ein so scharf palatal gesprochener Laut wie ī gerade palato-indifferent wirkt, kann nur der sein, daß dieses ī überall erst eine spätere Bildung ist, als schon die ursprünglich phonetische Wirkung der Vokalharmonie zu einem rein morphologischen Elemente geworden war, so daß die spätere Erscheinung des ī das ursprüngliche Sprachbild nicht mehr zu zerstören vermochte.' Dieses historische Moment wird vom Vf. mit Recht zur Erklärung von Ausnahmen eingeführt, und dies ist ein besonderes Verdienst.

Während BÖHTLINGK (DIE SPRACHE DER JAKUTEN, 1851, S. 11) es für wahrscheinlich hält, 'daß jene strengen Gesetze der Vokalharmonie auf einer eigentümlichen Organisation der Sprachorgane aller uralaltaischer Völker beruhe', ist ADAM (L'HARMONIE DES VOYELLES DANS LES LANGUES OURALS-ALTAIQUES, 1874, p. 62 ff.) der Ansicht, daß der harmonische Zusammenhang der Stammsilben und Affixe sich erst allmählich entwickelt habe. Vf. findet S. 51 den Grund der Erscheinung nicht in der Organisation der Sprachorgane (BÖTHLINGK), auch nicht in einer geistigen Trägheit (STEINTHAL, CHARAKT., 1860, 180). 'Nein, der Grund der Entstehung der Vokalharmonie ist ein morphologischer, der mit der innern Sprachform der ural-altaischen Sprachen im engsten Zusammenhang steht.' In den ario-europäischen Wörtern sei der 'Accent', in den 'turanischen' die Vokalharmonie das Bindemittel der Teile der Wörter. Fassen wir die Ansichten über das Wesen der Vokalharmonie zusammen, so haben, scheint mir, Vf. und ADAM mit Recht die Sprachgeschichte, STEINTHAL die Trägheit, oder sagen wir lieber das Prinzip des kleinsten Kraftaufwandes,

[1] Vf. schreibt mir hierzu: 'Ich war erfreut, als ich Ihre tabellarische Übersicht der Vokale in der INT. ZTSCHR. S. 154 und 178 zu Gesicht bekam; wir sind hier ganz unabhängig von einander zu derselben Anordnung gekommen. Den vier Strahlen Ihres Vokalkreuzes entspricht die sich kreuzende Doppelteilung der tartarischen Vokale:



Was die Bezeichnung gutturale und dentale Vokale betrifft, so gefällt mir diese auch nicht. Da ich aber vier scharf gesonderter Worte bedurfte und die Ausdrücke palatal und labial vom Organe genommen waren, so hielt ich es für das beste, die Benennung guttural für non-palatal und dental für non-labial einzuführen. Der Fehler liegt nun darin, daß die Einteilung der Vokale mehr nach akustischen Momenten, die Bezeichnung aber nach rein physiologischen Momenten stattgefunden. [Ich habe deshalb vorsichtig die akustische und genetische Seite gesondert behandelt. F. T.] Daß beide sich entsprechen müssen, ist richtig, und das beweist am besten die Übereinstimmung Ihrer trefflichen Tabelle mit meiner Einteilung. Ich hatte zu wählen zwischen 1. hart — weich, guttural — palatal, tieflautend — hochlautend (magyarische Bez.), bei gleichmäßigem Ansatzrohr resonierend, bei in der Mitte verengtem Ansatzrohr resonierend und 2. dumpf — hell, labial — dental, bei nach vorn verlängertem Ansatzrohr — bei nicht nach vorn verlängertem Ansatzrohre gesprochen. Da hielt ich es für das beste, die Ausdrücke palatal, guttural, dental und labial einzuführen, besonders, da sie in der Zusammensetzung labio-palatal und labio-guttural u. s. w. nicht allzu monströse Wörter ergaben.'

welches sowohl in der Natur, wie im großen und ganzen auch im Geistesleben gilt, zur Erklärung herangezogen. Der Vorgang erscheint als ein physischer und psychischer (psycho-physischer) und erlaube ich mir vorläufig auf das in meiner PHON. I, 215 über die Artikulationszentren (in welchen die Artikulationstasten vorher angeschlagen — indog. Assimilation — oder nachher noch niedergehalten werden können) bemerkte zu verweisen. Vf. unterscheidet **drei Gruppen des ural-altaischen Sprachstammes**, S. 55: 1. Sprachen, die in den Wortstämmen keine Vokalattraktion zeigen (samojedische Spr.), 2. Spr., die in den Wortstämmen und Endungen überall deutliche, wenn auch unregelmäßige Spuren einer bestimmten Vokalfolge zeigen (tungusische Spr.), 3. Spr., die in den Stämmen und Endungen eine streng geregelte Vokalharmonie zeigen, a) Palatalaffinität streng durchgeführt (finnische Spr.), b) Palatalaffinität und Spuren von Labialattraktion (magyarische Spr.), c) Palatalaffinität und regelmäßige Labialattraktion (mongolische und Türkspr.) Neben der Richtung der Wirkung von der ersten (Stamm-) Silbe auf die folgenden findet sich in Dialekten noch eine andere Wirkungsrichtung, ähnlich der Assimilation der Vokale in den indogermanischen Sprachen (63), alle diese Rückwirkungserscheinungen seien rein 'phonetischer' Natur (68). Der 'Wortton' der Türkspr. verteile sich auf die erste und letzte Silbe (97): 'und zwar erhält die erste (Stamm-) Silbe eine aufsteigende halbe Tonerhebung, während auf der Schlußsilbe der volle absteigende Wortton ruht ... Der aufsteigende Halbton hebt die Stammsilbe als Vokalleiterin des ganzen Silbenkomplexes hervor, während der volle Ton der letzten Silbe den Abschluß der Silbenreihe bezeichnet.' Haben wir es hier mit rein musikalischer Höhe zu thun? und wie steht es mit der Stärke? Sind beide vereint oder verteilen sie sich, welches letztere den Widerspruch der Grammatiker erklären würde. SCHMIDT behauptet nämlich, daß der 'Wortton' immer auf der ersten Silbe im Mongolischen ruhe, KOWALEWSKY, daß er meist und BOBROWNIKOFF, daß er ohne Ausnahme auf der Endsilbe ruhe. Vgl. S. 130 dieses Bandes über den 'Wortton' im Französischen.[1]

Das zweite Heft des obigen Werkes handelt von den Konsonanten, welche teilweise auch Assimilationen unterliegen. Ein alphabetischer Index der besprochenen Laute und Lautverbindungen erleichtert das Nachschlagen. Hoffentlich läßt der 2. Teil dieser die sprachwissenschaftliche Induktion wesentlich fördernden VGL. GRAMMATIK D. NÖRDL. TÜRKSPR. nicht lange auf sich warten.

RIEGEL H.: EIN HAUPTSTÜCK VON UNSERER MUTTERSPR. MAHNRUF AN ALLE NATIONAL GESINNTEN DEUTSCHEN. — LEIPZIG, GRUNOW, 1883. — 8°, 60. M. 1.

Seinen Standpunkt und sein Ziel kennzeichnet Vf. S. 4: 'Von vornherein glaube ich mit allem Nachdruck hervorheben zu müssen, daß ich keine thörichte Übertreibung, keine leidenschaftliche Reinigungswut will. Eine moderne Spr. wird auch Ausdruck und Spiegel des großen internationalen Lebens des Volkes sein müssen [ein Gesichtsp., der in der Folge leider vernachlässigt wird], und Wörter, die allen diesen Völkern gemeinsam sind, künstlich zu verdeutschen, wäre vielleicht nur ausnahmsweise angebracht. Ich eifere nicht blind gegen die Fremdwörter überhaupt, wohl aber mit Nachdruck gegen das Übermaß und die Geschmacklosigkeit in der Anwendung derselben, namentlich der französischen. Mein Grundsatz ist: Kein Fremdwort für das, was deutsch ausgedrückt werden kann.

Vf. schildert nun zunächst den heutigen Zustand mit Beispielen aus der neuern Litteratur, den Zeitungen u. dgl.; berichtet zweitens über den Kampf gegen das Übel von der 'fruchtbringenden Gesellschaft' an bis zu J. GRIMM; aus der großen Reihe der gen. Kämpfer treten die Namen SCHOTTELIUS, LEIBNIZ, GOTTSCHED, LESSING, KLOPSTOCK, KAMPE, FICHTE, ARNDT hervor. An dritter Stelle macht Vf. 'Vorschläge zur Abhilfe'. S. 46: 'Ich rufe die Hilfe des Staates an .. Meine Vorschläge sind:

1. Von seiten der Verwaltung muß eine gründliche Reinigung der Verwaltungsspr. in allen Zweigen des Staats- und Gemeindelebens bewirkt werden.
2. Es muß die Schule schon den Nachwuchs in dem Gefühle erziehen, daß die Sprachmengerei eine Schande ist ...
3. Es muß eine wissenschaftliche Behörde bestellt werden, welche der Verwaltung zur Hand geht, auf die Schule Einfluß übt, die Sprache überhaupt überwacht und in weiterer angemessener Weise für den guten Zweck thätig ist.'

[1] In bezug auf den Wortton teilt mir der Vf. mit, daß wir es hier nur mit einem stärkeren Hervorheben zu thun haben. Eine rein musikalische Höhe der betonten Silbe habe er bei keinem Türkdialekt beobachtet.

Vf. gedenkt dabei der von LEIBNIZ gegründeten Berl. Akad., der Accademia della Crusca, der Académie française, der Academia española und der Rede von E. DU BOIS-REYMOND, best. Sekr. d. Berl. Ak. d. Wiss.: ÜBER EINE AKAD. DER DEUTSCHEN SPR. 1874. Endlich wird ein Wort von GOETHE angeführt S. 55: 'Die Muttterspr. zugleich reinigen und bereichern ist das Geschäft der besten Köpfe.' Für andere liegt in letzterem Geschäft freilich die Gefahr sich lächerlich zu machen.

Der größere Leserkreis dürfte mehr noch als der Sprachgelehrte in obigem MAHNRUF die festen Grenzbestimmungen zwischen dem einheimischen und dem verbotenen fremden Gebiet vermissen, Bestimmungen, welche Grenzstreitigkeiten ausschließen. Und dies dürfte der Kernpunkt der Frage sein.

SCHMITZ B.: FRANZÖSISCHE SYNONYMIK NEBST E. EINL. IN D. STUD. D. SYNONYMA ÜBERHAUPT. 3. SORGF. ÜBERARB. A. BES. V. A. KESSELER. — LEIPZIG, KOCH, 1883. — 8°, XXXVI, 272. M. 4,50.

Einl. I—XXXVI: I. **Begriff und Zweck der Synonymik.** Mit Recht definiert Vf. synonym (συνώνυμος = mitbenennend) als **sinnverwandt.** Ich finde bei PASSOW: συνώνυμος, von gleichem Namen, von gleicher Bedeutung. JOHNSON: synonymous, expressing the same thing ... WEBSTER: synonymous, expressing the same thing, conveying the same idea; darunter als Syn.: identical, interchangeable (GOODRICH) ... If no words are synonymous except those which are identical in use and meaning, so that the one can in all cases be substituted for the other, we have scarcely ten such words in our language. But the term more properly denotes that the words in question approach so near to each other, that, in many or most cases, they can be used interchangeably. 1. Words may thus coincide in certain connections, and so be interchanged, when they cannot be interchanged in other connections; thus we may speak either of strength of mind or of force of mind, but we say the force (not strength) of gravitation. 2. Two words may differ slightly, but this difference may be unimportant to the speaker's object, so that he may freely interchange them ... For these and other causes we have numerous words which may, in many cases and connections, be used interchangeably, and these are properly called synonyms. Synonymous words 'are words which, with great and essential resemblances of meaning, have, at the same time, small, subordinate, and partial differences, — these differences being such as either originally and on the ground of their etymology inhered in them, — or differences which they have by usage acquired in the eyes of all; or such as, though nearly latent now, they are capable of receiving at the hands of wise and discreet masters of the tongue. Synonyms are words of like significance in the main, but with a certain unlikeness as well' (TRENCH). DICTIONNAIRE DE L'ACADEMIE FRANÇAISE. 1. éd.: les Synonymes, c'est à dire les mots qui sont de mesme signification; sur quoy on croit devoir avertir que le Synonyme ne respond pas tousjours exactement à la signification du mot dont il est Synonyme, et qu'ainsi ils ne doivent pas estre employez indifferement l'un pour l'autre. 3. éd.: Avant que de définir un mot, on a donné presque toûjours ses synonymes, ou les mots qui paroissent signifier la même chose ... 7. éd.: Il n'y a pas de synonymes à proprement parler; un terme n'est jamais l'équivalent absolu d'un autre terme. LITTRÉ-BEAUJEAN: synonyme ... se dit d'un mot qui a, à très peu près, le même sens qu'un autre, comme péril et danger. HEYSE-MAHN, FREMDWÖRTERB.: 'synoným ... eig. von gleicher Benennung oder Bedeutung, sinnähnlich, sinnverwandt ...; Synonýma ... sinnverwandte Wörter ...; Synonýmik, f. die Sinnverwandtschaftslehre, Sammlung und Erläuterung sinnverwandter Wörter.' Gleichbedeutend ist homolog. Man lese deshalb S. 446 Mitte Homologen st. Homonymen. Sachen und Begriffe sind, je nach der Auffassungsweise, vielnamig, Polyonyma (vgl. πολυώνυμος bei PASSOW, H. STEPHANUS und GEIGER, URSPRUNG U. ENTW. D. M. SPR. U. VERN. 1868. S. 132); die Wörter selbst sind sinnverwandt; durchaus gleichbedeutende Wörter sondert die Sprache aus oder verwandelt sie in sinnverwandte um, indem sie ballastartigen Stoff zu feineren Werkzeugen verarbeitet. Die Synonymik, vom Vf. 'ein Zweig der Lexikographie' genannt, ist somit eine Sammlung von sinnverwandten Wörtern und ein integrierender Teil des Wörterbuchs. Ihr Zweck ist nach dem Vf., das richtige Verständnis und den richtigen Gebrauch des Wortschatzes zu begründen, abgesehen von ihrer formal-bildenden Wirkung.

II. **Geschichte der Synonymik** in den verschiedenen Ländern und Sprachen, namentl. für das Franz. von VAUGELAS und dem Abbé GIRARD bis auf LAFAYE und LITTRÉ.

III. **Umfang der Synonymik,** welcher verschieden ausfällt je nach dem Leserkreis, für welchen sie bestimmt ist, je nach dem Individuum, dem Alter, dem Stande — vgl. 'Stümper-' (xx léger, facile), 'Kinder-' (XXII chaumière, maison, hôtel, palais), 'Laien-Synonymik' (XXI avocat, avoué). 'Für den Standpunkt einer vollendeten Meisterschaft im Verständnis der Sprache gibt es gewiß nur eine sehr kleine Anzahl von Wörtern, die notwendig als synonym anerkannt werden müßten.' Von der lexikalischen unterscheidet Vf. eine grammatische Synonymik, in welcher die allgemeinen Gesetze und Prinzipien der Lehre von den sinnverwandten Wörtern zu besprechen wären. Vgl. LAFAYE, TRAITÉ DES SYNONYMES GRAMMATICAUX, 1841, und DICT. DES SYN. DE LA L. FR., AVEC UNE INTRODUCTION SUR LA THÉORIE DES SYN., 1858. Als nicht in die Synonymik gehörig nennt Vf. 1. die Homonyma oder gleichlautenden . . . 2. die Paronyma oder ähnlich lautenden Wörter, sofern ihre Bedeutungsgebiete ganz auseinander liegen.

IV. **Methodik der Synonymik.**

'1. Die Etymologie ist die unumgängliche und im allgem. die sicherste Grundlage aller Worterklärungen. Die Grundbedeutung eines Wortes ist und bleibt die lebendige Trägerin aller abgeleiteten Bedeutungen.' Nach dieser Seite ist WEIGAND im Gegensatz zu LAFAYE und TOMMASEO zu loben. Für franz. Synon. machte ROUBAUD, NOUVEAUX SYNONYMES FR., 4 voll., 1785 ff., zuerst die Etymologie geltend. Als Mängel rügt Vf. an den Etymologen: '1. begnügen sie sich in der Regel mit Angabe des nächsten Stammwortes und überlassen die Zerlegung dem eigenen Belieben des weiterstrebenden.' '2. begnügen sich unsere Etymologen in der Regel oder fast immer mit der bloßen Angabe des lat. Stammwortes, ohne die Bedeutung und Geltung desselben genau zu berücksichtigen . . . Wem es um exakte Kenntnis, um exakte Vergleichung der Sprachen zu thun ist, der kann mit solchen Angaben nicht zufrieden sein.' Vf. betont dabei neben dem Fall der Gleichheit und Ähnlichkeit den der Ungleichheit. Überhaupt kann nicht oft genug wiederholt werden, daß der Bedeutungswandel zu sehr vernachlässigt worden ist.

'2. Der Sprachgebrauch der Gegenwart, für uns der definitive [?] Abschluß aller vom Ursprung an geschehenen Wandlungen, muß auch ohne Kenntnis der etymol. Grundlage und der Sprachgeschichte überhaupt erkennbar sein.' Hier ist die schwache Seite in des Vf. Sprachforschung im Gegensatz zu der sonst fast zu sehr überwiegenden Neigung der Zeit zur geschichtl. Sprachbetrachtung. Nach dieser Seite der Synonymik hätte Vf. von WEIGAND lernen können, welcher in seinem WÖRTERB. D. DEUTSCHEN SYNONYMEN, 2. A. 1852, mit Recht in der geschichtl. Entwickel. den Grund und die Erklärung für den gegenwärt. Gebrauch findet. 'Zu dem Behufe ist denn auch eine Auswahl von Nachweisungen und möglichst treffenden Belegstellen aus den ältesten wie spätern Quellen und Schriften und aus unsern gefeierten klassischen Schriftstellern . . . gegeben.'

3. Die Grammatik.

4. 'Die Logik endlich hat vor allem die Findung und Feststellung der Definitionen zu leiten.'

Soviel über die Methode der Auffindung; was seine Methode der Darstellung anbetrifft, so wählt Vf. nicht das heuristische Verfahren, sondern hält es für praktischer, die Ergebnisse sogleich in übersichtlicher Kürze aufzustellen: er stellt eine einheitliche Erklärung an die Spitze seiner Artikel, gibt dann eine Auswahl von Beispielen (leider nicht vielseitig genug und mit gänzl. Vernachlässigung älterer Quellen; je größer die induktive Basis, desto sicherer das Ergebnis), unter Umständen abweichende Ansichten anderer Synonymiker, darauf die etymologische Erläuterung der Wörter, endlich 'Hinweisung auf diejenigen Wörter der klassisch-latein. Spr., welche der Bedeutung [!] nach mit den . . . Synonymen zu vergleichen sind', welches letztere Vf. sich bei seinem nächsten Zweck wohl hätte sparen können. Mir scheint für die Behandlung des einzelnen Synonymon folgende Ordnung natürlicher: 1. Etymologisches Grundwort; 2. Beispiele, wo nötig aus älterer und recht vielseitig aus neuerer Zeit; 3. Ergebnis für das gegenwärtige Bedeutungsgebiet (etwa abweichende Ansichten anderer Synonymiker).

V. **Anordnung der Synonyma.** Vf. bespricht frühere Anordn. nach der alphabetischen Folge, den Hauptredeteilen, abstrakten Eigenschaften u. aa. und entscheidet sich für die alphabetische Folge der deutschen Wörter, welche das den franz. Synon. gemeinsame Bedeutungsgebiet decken; ein Register der franz. Wörter wird beigegeben. Dem entsprechend würde dieselbe franz. Synonymik für den Engländer wieder anders, anders für den Italiener u. s. w. angeordnet werden müssen. Ob das das praktischste ist, weiß ich nicht; jedenfalls ist es nicht

wissenschaftlich und, was noch wichtiger ist, nicht natürlich. Nach meiner Ansicht müssen die sinnverwandten Wörter, wie überhaupt die Wörter in einem Wörterb. je nach ihrer etymolog. Verwandtschaft geordnet werden und mit ihren Synonymen durch Verweisungen und kürzere Bemerkungen in Beziehung gesetzt werden. Alphabetische Register, je für die in Frage kommenden Sprachen, dienen dem praktischen Zweck des Nachschlagens. So würde z. B. für die franz. Synonymik stets dieselbe naturgemäße Hauptordnung bleiben und nur das Register am Schluß ein anderes werden, je nachdem sie für französische, deutsche, englische, italienische u. s. w. Leser bestimmt ist.

Vf. gibt selbst S. XXXIV zu, 'daß mitunter mehrere deutsche Wörter an die Spitze eines Artikels gestellt werden mußten . . ., daß selbst manche Fremdwörter ohne Künstelei nicht vermeidlich waren', das hat ihn jedoch in seiner Anordnung 'nicht irre gemacht'; im Bewußtsein, daß die letztere doch eine recht äußerliche sei, versucht er sich, augenscheinlich zu Beruhigung seines Gewissens, in einer begrifflich-sachlichen Klassifikation der Synonyme XXXIV: 1. allg. Thätigkeiten; 2. allg. Eigensch. u. Zustände; 3. besond. Thätigkeiten; 4. besond. Eigenschaften; 5. Begriffe der Zeit, der Menge, der Weise; 6. geograph. Begriffe u. s. w.; 7. den Staat betreffend; 8. Sachen. Er bemerkt aber schon selbst: 'Solche Klassifikationen werden aber notwendig immer viel subjektives, willkürliches, ja gezwungenes an sich tragen. Soviel über die allgemeinen Fragen.

Auf die einzelnen Artikel einzugehen erlaubt der Plan dieser ZTSCHR. nicht. Die vorliegende 3. A. unterscheidet sich von der 2. (1877) dadurch, daß die Artikel mit der 7. A. d. DICT. DE L'ACAD. (1878) in Einklang gesetzt und Änderungen wie Zusätze aus dem hinterlassenen Handexemplare des Vf. nachgetragen worden.

SCHRADER O.: SPRACHVERGLEICHUNG UND URGESCHICHTE. LINGUISTISCH-HISTORISCHE BEITRÄGE ZUR ERFORSCHUNG DES INDOGERMANISCHEN ALTERTUMS. — JENA, COSTENOBLE, 1883. — 8°, X, 490. M. 11.

Die Hauptarbeit der Sprachforschung unsers Jahrh. ist den indogerm. Spr. und zwar zum weitaus größten Teil dem paläontologischen Studium derselben zugewandt worden: der Untersuchung der Verwandtschaftsverhältnisse, der Vergleichung der ältesten überlieferten Formen, der Rekonstruktion der Formen der idg. Gemeinspr. (weniger ihren Bedeutungen), dem Kulturzustande und der Heimat des idg. Volkes. Leider sind die Ergebnisse all dieser Studien nicht so befriedigend, wie man erwarten könnte. So schließt z. B. K. BRUGMANN seinen Aufsatz ZUR FRAGE NACH D. VERWANDTSCHAFTSVERH. D. IDG. SPR. in dieser ZTSCHR. oben S. 256 mit einem 'Non liquet'. Betreffs der erschlossenen **Urformen**, welche eine so große Rolle in unsern sprachw. Arbeiten spielen, bemerkt DELBRÜCK, EINL. IN D. SPRACHSTUD. 1880 S. 52: 'Die Ursprache ist nichts als ein formelhafter Ausdruck für die wechselnden Ansichten der Gelehrten über den Umfang und die Beschaffenheit des sprachlichen Materials, welches die Einzelsprachen aus der Gesamtspr. mitgebracht haben', man vgl. auch POTTS Artikel S. 329-354 oben. Der Kulturzustand des idg. Volkes wird von vielen Forschern als verhältnismäßig hoch entwickelt, von andern (wie HEHN) als sehr niedrig dargestellt. Endlich wird ihre Heimat von den meisten in Asien, von andern neuerdings in Europa gesucht.

Die reichliche auf diese Frage bezügliche Litteratur von ADELUNGS MITHRIDATES an bespricht Vf. in der 1. Abh. in objektiver und eingehender Weise. In der 2. Abh. kritisiert er die bisher angewandten Methoden und kommt zu der Überzeugung, daß zur Beantwortung der Frage nicht einseitig die Sprachw., sondern auch die vergleichende Kulturgeschichte mit zu entscheiden habe (210). Wenn Vf. gelegentlich S. 204 bemerkt: 'es wäre wohl möglich ein englisches Buch mit Ausschluß aller lateinisch-französischen und ebenso ein solches mit Ausschluß aller germanischen Bestandtheile zu schreiben', so möchte ich mir die Frage erlauben, wie er letzteres sich denkt, da doch der ganz unentbehrliche grammatische Teil der Sprache germanisch ist. In der 3. Abh. gibt der Vf. die Ergebnisse seiner eigenen Erforschung der Urzeit. Er findet, daß die Metalle, diese mächtigen Hebel der Kultur, mit Ausnahme des Kupfers, den Indogermanen vor ihrer Trennung nicht bekannt waren, und daß das Kupfer ihre Kultur nicht fördern konnte, da alle Schmiedekunst ihnen mangelte. Vf. entwirft weiter ein Bild der idg. Urzeit in ihren charakteristischsten Zügen (Viehzucht, Ackerbau, Speise u. Trank, Familie, Sittlichkeit, Staat, Fertigkeiten, Künste, Sprache, Religion, Heimat; wobei ich bedauere, daß gerade die Sprache

der Indog. im Vergl. mit den der semitischen und ural-altaischen Sprachen so knapp behandelt wird [413 ff.]. Was die Heimat betrifft, so behauptet Vf. S. 450, daß die Völkerbewegungen Alteuropas nach Süden und Osten gerichtet und von Norden ausgegangen seien (westwärts einer Linie Königsberg-Krim); daß die Inder und Iranier nordwärts des Himalaya am Jaxartes gemeinsame Wohnsitze besessen (452); und daß das halbe Nomadenvolk der Indog., welches zu seiner Ernährung weiter Länderstrecken bedurfte, sich wohl vom atlantischen Ocean bis zum Jaxartes (453) erstreckt haben kann. Dem Kulturzustand nach könnten die Bewohner der Schweizer Pfahlbauten wohl Indog. gewesen sein (454). Ich bin überzeugt, daß die Sprachforscher, wie sie auch über einzelne Ansichten des Vf. denken mögen, der fleißigen Arbeit im ganzen ihre Anerkennung nicht versagen werden.

Schrumpf G. A.: HOW TO BEGIN FRENCH. — AN EDUCATIONAL ESSAY. — Hertfort, Austin, 1883. — 8°, 17.

Mit den Grundsätzen des Vf. kann man sich im allgemeinen wohl befreunden, bis auf den Gedanken beim ersten Unterricht des Franz., Bells visible speech zu Grunde zu legen. Vgl. über letzteren diese Ztschr. S. 156

Seely F. A.: AN INQUIRY INTO THE ORIGIN OF INVENTION — TRANSACT. ANTHROPOL. SOC. Washington. II. 1883. P. 70—90.

To consider the nature of the first steps in mechanical invention far back of history, of tradition, and of the revelations of archaeological research, is the object of this paper . . . It is in this way that men whose business is with the study of inventions read their history. They pass backward from the perfected machine or product, eliminating in reverse order the successive improvements that have been made, and so arriving at successively simpler and ruder forms until the original germ is reached. Vf. betont von dem ursprünglichen Menschen: he would use his selection out of what nature provided, but artificial preparation there was none . . . the mechanical expedients possessed by the earliest human beings were such, and only such, as they possessed in common with the brutes . . . I shall therefore . . . regard them as his [of man in the lowest condition] original endowment, in which can be recognised elements for the supply of all his prime necessities — food, shelter, and defence . . . His first notions of cause and effect, and of adapting means to ends, were of the humblest character . . . I have roughly traced the original stock of mechanical expedients through three stages: their use by brutes . . .; then their habitual use by man and then their use by man under conditions involving judgment, selection, and dexterity . . . Necessity is, in a certain sense, the mother of invention . . . two old elements uniting to form a new structure with special functions, and in it were all the elements of invention. Auf die interessanten Beispiele, welche der Vf. (whose daily business is the study of invention; denn er ist Examiner U. S. Patent Office) vorführt, kann ich nicht näher eingehen; doch will ich noch eine schließliche Bemerkung des Vf. die den **Ursprung der Sprache** betrifft, hersetzen: We can easily suppose that man may have as great advance in arts as I have described in this paper before his unformed speech had become distinguishable from the chatter of the beasts around him. It must have been one of the immediate results of his early mechanical progress to give large increments to language by the new ideas and wants which the arts engendered. It is not impossible that spoken language may have originated at this era, and so the man who invented speech must prior thereto have been a man by means of his mechanical inventions — to make which he must have been already man. Doch nicht wegen des Vf. zuletzt ausgesprochener Vermutung betreffs der relativen Chronologie der Erfindung der ersten Werkzeuge einerseits und des Ursprungs der Sprache andererseits habe ich obige Arbeit besprochen — mancher Sprachforscher dürfte in bezug darauf andrer Meinung, für Gleichzeitigkeit sein —, sondern wegen der Analogien, welche in dem Ursprung und der weitern Entwickelung der Sprache mit der Erfindung und Vervollkommnung der Werkzeuge sich finden dürften. Bei dem weitern Sinne, in dem Vf. 'invention' nach der ganzen Arbeit aufzufassen scheint (selection out of what nature provided — adapting means to ends — old elements uniting to form a new structure with special functions), kann man es bergeifen, daß Vf. auch von 'Erfindung' der Sprache spricht.

SINGER I.: THE HUNGARIAN LANGUAGE. — TRÜBNER'S COLLECTION OF SIMPL. GR. LONDON, 1882. — Crown 8°, VI, 88. 4 s. 6 d.

P. v.: Hungarian is so different in its structure from the other European languages (excepting Finnish and Turkish) [einige vorbereitende Bemerkungen über das Verhältnis des Magyarischen zu den indog. Spr. würden hier willkommen gewesen sein; dieses wird auch in der Folge nicht gebührend beleuchtet; vgl. RIEDL, MAGYAR. GR. 1858 S. 12] that a new grammatical system, as well as a new vocabulary, has to be learnt . . . and yet in most Hungarian grammars the language is forced to accomodate itself to the framework of the Latin system . . . The language is here treated from a different standpoint . . . the author has analysed the language itself, and given the results of his analysis in a series of rules. For this reason the terminology usually adopted has been abandoned and replaced by more appropriate expressions, which in most cases have been obtained by translating from Hungarian the corresponding grammatical terms. Für solche wörtliche Übersetzung grammatischer Ausdrücke hat Vf. zwar das klassische Beispiel der römischen Gramatiker (vgl. STEINTHALS GESCH. D. SPRACHW. BEI DEN GRIECH. U. RÖM., z. B. über πτῶσις casus, αἰτιατή accusativus u. aa.), sie bleibt gleichwohl ein Fehler, so oft die ursprünglichen Ausdrücke unangemessen sind, wie das z. B. bei den Benennungen der Vokale S. 5 (flats, sharps) in Rücksicht auf die Vokalharmonie der Fall ist. Mit Recht hält hier RADLOFF eine Bezeichnung nach phonetischen Grundsätzen für notwendig; vgl. meine Besprech. seiner PHON. D. N. TÜRKSPR. 482.

S. 1. geht Vf. von den ung. Buchstaben aus, nach alter Weise, und erklärt ihre Aussprache namentlich durch englische Laute. Scheint nun letzteres auch geboten, weil Vf. englisch schreibt, so wäre doch ein anderes Lautsystem, z. B. das deutsche oder franz., hier vorzuziehen gewesen, weil die engl. Laute, besonders die Vokale, wegen ihrer Eigenart, der unvollkommenen Lippenartikulation und der Diphthongierung langer Vokale, sich so wenig zu solcher Vgl. eignen. Auf S. 2 Mitte muß statt e" wohl e' stehen. S. 3 steht 'ő as u in fur, or the German ö in Höhle'. Hier ist Höhle wohl das richtige Beisp.; dann ist aber fur, welches um 2 Grade offner und mit unvollkommener Lippenartikulation gesprochen wird (vgl. I. ZTSCHR. S. 183 ö in Öl und œ in engl. err), ein falsches Beisp. Auf derselben S. identifiziert Vf. sounds und articulations, wieder ein Beisp. für den Mißbrauch des letzteren Ausdrucks. S. 4: ny (as is heard in new or in the French word Champagne); soll es ein Zweilaut nì sein wie in new, oder ein einfacher N wie in Champagne? Auf S. 5 hätte Vf. die **Vokalharmonie** in ihrem Wesen und in ihrer Bedeutung für eine ganze Sprachfamilie eingehender würdigen können. Auf derselben S. finden wir: the nouns (substantive, adjective, numeral, pronoun) and verbs undergo certain modifications in order to express the various accidental circumstances of number, case, person, time and place. These modifications are called inflections. In der Folge wird dann von der 'Deklination' und 'Konjugation' gesprochen. Da der ung. wie der finnischen und verwandten Spr. von einigen Sprachforschern die 'Flexion' im strengen Sinne des Wortes abgesprochen worden ist, so wäre hier wohl die Bemerkung am Platze gewesen, daß in der indog. 'Flexion' der Stammvokal veränderlich ist, z. T. in Anpassung an den Vokal der Endung; daß bei der entsprechenden 'Modifikation' der ung. Spr. der Stammvokal unverändert bleibt und der Vokal der Endung sich dem des Stammes anpaßt. S. 6, 12, 14, 19, 24 spricht Vf. von 'orthographical changes'; das wesentliche ist doch die lautliche Veränderung, die der Schreibung sekundär.

Die einzelnen Redeteile werden nun mit ihren Veränderungen in eingehender Weise behandelt. Am Schluß wird es manchen überraschen jaj! alas als interjection for grief, juh! juhuhu! als interj. for joy angeführt zu sehen; man ist in andern Spr. gewöhnt, die nach i strebenden Empfindungslautungen bei angenehmen, die nach u bei unangenehmen Gefühlen zu beobachten [vgl. I. ZTSCHR. 110]. Zu beachten ist auf S. 82: The Hungarian has no grammatical gender . . . Etymology: Words are formed in two ways: (a) by means of affixes called formatives; (b) by putting together of words. The first class are called derivatives; the latter compounds. Formatives (Hung.: képző) are particles or affixes which are joined to the word in order to give it another signification. A distinction is to be made between the affixes used for declension and conjugation, and the formatives (affixes for forming new words). Die ganze Syntax wird auf S. 87 und 88 abgehandelt. Hervorheben will ich die Regel: Nouns and verbs, having in each case a significant termination, are independant of their place in the sentence, and therefore the construction of Hung. is very free. As a principal and leading rule it may

be given, that the words follow the same order as the ideas occur . . . The emphasis rests chiefly on the first word.

Staude O.: Der Begriff der Apperception in der neuern Psychol. — Wundts Philos. Stud. I. S. 149—212.

'Einleitung. 1. Das Wort 'Apperception in den Nouveaux Essais von **Leibniz**. 2. Der Begriff der Apperception in der Monadologie und den Principes de la nature. 3. Sinn und Bedeutung der Einführung des Apperceptionsbegriffes: Die mannigfaltigen Wahrnehmungen, welche uns der äußere oder innere Sinn übermittelt, werden nicht in unveränderter Form von der Seele hingenommen, sondern unter dem modifizierenden Einfluß des Seeleninhaltes und durch die Apperceptionsthätigkeit zu geordneten und zusammenhängenden Erkenntnissen ausgebildet. Der Apperceptionsthätigkeit, welcher wir unsere gesamten Vorstellungen unterwerfen, sind wir uns nicht nur als einer in unserm Ich vor sich gehenden, sondern auch als einer spontanen Thätigkeit bewußt.

I. Der Begriff der Apperception bei **Kant**: Kant hat vor allem die Spontaneität der App. und ihre Bedeutung für das Selbstbewußtsein schärfer hervortreten lassen, daneben jedoch den Einfluß der Apperceptionsthätigkeit auf das Zustandekommen der Erkenntnis in seiner transcendentalen Deduktion der reinen Verstandesbegriffe berührt.

II. Der Begriff der Apperception bei **Herbart**, der bei seinem Versuche alle seelischen Vorgänge aus der bloßem Wechselwirkung der Vorstellungen zu erklären, für die Spontaneität der App. keine rechte Stelle fand. Bei der Formulierung eines jeden Gedankens in Worte schwebt beständig der ganze Gedanke den redenden vor (Werke, A. v. Hartenstein VI. 209) und leitet die successive Reproduktion der ihn konstituierenden Vorstellungselemente und der zugehörigen Worte, indem er dieselben, bevor sie ausgesprochen werden, der App. unterwirft.

III. Der Begriff der App. bei Lazarus und Steinthal. Die Herbartsche Schule, vertreten durch L. und St., ließ den Apperceptionsbegriff ihres Meisters im wesentlichen bestehen, suchte aber, von den metaphysischen Ansichten Herbarts absehend, die Bedeutung des Begriffs mehr in der praktischen Lebenserfahrung, auf. Nach **Lazarus**: Leben der Seele II², 42 ist die Perception die bloße Reaktion der von keinerlei Inhalt erfüllten Seele als eines empfindenden Wesens gemäß ihrer ursprünglichen Natur, die Apperception eine Reaktion der von Inhalt bereits erfüllten, durch die früheren Prozesse seiner Erzeugung ausgebildeten Seele. Die Arten der App. sind nach L. identifizierende, subsumierende, begreifende, symbolische, schöpferische App. Überhaupt herrscht eine beständige Wechselwirkung zwischen Spr. und Apperceptionsthätigkeit, wie im einzelnen Individuum, so in der Entwickelung der Völker II², 144. Die Spr. erleichtert durch das Mittel der Vertretung die App., und die App. dient der Schöpfung der Spr. Nach **Steinthal**: Abriss der Sprachw. I, § 148 ist die App. der Inbegriff aller der psychischen Bewegungen und Aktionen, welche eine Kenntnis vermitteln, sozusagen die Aneignungsform einer Erkenntnis, im Gegensatze zur Perception.

IV. Der Begriff der App. bei **Wundt**. Vgl. Physiol. Psychol. ² Kap. 15. 'Die App. ist das Handeln unseres Willens im Gebiete unserer Vorstellungen.'

Ich habe mich bemüht im Auszug möglichst wörtlich des Vf. sachliche Darstellung des für die Sprachw. so wichtigen Begriffs wiederzugeben. Vgl. zu IV meine Einl. in d. Sprachw. I. II. 84.

Steinthal H.: Wann soll der Unterricht in fremden Sprachen beginnen? — Philol. Wochenschr. 1883. No. 48. S. 1526—32.

Des Vf. Erörterung dieser Frage wurde veranlaßt durch die Verhandlung des Berliner Magistrats über die beste Organisation der Mittelschulen. Im Gegensatz zu der bisher üblichen Praxis, welche Rücksicht nimmt auf die Schultradition, die hier gegebenen historischen Verhältnisse, die Notwendigkeiten des praktischen Verkehrs, schließt sich Vf. denen an, welche eine **Änderung im Unterricht der fremden Spr.** für notwendig erachten und betont folgende '**aprioristische Grundsätze**': 'Der Unterricht in fr. Spr. darf mindestens nicht früher beginnen, als zu der Zeit, wo er mit Vorteil und ohne Nachteil gegeben werden kann. Ferner aber versteht es sich von selbst, daß hier alles, was an den Gouvernanten-Unterricht erinnert, ausgeschlossen ist, und nur derjenige Unterricht gemeint wird, welcher darauf ausgeht, dem Zögling die materialen und formalen Elemente einer fr. Spr. und die Regeln der Zusammensetzung und Fügung der letztern darzubieten, so daß er befähigt wird, **in dieser Spr. zu denken.**'

Dieses Denkenlernen in der fr. Spr. wird mit Recht vom Vf. wie von andern Sprachforschern betont, die vollständige Aneignung der fr. Spr., der innern, nicht bloß der äußern Sprachform. Nichts ist verkehrter als die Ansicht, es genüge zum Ausdruck der fr. Spr. zunächst die innere Sprachform in der Mutterspr. zu bilden und sie dann in die äußere Sprachform der fr. Spr. übersetzen zu lernen. Vgl. oben S. 446, 476. Wenn aber Vf. von vornherein eine streng systematische Methode empfiehlt, welche die Analyse voraussetzt und von den Elementen zum Satze gelangt, so kann ich ihm, wenigstens für den Unterricht in lebenden Spr., nicht so ganz beipflichten. Ich halte es, wie ich in einem Aufsatz des folg. Bandes näher begründen werde, für natürlicher von einfachen wirklichen Sätzen als gegebenen Einheiten auszugehen, den in ihnen ausgesprochenen Gedanken zum Verständnis zu bringen, den Satz zu analysieren zu Wörtern, Sprachsilben, Lauten, unter Umständen zu den Artikulationen, falls diese neu und besonders zu üben sind, und aus diesen Elementen allmählich den Satz wieder aufzubauen (**analytisch-synthetische Methode**). Was nun die Sätze betrifft, so halte ich es wie Vf. für ratsam: 'daß zur ersten Übung im Latein [also in den toten, wie den lebenden Spr.] meist oder nur solche Sätze geboten werden, welche **Gedanken aus dem gewöhnlichen Leben und dem Anschauungskreise des Kindes** enthalten . . . So, meine ich, werde dem Kinde lebendig vorgeführt und von Anfang eingeprägt, daß das tote Latein einst eine lebendige Spr. war.' Man glaube nun nicht, daß Vf. den Wert der analytischen Methode verkenne; er will sie aber nur an der Mutterspr. gelernt und geübt wissen. 'Erst dann . . . [sagt er] ist ein Kind reif für den synthetischen Unterricht in der fr. Spr., wenn es die Rede in der Mutterspr. zu analysieren gelernt . . . so daß jedenfalls die **Erkenntnis der Mutterspr. der der fr.** immer um mehrere Schritte und in aller Sicherheit **vorausgeht.**' In Rücksicht auf das Postulat der rein synthetischen Methode schließt Vf.: 'Der Unterricht in der fr. Spr. dürfe im Durchschnitt nicht vor (oder nicht bedeutend vor) dem zurückgelegten zwölften Jahre beginnen.' Es ist in höheren Schulen üblich den Unterricht in einer fr. Spr. schon mit vollendetem neunten Jahre anzufangen; ich halte das mit dem Vf. für verfrüht. Bis dahin ist im allgemeinen die natürliche Aneignung der Mutterspr., eher noch der Umgangsspr. als der edlern Schriftspr., nicht ausreichend gefestigt, die Grammatik durch Analyse und Synthese noch nicht genügend zum Bewußtsein gebracht, so daß der Vorteil der Erlernung der fr. Spr. leicht durch den größern Nachteil der Verlernung und Verderbnis der eigenen Spr. erkauft werden dürfte. Vf. kommt schließlich S. 1530 zu folgendem Ergebnis seiner Erörterung:

'1. Der Anschauungsunterricht in der Mutterspr. beginnt mit dem Eintritt des Schülers in die Schule.

2. Während sich dieser ohne Unterbrechung fortsetzt, beginne mit dem zurückgelegten neunten Jahre der begriffliche Unterricht in den Bestimmungen des einfachen Satzes der Mutterspr.

3. Während sich dieser doppelte Unterricht in der Mutterspr. fortsetzt, beginne mit dem zurückgelegten zwölften Jahre der Unterricht in der fr. Spr.'

Dem stimme ich ganz bei bis auf 3., wo ich empfehlen möchte, mit dem elften Jahre den Unterricht in der ersten und nächstverwandten fr. Spr. zu beginnen, wofür das Kind in diesem Alter in der Regel reif ist, falls nach der für den lernenden leichteren analytisch-synthetischen Methode unterrichtet wird und zwar in möglichster Nachahmung des natürlichen früher bei der Mutterspr. gewöhnten Verfahrens. Nach streng und einseitig synthetischer Methode dürfte auch nach vollendetem zwölften Jahre der erwünschte Erfolg nicht erzielt werden, es sei denn bei besonders begabten Kindern.

STEINTHAL s. **HUMBOLDT**.

STENGEL E.: ERINNERUNGSWORTE AN **FRIEDRICH DIEZ**. — ERWEITERTE FASSUNG DER REDE, WELCHE ZUR ENTHÜLLUNGSFEIER DER AN DIEZ' GEBURTSHAUS ANGEBRACHTEN GEDENKTAFEL IN GIESSEN AM 9. JUNI 1883 GEHALTEN WURDE. NEBST MEHREREN ANLAGEN UND EINEM ANHANG: BRIEFE VON F. DIEZ AN L. DIEFENBACH, W. WACKERNAGEL, K. WEIGAND, A. V. KELLER, A. MUSSAFIA UND A. EBERT. — MARBUSG, ELWERT, 1883. — 8°, 104. M. 1.50.

Ich begnüge mich hier die für die Geschichte der Sprachw. wertvolle Rede vor der Hand ohne weitere Besprechung anzuzeigen, wobei ich mir vorbehalte, auf den Inhalt derselben in einem folgenden, dem Andenken an F. DIEZ zu widmenden Bande näher einzugehen.

STRODTMANN J. S.: SPRACHVERGLEICHENDE BEGRIFFS-ETYMOLOGIEN — HAMBURG, GRÜNING, 1883. — Lex. 8°, 55. M. 1,50.

Man ist in der vgl. Sprachw. an Werke gewöhnt, in welchen dieselbe **Wortform** durch die verschiedenen Phasen derselben Spr. und durch verschiedene Sprr. hindurch verfolgt wird, wobei bisher einseitig der Wandel der Form und Laute betont und Lautgesetze gefunden, die Bedeutungen aber leider zu sehr vernachlässigt wurden. Man wird deshalb schier überrascht, hier eine Schrift zu finden, in welcher der Versuch gemacht wird, denselben **Begriff** mit seinen, je nach den verschiedenen Zeiten und Spr., verschiedenen Ausdrücken zu behandeln und diese Ausdrücke auf ihre Etymologie zu prüfen, d. h. zu untersuchen, aus welchen Grundbedeutungen sich der betreffende Begriff entwickelt hat. Ohne Frage eine interessante Aufgabe, welche nicht bloß für die Psychologie, sondern auch für die Seite der Sprachw., welche ich im Programm S. xv **Psychik** genannt habe, zu wichtigen Ergebnissen führen kann, wenn sie richtig und in gebührender Vollständigkeit gelöst wird. Handelt es sich doch dabei um nicht geringeres, als um die Entwickelungsgeschichte einzelner Begriffe bei den bekannteren Völkern; und aus solcher folgerichtig durchgeführten **Historik** müßten sich dann wohl auch **Gesetze für den Bedeutungswandel** ergeben, wie die bisherige Methodik sie für den Lautwandel reichlich zu Tage gefördert.

Ein vergleichendes 'Begriffs-Etymologikon' ist aber nicht eher möglich als bis für die Sprr., die in den Kreis der Betrachtung kommen, zuverlässige synonymische und etymologische Wörterbücher (wie z. B. die deutschen von WEIGAND und KLUGE) fertig zur Verfügung stehen; leider wenige Spr. sind in dem Fall. Bis dahin ist also der 'Begriffs-Etymologe' genötigt sowohl in der Zahl der Sprachen wie der Begriffe sich zu beschränken, will er auf zuverlässigem Grunde bauen. Nach meiner Ansicht ließe sich aber schon mit den zunächst liegenden und bekanntesten lebenden Spr.: dem Deutschen, Englischen, Französischen und den allerwichtigsten Begriffen etwas nicht bloß für die Wissenschaft, sondern auch die allgemeine Bildung recht ersprießliches leisten, etwas, was in den weiteren Kreisen der Gebildeten auf Verständnis und Interesse rechnen und gelegentlich im Sprachunterricht in den Oberstufen höherer Schulen nützliche Verwendung finden könnte.

Vf. vergleicht nun innerhalb des Gebiets der indogerm. und semit. Sprachfamilien folgende Begriffe, bzhl. Begriffsgruppen: 1. Anfang, Beginn, Anbeginn. 2. Acker, Feld, Flur, Anger, Wiese, Weide, Trift, Matte, Aue. 3. Buch, Schrift (Brief). 4. Hemd. 5. Arzt. 6. Hahn, Huhn, Henne. 7. Flügel, Schwinge, Fittich. 8. Adler, Geier, Habicht, Weihe, Falke, Sperber. 9. Heuschrecke, Grille. 10. Bote. 11. Garten. 12. Tisch. 13. Freund, Feind. 14. Gesicht, Angesicht, Antlitz. 15. Gedicht, dichten. 16. Geist, Seele. 17. Vater, Mutter. 18. Eltern, Kind. 19. Sohn, Tochter. 20. Bruder, Schwester. Leider sind die einzelnen Etymologien nicht immer zuverlässig. Die benutzten Quellen sind z. T. veraltet, so wertvoll sie ihrer Zeit auch waren. Die eigenen etymologischen Versuche des Vf. fordern häufig Widerspruch heraus, da er sich innerhalb der indog. Familie nicht genug an die Lautgesetze bindet und von der indogerm. oft kühne Sprünge in die semit. Familie thut. Freilich bemerkt er dabei S. 7: 'Zur Beseitigung etwaiger Bedenklichkeiten bei dieser Herleitung verweise ich auf das 1. Heft meiner SATURA S. 199—208 (HAMBURG, 1864), wo sich ein langes Verzeichnis von solchen Wörtern findet, die in den semit. und indogerm. Spr. offenbar übereinstimmen.' So sehr man auch anerkennen muß, daß Vf. es unternommen von der psychologischen Seite der Sprache auszugehen, so hat man doch zu bedauern, daß er von den vielen Einzelfällen nicht zu allgemeinern Gesetzen strebt. Man vermißt die induktive Methode, welche zu Prinzipien führt, Prinzipien, die der weiteren etymologischen Forschung hätten zu gute kommen können. Es hätten die Ergebnisse der neueren Psychologie, namentlich auch die Associationsgesetze berücksichtigt werden müssen. Vereinzelt sind solche allgemeineren Bemerkungen wie ad No. 14 S. 39: 'Zwar ist bei den überschriebenen Wörtern in den verschiedenen Spr. die phonetische Form meistens sehr abweichend, allein in dem der Wortbildung vorangehenden Gedankengange findet sich eine bemerkenswerte Übereinstimmung der Völker'; und S. 40: 'pars pro toto? Hervorheben will ich noch, was Vf. S. 47 über die natürliche Entwickelung der Ausdrücke für die Begriffe 17. Vater, Mutter bemerkt, bei welcher Gelegenheit Vf. auf seine ANATOMISCHE VORHALLE ZUR PHYSIOL. DER STIMME UND SPRACHLAUTE (ALTONA, 1837) verweist, deren ich seiner Zeit in meiner PHONETIK gedacht habe. Man vgl. übrigens meine Besprechung von ABEL. Recht störend sind die vielen Druckfehler.

SUDRE F.: GRAMMATICA DELLA LINGUA UNIVERSALE INVENTATA DA F. SUDRE RIDOTTA PER GLI ITALIANI DA B. BUSNELLI. — MILANO, BIGNAMI, 1883. — 18°, 48. L. 1.

SUDRE hat seiner Zeit seine künstliche 'Universalsprache' dem Institut de France und andern gelehrten Gesellschaften wie auf Ausstellungen vorgelegt. Als lautliche, richtiger als silbige Elemente sind do re mi fa sol la si zu Grunde gelegt: do bezeichnet z. B. die Negation, si die Affirmation, la den best. Artikel; dore ich, domi du, dofa er; doredo Zeit, doremi Tag, dorela Jahr; doredofa Kopf.... Die Redeteile werden durch Verdoppelungen verschiedener Konsonanten unterschieden. Der italienische Bearbeiter spricht S. 19 von den Vorteilen dieser '**musikalischen Universalsprache**' che ciascun individuo può ottenere colla conoscenza di una LINGUA UNIVERSALE, sia approfittandone in patria per poter parlare con tutti gli stranieri che lo visitano, sia viaggiando in tutti i paesi civili del mondo, potendo comprendere et farsi comprendere dappertutto, sc. unter der Bedingung, daß alle die andern auch dieselbe 'Universalsprache' erlernt haben. Bis das sich verwirklicht, wird man wohl besser thun, je nach Bedürfnis die wichtigsten natürlichen Sprachen zu erlernen und die dazu dienenden Methoden möglichst zu verbessern.

TRAUTSCHOLDT M.: EXPERIMENTELLE UNTERS. ÜBER DIE ASSOCIATION DER VORSTELLUNGEN. — WUNDTS PHILOS. STUD. I, 213—250.

Arbeiten wie die vorliegende verdienen ganz besonders die Aufmerksamkeit der Sprachforscher, seitdem WUNDT (PHYSIOL. PSYCHOL. 1. A. 1874 S. 787 ff., 2. A. 1880 Kap. 17), PAUL (PRINCIPIEN DER SPRACHGESCH. 1880), MASING (vgl. diese Bespr. S. 467) und KRUSZEWSKI (PRINZIPIEN DER SPRACHENTW. oben S. 304 u. ff) die Bedeutung der Associationen für die natürliche Entwickelung der Spr. in der Menschheit wie im einzelnen und die Erlernung fremder Spr. ausführlicher nachgewiesen. Zur Litteratur über die Association von ARISTOTELES ab vgl. VOLKMANN, LEHRB. D. PSYCHOL. 2. A. I. 430 ff.). Des Vf. einleitende Darstellung gründet sich auf die von WUNDT, in dessen psychophysischem Institut und unter dessen Mitwirkung auch die Experimente gemacht wurden. Die **Klassifikation der Associationen** S. 216 ist die von WUNDT PHYSIOL. PSYCH.[2] II. 302 mit geringen Erweiterungen; für die Leser der ZTSCHR., welche WUNDTS STUD. nicht einsehen können, will ich sie hier zum Abdruck bringen:

'I. Äußere Association.

A. Association simultaner Vorstellungen.

1. Association der Teile einer einzigen simultanen Vorstellung:
   - a) Ass. des Ganzen zum Teile.
     - α) das Ganze eine einheitliche Vorstellung,
     - β) das Ganze eine Komplexion.
   - b) Ass. des Teils zum Ganzen.
     - α) das Ganze eine einheitliche Vorstellung,
     - β) das Ganze eine Komplexion.
   - c) Ass. von Teilen
     - α) einer einheitlichen Vorstellung,
     - β) einer Komplexion.
2. Association unabhängig koexistierender Vorstellungen.

B. Association successiver Vorstellungen.

1. Association successiver Schalleindrücke:
   - a) Ass. in der ursprünglichen Reihenfolge,
   - b) in veränderter Reihenfolge.

   Hierzu insbesondere: **Wortassociationen:**
   - a) Ergänzung eines einfachen zum zusammengesesetzten Worte.
     - α) Hinzufügung hinten,
     - β) Hinzufügung vorn,
     - γ) Hinzufügung beiderseits.
   - b) Ergänzung eines Satzes oder Komplexes von Wörtern.
     - α) Hinzufügung hinten,
     - β) Hinzufügung vorn,
     - γ) Hinzufügung beiderseits.
2. Association successiver Gesichts- und anderer Sinnesvorstellungen:
   - a) Ass. in der ursprünglichen Reihenfolge,
   - b) in veränderter Reihenfolge.

II. Innere Association.

1. Association nach Über- und Unterordnung:
   - a) Ass. einer übergeordneten Vorstellung,
     - α) des zugehörigen Gattungsbegriffs,
     - β) einer verwandten Vorstellung von allgemeinerem Umfange.
   - b) Ass. einer untergeordneten Vorstellung
     - α) zum zugehörigen Gattungsbegriffe,
     - β) zu einer verwandten Vorstellung von allgemeinerem Umfange.

2. Association nach Beziehungen der Koordination:

a) Ass. einer ähnlichen Vorstellung. b) Ass. einer kontrastierenden Vortsellung.

3. Association nach Abhängigkeitsbeziehungen:

a) Ass. nach Kausalbeziehung. b) Ass. nach Zweckbeziehung.'

Die Ergebnisse der Versuche zur Feststellung der Verhältnisse in der Häufigkeit des Vorkommens der hauptsächlichsten Associationsformen finden wir auf S. 218. S. 222 ff. wird der subjektiven Faktoren gedacht, welche bei der Association mitwirken. Die Experimente und Ergebnisse über den zeitlichen Verlauf der Association werden S. 227 ff. dargestellt; als Mittelwert der Associationszeit wird angegeben 0,727 Sek.

Voelkel M. J. A.: Das etymologische Moment beim franz. Unterr. — Pädag. Arch. XXV. 545—52.

Vf. empfiehlt im Unterricht das zu erlernende Franz. zu dem Lat. resp. dem Engl. [und zu deutschen Fremdwörtern, möchte ich hinzufügen] in Beziehung zu setzen, soweit letztere 'schon als fester Besitz angeeignet' sind. Er stellt dabei den Grundsatz auf 547: 'frisch ins volle lebendige Franz. einzuführen, unvermischt und unverwischt durch abstrakte Bemerkungen.' 546: 'Man fange ja nicht mit . . . dem Aufstellen einer Regel an, sondern verhelfe dem Schüler möglichst zur unmittelbaren Anschauung, d. h. lasse . . . den Originalklang der lebendigen Stimme in der fremden Spr. mit seiner sinnl. Wirkung auf das Gehör des Schülers das erste und letzte sein.' Der konkrete Fall müsse vorausgehen, eine Fülle von Fällen vorliegen, ehe man zum Gesetz sich erhebe, das man dem Schüler selbst finden lassen müsse, um die Lust zur eigenen Thätigkeit zu wecken. Allmählich würde sich dann auch das Gefühl für Wortfamilien einstellen wie: créer, créateur, création, créature. Weiter seien einheimische Bildungen von exotischen in der zu erlernenden Spr. zu scheiden. Wünschenswert sei für Gymnasien ein nach lat. Stämmen geordnetes Vokabularium, ähnlich dem von Nagel 'für Studierende und Lehrer', aber mit 'weiser Beschränkung.' Am fruchtbarsten seien dazu die Stämme, welche den regelmäßigen Zeitwörtern zu Grunde liegen. Für Realgymn. gibt Vf. einer nach Stoffen geordneten Wortsammlung den Vorzug. Ich glaube, die Vorzüge beider Anordnungen ließen sich bis zu einem gewissen Grade vereinigen. 551: 'Die von B. Schmitz angeregte und von E. Müller gebilligte Frage, ob für unsere Jugend ein nach Stämmen geordnetes etymologisches Wörterbuch für die deutsche, franz. und engl. Spr. zugleich zu versuchen wäre, müssen wir füglich dahin gestellt sein lassen.' Es wäre der Versuch sehr interessant; jedenfalls wäre wünschenswert, daß die Schulwörterbücher mehr Rücksicht auf die Etymologie nähmen. Erst für die Oberstufe spart Vf. eine systematische Behandlung der Etymol.: Hauptpunkte der Lehre vom Lautwandel [und so weit als möglich vom Begriffswandel]. 551: 'Auch empfiehlt es sich, ab und zu ein lat. Wort oder gar einen ganzen Stamm in seiner neusprachl. Ausgestaltung den Primanern vorzuführen; das Engl. werde hierbei stets berücksichtigt . . . So etwas vor seinen Augen unter eigener Mitarbeit entstehen zu sehen, fördert den Schüler ungemein . . . Die sinnverwandten Wörter werden nach ihrem Unterschied erfaßt, wenn man auf die "wahre, echte, wirkliche" (ἔτυμον von ἔτος; ἐτυμολογία = veriloquium Cic. Top. 8, 35) Grundbedeutung jedes Wortes zurückgeht. Eigentliche historische Gramm. oder Geschichte der Spr. aber darf schließlich nicht gelehrt werden, denn wenn in einer Spr. davon die Rede sein könnte, so wäre das doch immer die Mutterspr.'; vgl. zur letzten Frage die Thesen der Pädag. Sektion der Versamml. d. Philol. u. Schulm. in Dessau 1884. Ich freue mich, vom Vf. Gesichtspunkte vertreten zu sehen, nach welchen ich seit Jahren, soweit mir freie Hand gelassen wurde, im fremdsprachl. Unterricht verfahren, und die hoffentlich bald auch in weitern Kreisen Anerkennung finden werden.

Waitz Th.: Allgemeine Pädagogik und kleinere päd. Schriften. — 3. verm. A. mit e. Einl. über Waitz' prakt. Philos. hrsg. v. O. Willmann. — Braunschweig, Vieweg 1883. — 8°, LXXIX, 552. M. 10.

Die Werke des Vf. sind für den Sprachf. in verschiedener Hinsicht von besonderer Bedeutung: seine Grundlegung der Psychologie, 1846, und sein Lehrb. d. Psychol. als Naturw., 1849, für die psychol. Seite; seine Anthropologie, namentl. Band I.: Über die Einh. d. Menschengeschl. u. d. Naturzust. d. Menschen: 2. A. hrg. v. G. Gerland, für die Beziehung der Sprachw. zur Anthropol. u. Ethnogr.; seine vorliegende Pädagogik für die ontologische

Entwickelung der Spr. Ich hebe hervor aus dem 1. Teil § 4 Schranken der Erziehung: 1. in der angeborenen Organisation und den organischen Dispositionen; 2. in der Umgebung; Zweck d. Erzieh.: Hingebung an die allgemein menschlichen Interessen; aus dem 2. Teil § 18 die **Mutterspr.**, S. 246—263, § 25 die **fremden Spr.** S. 374—401; aus den KLEINERN PÄD. SCHRIFTEN: III. ÜBER DIE METHODEN DES UNTERR. IM LESEN U. SCHREIBEN. EINE PSYCHOL. UNTERS. 1852, in vorl. A. S. 498—515. Wer sich über die **Methodik des sprachl. Unterr.** Rat holen will, dem seien die gen. Abschnitte empfohlen, wenn die Praktiker auch nicht allen einzelnen Prinzipien des Vf. beipflichten dürften. Meine Ansichten über diese Fragen habe ich in meiner PHONETIK I. S. 124—132, II. S. 92—93 vorläufig angedeutet und hoffe einen Teil davon in einem Artikel des nächsten Bandes ausführlicher behandeln zu können.

WEISSWEILER N.: DER ARTIKULATIONSUNTERRICHT IN DER TAUBSTUMMENSCHULE. — KÖLN, DU MONT-SCHAUBERG, 1883. — 12°, 58. M. 1.20.

Vf. bietet hier einen 'Versuch zu einer populären, aber dennoch hinreichend vollständigen Darstellung des Verfahrens beim Artikulationsunterr. in der Taubstummenschule' [im ersten Schuljahre]; derselbe ist für die angehenden Taubstummenlehrer berechnet, welche behufs weiterer 'eingehenderer Belehrung' auf die bekannteren Lehrbücher der Phonetik verwiesen werden. Vf. definiert S. 3 den Begriff der Artikulation: 'Unter Artikulationen versteht man den für das Ohr anderer vernehmlichen, deutlichen, korrekten Ausdruck der einzelnen Teile der Wortspr., also der Laute, Silben, Wörter und Sätze.' Die elementaren Bewegungen der verschiedenen Teile des Sprachorgans, von deren Neben- und Nacheinander jener 'korrekte Ausdruck' abhängt, übersieht Vf. Bei der Beschreibung der 'Werkzeuge der Spr.' S. 4 wären Abbildungen sehr erwünscht. Die Beschreibung der Funktionen der Stimmritze und des Kehldeckels S. 5 sind ungenau. Als Übungen zur speziellen Vorbereitung auf den Artik.-Unt. werden S. 10 Bewegungen des Mundes, (der Lippen) und der Zunge, sowie Atmungsübungen beschrieben; Beschauen von Bildern, Zeichnen als Vorübungen zum Schreiben S. 12. Für den Beginn des Artik.-Unt. betont Vf. den Grundsatz: 'Vom Leichten zum Schwierigen', wobei nicht bloß die Leichtigkeit der Artik., sondern auch die Hilfe des Gesichts und Gefühls in Frage kommt. In bezug auf die Reihenfolge der zu entlockenden und einzuübenden Laute würden 'die Meinungen noch lange auseinandergehen.' S. 15: 'Der einfachste und auch für die Taubstummen leichteste Sprachlaut ist unstreitig das h.' RADLOFF bestreitet das oben S. 367; ich würde in keinem Fall damit beginnen; auch Vf. sieht davon zunächst ab. Er hält nun folgende Reihe der Laute ein: p, a ('unter den Vokalen ist das a von Taubst. am leichtesten aufzufassen und nachzusprechen. Außerdem bildet es füglich die Grundlage für alle übrigen Vok.'; dabei durfte Vf. aber nicht von 'mäßiger' Öffnung des Mundes sprechen, sondern von größter), t, o, u (der Rückgang der Zunge bei o, u scheint Vf. nicht zu kennen), f, au ('die Zungenlage bleibt bei beiden Lauten [d. h. den Vokalen a und u] die gleiche', behauptet Vf. fälschlich) s—ſ, e, i (der Vorgang der Zunge wird bei letztern Vokalen nicht genannt), m (hätte im Anfang geübt werden können, weil der Taubst. gewöhnt ist, das Gaumensegel immer herabhängen zu lassen), n, l (l kommt zu früh), w, ä, ö, ü (die letztern drei Vokale werden ungenau beschrieben, weil Vf., wie bereits gesagt, den Vor- und Rückgang der Zunge nicht anerkennt), ei, ai (Vf. scheint beide Diphthonge verschieden auszusprechen), eu — äu, b, d (kommen zu spät; die Analogien in der Lauterzeugung sind in der Reihenfolge des Vf. zu wenig berücksichtigt), h, ch — g (nach i u. s. w.), j, sch (wird ungenügend beschrieben), k, g, (nach a, u u. s. w.), ng, r, z, x.

WIEDEMANN A.: DIE ÄLTESTEN BEZIEHUNGEN ZWISCHEN ÄGYPTEN UND GRIECHENLAND. — LEIPZIG, BARTH, 1883 — 8°, 22. M. 0,60.

— SAMMLUNG ALTÄGYPTISCHER WÖRTER, WELCHE VON KLASSISCHEN AUTOREN UMSCHRIEBEN ODER ÜBERSETZT WORDEN SIND. — LEIPZIG, BARTH, 1883. — 8°, 46. M. 5.

In seiner GESCHICHTE ÄGYPTENS, 1880, hat Vf. die Periode von PSAMMETICH I. bis auf ALEXANDER D. GR. behandelt, in welcher die Ägypter in steter Beziehung zu fremden Völkern, namentlich zu den Griechen standen. In engem Zusammenhang damit steht nun der erstgen. am 17. Okt. 1882 an der Univ. BONN gehaltene **Vortrag**, dessen Resultate Vf. S. 21 kurz so zusammen-

faßt: 'Eine unmittelbare Einwirkung der ägypt. Kultur auf die griech. läßt sich vor dem 7. vorchr. Jh. nicht nachweisen. Was in prähistor. Zeit von fremden Einflüssen nach Griechenl. kam, kam alles durch die vermittelnde und umbildende Hand der Phönizier. Erst durch PSAMMETICH I. ward das Nilthal dem griech. Handel erschlossen.' Vgl. S. 16: 'Nur in einem Gebiete können wir in Griechenl. eine Entlehnung nachweisen, d. i. in der **Schrift** ... Aber auch hier ist die Entlehnung nicht unmittelbar erfolgt, vielmehr können wir an der Hand der Inschriften noch deutlich den Weg verfolgen, den die Schriftzeichen genommen haben, ehe sie zu den Hellenen gelangten. Die Phönizier wählten sich aus der halbalphabetischen hieratischen Schrift, wie sie um die Mitte des 1. Jtaus. v. Chr. in Ägypten üblich war, eine Reihe von Zeichen aus, welche ihrem Laute nach den phönizischen Buchstaben [Lautungen?] entsprachen; von ihnen empfingen die griech. Inseln und von diesen wieder das festländische Hellas die Schrift.' Man vgl. hierzu: J. DE ROUGÉ: MÉMOIRE SUR L'ORIGINE ÉGYPTIENNE DE L'ALPHABET PHÉNICIEN, 1874, und F. LENORMANT: INTRODUCTION À UN MÉMOIRE SUR LA PROPAGATION DE L'ALPHABET PHÉNICIEN DANS L'ANCIEN MONDE, 1866, einerseits und DEECKES entgegengesetzte Ansicht. Nach Eroberung Ägyptens durch ALEXANDER entwickelte sich eine neue Kultur, deren Mittelpunkt ALEXANDRIA wurde, und wirkte nunmehr griech. Bildung auf ägyptische ein; es war namentlich griech. Sprachw., welche dort zur Blüte kam.

Die oben gen. **Sammlung ägyptischer Wörter** ist nicht die erste ihrer Art. Vf. erwähnt von früheren namentlich JABLONSKI: COLL. ET EXPLIC. VOC. AEGYPT.; ROSSI: ETYMOL. AEGYPT.; PARTHEY: VOCAB. COPTICO-LAT. Während nun seine Vorgänger mit den betr. klassischen verhältnismäßig zu moderne ägypt. (koptische) Wörter verglichen, hat Vf. es sich zur Aufgabe gemacht, 'den überlieferten Worten die ägypt. Urform zur Seite zu stellen', und sind demgemäß seine Vgl. der hieroglyphischen Litteratur entnommen. Wir haben hier also zwei extreme Perioden, mit welchen die klassischen Wörter in Beziehung gebracht werden. Sollte das richtige nicht vielmehr in der Mitte zu suchen sein, in der demotischen Litteratur, in jener verhältnismäßig spätern Zeit, wo, wie Verf. selbst im obigen Vortrag nachgewiesen, die klassischen Völker, zunächst die Griechen mit den Ägyptern in Verkehr standen? Man vgl. bei ROUGÉ a. a. O. p. 10, 11: Règles critiques qui doivent guider les comparaisons, welche sich m. m. vom Gebiete der Graphik auf das der Wortvgl. übertragen lassen. Die Wörter der Sammlung, von welcher bloße Transskriptionen, Eigen- und Götternamen i. allgem. ausgeschlossen wurden, sind meist Pflanzennamen. Die Quellen: DIOSKORIDES, APULEJUS und PLUTARCH. Die Prüfung des einzelnen muß ich den Spezialforschern überlassen. Der Gegenstand im allgemeinen kann für die Phonetik der ägypt. Spr., namentlich für genauere Feststellung ihres Vokalismus Bedeutung gewinnen.

WUNDT W.: ÜBER PSYCHOL. METHODEN. — WUNDTS PHILOS. STUD. I. S. 1—38.

Über des Vf. GRUNDZÜGE DER PHYSIOLOG. PSYCHOL. 2. A. 1880 habe ich bereits in meiner EINLEITUNG IN DIE SPRACHW. I. eingehender berichtet. Die seitdem erschienenen PHILOS. STUD. enthalten eine Reihe von Aufsätzen, in welchen die empirischen psychol. Untersuchungen fortgesetzt werden. In der vorliegenden Arbeit erörtert Vf. die Frage (S. 2): 'ob und in welchen Beziehungen die **experimentellen Methoden der Psychol.** charakteristische Eigentümlichkeiten darbieten, und inwiefern dieselben einer weitern Fortbildung fähig scheinen.' Die allgemeine Aufgabe der experimentellen Psychol. stellt Vf. dahin fest, 'daß sie den Inhalt unseres Bewußtseins in seine Elemente zerlegt, diese Elemente nach ihren qualitativen und quantitativen Eigenschaften kennen lehrt und die Verhältnisse der Koexistenz und der Aufeinanderfolge derselben in exakter Weise ermittelt.' Experimentell ist die Psychol., insofern die Bedingungen des seelischen Geschehens willkürlich in meßbarer Weise verändert werden (3). Vf. unterscheidet drei Klassen von Methoden (5): 1. Die **psychophysischen** Methoden, die sich auf die exakte Untersuchung der Elemente unserer Vorstellungen (Empfindungen) beziehen, deren Zweck ist: die gesetzmäßigen Beziehungen zwischen den äußeren Veränderungen des Reizes (Physischem) und den inneren der Empfindung (Psychischem) zu bestimmen. Die Theorie derselben ist von FECHNER und G. E. MÜLLER besprochen. Hier sind angewandt (7):

a) die Methode der eben merklichen Unterschiede,
b) der mittleren Fehler,
c) der richtigen und falschen Fälle.

2. Die Methoden zur **Analyse der Sinneswahrnehmungen** zum Zweck 'der vollständigen Ermittelung der Elemente, aus welchen ein einzelner Wahrnehmungsprozeß sich zusammensetzt, sowie der Gesetze, nach welchen sich diese Elemente verbinden' (18):

a) Methode der Zusammensetzung (Klangkompositionen, Synthese der Klanglaute mittels des HELMHOLTZschen Vokalapparates — vgl. S. 100 dieser ZTSCHR. — oder der KÖNIGschen Wellensirene — S. 104 dieser ZTSCHR. —).

b) Zerlegungsmethode (Klanganalyse mit Resonatoren — S. 75 dieser ZTSCHR. —).

c) Variationsmethode. Variation subjektiver oder objectiver Bedingungen oder beider gleichzeitig (stereoskopischer Versuch).

3. Die Methode der **psychologischen Zeitmessung** (25): Qualitative Untersuchung der Koexistenz und des Wechsels der Vorstellungen. Quantitative Untersuchung der zeitlichen Verhältnisse der Vorstellungen.

a) Reaktionsmethoden;

b) Vergleichungsmethoden (Komplikations- und Reproduktionsmethode).

WUNDT W.: ÜBER DIE MESSUNG PSYCHISCHER VORGÄNGE. — WUNDTS PHILOS. STUD. I. 251—260.

In einer am 3. März 1881 in der BERL. Akad. gelesenen Abh. hat E. ZELLER die Frage erörtert, ob und unter welchen Bedingungen die psychischen Vorgänge einer Messung zugänglich seien, und ist im ganzen zu einem verneinenden Ergebnis gekommen. Dem gegenüber hebt Vf. zunächst hervor, daß auch Z. die Bedeutung des WEBERschen Gesetzes anerkenne, das doch der numerische Ausdruck einer ganz allgemeinen psychologischen Gesetzmäßigkeit sei. 'Die Ausführungen ZELLERS gegen die Meßbarkeit psychischer Vorgänge lassen sich nun im wesentlichen auf zwei Punkte zurückführen, von denen der eine mehr spekulativer, der andere empirischer Art ist. Der erste sagt, psychische Vorgänge seien nicht meßbar, weil der Versuch einer solchen Messung einen Widerspruch mit den Bedingungen in sich schließe, die bei jeder Messung erfüllt sein müßten. Der zweite behauptet, psychische Vorgänge seien nicht meßbar, weil thatsächlich alle Versuche, solche Messungen auszuführen, gescheitert seien.' Vf wendet sich nun ausführlicher gegen diese beiden Punkte und schließt S. 260: 'Der Satz, daß die Bewußtseinserscheinungen nur an Bewußtseinserscheinungen gemessen werden können, ist richtig; aber er führt zu Trugschlüssen, wenn man ihn stillschweigend mit der weitern Voraussetzung verbindet, die äußere Erfahrung gehöre nicht zu den Bewußtseinserscheinungen ... ZELLERS ganze Argumentation ist teils auf diesem Irrtum, teils auf eine für den gegenwärtigen Zustand der Wissenschaft nicht mehr zutreffende Kenntnis der Thatsachen gebaut.'

WUNDT W.: WEITERE BEMERKUNGEN ÜBER PSYCHISCHE MESSUNG. — WUNDTS PHILOS. STUD. I. 463—471.

Am 16. März 1882 hat E. ZELLER in der BERL. Akad. EINIGE WEITERE BEMERKUNGEN ÜBER DIE MESSUNG PSYCHISCHER VORGÄNGE vorgetragen, worin er zugesteht, daß seine früheren Bemerkungen sich nur auf direkte Messung bezögen, nicht auf Maßbestimmungen, welche erst 'auf Grund von Messungen durch Schlußfolgerung und Berechnung gefunden worden sind'. Mit diesem Zugeständnis gibt sich Vf. jedoch noch nicht zufrieden, sondern zeigt, daß in den exaktesten Gebieten der Naturw. solche Maßbestimmungen wie die letzteren eine Hauptrolle spielen und andrerseits, daß beim WEBERschen Gesetz eine direkte Messung nicht nur in bezug auf die äußern Sinnesreize stattfinde, sondern auch eine Empfindung unmittelbar an der andern gemessen werde. 'Gleicherweise führt jede physikalische Größenbestimmung auf die Messung des Gleichen am Gleichen zurück ... Nur das eine sind wir nicht im stande: Empfindungswerte ähnlich wie Gramme und Zentimeter als feste Maßeinheiten aufzubewahren; und dies ist der Grund, aus dem wir in diesem speziellen Fall auf eine relative Größenschätzung beschränkt bleiben, wie sie im WEBERschen Gesetz ihren Ausdruck findet.' Wenn Z. weiter sagt, daß die Psychophysiker nicht im stande seien, die Geschwindigkeit psychischer Thätigkeiten zu messen, so bemerkt Vf. dazu S. 468: 'Bei der gleichförmigen Bewegung messen wir die Geschwindigkeit, indem wir die Zahl der Raumeinheiten bestimmen, die in einer gewissen Zahl von Zeiteinheiten durchlaufen werden; bei den psychischen Vorgängen messen wir die Geschwindigkeit, indem wir die Zahl gleichartiger Akte bestimmen, die in einer gewissen Zahl von Zeiteinheiten vollzogen werden.'

RÜCKBLICK.

Ordnen wir die im obigen einzeln nach der alphabetischen Reihenfolge der Verfasser besprochenen Werke nunmehr **nach dem Inhalt** unserm Programm gemäß, so erhalten wir folgende **Übersicht:**

Zur Sprachw. im **allgem.:** Begriff, Methodik u. s. w. (MAX MÜLLER); zur Geschichte der Sprachw.: DIEZ (STENGEL), W. V. HUMBOLDT (DISTEL, POTT, STEINTHAL).

I. **Naturwissenschaftliche Seite** (HELMHOLTZ). Beziehungen zur Anthropologie (POWELL):

1. Akustische Ausdrucksbewegungen. Phonetik (BERGONIÉ, MICHAELIS, RADLOFF, vgl. Türkspr.). Physikalisches (KÖNIG, MELDE). Anatomie, Physiologie, Pathologie des gesamten Sprachorgans (GREENBERGER). Taubstummheit (ALINGS, ARNOLD, BÉLANGER, PEYRON, WEISSWEILER). Physiologische Erklärung des Laut- oder vielmehr Artikulationswandels und der Lautgesetze in ihrem steten Wirken (MASING).
2. Optische Ausdrucksbewegungen. Graphik. Physiognomie (COPE), Gesten (MALLERY, GERLAND). Schrift; Tättowieren (FLETCHER); Bilderschrift u. s. w. (CUST, HOFFMANN, HOLDEN); Keilinschriften (BEZOLD).
3. Gegenseitiges der akustischen und optischen Ausdrucksbewegungen. Methodik des Taubstummenunterr. (3. Kongress.). Psychophysisches (HOPPE).

II. **Psychologische Seite,** Psychik. Beziehungen zur Psychologie (BUCCOLA, COPE, GAD, HOPPE, HUMBOLDT-POTT,-STEINTHAL, STAUDE, TRAUTSCHOLDT, WUNDT). Semasiologie und Bedeutungswandel (ABEL, STRODTMANN). Subjektlose Sätze (MIKLOSICH).

Analogie (KLAUS, MASING). Etymologische Forschungen (ANDRESEN, CANINI). Grammaire logique (BRISSET).

III. **Historische Seite,** Historik.

1. Phylogenetische Entwickelung der Spr.

Ursprung und vorhistorische Entwickelung (GUMPLOWICZ, POWELL, SCHRADER, SEELY). Beziehungen zur Mythology (POWELL). Mischspr., Fremdwörter (RIEGEL). Charakteristik der Sprr. in ihren verschiedenen Entwickelungsphasen (POWELL).

Sprachenkunde im allgem. (HUMBOLDT-POTT,-STEINTHAL). Einteilung der Sprr. (ADAM):

A. Sprachen, welche **nicht semit. und indogerm.** Familie zugehören:
Afrika: (CUST, PARKER), Ägyptisch (WIEDEMANN).
Amerika: (CHARENCEY), Indianersprr. (GATSCHET, PILLING, POWELL).
Asien: Südasien (CUST), Ostasien (V. D. GABELENTZ, GRUBE).
Europa: (CRUEL), Baskisch (EYS), Ungarisch (SINGER), Türkisch (RADLOFF).

B. **Semit.** Sprachfamilie: Assyrisch (EVANS), Hebräisch (HERZFELD), Arabisch (PALMER).

C. **Indogerm.** Sprachfamilie (SCHRADER):
Indisch (CUST, HOPKINS, PALMER).
Eranisch (GHEYN, PALMER).
Griechisch (BLOOMFIELD, CANINI, GELDART, WIEDEMANN).
Lateinisch (PRICE). Romanische Sprr. (EBERING, HORNING):
Rätoromanisch (GARTNER).
Rumunisch (MIKLOSICH).
Portugiesisch (LENCASTRE).
Französisch (DARMESTETER, HATZFELD, LANGE, SCHMITZ, SCHRUMPF).
Slawisch (ABEL). Südslaw. Sprr. (MIKLOSICH).

Germanisch:
Skandin. (NOREEN).
Englisch (EVELYN-SHEPHERD, FLÜGEL).
Deutsch. Niederd. (BERGHAUS, DOORNKAAT KOOLMANN). Oberd. (BRANDSTETTER). Schriftspr. (FLÜGEL, KERN, KLUGE, RIEGEL).

2. Ontologische Entwickelung der Sprache.
Methodik des Sprachunterrichts (HENSEN, KERN, MÜNCH, Graf PFEIL, SCHRUMPF, STEINTHAL, VOELKEL, WAITZ).
Ideen einer Universalspr. (SUDRE-BUSNELLI).

Obige erste BIBLIOGR. dieser ZTSCHR. kann auch im entferntesten nicht Anspruch auf Vollständigkeit machen aus Gründen, welche in der Natur der Sache liegen, und die ich bereits oben S. 416, 417 angedeutet habe. Gleichwohl ist die Zahl der eingelaufenen Werke eine so große und der Umfang des in ihnen zusammen behandelten Gebietes ein so weiter, daß ich die bibliographische Besprechung in solcher Ausdehnung allein nicht unternommen haben würde, auch nicht unter dem Druck der S. 416 ausgeführten Umstände, wenn ich nicht auf meine gute Gesundheit und Ausdauer einerseits und auf langjährige Übung in selbständigem Lesen und Beurteilen andrerseits vertraut hätte. So lange ich nämlich auf allg. sprachw. Gebiet arbeite, und das sind nun beinahe 15 Jahre, habe ich mich gewöhnt, beim Lesen der einzelnen Schriften Bemerkungen niederzuschreiben, meist am Rande meiner Handexemplare, und den Gesamteindruck am Schluß in kurzem Urteil zusammenzufassen; und auf Grund dieser Aufzeichnungen aus allen Teilen der Sprachw. und aus den verschiedensten Zeiten pflege ich in Zwischenräumen von je drei Semestern Vorlesungen über die Geschichte der Sprachw. zu halten; einen kleinen Ausschnitt daraus habe ich in meiner EINLEIT. IN DIE SPRACHW. I. Band veröffentlicht. War für mich also diese Art des Lesens und Urteilens eine seit lange geübte, so trat die Weise der Veröffentlichung in solcher BIBLIOGR. als neu an mich heran; und muß ich wie in meinen Vorbemerkungen zu diesem Bande S. XVI um Nachsicht bitten, wenn beim ersten Wurf nicht sogleich alles im ganzen, wie im einzelnen gelungen. Es hat mir namentlich an der Zeit gefehlt, um das viele mit der Gründlichkeit und Sorgfalt durchzuführen, die ich mir zur Pflicht mache. Um dieses Heft noch vor Abschluß des Jahres hinaussenden zu können, habe ich von meinen sämtlichen Besprechungen die ersten Entwürfe in die Druckerei senden müssen. Nicht immer sind die ersten Eindrücke die besten; bei wiederholter Prüfung gestaltet sich das Urteil in einzelnen Fällen anders. So ist man z. B. leicht geneigt, Grundsätze, welche auf den ersten Blick seltsam erscheinen, für falsch zu halten, wenn die induktive Beweisführung desjenigen, der sie zuerst ausspricht, mangelhaft ist; während doch weitere Überlegung und Induktion die Richtigkeit derselben wohl erweisen kann. Und was meine Darstellung betrifft, so wäre sie durch Überarbeitung gewiß runder und kürzer geworden. Alles das wird hoffentlich in den BIBLIOGR. der folgenden Jahre sich günstiger gestalten. Mühe hat die diesjährige, das brauche ich wohl nicht zu sagen, genug gekostet; aber die vielseitige Belehrung und Anregung, welche ich aus dieser Arbeit geschöpft, hat mich schon reichlich belohnt, und wenn davon durch diese meine vermittelnde Thätigkeit sich auch nur ein geringer Bruchteil auf diesen und jenen Leser der ZTSCHR. übertragen sollte, so würde ich mich doppelt belohnt fühlen.

LEIPZIG, Weihnachten 1884. F. TECHMER.

MITTEILUNGEN.

AUFRUF.

'Ein National-Denkmal für die Brüder **JAKOB** und **WILHELM GRIMM** in ihrer Vaterstadt HANAU a. M.

Am 4. Januar 1885 und am 24. Februar 1886 werden hundert Jahre verflossen sein, seit JACOB und WILHELM GRIMM in HANAU das Licht der Welt erblickten.

Die Bürger HANAUS, stolz darauf, daß zwei der berühmtesten Gelehrten und besten Söhne unserer Nation in den Mauern ihrer Stadt geboren sind, haben mit opferbereiter Begeisterung den durch das Herannahen dieser Tage angeregten Gedanken aufgenommen, dem edlen Brüderpaare in seiner Vaterstadt ein seiner würdiges Denkmal aus Erz zu errichten.

Aber nicht nur die Vaterstadt, nicht nur das hessische Heimatland sind zur Ausführung des Werkes berufen: die ganze Nation hat das Recht, wie die Pflicht, das Andenken der unvergeßlichen Männer dankend zu ehren.

Die Brüder GRIMM haben die deutsche Altertums-Wissenschaft begründet und die Schätze der Vergangenheit für das Leben der Gegenwart zurückgewonnen. An GRIMMS MÄRCHEN erbauen sich tausende von deutschen Kinderherzen. In unsere Sprache sind die beiden Forscher tiefer eingedrungen als irgend jemand und haben aus ihrem unergründlichen Schachte Schätze zu Tage gefördert, deren Reichtum unser Volk staunend in dem unvergleichlichen Werke erkennt, das ihren Namen trägt und allein genügen würde, ihnen die Unsterblichkeit zu sichern.

Ihr gewissenhafter Ernst, ihr prunkloses Wesen, ihre geistige Tiefe und ihr reiches Gemüt vereinigten die edelsten Züge der deutschen Art zu einem ewig denkwürdigen Bilde brüderlicher Eintracht und volkstümlicher Wissenschaft.

Sie haben das Vaterland mit der reinsten Hingebung geliebt und durch ihr mannhaftes Eintreten für ihre Überzeugung die vaterländische Gesinnung in weiten Kreisen geweckt und befestigt.

An alle Deutschen im Reiche und außerhalb desselben bis zu den fernsten Gestaden der neuen Welt ergeht daher der Ruf, Herz und Hand zu öffnen, da es gilt, die Männer zu ehren, welche unserem Volke erst ein klares Bewußtsein vom Werte seiner Muttersprache, dieser unversiegbaren Quelle seiner Volkskraft und sichersten Grundlage seiner nationalen Zusammengehörigkeit, gegeben haben.

Geldsendungen bitten wir an einen der Schatzmeister des Komitees, Herrn LUDWIG LIMBERT oder Herrn PH. HEINRICH ZEUNER, briefliche Mitteilungen und Anfragen an Justizrat OSIUS oder Dr. GEORG WOLFF zu richten.

HANAU a. M., am 23. April 1884.

[Folgen die Unterschriften]

Das Lokal-Komitee.

Für dasselbe: LANG, Landg.-Präsident; Freih. v. BROICH, Landrat; RAUCH, Oberbürgermeister; OSIUS, Justizrat; KEHL, Fabrikant; Dr. WOLFF, Gymn.-Oberlehrer.'

LANGUAGE: A MAGAZINE OF POPULAR PHILOLOGY.

It is proposed to publish in the city of NEW YORK a magazine devoted to language. It will print such articles on topics connected with language as it is thought will be interesting to an intelligent public.

Topics for such articles are to be found in:

1. The history of words, especially newly discovered or freshly explained etymologies; current meaning of words, with their synonyms; the rise of new words and new uses of words; verbal criticism of literature; facts about pronunciation and spelling.

2. The history of languages, as the English; comparative study of languages, as in criticism of translations like the revised version of the Bible; study of language in general.

3. The science of language; the classification of its facts, and the laws of its growth and changes; the organs of speech; the laws of mind involved in speech; schools of philology.

4. Visible signs; alphabetics, spelling reform; stenography, pasigraphy, etc.; the notation of the sciences.

5. The teaching of languages, theory and practice.

6. Accounts of philological associations and language conventions; biographical sketches of philologists.

7. Reviews of books on language; bibliography.

Gleanings from the magazines of philology in all languages will be printed, and resort may be had to old garners.

It is proposed to have a department of Notes and Queries. Teachers, for example, will be invited to send questions about translating, or parsing, or other matters of the class-room.

It is proposed to adopt as the standard of orthography that recommended by the Philological Associations of England and America.

Among the projectors and promotors of the magazine are:

F. A. MARCH, Lafayette College, EASTON, Penn.

W. D. WHITNEY, Yale College, NEW HAVEN, Conn. . . .

You are respectfully requested to favor the projectors with your opinion as to the need of the proposed magazine, and as to the several features of it outlined above, with such suggestions as your knowledge and experience may lead you to make. In case you approve the general plan, to what extent may your support be expected? Will you invest money in a 'Language Company'? May we count you among our collaborators, our subscribers or our friends?

It is hoped that speedy replies to this circular will enable us soon to issue another, giving terms of subscription, name of publisher, and other business details.

Correspondence may be addressed to Prof. F. A. MARCH, EASTON, Penn., or to the undersigned

CHARLES P. G. SCOTT, Columbia College, NEW YORK.

'Über eine wichtige Erfindung wird der 'FR. Z.' aus PHILADELPHIA geschrieben: Der an der hiesigen Universität den Lehrstuhl für Physiologie bekleidende Professor Dr. HARRISON ALLEN hat seinen Studenten kürzlich Mittheilungen über die Erfindung eines Apparates gemacht, vermöge dessen er die Bewegungen der Muskeln und des Gaumens beim Sprechen [vgl. GENTZEN: BEOBACHTUNGEN AM WEICHEN GAUMEN, 1876] auf einem präparierten Cylinder graphisch darstellen will. Er nennt den Apparat '**Palato-myograph**'. Der Cylinder eines anderen, 'Kymographion' genannten Apparates wird mit einer Masse umgeben, welche als Schreibtafel fungiert; der Cylinder des Apparates dreht sich mittelst eines Uhrwerkes. Zur Verzeichnung der Thätigkeit gewisser Organe ist das Kymographion bereits früher mit Nutzen angewendet worden. Mit Hilfe eines eigentümlich konstruierten Griffels werden von den Muskeln und dem Gaumen des sprechenden ihre Bewegungen auf dem Cylinder verzeichnet. Der Griffel besteht aus einem dünnen Metallstift, an welchem eine noch dünnere Metallspitze eingelötet ist. Am anderen Ende ist der Stift an einem dünnen, biegsamen Draht von etwa ein sechzehntel Zoll Durchmesser befestigt, der in eine kleine Kugel ausläuft. Letztere wird beim Gebrauch des 'Myograph' durch eines der Nasenlöcher bis zum Gaumen oder zu den Sprachmuskeln geführt. Die Einführung des Instrumentes soll keine Beschwerden oder Schmerzen verursachen, der sprechende soll sogar nach kurzer Zeit das Vorhandensein desselben ganz vergessen. Man führt die dünne Metallspitze an den Cylinder des Kymographion, welcher sich derselben entgegenbewegt, und diese verzeichnet darauf durch Striche die Muskelbewegungen etc. Es hat sich herausgestellt, daß die Zeichen, welche der Myograph beschreibt, bei gewissen Lauten immer die gleichen sind. Die Nasenlaute verursachen z. B. fast horizontale Striche, woraus geschlossen wird, daß der Gaumen dabei nur wenig bewegt

wird. Das Wort 'Mama' bringt eine Wellenlinie hervor, und zwar beweist die Flachheit der Kurve, daß dasselbe den Gaumen nur wenig in Anspruch nimmt [sc. bei näselnder Aussprache]. Das Wort 'Clothes' dagegen zeigt eine große Anzahl von Bewegungen, zuerst einen horizontalen Strich, dann einen langen Strich nach rechts und nach unten, zwei Kurven, von denen die zweite länger und tiefer ist wie die erste, einen Strich nach rechts und eine kurze horizontale Linie. — Von dem Instrument verspricht sich Prof. ALLEN außerordentlich günstige Resultate bei der Untersuchung des Gaumens und Kehlkopfes.'

AUFRUF.

'In einer am 29. Dezember vorigen Jahres in TOLMERS' Square Institute, LONDON, unter dem Vorsitze des Herrn C. TUCHMANN, früheren Präsidenten der Deutschen Wohlthätigkeitsgesellschaft, abgehaltenen Versammlung von deutschen Lehrern und solchen, die sich für dieselben interessieren, wurde beschlossen, unter dem Titel: **German Teachers' Association** einen 'Verein Deutscher Lehrer in England' zu gründen, der sich folgende Hauptaufgaben stellt:

1. Der Verein bezweckt, die soziale und materielle Lage des deutschen Lehrers in England nach Möglichkeit zu heben; politische Bestrebungen irgend welcher Art sind ausgeschlossen.

2. Der Verein übernimmt für seine Mitglieder für eine geringfügige Entschädigung die Vermittelung von Stellen in englischen Schulen und Familien.

3. Der Verein will neu herübergekommenen deutschen Lehrern, sowie andern Mitgliedern, die sich an ihn wenden, mit Rat und That an die Hand gehen und den sich hier aufhaltenden Lehrern und Mitgliedern in einem Vereinslokale ein Heim bieten, mit Lesezimmer, Bibliothek u. s. w.

4. Der Verein unterhält eine stete Verbindung mit den deutschen Hochschulen und der deutschen Presse, um auf die Sachlage in bezug auf den wirklichen Bedarf deutscher Lehrer in England aufmerksam zu machen.

5. Der Verein wird ferner die Aufgabe übernehmen, für die Kinder englischer Eltern passende Schulen auf dem Kontinent, wie auch umgekehrt solche Schulen resp. Familien für deutsche Kinder in England nachzuweisen, den Austausch von Kindern zum Zwecke der Erlernung der englischen und kontinentalen Sprachen zn vermitteln u. s. w.

6. Endlich hofft der 'Verein deutscher Lehrer in England' im Laufe der Zeit und mit Unterstützung der kaiserlich deutschen Regierung in den Stand gesetzt zu werden, in LONDON ein 'Deutsches Institut zum Studium der englischen Sprache' dessen Grundzüge bereits von einem Komiteemitgliede in einer Denkschrift aasgearbeitet werden, zu gründen.

Der Lord-Mayor von LONDON sowie andere hervorragende Persönlichkeiten haben bereits ihre Beteiligung, event. ihre Protektion zugesagt, und die vorläufigen Kosten sind durch die Güte des Herrn TUCHMANN teilweise schon gedeckt, doch sind noch erhebliche Mittel erforderlich, um den Verein so weit lebensfähig zu machen, daß er auf eigenen Füßen stehen, und die oben berührten Projekte zur Ausführung bringen kann. Aus diesem Grunde wendet sich das untengenannte Komitee vertrauensvoll an alle deutschen Lehrer und Studierenden, auch ihrerseits die gute Sache nach Kräften zu fördern, entweder durch Beitritt zu dem Verein oder durch Beiträge.

So weit sich bis jetzt übersehen läßt, würden die Jahresbeiträge der Mitglieder Zehn Mark nicht übersteigen, und würden diese Beiträge alle Mitglieder zu dem Schutze und den Wohlthaten des Vereins berechtigen, deren Umfang nach den oben angegebenen Grundsätzen s. Z. in den Statuten näher festgestellt werden wird.

Beitrittserklärungen, sowie Beiträge werden von dem unterzeichneten Sekretär, sowie von Herrn Dr. BERNARD, Schatzmeister des Allg. Deutschen Schulvereins, Kurstrasse 34/35, BERLIN C., entgegengenommen.

LONDON, im März 1884.

H. REICHARDT,
Oberlehrer an der höheren Mädchenschule, Park Road, Haverstock Hill,
LONDON N. W., Sekretär.'

TODESFÄLLE DES JAHRES 1883:

BERGEINER M., Franziskaner, Orientalist † in BOZEN, 83 Jahr alt.

BESCHERELLE, Bibliothekar des Louvre † 4. Febr. in PARIS im 81. Lebensj.

BURSIAN C., Prof. a. d. Univ. MÜNCHEN † daselbst 53 Jahr alt.

CANELLO H., Prof. d. roman. Spr. in PADUA † am 12. Juni daselbst im 35. Lebensj.
COLENSO J. W., Dr., Bischof von NATAL, Herausg. mehrerer Werke in der Zuluspr. † am 20. Juni in BISHOPSTOWN 69 Jahr alt.
DIEFENBACH L., Dr., Stadtbibliothekar zu FRANKFURT a. M. † am 28. März in DARMSTADT im 77. Lebensj.
DOZY R. P. A., Prof. d. orient. Sprr. an der Univ. LEYDEN † im Mai daselbst im 63. Lebensj.
HÖFER A., Dr., o. Prof. für Skr. a. d. Univ. GREIFSWALD † am 9. Jan. daselbst im 71. Lebensj.
v. KELLER A. Dr., o. Prof. d. d. Litt. a. d. Univ. TÜBINGEN † am 13. März daselbst im 70. Lebensj.
LENORMANT F., Bibliothekar an der Biblioth. Nation., Prof. der Archaeol. in PARIS † am 10. Dez. daselbst 48 Jahr alt.
PERTHES H., Dr., Geh.-Hofr., Gymnas.-Dir. a. D. † am 15. Juni in BONN.
VANIČEK A., Dr., o. Prof. d. vgl. Sprachw. in PRAG † 9. Mai daselbst im 58. Lebensj.
WITTE K., Dr., o. Prof. a. d. Univ. HALLE † am 6. März daselbst 83 Jahr alt.

ANTIQUARISCHE KATALOGE,

WELCHE IN DER REDAKTION EINGEGANGEN SIND:

BAER & Co. in FRANKFURT a/M.: 131. Ling. (**L. DIEFENBACH**s Bibl.)
BROCKHAUS in LEIPZIG: **H. HETTNER**s Bibl. I. Litteraturgesch.
GERSCHEL & ANHEISSER in STUTTGART: 14. Ling. (**M. RAPP**s Bibl.)
GLOGAU in HAMBURG: 45. Sprachw. u. a.
HARRASSOWITZ in LEIPZIG: 92. **TH. BENFEY**s Bibl. 1. Abt.; 93. 2. Abt.; 99. Philol. u. Ling.; 100. **K. WITTE**s Bibl.; 105. d. Spr. u. Litt.; 106. Zool. (Anthropol., Anat., Physiol. u. a.)
JACOBSOHN & Co. in BRESLAU: 58. Europ. Spr. u. a.
HOEPLI in MAILAND: 15. Lang. etc. of the East.
KERLER in ULM: 87. Altklass. Philol.; 88. Vgl. Sprachw. Orient.
KLEMMING in STOCKHOLM: 44. Sprachw. u. a.
KOEHLER K. F. in LEIPZIG: 379. Orient. 1. Abt. arische Spr.; 389. germ. Spr.; 390. roman. Spr.; 402. Orient. 1. Abt. arische u. dravid. Spr.; 403. Orient. 2. Abt. semit. u. hamit. Spr.; 404. Orient. 3. Abt. ural-alt., ostas., malaiische, austr., afrik. u. amerik. Spr.; 405. u. 406. Slav.; 407. klass. Philol. (**C. V. PAUCKER**s Bibl.); 408. u. 409. vgl. Anat. u. Physiol. (**TH. SCHWANN**s Bibl.)
LEHMANN & LUTZ in FRANKFURT a/M.: Orient. u. a.
LIEPMANNSSOHN in BERLIN: 31. u. 33. franz. Spr.; 35. d. Spr.
LIST & FRANCKE in LEIPZIG: **H. KOCH**s Bibl. (Aukt.-Katal.)
LOESCHER in TURIN: 45. franz. Spr.
LORENTZ A. in LEIPZIG: 7. Ling.; 12. Philos. u. Päd.; 18. Romanica; 19. klass. Phil.; 20. Sprachw.; 25. Sprr. u. Litt. des ges. Erdkreises.
MENCKE in ERLANGEN: 2. Päd., Philos. u. Sprachw.
MERKEL in ERLANGEN: 79. d. u. ausländ. Spr. (**A. LÜBBEN**s Bibl.)
OTTO in ERFURT: 308. Philos., Päd., klass. Philol., neuere Spr.; 316. Philos., Päd.; 317. klass. Philol.; 318. neuere Spr.; 324. d. Spr.
SCHLETTER in BRESLAU: 182. d. Philol.; 185. Ling.
SIMMEL in LEIPZIG: 88. Ling. Orient.; 95. Ling. I. idg. Spr.
STARGARDT in BERLIN: 135. Amerika u. Orient (**J. C. E. BUSCHMANN**s Bibl., Mss. v. **W.** u. **A. V. HUMBOLDT**); 137. Orient. (**A. SCHMOELDER**s Bibl.); 148. Orient. (**H. BERGHAUS'** Bibl.)
TRÜBNER in STRASSBURG: 34. semit. Spr.; 38. franz. Spr.; 40. engl. Spr.; 41. d. Spr.
VÖLCKER in FRANKFURT a/M.: 113. Asien, Afr., Amer., Austr., Orient.; 115. d. Spr.; 119. Auswahl.
WEBER in BERLIN: 139. Sprachw. I. Abt. europ. Spr.
WELLER in BAUTZEN: 117. Päd.; 119. klass. Philol.; 120—121. neuere Spr.

REGISTER.

BEARBEITET VON C. WEISS.

PERSONENREGISTER.

SACHREGISTER.

(Vgl. S. 498. 499.)

BERICHTIGUNGEN:

(Vgl. S. 256.)

Seite 153 Zeile 13 v. u. lies *i̯* . . . *a* . . . *ụ* statt . . . *a* . . . *ụ*
„ 160 Mitte lies $j = i̭$ statt $j = i$
„ 183 Mitte lies *g̨* arab. ق statt *g* arab. ق
„ 184 in der ganzen Zeile 13 v. u. lies ʿ statt ʾ
„ 288 Zeile 2 v. o. lies l à m statt à m
„ 360 Mitte lies *ṣī* statt *sī*
„ 383 letzte Zeile lies Hand) statt (Hand
„ 412 Zeile 13 v. u. lies IR. statt JR.
„ 415 Zeile 11 v. u. lies qatal-ti statt q^{u}tal-ti
„ 423 letzte Zeile rechts einzuschalten: [vgl. J. BÖDIKER: GRUND-SÄTZE D. D. SPR., 1690, über 'Rücklesung (Anastrophe)' als regelrechtes Mittel der Etymologie]
„ 446 Zeile 22 v. o. lies Homologen statt Homonymen.

